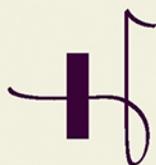


JAHRBUCH DES  
FREIEN DEUTSCHEN  
HOCHSTIFTS

2025



JAHRBUCH DES FREIEN DEUTSCHEN HOCHSTIFTS





JAHRBUCH DES  
FREIEN DEUTSCHEN  
HOCHSTIFTS

2025

HERAUSGEGEBEN VON  
ANNE BOHNENKAMP



WALLSTEIN VERLAG

Berichte des Freien Deutschen Hochstifts 1861–1901  
Jahrbuch des Freien Deutschen Hochstifts 1902–1940  
Neue Folge seit 1962

Wissenschaftlicher Beirat:  
Jeremy Adler – Gottfried Boehm – Nicholas Boyle – Gabriella Catalano –  
Elisabeth Décultot – Heinrich Detering – Andreas Fahrmeir – Johannes Grave –  
Fotis Jannidis – Klaus Reichert

Redaktion:  
Dietmar Pravida

Freies Deutsches Hochstift  
Frankfurter Goethe-Museum  
Großer Hirschgraben 23–25  
60311 Frankfurt am Main



Dieses Werk ist im Open Access unter der Creative-Commons-Lizenz  
CC BY-NC-SA 4.0 lizenziert.

Die Bestimmungen der Creative-Commons-Lizenz beziehen sich nur auf das Originalmaterial der Open-Access-Publikation, nicht aber auf die Weiterverwendung von Fremdmaterialien (z. B. Abbildungen, Schaubildern oder auch Textauszügen, jeweils gekennzeichnet durch Quellenangaben). Diese erfordert ggf. das Einverständnis der jeweiligen Rechteinhaberinnen und Rechteinhaber.

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek  
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation  
in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten  
sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

© Autorinnen und Autoren 2025  
Publikation: Wallstein Verlag GmbH, Göttingen 2025  
Geiststraße 11, 37073 Göttingen  
[www.wallstein-verlag.de](http://www.wallstein-verlag.de) | [info@wallstein-verlag.de](mailto:info@wallstein-verlag.de)  
Vom Verlag gesetzt aus der Aldus  
ISBN (Print) 978-3-8353-5945-1  
ISBN (Open Access) 978-3-8353-8154-4  
ISSN (Print) 0071-9463  
DOI <https://doi.org/10.46500/83535945>

# Inhalt

Subjekt im Aufbruch.  
Transnationale Wiederaufnahmen  
von Goethes ›Werther‹. Internationales Symposium  
im Freien Deutschen Hochstift, 20.–21. September 2024

RAPHAEL STÜBE Transnationale Wiederaufnahmen von Goethes ›Werther‹. Einleitung und Ergebnisse . . . . .	7
MARCUS V. MAZZARI ›Werther‹ in der brasilianischen Romantik. Zwischen »Lazarett-Poesie« und sozialer Anklage . . . . .	13
GABRIELLA CATALANO Die Aktualität des Inaktuellen. ›Werther‹ im Verlag Einaudi 1938	29
MARINA KORENEVA »Kein Luther, kein Werther, es geht da alles den Bach runter« Russische Wege einer deutschen literarischen Figur . . . . .	47
AEKA ISHIHARA ›Werther‹ in Japan: Übersetzungen und literarische Bearbeitungen	61
<hr/>	
JOACHIM SENG »Die erste Seite, die ich in ihm las, machte mich auf Zeitlebens ihm eigen«. Shakespeares Einfluss auf den jungen Goethe . . . . .	80
JEREMY ADLER Zur Genealogie der »Menschenwürde«. Eine Goethe'sche Perspektive . . . . .	108
WOLFGANG BUNZEL Post aus Jena. Clemens Brentanos Brief an seinen Ex-Kommilitonen Matthias Thiel vom April 1799 . . . . .	158

## ALEXANDER KNOPF

Intime Kommunikation. Romantische Liebe als soziale Praxis  
in Bettina von Arnims ›Clemens Brentanos Frühlingskranz‹  
und ›Die Günderode‹ . . . . . 205

## BETTINA ZIMMERMANN

»Ich habe ein Manuscript, und völlig fertig, liegen«.  
Johann Wilhelm Ritter an den Verleger und Buchhändler  
Johann Georg Zimmer in Heidelberg, München, 20. Februar 1809 228

## OLAF MÜLLER

Johann Wilhelm Ritter als Literaturagent in eigener Sache.  
Der Brief an den Verleger der ›Fragmente‹ vom 20. Februar 1809  
in dreizehn Schlaglichtern . . . . . 258

## KONRAD HEUMANN

Friedrich Rückert feiern. Ein Kapitel aus der Urgeschichte  
des Freien Deutschen Hochstifts (1863/1864) . . . . . 300

FREIES DEUTSCHES HOCHSTIFT  
Aus den Sammlungen / Jahresbericht 2024

Inhalt . . . . . 336

## JOHANNES SALTZWEDEL

In betuchten Kreisen. Hintergründe zu Goethes Hochzeitscarmen  
von 1774 . . . . . 339

## Jahresbericht 2024

Ausstellungen . . . . . 353  
Bildung und Vermittlung . . . . . 368  
Brentano-Haus Oestrich-Winkel . . . . . 378  
Forschung und Erschließung . . . . . 380  
Erwerbungen . . . . . 397  
Verwaltungsbericht . . . . . 455

Dank . . . . . 461

Adressen der Verfasser . . . . . 463

Subjekt im Aufbruch.  
Transnationale Wiederaufnahmen  
von Goethes ›Werther‹. Internationales Symposium  
im Freien Deutschen Hochstift, 20.–21. September 2024

RAPHAEL STÜBE

Transnationale Wiederaufnahmen  
von Goethes ›Werther‹  
Einleitung und Ergebnisse

Bei Johann Wolfgang Goethes Briefroman ›Die Leiden des jungen Werthers‹ (1774/87) handelt es sich um den ersten internationalen Welterfolg mit moderner Kontur.<sup>1</sup> Im 250. Jubiläumsjahr zum Erscheinen der Erstausgabe wurden seine vielfältigen Rezeptionsspuren innerhalb und außerhalb Europas gleich in mehreren Veranstaltungen aufgearbeitet: Eine wissenschaftliche Tagung in Weimar versammelte Beiträge zu internationalen »Werther-Transformationen«,<sup>2</sup> und eine materialreiche Ausstellung im Lotte-Haus in Wetzlar zeigte die Spuren Werthers und Lottes von ihren Anfängen in den europäischen Nachbarländern bis in die Popkultur Südkoreas.<sup>3</sup> Ein wissenschaftliches Symposium im Freien Deutschen Hochstift (20.–21. September 2024) wählte auf dieser Grundlage einen primär synthetisierenden Zugriff:

- 1 Vgl. Sandra Richter, *Eine Weltgeschichte der deutschsprachigen Literatur*, München 2017, S. 128–158.
- 2 Konferenz der Klassik-Stiftung Weimar »Werther-Transformationen. Transnationale Konstellationen, Diskurse, Medien im 18. und 19. Jahrhundert«, Weimar, 4.–7. Juli 2024, Organisation: Mark-Georg Dehrmann, Carsten Rohde.
- 3 Siehe den Katalog zur Ausstellung: *Werther. Welten. 250 Jahre internationale Wirkung von Goethes Roman ›Die Leiden des jungen Werthers‹* (8.9.2024–26.1.2025), hrsg. von den Städtischen Museen Wetzlar, Petersberg 2024, darin exemplarisch: Georg Weigand, *Zwischen Zensur und Kriminalgeschichte. Die spanischsprachige Rezeption von Goethes ›Die Leides des jungen Werthers‹ seit 1800*, S. 54–64.

Woran liegt es eigentlich, dass in ganz verschiedenen Kulturräumen und zu bestimmten Zeiten die »Brandraketen« zünden, die Goethe im Gespräch mit Eckermann seinem Briefroman attestiert hat?<sup>4</sup> Lassen sich wiederkehrende Konstellationen oder soziohistorische Parameter beschreiben, mit denen Goethes Jugendwerk über den bibliophilen, suizidalen Werther in besonderer Weise einschlagen konnte?

Zur Erörterung dieser Frage wurden Expertinnen und Experten aus der interkulturellen Germanistik eingeladen, die um eine summierende Übersicht über die Wirkungsgeschichte des ›Werther‹ in ihrer jeweiligen Kultur gebeten wurden. Das internationale Symposium widmete sich konkret den Erscheinungsformen von ›Die Leiden des jungen Werthers‹ in Brasilien, China, Italien, Japan, Marokko, Russland, Spanien und Westafrika, um neben kulturspezifischen Akzentveränderungen auch strukturelle Analogien offenzulegen. Eine Leithypothese wurde dabei vorab zur Diskussion gestellt: Werther-Wiederaufnahmen entfalten ihre Zugkraft möglicherweise vorrangig in Phasen eines kulturpolitischen Paradigmenwechsels, in dem Formen von moderner Subjektivität verhandelt werden.<sup>5</sup> Diese Ausgangsbeobachtung wurde im Verlauf des Symposiums genauer differenziert, in ihren politischen Implikationen aber grundsätzlich bekräftigt: Ungeachtet seines unglücklichen Liebestods begleitet Goethes Werther die internationalen Modernisierungsschübe mit einer Tendenz, in besonders friktionsreichen Phasen als Identifikationsfigur aufzutreten, um im Sprechen über individuelles ›Leid‹ auch eine Kritik an vorherrschenden Normen und Repressionsmechanismen zu üben. Als politischer Sprengstoff fungiert dabei, so ein Ergebnis des Symposiums, insbesondere die Simulation eines autonomen Subjekts im Briefroman (auch über eine radikal individualistische Sprache), die wiederum Fragen zur Individualität in der Gesellschaft provoziert.

4 »Es sind lauter Brandraketen! – Es wird mir unheimlich dabei und ich fürchte, den pathologischen Zustand wieder durchzuempfinden, aus dem es hervorging.« (Johann Peter Eckermann, Gespräche mit Goethe in den letzten Jahren seines Lebens, hrsg. von Christoph Michel unter Mitwirkung von Hans Grütters, Frankfurt am Main 1999 [= Frankfurter Ausgabe II/12], S. 528.)

5 Die These schließt an Richter an (wie Anm. 1), aber auch an die Charakterisierung bei Frieder von Ammon, Das Werther-Paradigma. Goethes ›Werther‹ und ein Grundproblem modernen Erzählens, in: Zeitschrift für Germanistik 34 (2024), S. 403–415.

Im folgenden werden die vier Beiträge zur Rezeption in Brasilien, Italien, Russland und Japan veröffentlicht, da sie besonders unbekanntes Material aufbereiten. Die weiteren Beiträge werden vorab im Sinne eines Konferenzberichtes kurz vorgestellt. In der Gesamtschau ließen sich während des Symposiums drei Aneignungsformen heuristisch unterscheiden: Zum einen führte Mounia Alami (Fès/Berlin) mit Blick auf den arabischen Kulturraum eine Option der Eingliederung vor, die sie in ihrer Dissertation mit Blick auf das 20. Jahrhundert systematisch erschlossen hat.<sup>6</sup> Die subjektivistische Briefprosa Goethes wird hier in den hocharabisch-klassischen Stil der Arabeske überführt, die nach einem Normenkatalog ihre Texturen ornamental und allegorisch durchkomponiert. Neben der dadurch veränderten Sprachform treten auch Modifikationen inhaltlicher Art zutage: Werthers Suizid beispielsweise wird als edler Liebestod der ›Entsagung‹ und als Symbol altruistischer ›Aufopferung‹ gedeutet, womit weder Werthers Religionskritik noch sein Suizid im arabischen Raum als problematisch markiert werden. Auch Lotte tritt als integrale Partnerin auf, die im Sinne einer erotischen Askese die Avancen beider Männerfiguren pariert und sich so dem sittlichen ›Paradies‹ annähert. Demnach bleibt eine politische Rezeption bei marokkanischen Schriftstellern des 20. Jahrhunderts weitgehend aus, unter anderem da sich ihre Übersetzungen friktionsfrei in die bestehenden Traditionen einfügen.

Im Fall von Goethes ›Werther‹ spielt eine zweite Möglichkeit der Repression bzw. der Zensur eine wiederkehrende Rolle, da der berühmte Roman in gleich mehreren Kulturen zum Gegenstand von behördlichen Maßnahmen wurde (Marcus Mazzari führt in seinem Beitrag ein Beispiel aus dem Umfeld der brasilianischen Romantik vor). Eine solche, langfristig wenig erfolgreiche, Unterdrückungsstrategie zeigte Helena Cortés Gabaudan (Vigo) auch am Beispiel von Spanien: Im Zuge seines anti-napoleonischen, streng katholischen Regimes verfolgte Ferdinand VII. (Amtszeit: 1813–1833) eine besonders repressive Zensurpolitik, die Goethes ›Werther‹ nicht nur als Verherrlichung des

6 Mounia Alami, Zur arabischen Rezeptionsgeschichte von Goethes Roman ›Die Leiden des jungen Werther‹. Religiöse, politische und kulturelle Differenzen, Berlin 2020, zuletzt auch: dies., Wanderung von »Werthers Leiden«: Der Impact auf die arabische Literaturlandschaft, in: Werther. Welten (Anm. 3), S. 92–101. Sie bezeichnet diesen Prozess der Aneignung dort als eine »literarische ›Osmose‹« (S. 93).

Ehebruchs, sondern auch wegen seiner impliziten Kirchenkritik verbot. Goethe wird in Spanien als Autor des klassisch-harmonischen ›Hermann und Dorothea‹-Epos bekannt, während sein ›Werther‹ immerhin von einzelnen Romantikern zur Identifikationsfigur erhoben wird (mit liberal-demokratischer Einstellung, bspw. José de Espronceda).<sup>7</sup> Solche Verbote bereiten jedoch Aneignungen späterer Generationen vor, wie hier zu Beginn des 20. Jahrhunderts: Am Vorabend des spanischen Bürgerkriegs (1936–1939, hier ca. 1932) wird vor allem der Schlusssatz des Briefromans (»Kein Geistlicher hat ihn begleitet«)<sup>8</sup> von jungen Aufständischen genutzt, um den Status quo des traditionell katholischen Spaniens offen anzugreifen. Noch während der Anti-Franco-Opposition fungiert das Werk als ein Symbol der Befreiung, sodass ›Werther‹ im Spanien des 20. Jahrhunderts als Rebellionsstück einer protestierenden Minderheit gegen Kirche und Staat seinen Auftritt bekommt.

Das führt zu einer dritten Option wechselseitiger Modifikation, die sich als ein ergebnisoffener Austauschprozess zwischen neuem Kulturraum und Impulstext beschreiben lässt. Chen Li (Shanghai) stellte den besonders markanten Fall eines »Werther-Fiebers« im China der 1920er und 1930er Jahre vor, das nach den vergleichsweise textnahen Übersetzungen des Schriftstellers Guo Muro (1892–1978) ausbricht. Eine junge Generation lässt Werther als Figur in eigenen Dramen auftreten (beispielsweise bei Cao Xuesong, 1927), was der Übersetzer Muro als Nachwirkungen der chinesischen Studentenrevolte erklärt (Bewegung des 4. Mai, 1919, mit der er selbst während seiner Werther-Übersetzung sympathisiert).<sup>9</sup> Anhand dieses Fallbeispiels lässt Li er-

7 Vgl. zu diesen Ausführungen Udo Rukser, *Goethe in der Hispanischen Welt. Seine Wirkung in Spanien und in den Ländern des spanischen Amerika*, Stuttgart 1958 sowie Mercedes Martín Cinto, *Recepción del Werther en España*, in: *Traductores y traducciones de literatura y ensayo (1835–1919)*, hrsg. von Juan Jesús Zaro, Granada 2007, S. 73–94.

8 Johann Wolfgang Goethe, *Die Leiden des jungen Werthers* (1. Fassung), in: *Die Leiden des jungen Werthers. Die Wahlverwandtschaften. Kleine Prosa. Epen*, hrsg. von Waltraud Wiethölter in Zusammenarbeit mit Christoph Brecht, Frankfurt am Main 2006 (= *Frankfurter Ausgabe* I/8), S. 266.

9 Guo Muro spricht hier, wie Chen Li in ihrem Vortrag übersetzt, explizit von einer Übergangszeit von einer feudalen in eine neuartige Gesellschaft (was wiederum der Sturm und Drang-Periode Goethes ähnele). Nach seinen Erfah-

kennen, inwiefern die chinesische Kulturpolitik des 20. Jahrhunderts durch ihre Förderung möglichst textnaher Übersetzungen für politische Impulse durchlässig bleibt: ›Werther‹ importierte in einer revolutionären Episode subjektbezogene und weitgehend ungehemmte Ausdrucksmöglichkeiten nach China, die durch die konfuzianische Ethik bis dahin in der chinesischen Literatur unterdrückt wurden.

Ähnliche Spuren förderte auch Nadjib Sadikou (Flensburg) mit Blick auf die Négritude-Bewegung in Westafrika zutage, in der die ›Werther‹-Lektüre für den berühmten senegalesischen Schriftsteller Léopold Sédar Senghor (1906–2001) eine impulsgebende Rolle spielte. Goethes ›Werther‹ wird bei Senghor als ein Revolutionstext ausgelegt, in dem nichts Geringeres als die freiheitliche Entwicklung des Menschen verhandelt werde.<sup>10</sup> Sadikou eröffnete seinen Vortrag mit einem persönlichen Einblick in eine deutschsprachige Schulklass in Benin (um das Jahr 2000), an dessen Beispiel er ähnliche Erweckungserlebnisse politischer Art durch die Lektüre des ›Werther‹ beschreibt. Auch die Beiträge von Gabriella Catalano (Italien) und Aeka Ishihara (Japan) blicken genauer auf Prozesse wechselseitiger Beeinflussung von Übersetzung und Politisierung, und Marina Koreneva diagnostiziert in ihrem Beitrag eine geradezu tragische Abwesenheit der Werther-Figur in Russland. Gerade in der Abwendung von Werthers offener Emotionalität werden dort ›Verhaltenslehren der Kälte‹ literarisiert,<sup>11</sup> die Koreneva in ihren Folgen bis in die Gegenwart erkundet.

Goethes Welterfolg diente also in unterschiedlichen Zeiten und kulturellen Kontexten wiederholt dazu, ein Sprechen über individuelle

rungen im Verlauf des Chinesischen Bürgerkriegs findet jedoch auch bei Guo Muro eine Desillusionierung statt, in deren Zuge er das individuelle Streben nach Selbstverwirklichung, wie er es an Werther beschreibt, zunehmend kritisch kommentiert. Vgl. Mu Gu, Fremderfahrung als Selbstreflexion: Werther in China, in: *Jahrbuch für Internationale Germanistik* 49 (2017), H. 2, S. 43–60.

<sup>10</sup> Vgl. Léopold Sédar Senghor, *Die Botschaft Goethes an die Neuen Neger* (1949), in: ders., *Négritude und Humanismus*, Düsseldorf 1967, S. 81–84. Eine Kulturgeschichte interkultureller Rekonfiguration unternimmt jüngst Nadjib Sadikou, *Nordsüdlicher Divan. Interkulturell verfasste Textwelten in deutschsprachiger und afrikanischer Literatur vom 18. Jahrhundert bis zur Gegenwart*, Bielefeld 2024.

<sup>11</sup> Vgl. Helmut Lethen, *Verhaltenslehren der Kälte. Lebensversuche zwischen den Kriegen*, Frankfurt am Main 1994.

»Leiden« zu entwickeln, das sich in der Folge für den politischen Aufstand gegen repressive Normensysteme anbietet. Auffällig viele Beiträge führten dabei in einen Zeitraum zu Beginn des 20. Jahrhunderts (in Teilen auch zum Anlass von Goethes 100. Todestag 1932, der dank umfangreicher Feierlichkeiten in Deutschland auch international wahrgenommen wurde).<sup>12</sup> In der Umbruchsphase am Vorabend des Zweiten Weltkriegs wurde dabei auch auf den sich anbahnenden Faschismus in Deutschland geblickt, zu dem Goethes ›Werther‹ als historisch verbürgtes Alternativmodell fungierte (das arbeitet der Beitrag von Catalano am Beispiel von Italien heraus). Sobald das Verhältnis zwischen Individualität und Gemeinschaft neu zur Debatte steht, so lässt sich summieren, stehen die Bedingungen günstig, dass Goethes ›Werther‹ als Beispiel für die Potentiale und Krisen eines modernen Subjekts herangezogen wird.

Wir danken allen Beteiligten am Symposium herzlich für die konstruktiven, bereichernden Vorträge sowie für die verbindende Atmosphäre im Arkadensaal des Frankfurter Goethe-Hauses. Für die finanzielle Förderung des Symposiums danken wir der Deutschen Forschungsgemeinschaft.

12 Vgl. Robert Kelz, *Fleeting Hope in Foreboding Times: The 1932 Goethe Year in Argentina*, in: *Goethe Yearbook* 29 (2022), S. 95–118; die Gedenkrede Mussolinis zum Goethe-Jahr 1932 bespricht Gabriella Catalano in ihrem Beitrag.

MARCUS V. MAZZARI

## ›Werther‹ in der brasilianischen Romantik

### Zwischen »Lazarett-Poesie« und sozialer Anklage

In der Geschichte der Rezeption deutschsprachiger Literatur in Brasilien und Portugal ragen ›Die Leiden des jungen Werther‹ als der meist-übersetzte Roman hervor. Darüber hinaus ist kein anderer Roman der Weltliteratur – weder ›Madame Bovary‹ noch ›The Picture of Dorian Gray‹, die auch eine sehr eindrucksvolle Zahl von Übersetzungen aufweisen können – so oft ins Portugiesische übertragen worden wie Goethes Erstlingsroman.<sup>1</sup> Die erste ›Werther‹-Übertragung in Portugal stammt vom Ende des 18. Jahrhunderts, sie konnte aber nicht erscheinen, weil die Zensur mit aller Härte eingegriffen hat. In Brasilien ist der ›Werther‹, als erster deutscher Roman überhaupt in portugiesischer Sprache, im Jahr 1842 erschienen. Übersetzer war der in Rio de Janeiro lebende, 1828 aus dem Großherzogtum Baden ausgewanderte Eduard Laemmert (1806–1880), der eine sehr aktive und produktive Rolle im kulturellen Leben des damaligen Kaiserreichs Brasilien spielte. Der vollständige Titel des Romans, der wenige Jahre nach seiner Veröffentlichung einen gewaltigen Einfluss auf die brasilianischen Romantiker ausüben sollte, lautet in Rückübersetzung: »Die amourösen Leiden-schaften des jungen Werther. Eine wahre Geschichte, die von dem berühmten J.W. von Goethe auf Deutsch veröffentlicht und empfind-samen Seelen angeboten wurde«.

Laemmer's Name – um hier einen kleinen Übersetzungs-Exkurs zu eröffnen – ist auch mit der äußerst kontroversen ›Faust‹-Rezeption in

1 Nur Kafkas Novelle ›Die Verwandlung‹ ließe sich in der Zahl von portugiesisch-sprachigen Übersetzungen mit den ›Leiden des jungen Werther‹ vergleichen. Einen soliden Überblick über die Geschichte der Übersetzung deutschsprachiger Literatur in Brasilien (ohne Berücksichtigung von Portugal) gibt der Aufsatz ›Mapeando a literatura de língua alemã traduzida no Brasil‹ von Helmut P. E. Galle und Ian Freddy E. dos Santos, in: *Cadernos de Tradução* 44 (2024), S. 1–21. – Alle Übersetzungen aus dem Portugiesischen stammen von mir.

Portugal verbunden, denn er fertigte eine Prosaübersetzung des ersten Teils der Tragödie an und stellte sie Antonio Feliciano de Castilho (1800–1875) zur Verfügung, der damals die große Koryphäe der portugiesischen Literatur war. Castilho, der von Kindesbeinen an blind war und die deutsche Sprache nicht beherrschte, verfasste anhand u. a. von Laemmerts Prosaübertragung (französische Übersetzungen hat er auch benutzt) seine ausgefeilte klassizistische ›Faust I‹-Übersetzung (1872) und löste damit in Portugal eine extrem heftige Debatte aus, welche in die portugiesische Literaturgeschichte als die »Faust-Frage«<sup>2</sup> einging und beinahe zu einem Duell zwischen den führenden Dichtern Antero de Quental (1842–1891), einem glühenden Anhänger dieser Übersetzung (»ein Monument des unerreichten Meisters der portugiesischen Sprache«), und Ramalho Ortigão (1836–1915), der dem anderen Lager angehörte, geführt hätte. Die äußerst virulenten Auseinandersetzungen um diese Übersetzung hatten auch auf das brasilianische literarische Leben übergegriffen, so dass der damals in Rio de Janeiro lebende Machado de Assis (1839–1908) sich auf diskrete Weise auf die Seite von Castilho stellte.

Wenn aber Eduard Laemmert mit seiner prosaischen ›Faust‹-Übersetzung weitgehend Pionierarbeit in Brasilien leistete,<sup>3</sup> ist es mit dem ›Werther‹ anders, denn als er seine ›Amourösen Leidenschaften‹ vorlegte, zirkulierte schon in Rio, wenn auch in geringem Umfang, eine 20 Jahre zuvor in Portugal anonym erschienene Übertragung von Goe-

- 2 In der lusitanischen Literaturgeschichte gilt diese »Faustische Frage« (»Questão do Fausto«) als eine Fortsetzung der sogenannten »Questão Coimbrã«, einer Querele, die sich auch um den in Coimbra lebenden Castilho und seine klassizistischen Ansprüche entzündet hat. Zur »Questão do Fausto« siehe den Abschnitt »Die Übersetzung Castilhos« bei Markus Lasch, *Pessoas Faust. Fragmente einer subjektiven Tragödie*, Freiburg im Breisgau und Berlin 2006, S. 56–62.
- 3 An dieser Prosaübersetzung von ›Faust I‹ hat freilich auch José Feliciano de Castilho (1810–1879) mitgewirkt, der jüngere, damals auch in Rio lebende Bruder des berühmten Literaten aus Coimbra. Wenige Jahre zuvor (1867) war in Lissabon die erste portugiesische ›Faust‹-Übersetzung überhaupt (allerdings nur vom Ersten Teil) erschienen: Sie stammt von dem Diplomaten Agostinho de Ornelas (1836–1901), der 1873 seine Übersetzung von ›Faust II‹ veröffentlichte. Die sehr wertvollen Übersetzungen Ornelas' verzichteten weitgehend auf Reim, Metrik, Rhythmus usw., so dass sie, obwohl in Versen gehalten, nach Goethes Übersetzungstypologie (›West-östlicher Divan‹) als eine »schlicht-prosaische« Übersetzung zu verstehen wäre, welche alle Eigentümlichkeiten des Originals aufhebt.

thes Roman, welche im Jahr 2006 in São Paulo eine neue, modernisierte Ausgabe erhalten hat. Erwähnenswert im Zusammenhang der ›Werther‹-Übersetzungen in Brasilien ist es auch, dass das erste Plagiatsgerichtsverfahren im Land von einer weiteren Übersetzung von Goethes Briefroman ausgelöst wurde: 1932, anlässlich des hundertjährigen Todestages des Dichters, hat der in Russland geborene Elias Davidovitch (1909–1998) eine ›Werther‹-Übertragung durch den Verlag Guanabara veröffentlicht. Als zehn Jahre später der Verlag Pongetti denselben Text in der Überarbeitung des Schriftstellers Marques Rebelo (1907–1973) veröffentlichte, verklagte Davidovitch den Verlag. Sein Erfolg in diesem Prozess hat dazu geführt, dass man in Brasilien die Rechte der Übersetzer zu reglementieren und zu schützen begann, so dass in Brasilien ›Die Leiden des jungen Werther‹ am Beginn einer Rechtsprechung stehen, die sich bis heute als wirksam für das Verlagswesen bzw. den Buchmarkt erweist.<sup>4</sup>

Für die brasilianischen Romantiker war der ›Werther‹, neben ›Faust I‹, das einflussreichste Werk der deutschen Literatur. Beide, Roman und Drama, standen übrigens im Mittelpunkt einer Gesamtwürdigung Goethes, die fünf Jahre nach seinem Tod im ›Jornal dos Debates‹ (Rio de Janeiro) veröffentlicht wurde.<sup>5</sup> Ein Jahr zuvor (1836) hatte der Dichter Gonçalves de Magalhães (1811–1882) den Band ›Suspiros poéticos e saudades‹ (›Poetische Seufzer und Sehnsüchte‹) veröffentlicht, der als offizieller Ausgangspunkt der romantischen Bewegung in dem jungen Land gilt, das erst 1822 seine Unabhängigkeit erlangte.<sup>6</sup>

4 Siehe dazu die gründlichen Recherchen der in Brasilien angesehenen Übersetzerin Denise Bottmann, Goethe traduzido no Brasil II: Werther, auf ihrem Blog »Não gosto de plágio« (14. August 2015), [https://naogostodeplagio.blogspot.com/2015/08/goethe-traduzido-no-brasil-ii-werther.html?fbclid=IwAR2hBZ2LjFE86qxHdHI9OhqcxMK\\_pu5exKhUaXHUVb\\_Spod0Jpfv04diM](https://naogostodeplagio.blogspot.com/2015/08/goethe-traduzido-no-brasil-ii-werther.html?fbclid=IwAR2hBZ2LjFE86qxHdHI9OhqcxMK_pu5exKhUaXHUVb_Spod0Jpfv04diM) (aufgerufen am 22.6.2025).

5 Mit der Überschrift »Litteratura Alemã: Goethe« ist dieser lange Artikel am 16. September 1837 im Jornal dos Debates (Rio de Janeiro), no. 30, S. 119–121, erschienen.

6 Wie ersichtlich, setzte die Romantik in Brasilien ein paar Jahrzehnte später als in Europa ein; sie wird in ihrer Entwicklung in drei Phasen geteilt: Die von Gonçalves de Magalhães gegründete »Indianista«-Bewegung (Movimento indianista ou nacionalista), deren wichtigster Vertreter Gonçalves Dias (1823–1864) mit seinem von Mignons Versen »Kennst du das Land ...« inspirierten ›Lied des Exils‹ (›Canção do Exílio‹, dem wohl berühmtesten Gedicht im Land) ist; dann kommt die zweite Generation, die sogenannte »Ultraromantik«, die tief angesteckt von »Wertheria-

Die enthusiastische Verehrung, die die brasilianischen Romantiker für den ›Werther‹ hegten, schimmert vor allem im Werk von Álvares de Azevedo (1831–1852) und Castro Alves (1847–1871) durch, die beide sehr jung an Tuberkulose starben, wie übrigens die Mehrheit der zeitgenössischen Dichter: Álvares de Azevedo im Alter von 21 Jahren und Castro Alves 24-jährig. Im allgemeinen zeichnen sich die Werke der brasilianischen Romantiker der sogenannten »zweiten Generation«, deren bedeutendster Vertreter Álvares de Azevedo ist, durch eine ausgesprochene Neigung zur Melancholie, zum Morbiden, Phantasmagorisch-Gespensischen und also auch zum Motiv des Selbstmordes aus. Die aus diesen Tendenzen hervorgegangene Literatur ließe sich durchaus mit dem Ausdruck »Lazarett-Poesie« charakterisieren, wie ihn Goethe am 24. September 1827 gegenüber Eckermann verwendet hat, ohne dabei die Rolle zu berücksichtigen, die ›Die Leiden des jungen Werther‹ bei der Entstehung der angeprangerten Poesie gespielt haben:

»Die Poeten schreiben alle, als wären sie krank und die ganze Welt ein Lazarett. Alle sprechen sie von dem Leiden und dem Jammer der Erde und von den Freuden des Jenseits [...]. [D]ie jetzige Generation fürchtet sich vor aller echten Kraft, und nur bei der Schwäche ist es ihr gemüthlich und poetisch zu Sinne.

Ich habe ein gutes Wort gefunden,« fuhr Goethe fort, »um diese Herren zu ärgern. Ich will ihre Poesie die ›Lazarett-Poesie‹ nennen; dagegen die echt ›tyrtäische‹ diejenige, die nicht bloß Schlachtlieder singt, sondern auch den Menschen mit Mut ausrüstet, die Kämpfe des Lebens zu bestehen.«<sup>7</sup>

Obwohl der in Bahia geborene Dichter Castro Alves sehr jung der Tuberkulose (ehemals Schwindsucht) erlegen war und die Krankheit in seiner Lyrik thematisiert hat, bildet er eine bedeutende Ausnahme in der »Lazarett-Poesie« der brasilianischen Romantik. Zwar weist der

nismus«, von Lord Byrons *spleen* und Alfred de Mussets *mal du siècle* war; und zum Schluss die von Castro Alves geführte, den großen Greifvogel zum Emblem nehmende Geração Condoreira (»Kondor-Generation«).

7 Johann Peter Eckermann, Gespräche mit Goethe in den letzten Jahren seines Lebens, in: Johann Wolfgang Goethe, Sämtliche Werke. Tagebücher und Gespräche, Abt. 2, Bd. 12, hrsg. von Christoph Michel unter Mitwirkung von Hans Grüters, Frankfurt am Main 1999, S. 262.

›Werther‹ eine große Bedeutung für sein dichterisches Werk auf und durchzieht z. B. alle Strophen des Langgedichts ›Remorsos‹ (›Reue‹), in dem sich das lyrische Ich an eine Geliebte namens Carlota wendet – in Wirklichkeit Agnese Murri, der Castro Alves ein Exemplar von Goethes Briefroman geschenkt hatte. Aber Castro Alves ist vor allem ein Dichter der sozialen Anklage, welcher aus der Linie des spartanischen Sängers Tyrtaios (7. Jahrhundert v. Chr.) stammt, um Goethes Stichwort aufzunehmen. Sein kurzes Leben war vollkommen der Bewegung für die Abschaffung der Sklaverei (Movimento Abolicionista) gewidmet und in diesem Kampf galt ihm Goethe, neben Victor Hugo, als Verbündeter.

Fortschritts- und modernitätstrunken, war Castro Alves ein Vertreter des sogenannten ›Condoreirismus‹ und hat seine Bewunderung für den Autor von ›Werther‹ und ›Faust‹ mit großem rhetorischen Pathos ausgedrückt, indem er wortgewaltig freiheitliche Bestrebungen und Fortschritte der industriellen Zivilisation besingt. Exemplarisch in diesem Sinne zeigen sich die zwei letzten Strophen des Gedichts ›O Livro e a América‹ (›Das Buch und Amerika‹), aus dem Band ›Espumas flutuantes‹ (›Schwimmende Schäume‹), den der Jurastudent 1870 in São Paulo veröffentlicht hat: Nachdem die großen, im Titel des Gedichts angedeuteten Taten von Johannes Gutenberg und Christoph Columbus besungen wurden, münden die Verse in eine Apologie der damals die Modernität verkörpernden Eisenbahn ein, welche das rückständige Hinterland der neuen Welt erschließt und dabei den Jaguar sowie die Einheimischen in Erstaunen setzt und verscheucht, so dass sie – die Eisenbahn – als ein »Pegasus der Gedanken« und als »Herold des großen Lichts« apostrophiert wird. In der Schlusstrophe des Gedichts kehrt die Metapher des Lichts zurück, jetzt aber in Verbindung mit dem Dichter, in dessen vermeintlich letzten Worten Castro Alves die symbolische Zusammenfassung seiner langen Existenz erblickt: »Wie der sterbende Goethe, schreit auch die neue Welt nach Licht! [...]«<sup>8</sup>

8 So lauten im Original die letzten Verse des Gedichts: »Como Goethe moribundo | Brada ›Luz!‹ o Novo Mundo | N'um brado de Briareu ..., | Luz! pois, no vale e na serra ... | Que, se a luz rola na terra, | Deus colhe gênios no céu! ...«, in: Castro Alves, *Espumas flutuantes – Os escravos. Estabelecimento de texto e cronologia de Ricardo Souza de Carvalho, introdução de Cilaine Alves Cunha*, São Paulo 2024, S. 60.

Das Goethe zugeschriebene Verlangen nach »Licht«, nach »mehr Licht«, wird also zum Sinnbild einer Fortschrittsideologie, die von einem aufgeklärten Bürgertum getragen werden soll. Das Hauptziel dieser Bewegung ist die Abschaffung der Sklaverei, die der Dichter im Alter von 41 Jahren erlebt hätte, wäre er nicht 17 Jahre zuvor der Tuberkulose erlegen. Das von ihm konzipierte Bild Goethes ist völlig idealisiert, was zum Teil daran liegt, dass er das ambivalente Verhältnis des deutschen Dichters zu den damaligen Fortschrittsideologien, so wie es z. B. in seinen Altersbriefen zum Ausdruck kommt, völlig ignoriert.

Für Castro Alves war Werther weniger der unwiderstehlich zum Suizid schreitende Melancholiker, als vielmehr ein potentieller Kampfgefährte in den Bestrebungen für Freiheit und soziale Gerechtigkeit – ein rebellischer Bürger, »dessen Stolz« – um hier eine Formulierung von Walter Benjamin aufzugreifen – »an den Schranken der Klasse sich wund stößt und im Namen der Menschenrechte, ja im Namen der Kreatur seine Anerkennung fordert«.<sup>9</sup>

\*

Noch während der romantischen Konstellation betritt ein anderer großer Bewunderer Goethes die literarische Bühne Brasiliens: Der schon erwähnte Machado de Assis, der, aus armen Verhältnissen stammend (Sohn eines portugiesischen Wandmalers mit afrikanischen Wurzeln), die größte literarische Gestalt seines Landes werden sollte. In seinem Frühwerk – d. h. in den vor dem Jahr 1880, das als die Wasserscheide in seiner literarischen Produktion gilt, geschriebenen Romanen und Erzählungen – finden sich Anklänge an Goethes Briefroman, der ihm als die Quintessenz der Romantik galt. So z. B. im Roman ›A mão e a luva‹ (›Die Hand und der Handschuh‹), der 1874 erschien. Sechs Jahre später verfinsterten sich Machados Lebenseinstellung und Weltanschauung, und der anfängliche Romantizismus weicht einem abgrundtiefen Pessimismus, der ihn einem Freund – Mário Alencar, Sohn des romanti-

9 Walter Benjamin, Goethe (Enzyklopädieartikel), in: ders., Gesammelte Schriften, Bd. II: Aufsätze, Essays, Vorträge, hrsg. von Rolf Tiedemann, Frankfurt am Main 1977, Teilbd. 2, S. 705–739, hier: S. 709.

schen Romanciers José de Alencar (1829–1877) – gestehen ließ, er habe alle Illusionen über den »menschlichen Lehm« verloren.<sup>10</sup>

Das Jahr 1880 bezeichnet also das Aufkommen von Machado als einem *twice-born-author* und in den danach erschienenen Romanen ist Goethe nicht mehr durch den ›Werther‹, sondern vorwiegend durch den ›Faust‹ vertreten. Der reife Machado de Assis, dessen Werk einen Höhepunkt in der Rezeption von Goethes Drama auf dem ganzen süd-amerikanischen Kontinent darstellt, gehört keineswegs zu jener von Goethe ironisch genannten »Lazarett-Poesie«; andererseits aber war er ein leidenschaftlicher Leser von Giacomo Leopardi und Schopenhauer, so dass seine Literatur keineswegs die Leser mit Mut ausrüsten will, um die »Kämpfe des Lebens« zu bestehen, wie sich der Dichter vor Eckermann ausdrückte.

Machados Bewunderung für Goethe hat ihn 1883, im Alter von 44 Jahren, zu einem Studium der deutschen Sprache veranlasst. So konnte er eigene Übersetzungen verwenden, wenn ein Goethe-Zitat in seine Werke eingebaut werden sollte, wie z. B. der erste Vers der ›Zueignung‹ – »Ihr naht euch wieder, schwankende Gestalten« – in das zweite Kapitel des 1899 erschienenen Romans ›Dom Casmurro‹: »Aí vindes outra vez, inquietas sombras? ...«. Zu dieser Zeit jedoch war Machado weit von den ›Werther‹-Erlebnissen seiner Jugend entfernt, als er den Roman entweder in der Übersetzung von Laemmert oder, was wahrscheinlicher ist, auf französisch kennengelernt hatte, denn in dieser Sprache pflegte er Goethe und andere deutsche Autoren (Schopenhauer, Schiller, Heine, Hoffmann) zu lesen.<sup>11</sup>

Allerdings hätte eine andere ›Werther‹-Übersetzung – die erste überhaupt in der Sprache von Luís de Camões – Machado und den Roman-

10 Siehe dazu Lúcia Miguel Pereira, Machado de Assis. Estudo crítico e biográfico, São Paulo 1936, S. 219.

11 Wie aus den Recherchen von Jean-Michel Massa hervorgeht, sind Goethe und Heinrich Heine die im Original am häufigsten vertretenen deutschen Autoren in der Bibliothek von Machado de Assis. Es folgen Schiller und Wilhelm von Humboldt (Briefbände). ›Werther‹ ist auf deutsch (in der fünfbändigen Goethe-Ausgabe von Heinrich Düntzer bei Hallberger, Stuttgart 1871) und auf französisch (in der Goethe-Ausgabe bei Hachette et Cie., 11 Bde., Paris 1861–1863) vorhanden. Vgl. Jean-Michel Massa, La bibliothèque de Machado de Assis, Rio de Janeiro 1961, S. 34–90 zu den deutschen Werken in dieser Bibliothek.

tikern zur Verfügung gestanden, wenn sie nicht sofort verboten und in den Turm des Tombo – Portugals Nationalarchiv in der Lissaboner Burg São Jorge – verbannt worden wäre, wo sie 220 Jahre lang versiegelt blieb und erst 2018 ans Tageslicht kam: ›Cartas Selectas de Werther‹. Diese Übertragung wurde in den letzten Jahren des 18. Jahrhunderts nicht vom deutschen Original, sondern aus dem Französischen angefertigt und musste vor dem Druck, wie es damals vorge-schrieben war, der Zensur vorgelegt werden. Es handelt sich um eine eigenwillige Übersetzung, welche, dem Titel ›Ausgewählte Briefe‹ entsprechend, mehrere Passagen auslässt, andere stark abwandelt und auch Ergänzungen vornimmt. Ihr Autor war ein gewisser João Antonio da Fonseca, über den die Forschung bisher nichts in Erfahrung bringen konnte.

Beauftragt mit dem Gutachten zu dieser Übersetzung war João Guilherme Christiano Müller – oder richtiger: Johann Wilhelm Christian Müller –, der 1752 in Göttingen als Sohn eines Professors der dortigen Universität geboren war, an der er selbst Theologie studierte. Im Jahr 1772 ging Müller als lutherischer Pastor nach Portugal, wo er jedoch zum Katholizismus konvertierte und später hohe Regierungsämter übernahm, darunter das Amt des Hauptzensors am höchsten Gerichtshof des Landes.<sup>12</sup> Einige Monate vor der Abfassung seines Gutachtens hatte der Zensor Müller einem Buchhändler der Stadt Coimbra die Einfuhr von Exemplaren einer französischen Übersetzung des Romans (›Les malheurs de Werther‹) verweigert. Seine zur Beschlagnahmung der Exemplare führende Stellungnahme enthält Passagen wie diese:

Kann man sich einen giftigeren Kunstgriff vorstellen als die Darstellung eines Verbrechens gegen die Menschlichkeit in schönen Farben? [...] Wenn die Verbreitung einer solchen pestartigen Ausdünsung der Perversität des Jahrhunderts nicht die Bezeichnung Predigt des Frevels verdient, dann weiß ich nicht, was diese Bezeichnung verdienen könnte.<sup>13</sup>

Bei der Verwendung dieser Pest-Metaphorik drängt sich die Frage auf, ob Müller nicht vielleicht das Urteil des Hamburger Pastors Johann

12 Vgl. Maria Antónia Gaspar Teixeira, *A Recepção Portuguesa de ›Die Leiden des jungen Werthers‹ (de 1784 até Finais do Primeiro Romantismo)*, Coimbra 2009, S. 124 f.

13 Zitiert ebd., S. 128.

Melchior Goeze (1717–1786) über Goethes ›Werther‹ gekannt hat: »Welcher Jüngling kann eine solche verfluchungswürdige Schrift lesen, ohne ein Pestgeschwür davon in seiner Seele zurück zu behalten, welches gewis zu seiner Zeit aufbrechen wird. Und keine Censur hindert den Druck solcher Lockspeisen des Satans?«<sup>14</sup>

Angesichts dieser ersten Stellungnahme Müllers ist es nicht verwunderlich, dass auch sein Gutachten über das Manuskript der gerade übersetzten ›Ausgewählten Briefe‹ ausgesprochen negativ ausfallen sollte. Auffallend an dieser ausführlichen Begutachtung ist Müllers gründliche Kenntnis des deutschen Originals, welche es ihm ermöglichte, kritische Kommentare über Goethes Roman in seine Stellungnahme mit einzubeziehen und viele der vom Übersetzer vorgenommenen Eingriffe in den Goethe'schen Text zu erkennen (und anzuprangern). In Müllers Gutachten findet sich sogar das Geständnis, es sei sein innigster Wunsch, er hätte diesen Roman niemals gelesen, um sich die verführerische Suggestion des Selbstmords und also manches zermürbendes Seelenleid zu ersparen. Daher versteht er es nun als seine heilige Pflicht, die portugiesische Jugend davor zu schützen, sich einer solchen »Darstellung eines Verbrechens gegen die Menschlichkeit in schönen Farben« auszusetzen.<sup>15</sup>

Einer der Grundpfeiler seiner Argumentation gegen die Veröffentlichung der ›Ausgewählten Briefe‹ war die Überzeugung, dass der Selbstmord auch einen Angriff auf die Gesellschaftsordnung darstellt, die demjenigen, der zur freiwilligen Beendigung seines Lebens entschlossen ist, keinen Respekt mehr einflößt. Denn auch vor der Todesstrafe schreckt der potentielle Selbstmörder naturgemäß nicht mehr zurück. So musste, Müllers Ansicht nach, um jeden Preis verhindert werden, dass sich die schreckliche »Epidemie« des Selbstmords in Portugal bzw. in dessen brasilianischer Kolonie ausbreitete. Im Rahmen dieser aggressiven Stellungnahme gegen die angebliche Apologie des Selbstmords hat sich der Zensor auf einen Brief konzentriert, zu dem er keine Entsprechung im Original fand. Dieser apokryphe Brief hat der

14 Johann Melchior Goeze, Kurze aber nothwendige Erinnerungen über die Leiden des jungen Werthers, Hamburg 1775, S. 6; zitiert nach dem Nachdruck bei Klaus Scherpe, Werther und Wertherwirkung. Zum Syndrom bürgerlicher Gesellschaftsordnung im 18. Jahrhundert, Wiesbaden <sup>2</sup>1975, S. 173–190, hier: S. 176.

15 Teixeira, A Recepção Portuguesa de ›Die Leiden des jungen Werthers‹ (Anm. 12), S. 128 f.

Liste der bereits angesprochenen Probleme ein weiteres hinzugefügt. Es war der sechste der ›Ausgewählten Briefe‹, welcher von der Begegnung Werthers mit einem Arbeiter handelt, der durch einen Unfall zum Krüppel geworden war und seitdem von auf den Straßen eingesammelten Almosen leben musste. Nachdem Werther die Notlage dieses Arbeiters erfahren hat, schreibt er an seinen Freund:

Und wir bedauern, dass Raubüberfälle so häufig vorkommen! Ich gestehe es dir, mein lieber Freund. Ja, ich sage dir, wenn ich ein Handwerker wäre und mir einen Arm oder ein Bein brechen würde und mein Vaterland sich weigern würde, mich zu unterstützen, würde ich ein Dieb werden. Vaterland!, was bedeutet dieser Name, Vaterland! Die meisten Menschen haben es nicht: Tiere sind glücklicher als wir: Sie können grasen und weiden, und der Boden, der ihre Geburt gesehen hat, wärmt sie, nährt sie und lässt sie wachsen.<sup>16</sup>

Die elenden Arbeiter hätten also, nach diesem für den Zensor besonders anstößigen Brief, kein »Vaterland«! Woher kamen eigentlich diese auf-rührerischen Zeilen? Da der Übersetzer Antonio da Fonseca die Quelle für seine ›Ausgewählten Briefe‹ nicht vorgelegt hatte,<sup>17</sup> vermochte der Zensor Müller nicht in Erfahrung zu bringen, dass sie einer eklektischen Adaption von Goethes Roman entnommen war, die 1786 im schweizerischen Neuchatêl von Jean-Marie-Jérôme Fleuriot (1749–1807) veröffentlicht worden war: ›Le nouveau Werther. Imité de l'allemand‹.<sup>18</sup> So heißt es im entsprechenden Brief bei Fleuriot:

16 *Cartas Selectas de Werther. Traduzidas do francez. Edição e introdução: Maria Antónia Gaspar Teixeira, Porto 2018, S. 47 f.*

17 Vom Zensurausschuss aufgefordert, die Vorlage für seine Übersetzung einzureichen, hat Fonseca geantwortet, er habe sie aus einem französischen Buch angefertigt, das ihm ein inzwischen verstorbener Freund geliehen hatte. So konnte er der Aufforderung nicht entsprechen. Vgl. Maria Antónia Gaspar Teixeira, *Introdução*, in: *Cartas Selectas de Werther (Anm. 16)*, S. 7–34, hier: S. 20.

18 Bei den ersten sechs Briefen von Fleuriot handelt es sich tatsächlich um eine Imitation, wobei die Geschichte von Werthers Leidenschaft für Lucie (wie Lotte jetzt heißt) den Umständen in der französischen Schweiz angepasst wird. Ab dem siebten Brief hört die »Nachahmung« auf und der Verfasser lehnt sich eng an die zweite französische Übersetzung des ›Werther‹ an, die 1784 von Jacques-Georges Deyverdun (1734–1789) vorgelegt worden ist. Zur Struktur des ›Nouveau Werther‹ und den Eigentümlichkeiten der portugiesischen Übersetzung siehe die Einleitung von Maria A. G. Teixeira im von ihr herausgegebenen Band ›*Cartas*

Eh, mon ami, toujours des pauvres ! La première personne que je rencontraï fut un malheureux qui, tombant il y a trois ans de dessus un toit qu'il couvroit, se cassa la jambe, & depuis ce tems-là il mendie. Point d'asyle pour les estropiés, & nous nous plaignons que les vols soient si communs. Je te l'avoue, mon bon ami, oui, si j'étois né artisan, qu'en travaillant de mon métier je me cassasse un bras ou une jambe, & que ma patrie refusât de me nourrir, je volerais.

Patrie ! Qu'est-ce que c'est que patrie ? Les trois quarts & demi des hommes n'en ont point. Les bêtes sont bien plus heureuses ; elles peuvent paître, brouter ; & le sol qui les a vu naître, les abrite & les nourrit.<sup>19</sup>

Dieser revolutionäre Zusatz, der eher an die Diktion eines Karl Moor oder des späteren Rebellen Michael Kohlhaas zu erinnern scheint, hat die Sache des portugiesischen Übersetzers nur verschlimmert, da nun für Müller das Postulat der Vergeltung des erlittenen Unrechts nicht nur gegen religiöse Gebote verstieß, sondern auch eine ernste Bedrohung für die soziale Ordnung darstellte. So verschärfte der Zensor sein früheres Gutachten gegen die Einfuhr von französischen ›Werther‹-Exemplaren, welches den Roman als etwas extrem »Giftiges« verbot, von dem »die pestartige Ausdünstung der Perversität des Jahrhunderts« ausging.

Wäre aber diese Verteidigung des Diebstahls in Fällen äußerster Not dem Geist von Goethes Werther fremd? Im Brief vom 12. August schreibt er an seinen Freund Wilhelm: »Es ist wahr, der Diebstahl ist ein Laster; aber der Mensch, der, um sich und die Seinigen vom gegenwärtigen Hungertode zu erretten, auf Raub ausgeht, verdient der Mitleiden oder Strafe?«<sup>20</sup> Solche sozialkritischen Passagen – man denke hier auch an den Brief vom 15. März über seine Vertreibung aus der

Selectas de Werther‹ (Anm. 17). Noch reichhaltiger ist das Material, das Frau Teixeira in ihrer Dissertation über die portugiesische Rezeption des Romans gesammelt und erschlossen hat (vgl. Anm. 12). Dazu auch Márcia Abreu, »Effluvios pestíferos da perversidade do século«: Leituras de ›Werther‹ no mundo lusobrasileiro, in: Revista de Letras 46 (2006), S. 131–162.

19 Le Nouveau Werther, imité de l'allemand, Neuchâtel 1786, S. 15 f.

20 Johann Wolfgang Goethe, Sämtliche Werke. Tagebücher und Gespräche, Abt. 1, Bd. 8: Werther – Wahlverwandschaften – Kleine Prosa, in Zusammenarbeit mit Christoph Brecht hrsg. von Waltraud Wiethölter, Frankfurt am Main 1994, S. 94.

adligen Gesellschaft beim Grafen von C. oder an den späteren Brief vom 15. September, in dem Werther seine grenzenlose Empörung über das Fällen zweier prächtiger Nussbäume zum Ausdruck bringt – vermöchten ja durchaus diese ausdrucksvolle soziale Anklage bei Fleuriot und also auch bei dem Übersetzer Fonseca zu rechtfertigen. Aus der Perspektive solcher Passagen könnte man sich unschwer vorstellen, wie sich der rebellische Briefschreiber Werther, der die Idee eines »Vaterlandes« für ausgebeutete Arbeiter nicht anerkennt, zur Frage der Sklaverei, wäre sie im Roman aufgeworfen worden, gestellt hätte. An diesem Punkt könnte man zum Werther-Bild zurückkehren, das der romantische Abolitionist und Freiheitskämpfer Castro Alves, der mit seinem freilich nicht selten hyperbolisch-pathetisch anmutenden politischen Engagement jener von Goethe ironisierten »Lazarett-Poesie« eine Absage erteilte, für sich konzipiert hatte. Das revolutionäre Potential dieser Worte tritt deutlicher hervor, wenn man daran erinnert, dass 1848 die Verfasser des ›Kommunistischen Manifests‹ auf den ihnen gemachten Vorwurf, die Kommunisten wollten das »Vaterland« abschaffen, mit der Behauptung entgegneten: »Die Arbeiter haben kein Vaterland. Man kann ihnen nicht nehmen, was sie nicht haben.«<sup>21</sup>

\*

Eine ähnliche Fortschreibung des ›Werther‹ als »Subjekt im Aufbruch« – um den Titel des Symposiums zu zitieren – lässt sich in Ugo Foscolos (1778–1827) ›Ultime lettere di Jacopo Ortis‹ beobachten. Über den Helden dieses italienischen Romans schreibt Klaus Scherpe in seiner dazumal sehr intensiv rezipierten Studie ›Werther und Wertherwirkung‹:

Jacopo Ortis leidet als glühender Patriot unter der Unterjochung seines Heimatlands [Venedig]. Seine Geliebte ist das unglückliche Opfer einer Zweckheirat. Das Landidyll bietet ihm Zuflucht vor politischer Verfolgung. Die Landleute erscheinen als veritable Proletarier, die die »Bitterkeit ihres mit Schweiß und Tränen gebadeten

21 Karl Marx und Friedrich Engels, Werke, hrsg. vom Institut für Marxismus-Leninismus beim ZK der SED, Bd. 4, Berlin 1959, S. 479.

Brot« schmecken. Nicht Homer oder Ossian begleiten den Helden auf seinen Spaziergängen, sondern der »göttliche Plutarch«. <sup>22</sup>

Es versteht sich von selbst, dass unter dem Zensor Müller weder Foscolos ›Ultime lettere‹ noch Fleuriots ›Nouveau Werther‹, mit seiner Infragestellung der Existenz eines »Vaterlands« für ausgebeutete Arbeiter, jemals erschienen wären. Müllers Bemühung, die Veröffentlichung der ersten Übersetzung von Goethes Roman in Portugal zu verhindern, hat Auswirkungen auch in Brasilien gehabt, wo sich der portugiesische Hof und die königliche Familie im Jahr 1808 auf der Flucht vor den napoleonischen Truppen niederließen.

Unter den zahlreichen zu dieser Zeit in Rio de Janeiro geschaffenen Institutionen gab es auch eine Zensurkommission nach portugiesischem Vorbild. Ihr Vorsitzender (censor régio) war der 1771 in Lissabon geborene Ordensbruder Frei Antonio de Arrábida (1781–1850). Als der in Rio de Janeiro ansässige Buchhändler João Morgan im selben Jahr 1808 einige Kisten mit Exemplaren des Romans »Les malheurs du jeune Werther, traduit de l'Allemand à Paris – 1792« einführen wollte und die Genehmigung hierfür beantragte, verfasste der Zensor Arrábida, der die Stellungnahme seines Kollegen Müller sehr wahrscheinlich gut kannte, ein Gutachten gegen die Einfuhr dieses Werks, in dem »die Leidenschaften in all ihrer Wut und ihrem Exzess zum Ausbruch kommen und in dem die schwache, schutzbedürftige Jugend das subtile und tödliche Gift trinken könnte, das in seinen Folgen für die Religion und die Gesellschaft so verderblich ist«. <sup>23</sup>

\*

Das strenge Verbot der ›Leiden des jungen Werther‹ sowohl in Portugal als auch in Brasilien sollte weitere 13 Jahre dauern, bis 1821 ein neuer, uns heute unbekannter Übersetzer des Romans die Erlaubnis zu dessen

22 Scherpe, Werther und Wertherwirkung (Anm. 14), S. 89 f. Hinsichtlich der Erwähnung des Verfassers der ›Parallelen Lebensbeschreibungen‹ bemerkt Scherpe, schon Georg Christoph Lichtenberg habe in seinen Aphorismen »dem »entnernden Werther‹ Plutarchs seelenstärkende Biographien« entgegeng gehalten.

23 Lúcia Maria Bastos P. Neves, Antídotos contra obras »ímpias e sediciosas«: censura e represão no Brasil da 1808 a 1824, in: Leitura, história e história da leitura, ed. Márcia Abreu, Campinas 1999, S. 377–394, hier: S. 382.

Veröffentlichung in Portugal erfolgreich beantragte. Endlich entkommt der junge Werther den Maschen der Zensur und tritt seinen Siegeszug durch die portugiesische und brasilianische Romantik mit einer Vitalität an, die ihn zum meistübersetzten Roman der ganzen Weltliteratur in diesen Ländern macht.

Die erste brasilianische Übersetzung konnte in Rio de Janeiro, wie bereits erwähnt, im Jahr 1842 problemlos erscheinen und fand, begünstigt durch die herausragende Stellung des Übersetzers Laemmert im kulturellen Leben Brasiliens, weite Verbreitung. Zufall oder nicht, kurz nach ihrer Veröffentlichung ist in Rio eine Selbstmordwelle ausgebrochen, die der Schriftsteller José de Alencar in seinem Roman ›A Viuvinha‹ (›Die kleine Witwe‹) kommentiert.<sup>24</sup> Ohne die Übersetzung von Laemmert für die damalige »Epidemie« von Suiziden direkt verantwortlich zu machen, versucht der Erzähler im neunten Kapitel des Romans die Ursachen des neuen Phänomens zu ergründen:

Wir hatten nicht, wie es in Deutschland der Fall war, den vagen und phantastischen Idealismus, der durch die Traditionen des Mittelalters und, in jüngster Zeit, durch Goethes Roman angeregt wurde, der einen so starken Einfluss auf die junge Phantasie ausgeübt hatte. [...]

Der brasilianische Genius, lebendig und glücklich inmitten der weiten Horizonte, die ihn umgeben, fühlt sich so frei, so groß, dass er es nicht nötig hat, sich in jene Regionen zu begeben, in denen der deutsche Geist sich verliert.<sup>25</sup>

Sollte tatsächlich irgendein Zusammenhang zwischen dem Erscheinen der ›Werther‹-Übersetzung von Laemmert im Jahr 1842 und der danach einsetzenden Häufung von Selbstmordenfällen in Rio bestanden haben, so ließe sich auch fragen, ob die Befürchtungen des Zensors Antonio de Arrábida hinsichtlich eines möglichen »Werther-Effekts« in Brasilien nicht doch begründet waren.<sup>26</sup> Viel wichtiger jedoch als der

24 Der Titel dieses 1857 erschienenen Romans bezieht sich auf dessen Heldin Carolina, die den Spitznamen »kleine Witwe« erhält, weil ihr Mann Jorge gleich nach der Hochzeitsnacht angeblich (in Wirklichkeit war es eine raffinierte Inszenierung) in Werthers Fußstapfen getreten ist und sich erschossen hat.

25 José de Alencar, *A Viuvinha*, in: ders., *Obra completa*, vol. 1, Rio de Janeiro 1959, S. 229–291, hier: S. 256.

26 Zum Werther-Effekt vgl. Martin Andree, *Wenn Texte töten. Über Werther, Medienwirkung und Mediengewalt*, München 2006.

eventuelle Beitrag von Goethes Roman zum von José de Alencar thematisierten Gesellschaftssyndrom war ja die Tatsache, dass sich ›Die Leiden des jungen Werther‹ sehr befruchtend auf die Entwicklung der brasilianischen Literatur, und zwar weit über die Grenzen der romantischen Bewegung hinaus, ausgewirkt haben.<sup>27</sup>

Abschließend lässt sich sagen, dass in keinem anderen Land der Welt Goethes Erstlingsroman so großen Widerständen begegnete wie in Portugal und in Brasilien Ende des 18. und Anfang des 19. Jahrhunderts. Aber nach der Überwindung der Zensurbarrieren, die die extrem giftigen, die Stellungnahmen des Hamburger Pastors Goeze übertreffenden Gutachten von João Guilherme Christiano Müller und Antonio de Arrábida errichtet hatten, konnten ›Os sofrimentos do jovem Werther‹ eine Karriere antreten, die sie zu einem einzigartigen Übersetzungsphänomen im portugiesisch-brasilianischen Sprachraum machen sollten. Die folgende (nicht vollständige) Liste veranschaulicht den Status dieses frühen Werks von Goethe als der am häufigsten ins Portugiesische übersetzte Roman der Weltliteratur. Den hier angeführten Übersetzungen werden sicherlich noch viele weitere folgen.

João António da Fonseca, *Cartas Selectas de Werther*. Traduzidas do francez (wahrscheinlich 1796), Arquivo Nacional da Torre do Tombo, Lisboa: Manuscritos da Livraria, Real Mesa Censória. (Erstmals ediert und mit einem Nachwort versehen von Maria Antónia Gaspar Teixeira, Porto: Edições Afrontamento, 2018.)

Anonym, *Werther*. Historia alemã escrita pelo doutor Goëthe, Lisboa: Typographia Rollandiana, 1821. (Neu aufgelegt und mit einer Einführung von Oliver Tolle, São Paulo: Hedra, 2006.)

João Teodoro Monteiro, *Werther*, Lisboa: o. V., o. J. (19. Jahrhundert).

Eduardo Laemmert, *As amorosas paixões do jovem Werther*. A história verdadeira publicada em alemão pelo célebre J. W. Goethe, e oferecida às almas sensíveis, Rio de Janeiro: Editorial Laemmert, 1842.

Eduardo Agosto Vidal, *Werther*, Lisboa: Archivo Pittoresco, 1868.

27 Ein Beispiel für die Fortwirkung von Goethes ›Werther‹ in der brasilianischen Literatur findet sich im experimentellen, auch von Michel Butor beeinflussten Roman ›Avalovara‹, den Osman Lins (1924–1978) 1973 veröffentlichte. (Der Titel ›Avalovara‹ geht auf das Sanskrit-Wort »Avalokiteśvara« zurück, »der Herr, der [die Welt] sieht«.) Deutsche Ausgabe: Avalovara, übers. von Marianna Jolowicz, Frankfurt am Main 1976 (Nachwort von Modesto Carone Netto).

- Aniceto dos Reis Gonçalves Viana, Werther, Paris: Guillard, Aillaud e C.<sup>ia</sup>, 1885.
- Elias Davidovitch, Werther, Rio de Janeiro: Editora Guanabara, 1932 (mit einem Text von Sainte-Beuve als Nachwort).
- Maria Henriques Osswald, Werther, Porto: Livraria civilização, 1938.
- Marques Rebelo [Elias Davidovich], Werther, Rio de Janeiro: Editora Pongetti, 1942.
- João Barreira, Werther, Lisboa: Excelsior, 1954.
- Anonym, Werther, Rio de Janeiro: Organização Simões, 1957.
- Ary de Mesquita, Os sofrimentos de Werther, Rio de Janeiro: Ediouro, o.J.
- Galeão Coutinho, Werther, São Paulo: Abril Cultural, 1973.
- Erlon José Paschoal, Os sofrimentos do jovem Werther, São Paulo: Clube do Livro, 1988.
- Marion Fleischer, Os sofrimentos do jovem Werther, São Paulo: Martins Fontes, 1994.
- Ângelo A. Stefanovitz, Os sofrimentos do jovem Werther, São Paulo: Scipione, 1998 (Adaption).
- Erlon José Paschoal, Os sofrimentos do jovem Werther, São Paulo: Estação Liberdade, 1999 (Überarbeitung der Übersetzung von 1988).
- Leonardo César Lack, Os sofrimentos do jovem Werther, São Paulo: Nova Alexandria, 1999 (mit einem Nachwort von Willi Bolle).
- Pietro Nasseti, Os sofrimentos do jovem Werther, São Paulo: Martin Claret, 2000 (Plagiat der Übersetzung von Galeão Coutinho).
- Marcelo Backes, Os sofrimentos do jovem Werther, Porto Alegre: L&PM, 2001.
- Teresa Seruya (mit Judite Berkemeier und João Barrento), A paixão do jovem Werther, Lisboa: Bertrand, 2014.
- Claudia Cavalcanti, Os sofrimentos do jovem Werther, São Paulo: Martin Claret, 2014.
- Claudia Dornbusch, Os sofrimentos do jovem Werther, Rio de Janeiro: Antofágica, 2020.
- Maurício Mendonça Cardozo, Os sofrimentos do jovem Werther, São Paulo: Penguin / Companhia das Letras, 2021.
- Daniel Martineschen, Os sofrimentos do jovem Werther, Porto Alegre: TAG Experiências Literárias, 2022.

GABRIELLA CATALANO

## Die Aktualität des Inaktuellen

›Werther‹ im Verlag Einaudi 1938

### I.

Selbstverständlich war Goethes Erfolgsroman ›Die Leiden des jungen Werthers‹ Anfang des 20. Jahrhunderts in Italien kein Unbekannter. Schon längst war das Land, wo die Zitronen blühen, von dessen weltweitem Erfolg affiziert. Zehn Mal übersetzt, mehrmals aufgelegt und auch zum Vorbild für Nachdichtungen, Parodien und Adaptionen avanciert, standen Goethes Werk und dessen emotionaler Sprachstil im Mittelpunkt des kulturellen Transferprozesses zwischen Italien und Deutschland. Die ersten italienischen ›Werther‹-Übersetzungen waren bereits kurz nach der Veröffentlichung des Originals erschienen.<sup>1</sup> Die erste, auf der französischen Übertragung basierende Übersetzung des Mailänders Gaetano Grassi wurde 1782 in Poschiavo in der Schweiz von dem Verleger Giuseppe Ambrosioni in der Druckerei eines Anhängers der Illuminaten, Baron Tommaso de Bassis, veröffentlicht.<sup>2</sup> Während Grassi im Haupttext der französischen Übertragung von Jacques

- 1 Zu den frühen italienischen Übersetzungen vgl. Roberto Venuti, *I dolori del giovane Werther e la sua fortuna in Italia*, in: *Poesia e destino. La fortuna italiana del Werther / Wie Italien den Werther las*, hrsg. von Maria Gazzetti, Rom 2019, S. 13–35; Mario Zanucchi, ›Werther‹ interkulturell. Zu den frühen italienischen Übersetzungen und Wertheriaden, in: *Traduzione letteraria e transfer italo-tedesco*, hrsg. von Francesco Rossi, Pisa 2019, S. 61–105 (auf den Seiten 63–65 gibt Zanucchi ein Verzeichnis der frühen italienischen Übersetzungen des ›Werther‹ und deren Auflagen); Elena Polledri, *Von Verter bis Pulcinella. Goethes ›Werther‹ auf dem italienischen Theater*, in: *Theateradaptionen. Interkulturelle Transformationen moderner Bühnentexte*, hrsg. von Olaf Müller und Elena Polledri, Heidelberg 2021, S. 103–117; dies., *Da Werther a Werter*, in: *Cultura tedesca 68* (Juli – Dezember 2024): *Effetto Werther. Il romanzo e le forme della sua ricezione (1774–2024)*, hrsg. von Marco Castellari und Maurizio Pirro, S. 59–109.
- 2 *Werther. Opera di sentimento del dott. Goethe, celebre scrittore tedesco, tradotta da Gaetano Grassi*, Milanese, Poschiavo 1782.

Georges Deyverdun einschließlich dessen Auslassungen treu blieb, appellierte er im Paratext an das italienische Publikum: Nicht nur wird der Titel durch die allgemeine Formel eines Oberbegriffs – ›Werther opera di sentimento‹ – charakterisiert; in der Vorrede wird die Geschichte des unglücklichen Liebhabers als unkontrollierte Leidenschaft eines kranken Naturmenschen gebrandmarkt und das Werk als erbauliche Lektüre für die Jugend präsentiert. Dass die Vorrede des Übersetzers dem Roman wie ebenbürtig gegenübertritt, zeigt deren Positionierung an herausragender Stelle: nach dem fiktiven Herausgeberwort.<sup>3</sup> Dies alles vollzieht sich in Erwartung eines bereitwilligen Lesepublikums im katholischen Italien.

Das Interesse an Goethes ›Werther‹ wird bald durch eine weitere Übersetzung bekräftigt, die 1788 nicht zufällig erneut im Freimaurer-milieu erscheint. Der Freimaurer Michiel Salom hatte sie schon einige Jahre zuvor, 1781, nach dem deutschen Original verfasst und auch Goethe als Manuskript geschickt.<sup>4</sup> Dieser zeigte sich zunächst nicht davon begeistert, schrieb am 13. Dezember 1781 aber an Charlotte von Stein: »Ich habe in der Italienischen Übersetzung gelesen, sie fängt mir an besser zu gefallen, die Sprache ist gar angenehm und ich habe noch keinen Missverstand gefunden, das ist viel.«<sup>5</sup> Als Lektüre von Giacomo Leopardi und Ugo Foscolo wird ebendieser Übersetzung in der italienischen Rezeption des ›Werther‹ eine besondere Funktion für die italienische Literatur zugeschrieben.<sup>6</sup> Bei Foscolo gelangten bekanntlich Lesen

3 Vgl. Gabriella Catalano, *Dalla Germania all'Italia passando per la Francia. Traduzioni e paratesti*, in: *Passaggi intermedi. La traduzione indiretta in Italia*, hrsg. von Bruno Berni, Catia De Marco und Anna Wegener, Rom 2022 (= *Confronti. Istituto Italiano di Studi Germanici*), S. 93–104, hier: S. 96–98.

4 Zu Michiel Salom vgl. Anm. 1 und folgende Salom gewidmete Studien: Michele Sisto, *Michiel Salom traduttore di Goethe. Wieland e il romanzo italiano prima di Manzoni*, in: *Weltliteratur e parole bugiarde. Sulle traduzioni della letteratura tedesca dell'Ottocento italiano*, hrsg. von Daria Biagi und Marco Rispoli, Padua 2021, S. 89–109; Flavia Di Battista, »Il traduttore di Verter deve essere dotato d'un'anima sensibile«. *Il Verter di Michiel Salom*, in: *Effetto Werther (Anm. 1)*, S. 109–129.

5 WA IV 5, S. 240.

6 Zu Werthers Rezeption bei Foscolo und Leopardi vgl. Giorgio Manacorda, *Materialismo e masochismo. Il »Werther«, Foscolo e Leopardi*, Florenz 1973 (erneut veröffentlicht Rom 2001); Daria Biagi, *Il caso Werther – Ortis. Le manipolazioni della cornice nelle prime traduzioni italiane*, in: *Studi germanici 7 (2015)*, S. 143–

und Schreiben zu einer eigenen Verflechtung in seinem 1802 erschienenen Roman ›Le ultime lettere di Jacopo Ortis‹ (›Die letzten Briefe des Jacopo Ortis‹), der sogar des Plagiats verdächtigt wurde. Die dritte Übersetzung des ›Werther‹, die ebenfalls im Jahr 1788 in London erscheint, trägt den Titel ›Gli affanni del giovane Verter: dall'originale tedesco, tradotti in lingua toscana da Corrado Ludger‹, und auch in seinem an den »lettore benevole« (den wohlwollenden Leser) adressierten Vorwort des Übersetzers betont dieser, er habe sich auf das deutsche Original gestützt. Mit diesen frühen Übersetzungen beginnt die lange und etablierte Tradition der italienischen Übertragungen, die Goethes ›Werther‹ von Anfang an als umstrittenes Werk darstellen: Zensierte Teile, Leerstellen und Umformulierungen im moralisierenden Sinne sind Zeugnisse davon. Dies erzeugt eine Vielfalt an Leseperspektiven, die auch in den weiteren Übersetzungen des 19. Jahrhunderts und der ersten Jahrzehnte des 20. Jahrhunderts eine prominente Rolle spielen. Im Großen und Ganzen gilt: Auch in Italien hat jede Generation ihren eigenen ›Werther‹.

Dass aber die italienische Übersetzungstätigkeit im 20. Jahrhundert in der Forschung weniger Aufmerksamkeit gefunden hat, hängt mit der allgemein geringeren Wertschätzung gegenüber Neuübersetzungen von Klassikern zusammen. Erste Übersetzungen – wenn auch aus zweiter Hand, wie bei Grassi der Fall – haben stets den Reiz einer Entdeckung, wobei die zeitliche Nähe als Pseudonähe zum Original verstanden wird. Anders verhält es sich in der Übersetzungspraxis und in der Textrezeption von Neuübersetzungen, die nicht mehr lediglich darauf zielen, das Werk in die eigene Kultur zu übertragen. Vielmehr reklamieren sie einen eigenen Raum im Erwartungshorizont der Leser, was für ein so renommiertes Werk wie ›Werther‹ immer eine Herausforderung ist. Dazu kommt, dass bei Neuübersetzungen das Original seine scheinbar ursprüngliche Reinheit einbüßt, die gleichwohl restituiert werden muss. Andererseits steht das Original nicht mehr als Solitär da, wodurch jede

162; Franziska Meier, Werther in Italien. Zur Begündung des Selbstmordes in Ugo Foscolos Briefroman ›Le Ultime lettere di Jacopo Ortis‹ (1802), in: 250 Jahre Werther, hrsg. von Frieder von Ammon und Alexander Košenina, Hannover 2024, S. 59–76. Wie Foscolo in einem Brief an Goethe vom 16. Januar 1802 mitteilt, hatte 1802 die Freundin Antonietta Fagnani Arese eine italienische Übersetzung des ›Werther‹ für ihn verfasst; Edizione nazionale delle opere di Ugo Foscolo, Bd. 14: Epistolario I, hrsg. von Plinio Carli, Florenz 1949, S. 129–132.

neue Übersetzung am Rezeptionsprozess teilhat.<sup>7</sup> Eine Dialektik von Nähe und Ferne, die jeweils eigene Konturen bekommt, wohnt jeder Neuübersetzung inne: Der Wunsch nach einer wiederzufindenden Nähe entspricht der Sehnsucht danach, die zeitliche Distanz aufzuheben. Die Wiederholungsgeste der Neuübersetzungen stabilisiert nicht nur das Wissen bzw. den Text, sie bewahrt dessen Beständigkeit und hebt sie durch die neue Lektüre gleichzeitig auf. Dass Neuübersetzungen aus einer Entscheidung resultieren, die im jeweiligen Verlagsprogramm begründet ist, bildet eine weitere Form ihrer Legitimation.

## II.

Im 20. Jahrhundert markiert die Einaudi-Übersetzung von Goethes Jugendroman aus mehreren Gründen einen Wendepunkt.<sup>8</sup> Geboten ist eine Vorfrage: Warum entscheidet das Turiner Verlagshaus Einaudi im Jahr 1937, ›Werther‹ neu ins Italienische übersetzen zu lassen? Oder genauer gefragt: Warum wird gerade Goethes Jugendroman gewählt, um eine neue Klassikerreihe fremdsprachiger Literatur ins Leben zu rufen? Offensichtlich ist die Entscheidung nicht zufällig, wie der Briefwechsel zwischen Verleger und Übersetzer zeigt. Der Verleger plädiert für ›Werther‹ – und zwar entgegen der Meinung des dafür angefragten Übersetzers. Zumindest in seinem ersten Brief an Einaudi gibt sich der Triester Schriftsteller, Journalist und Übersetzer Alberto Spaini (1892–1975) nicht als ›Werther‹-Begeisterter zu erkennen.<sup>9</sup> Als der Verleger

7 Im Hinblick auf Neuübersetzungen bezieht sich der Autor von ›L'Épreuve de l'étranger‹, Antoine Berman, auf Goethes Bemerkungen in den ›Noten und Abhandlungen zu besserem Verständnis des West-östlichen Divan‹ und hebt dabei Funktion und Wert der Wiederholung als Basis jeglicher Wissensaneignung und auch der Übersetzungstätigkeit hervor. Antoine Berman, *La retraduction comme espace de la traduction*, in: *Palimpsestes* 4 (1999), S. 1–7, hier: S. 3.

8 Zur Geschichte des Verlagshauses Einaudi bleibt die Monographie von Luisa Mangoni grundlegend: *Pensare i libri. La casa editrice Einaudi dagli anni Trenta agli anni Sessanta*, Mailand 1999. Die Studie basiert auf zahlreichen Archivmaterialien. Heute wird das Einaudi-Archiv im Staatsarchiv der Stadt Turin aufbewahrt. Die sich dort befindenden Dokumente werden in den Anmerkungen mit der Sigle *AE* zitiert.

9 *AE, Corrispondenza con autori e collaboratori italiani*, M 199 F 2854, Bl. 1. Der Triester Spaini studierte in Rom bei Giuseppe Antonio Borgese und promovierte

ihm vorschlägt, Goethes ›Werther‹ ins Italienische zu übertragen, ist er nicht davon überzeugt: Er hält Goethes Briefroman für inaktuell – zumal für ein Publikum, das nun von moderneren Autoren wie Proust fasziniert ist. Um diese seine Meinung zu untermauern, beruft sich Spaini auf die Autorität des Verfassers: Goethe selbst habe – schreibt er im selben Brief – sein Jugendwerk nicht besonders geschätzt, stattdessen habe er sein ganzes Leben lang Abstand davon genommen. Demgegenüber sei es empfehlenswert, die italienischen Leser mit dem unbekanntem und zeitgemäßen Spätwerk ›Wilhelm Meisters Wanderjahre‹ vertraut zu machen. Mit einem Plädoyer für den späten Goethe beendet Spaini seinen Brief, was in einer Kontinuität zur eigenen früheren Beschäftigung mit den Wilhelm Meister-Romanen steht: Zusammen mit seiner Frau Rosa Pisaneschi hatte er schon die ›Lehrjahre‹ übersetzt, die 1913 bei dem Verleger Laterza in Bari erschienen waren. Kurz darauf hatte er der Modernität des Romans in der Zeitschrift ›La Voce‹ – damals von Giuseppe Prezzolini geleitet – einen langen Aufsatz gewidmet.<sup>10</sup> Zwei Jahre nach der Entdeckung der ersten Fassung der ›Theatralischen Sendung‹ zeichnet Spaini in seinem Goethe-Aufsatz die Klassizität des Wilhelm Meister-Projekts nach und vergegenwärtigt sie in der idealen Lebensbejahung der Hauptfigur, die ferner als Distanzierung von der Lebensverleugnung und der Passivität Werthers verstanden wird.

Trotzdem wird Spaini die Übersetzung von Goethes Jugendroman angeboten: Er gilt als verlässlicher und anerkannter Übersetzer, der schon Büchner und Wedekind, Hoffmann und Thomas Mann ins Italienische übertragen hat.<sup>11</sup> Seine Auseinandersetzung mit Goethe ist eine zusätzliche Gewähr für seinen sachgemäßen Umgang mit Klassikern der deutschen Literatur. Die Entscheidung des Verlegers, der trotz

bei diesem mit einer Arbeit über Hölderlin. Vgl. Carla Galinetto, Alberto Spaini germanista. Con prefazione di Giorgio Cusatelli, Gorizia und Triest 1995.

<sup>10</sup> Über die Mitarbeit Spainis an Prezzolinis Zeitschrift ›La Voce‹ vgl. Galinetto, a. a. O., S. 27–42. 2020 hat Daria Biagi den Briefwechsel zwischen Spaini und Prezzolini publiziert: Carteggio Alberto Spaini, Giuseppe Prezzolini 1911–1974. Edizioni dello stato del Canton Ticino, Bellinzona (= Documenti di cultura contemporanea dell'archivio Prezzolini 2).

<sup>11</sup> Informationen über Spainis Übersetzungen sind auf der Webseite LTit (Letteratura in lingua tedesca tradotta in Italia) zu finden: <https://www.ltit.it/letteratura-tedesca>.

Spanis Bedenken auf ›Werther‹ beharrt, ist wohlüberlegt: ›Die Leiden des jungen Werthers‹ sollen die der fremdsprachigen Literatur gewidmete Reihe ›Narratori stranieri tradotti‹ eröffnen. Das ist in jeder Hinsicht ein bedeutungsvolles Incipit, denn damit beginnt Einaudis eigener editorischer Literaturdiskurs. Nach den ersten Büchern über Geschichte, Politik und Wirtschaft tritt bei dem jungen Verlag nun eine literarische Wende ein, die sich über die ›Narratori stranieri tradotti‹ hinaus mit der Reihe ›Nuova raccolta di classici italiani annotati‹ auf die italienische Literatur fokussiert.<sup>12</sup> Bei näherem Hinsehen ist der im Titel der zweitgenannten Reihe angekündigte philologische Ansatz auch der erstgenannten Reihe nicht fremd – bei der Pflege der Übersetzungen etwa. Des weiteren zeigt die Planung dieser ersten Literaturreihen, wie sich bereits zu diesem Zeitpunkt das Verlagsprogramm an einer eigenen Reihenpolitik orientierte, die als eine »Verdopplung des Verlagssignets« agieren sollte.<sup>13</sup> Wandten sich die Literaturreihen an ein differenziertes Lesepublikum, einmal besonders an jüngere Literaturleser, das andere Mal an Philologen und Universitätsstudierende, so folgten sie trotz aller Unterschiede dem gemeinsamen Ziel einer Erneuerung der Kultur auf der Grundlage der Klassikertradition: In der Vergangenheit suchte der engagierte Verlag die Hoffnung auf eine andere Gegenwart. In den »unheilvollen Zeiten für die Kultur« (so Ginzburg in einem Brief vom Januar 1932<sup>14</sup>) wurde der Rückgriff auf Klassiker der Literatur als implizite Kritik an den politischen Verhältnissen verstanden.

Für den kleinen Verlag war der Zeitraum von 1935 bis zum Kriegsanfang »il più difficile della nostra attività« (»der schwierigste unserer Tätigkeit«) – so die Formulierung von Giulio Einaudi im Vorwort des 1956 publizierten Katalogs.<sup>15</sup> Wichtige Mitarbeiter wie der Schriftstel-

12 Die Leitung der Reihe ›Nuova raccolta di classici italiani annotati‹ wurde dem Philologen Santorre Debenedetti anvertraut, der 1928 bei Laterza die kritische Edition von Ariostos ›Orlando furioso‹ herausgegeben hatte. In dieser frühen Zeit erschienen ausschließlich zwei Bände, darunter die bekannte Ausgabe von Dantes ›Rime‹, die Gianfranco Contini herausgab.

13 Gérard Genette, Paratexte. Das Buch vom Beiwerk des Buches, aus dem Französischen von Dieter Hornig, Frankfurt am Main 2001, S. 28.

14 Zit. in Francesco Torchiani, Leone Ginzburg, Luigi Russo e i »tempi calamitosi per la cultura«, in: Nuova Antologia 144 (2009), S. 231–247, hier: S. 235.

15 Catalogo generale delle Edizioni Einaudi dalla fondazione della Casa editrice al 1° gennaio 1956, Torino 1956, S. 9.

ler Cesare Pavese und der Slawist und Philologe Leone Ginzburg – Jude russischer Herkunft – und der Germanist und Musikwissenschaftler Massimo Mila erfuhren die Härte des faschistischen Regimes am eigenen Leib. 1935 wurde Pavese in die Verbannung nach Kalabrien geschickt, Leone Ginzburg saß ab 1934 zwei Jahre im Gefängnis, Mila wurde festgenommen und Giulio Einaudi selbst verbrachte einige Monate im römischen Gefängnis Regina Coeli. Die erste Turiner Zelle, zum Teil ehemalige Schulfreunde und junge Intellektuelle in den Dreißigern, versammelte sich zuerst 1933 um Giulio Einaudi und seine beiden Zeitschriften ›La Cultura‹ und ›La Riforma sociale‹, die als Vorstufe des Verlagsprojekts gelten können. Visuelles Zeichen der Kontinuität ist die berühmte, aus einer Imprese von Paolo Giovio stammende Strauß-Verlagsmarke mit der Zeichnung des einen Nagel im Schnabel haltenden Vogels. In Verbindung mit dem lateinischen Motto »Spiritus durissima coquit« sollte die allegorische Zeichnung die editorische Tätigkeit als lebensnotwendiges kulturelles Engagement versinnbildlichen. Die Entscheidung, fremdsprachige Literatur aufzunehmen, wird somit von einem tiefen Vertrauen in das Reflexionsvermögen der literarischen Texte und deren humanistische Funktion begleitet. Ebenfalls weist der Leitspruch der Reihe auf ein verwandtes Fernziel hin: »Libri per tutti a prezzi popolari magistralmente tradotti, presentati con vigile eleganza« (»Bücher für alle zu populären Preisen, meisterhaft übersetzt mit wachsamer Eleganz«).<sup>16</sup>

Als richtungsweisendes Schlüsselwort galt im Verlagshaus Einaudi jene »intelligenza dei classici«, die bis zu Gertrude Stein reicht. So wird in Rückerinnerung an die erste Literaturreihe formuliert: »Classici non accettati passivamente dalla tradizione, ma riconosciuti ›qui e ora‹ come nostri« (»Klassiker, die von der Tradition nicht einfach passiv übernommen, sondern ›hier und jetzt‹ als unsere anerkannt werden«).<sup>17</sup>

16 Luisa Mangoni (Anm. 8), S. 29. Zu Leone Ginzburg und dem Verlag Einaudi vgl. Domenico Scarpa, *Vigile eleganza. Leone Ginzburg e il progetto di un'editoria democratica*, in: Giulio Einaudi nell'editoria di cultura nel Novecento italiano, hrsg. von Paolo Soddu, Florenz 2015, S. 109–140; Domenico Scarpa, *Il nome invisibile e la casa editrice Einaudi, 1933–1944*, in: *Amici e compagni. Con Norberto Bobbio nella Torino del fascismo e dell'antifascismo*, hrsg. von Gastone Cottino und Gabriele Cavaglià, Mailand 2012, S. 186–218.

17 *Catalogo generale delle edizioni Einaudi* (Anm. 15), S. 43. In dem kleinen Flugblatt, das in den 1940er Jahren die Publikationen begleitete, wird die Klassizität

Aktualität der Vergangenheit, Zugehörigkeit und Aneignung klingen in diesen Worten nach. Bekräftigt wird die einheitliche Leseperspektive auch im zweiten und dritten Band, die zusammen mit ›Werther‹ erscheinen: Daniel Defoes ›Moll Flanders‹ und ›Oblomow‹ von Iwan Gontscharow. Ganz offensichtlich ging es auch in diesen beiden Fällen um wahrhaftige Antihelden.<sup>18</sup>

Zweifellos ist der Rekurs auf Klassiker der Weltliteratur auf den Versuch zurückzuführen, der faschistischen Zensur zu entgehen. Aber nicht nur. Genau gesehen, wählte man aus Goethes Œuvre jenes Jugendwerk aus, das sich weder für die national-populäre, patriotische Ideologie des Heldentums noch für die rhetorische Feier des Jugendmythos eignete. Inzwischen inszenierte die italienische Propaganda den deutschen Nationaldichter als Kultobjekt der germanischen Seele: ›Faust‹ wurde als Werk des Tatmenschen zelebriert, ›Hermann und Dorothea‹ als Muster einer idyllischen bäuerlichen Kleinwelt und die ›Italienische Reise‹ als Zeugnis der Liebe der Deutschen zu Italien gefeiert.<sup>19</sup> Anlässlich des Goethe-Gedenkjahres 1932 hält Mussolini selbst eine kurze Goethe-Rede in deutscher Sprache zur Eröffnung des Istituto Italiano di Studi Germanici, die er mit folgenden Worten schließt: »Wer auf das wahre, unsterbliche Gesicht Roms blicken will und die Stimme der Jahrtausende zu hören sucht, der muss sich noch an Goethe wenden, auf die Harmonien[,] die aus Goethes Geist entsprungen sind, nachdenklich horchen.«<sup>20</sup> Die sakrale Sprache entpuppte sich als ein wesentliches Mittel der Monumentalisierung: 1937 wurde im Hof der Spiriti Magni der Biblioteca Ambrosiana in Mailand eine Bronzestatue Goethes als erstes Standbild eingeweiht.<sup>21</sup>

von Goethes Jugendroman betont und dabei dessen vollkommene Ausgewogenheit dem Roman Foscolos gegenübergestellt: »il perfetto equilibrio del breve romanzo mai raggiunto invece dallo Jacopo Ortis«.

18 ›Oblomow‹ wird in einer schon existierenden Übersetzung von Ettore Lo Gatto wieder aufgelegt, während der Roman von Daniel Defoe in der Übersetzung Cesare Pavese erscheint, der damit seine intensive Mitarbeit für das Verlagshaus Einaudi begründete.

19 Vgl. Kartrin Schmeißner, »Goethe è tedesco ma è anche nostro«. Die Goethe-Rezeption in Italien, 1905–1945, Hamburg 2009.

20 Benito Mussolini, Discorso, in: Onoranze romane a Goethe, Roma 1932, S. 30 f. Am Ende des Bandes wird der autographische deutsche Text veröffentlicht.

21 Il monumento a Goethe nell'Ambrosiana, Milano 1937, S. XV.

Sich von der verbreiteten kultischen Verehrung fernhaltend, stellt sich die Publikation ›Werthers‹ bei Einaudi alles andere als zufällig und belanglos heraus. Im »Jahrzehnt der Übersetzungen« (Pavese)<sup>22</sup> war sowohl für die deutsche Literatur als auch für die ›Narratori stranieri tradotti‹ die Konkurrenz nicht zu unterschätzen. Daher war es von wesentlicher Bedeutung, sich in der italienischen Verlagslandschaft zu positionieren, die gleich mehrere der Weltliteratur gewidmete Reihen versammelte: 1913 hatte Laterza eine ›Collana scrittori stranieri‹ eröffnet, Frassinelli gibt 1931 die ›Biblioteca europea‹ heraus,<sup>23</sup> während in Mailand bei Mondadori ab 1933 die Reihe ›Medusa‹ erscheint, die das zukunftsweisende kommerzielle Nebeneinander von Klassiker- und Unterhaltungsliteratur etabliert. Eine aussichtsreiche Geschäftsidee, die auch schon die Reihe ›Modernissima‹ bei Corbaccio für sich beansprucht hat: Da werden Werke und Schriftsteller aus der ganzen Welt (so der Untertitel) publiziert – zum ersten Mal erscheint hier Thomas Manns ›La montagna incantata‹ (›Der Zauberberg‹).<sup>24</sup> Den russischen Schriftstellern widmet sich der Verlag Slavia, der deutschen Literatur der Verleger Sansoni in Florenz. Hier erscheint ab 1933 die von dem Germanisten Guido Manacorda geleitete Reihe, während in Turin bei Unione Tipografico-Editrice Torinese von einem anderen Germanisten und Komparatisten, Arturo Farinelli, 1930 die Reihe ›Grandi scrittori stranieri‹ herausgegeben wird. Die Verlage begründeten den Rückgriff auf fremdsprachige Autoren jeweils strategisch. Als paradigmatisch gilt

22 Cesare Pavese, *L'influsso degli eventi* (1946), in: *Saggi letterari*, Torino 1968, S. 221–224, hier: S. 223.

23 An der unter der Direktion des Antifaschisten Franco Antonicelli herausgegebenen und von einer besonderen graphischen Gestaltung charakterisierten kurzlebigen ›Biblioteca europea‹ (1932–1935) des Turiner Druckers Frassinelli beteiligen sich auch Ginzburg und Pavese. Als zweiter Band wird 1932 Paveses berühmteste Übersetzung veröffentlicht: Melvilles ›Moby Dick‹. In derselben Reihe erscheint 1933 in der Übersetzung Spainis zum ersten Mal in Italien Kafkas ›Prozess‹. Siehe dazu: Michele Sisto, *Cose dell'altro mondo. Leggere e tradurre Kafka nel 1933*, in: *Franz Kafka, Il Processo*, Macerata 2019, S. 321–355.

24 Für eine ausführliche Einführung in die Verlagswelt der 1920er und 1930er Jahre vgl. Christopher Rundle, *Il vizio dell'esterofilia. Editoria e traduzioni nell'Italia fascista*, aus dem Englischen von Maurizio Gonoacchi, Rom 2019. Auf die deutschsprachige Literatur bezogen vgl. L. Mario Rubino, *I mille demoni della modernità*, Palermo 2002; Natascia Barrale, *Le traduzioni di narrativa tedesca durante il fascismo*, Rom 2012, insbesondere S. 33 und f.

ein Brief an Mussolini von Arnaldo Mondadori, der sich von der fremdsprachigen Literatur gute Geschäfte für seinen Verlag erhoffte.<sup>25</sup> In seiner Präsentation der Reihe ›Biblioteca romantica‹ preist Mondadori die Leistung der am Projekt teilnehmenden Schriftsteller als Ergebnis nationaler Anpassung: Damit würden sich die übersetzten Werke ein für alle Mal der Nationalkultur versichern. Mit der Integrationsarbeit wird jegliche Andersartigkeit bzw. jegliche Differenz zwischen Original und Übersetzung zumindest in offiziellen Erklärungen ausgelöscht. Als fachkundiger Vermittler akzentuiert Mondadori im national-patriotischen Sinn den Werbespruch der Reihe: »I grandi scrittori classici stranieri divengono scrittori classici italiani« (»Die großen ausländischen klassischen Schriftsteller werden zu italienischen klassischen Schriftstellern«).<sup>26</sup> Damit kam der Mailänder Verlag der faschistischen Kulturpolitik entgegen, die in bezug auf die ausländische Literatur und in Anlehnung an eklektische Kulturmodelle auf der einen Seite ein modernes und offenes Bild der faschistischen Kultur vermitteln wollte, auf der anderen Seite die hegemoniale Kulturpolitik als Assimilation und damit als Bestätigung des Vorrangs der nationalen Kultur verstand.<sup>27</sup>

Für Einaudi war ein unmittelbarer und nicht zu unterschätzender Rivale oder zumindest ein Referenzobjekt die ›Biblioteca romantica‹, in der ›Werther‹ 1930 als zweiter Band publiziert worden war. Geplant von dem Germanisten, Literaturkritiker, Schriftsteller und Journalisten Giuseppe Antonio Borgese (1882–1952), der hier auch als ›Werther‹-Übersetzer auftritt,<sup>28</sup> profilierte sich die Reihe programmatisch mit 50

25 Francesca Billiani, *Culture nazionali e narrazioni straniere. Italia, 1903–1943*, Florenz 2007, S. 163.

26 Über Borgese und die ›Biblioteca romantica‹ vgl. Ilaria de Seta, *La »Biblioteca romantica« 1930–1938. Il contributo di Giuseppe Antonio Borgese alla formazione di un canone della letteratura straniera in Italia*, in: *La tradizione »in forma«*, hrsg. von Carmen Van den Bergh und Bart Van den Bossche, Florenz 2018, S. 87–96; Daria Biagi, *Una lingua per il romanzo moderno. Borgese editore e traduttore*, in: »La densità meravigliosa del sapere«. *Cultura tedesca in Italia fra Settecento e Novecento*, hrsg. von Maurizio Pirro, Mailand 2018, S. 167–185.

27 Billiani, *Culture nazionali e narrazioni straniere* (Anm. 25), S. 171; Ruth Ben-Ghiat, *La cultura fascista*, Bologna 2000, S. 57.

28 Zu Borgeses ›Werther‹-Übersetzung vgl. Chiara Piola Caselli, G. A. Borgese traduttore del Werther, in: *Quartale Neofilologiczny* 62 (2015), Nr. 2, S. 171–180; Daria Biagi, *Prosaici e moderni. Teoria, traduzione e pratica del romanzo nell'Italia del primo Novecento*, Macerata 2022, S. 163–166

angekündigten Romantiteln. Die ›Biblioteca‹ hatte vor, dem italienischen Publikum »capolavori romantici e stranieri in veste italiana e classica« (»romantische und ausländische Meisterwerke in italienischem und klassischem Gewand«) zu präsentieren. Bereits 28 Jahre zuvor hatte Borgese bei dem Verleger Carabba die Reihe ›Antichi e Moderni‹ in Umlauf gebracht, wo übrigens auch Novalis und E. T. A. Hoffmann in den Übersetzungen von Rosa Pisaneschi dem italienischen Lesepublikum zugänglich gemacht wurden. Nun ist das ›Romantica‹-Projekt deutlicher konturiert, indem es unter dem simplen Schlagwort »romantisch« seinen Anlauf nimmt. Der italienischen editorischen Welt war das Wort vertraut, denn schon am Ende des 19. Jahrhunderts und erneut am Anfang des folgenden Jahrhunderts hatte der Verleger Sonzogno zwei preisgünstige Reihen in hoher Auflage und mit großem kommerziellen Erfolg vermarktet, die sich vor allem mit Populärliteratur an eine weibliche Zielgruppe richteten: zuerst die ›Biblioteca romantica illustrata‹, 1891–1930, und dann ab 1924 die ›Biblioteca romantica economica‹. Offensichtlich hatte die ›Biblioteca romantica‹ von Borgese programmatisch nichts mit den beiden populären Reihen gemeinsam – ausgenommen den Titel, der seine Anziehungskraft bewahrte. Borgese lehnte das Adjektiv »romantisch« an die Gattung Roman an, dessen Übersetzbarkeit der Publikumsorientierung der Reihe entgegenkam. Übrigens hatte er schon im ersten Band der ›Romantica‹-Reihe eine Art Dekalog zum Gebrauch durch den Übersetzer erstellt: Die in der Sammlung gelieferten »traduzioni esemplari« hätten mit allen Übersetzungsgewohnheiten des vorigen Jahrhunderts zu brechen, keine Kürzungen, Auslassungen, Archaismen würden geduldet, kein interpretatorisches Forcieren werde begünstigt.<sup>29</sup>

Die Auseinandersetzung der Gruppe Einaudi mit der inzwischen etablierten Reihe zeigt sich in einigen Rezensionen, die in der Zeitschrift ›La Cultura‹ publiziert wurden. Schon da kündigt sich der Perspektivwechsel der späteren Reihe ›Narratori stranieri tradotti‹ an. Als unpassend wird von dem Anglisten Mario Praz bereits der Titel der Reihe empfunden, der »mira a stuzzicare l'appetito del pubblico con un vago ›non so che‹« (»den Appetit des Publikums mit diesem vagen ›Ich weiß

29 Im ersten Band der Reihe, in der »Nota a Stendhal«, wird das Reihenprojekt präsentiert: Stendhal, *La Certosa di Parma*, aus dem Französischen von Ferdinando Martini, Mailand 1930, hier: S. 678.

nicht was< anregen will«).<sup>30</sup> Vor allem wird aber die unbefriedigende philologische Kompetenz der Übersetzer hervorgehoben, die häufig Worte, wenn nicht ganze Sätze, auslassen oder die Werke – es handelt sich um Defoe, Mörike oder Dostojewski, d. h. um verschiedene Autoren und Ausgangssprachen – auf eilfertige Weise in die italienische Sprache überführen. Darüber sind sich die Rezensenten – Anglisten, Slawisten und Germanisten – einig. Alles in allem zeigt sich: In der Verbreitung der Weltliteratur werden bei Mondadori und Einaudi andere Akzente gesetzt, wie auch an der ›Werther‹-Übersetzung abzulesen ist. Zweifellos musste und wollte sich die Reihe Einaudis vom Verlag Mondadori unterscheiden. Lesbarkeit und philologische Strenge waren in Leone Ginzburgs Idealvorstellung zu kombinieren: Das von ihm gewählte Motto der Reihe, die »wachsamen Eleganz«, war schon an sich Programm.<sup>31</sup>

### III.

In vieler Hinsicht wird mit der Reihe ›Narratori stranieri tradotti‹ neues Land erkundet, aber mit der Tradition im Gepäck, die als notwendig und aktuell wahrgenommen wird. Fest davon überzeugt, rückte der Verleger bzw. Leone Ginzburg, der die Reihe ins Leben gerufen hatte, trotz Spanis kritischer Vorbehalte von der Entscheidung einer Neuübersetzung des ›Werther‹ nicht ab. Im Antwortschreiben an den Übersetzer wird das Vorhaben mit flüchtigen Anmerkungen begründet. Der ohne Unterschrift an Spani geschickte Brief appelliert vor allem an den internationalen Ruf von Goethes Jugendroman und an die Langlebigkeit des Interesses: Die Rede ist von der »unveränderlichen Treue aller Länder« zu Goethes Werk.<sup>32</sup> Statt eines in Italien unbekanntes Werks wie den ›Wanderjahren‹ bevorzugt also Einaudi eine neue ›Werther‹-Übersetzung, woraus sich nicht zuletzt die prinzipielle kanonische Funktion von Klassikern ableiten lässt. Einige den Lesern schon bekannte Werke wie ›Werther‹ konnten dank Neuübersetzungen zu einer Neulektüre einladen und damit das Zielprogramm der Reihe und des

30 Mario Praz, *La cultura* n. s. 9 (1930), S. 777–781.

31 AE, *Corrispondenza con autori e collaboratori italiani*, M 199 F 2854, Bl. 2.

32 Vgl. Scarpa, *Vigile eleganza* (Anm. 16).

Verlags am besten vor Augen führen. Ebenso ist die Befürwortung des ›Werther‹ aus Ginzburgs Perspektive erklärlich. Zweifellos spielte seine Kenntnis der deutschen Sprache und Literatur eine Rolle (in Odessa geboren, hatte er in Berlin und dann in Turin die Schule besucht), vermutlich aber auch seine Nähe zu Benedetto Croce, der 1919 seine umfangreiche Goestudie veröffentlicht hatte.<sup>33</sup>

Von schlichter Raffinesse geprägt, ist die Reihe für die private Bibliothek eines bürgerlichen, kultivierten und jungen Lesepublikums mit eingeschränkten finanziellen Ressourcen gedacht. Auch damit wollte sich Einaudi von anderen Verlegern abgrenzen. Schon auf den ersten Blick wirkt der ›Werther‹-Band nüchtern und elegant: Das unübliche A5-Format und der aschblaue Bucheinband, auf dem in weißer Farbe der Titel und das Verlagssignet mit dem immerwährenden Strauß hervorstecken, und die aufgeklebte Reproduktion eines Goethe-Porträts von Melchior Kraus auf dem Vorsatz zeugen von typographischer Gediegenheit. Auf den Titel folgt der Name des Übersetzers: eine wahrhaft innovative Geste. Auch damit ist Spaini nicht ganz einverstanden, aber wieder rechtfertigt der Verleger seine Entscheidung in seiner Briefantwort mit Bezug auf das Reihenprogramm: »La mia collana non è composta da nuovi romanzi, diversi volumi sono nuove traduzioni: il nome del traduttore ha un valore particolare ed è interessante« (»Meine Reihe besteht nicht aus neuen Romanen, mehrere Bände sind Neuübersetzungen: der Name des Übersetzers hat einen besonderen Wert und ist von Interesse«).<sup>34</sup>

Spaini, mit der unverrückbaren Überzeugung von der Richtigkeit einer Neuübersetzung des ›Werther‹ konfrontiert, akzeptiert die Aufgabe. In jedem Fall ist es für ihn eine wertvolle Gelegenheit, seine Tätigkeit als Übersetzer für den jungen und engagierten Verleger aufzunehmen. Nicht zuletzt verbindet er damit wahrscheinlich die Möglich-

33 Croces Goethe-Monographie in der letzten Ausgabe von 1946 ist kürzlich wieder in einer kommentierten Edition erschienen: Benedetto Croce, Goethe. Con una scelta di liriche tradotte, hrsg. von Domenico Conte, Anmerkungen von Chiara Cappiello, 2 Bde., Neapel 2024. Ebenfalls im Jahr 1938 erschien bei Laterza, dem Verlagshaus, für das Croce auch als Berater tätig war, eine von Ginzburg herausgegebene Ausgabe von Leopardis ›Canti‹. Die Briefe Ginzburgs an Croce sind wieder abgedruckt in: Leone Ginzburg, Lettere dal confino 1940–1943, hrsg. von Luisa Mangoni, Turin 2004, S. 277–341.

34 AE, Corrispondenza con autori e collaboratori italiani, M 199 F 2854, Bl. 23.

keit, sich für die Aufnahme anderer Werke deutscher Literatur in Einaudis Katalog einzusetzen: darunter Kafkas ›Amerika‹, d. h. ›Der Verschollene‹, das er für das lesbarste Werk des Prager Schriftstellers hält, und Hoffmanns Erzählungen, allen voran die ›Prinzessin Brambilla‹. Aus den Briefen geht auch hervor, dass die ›Werther‹-Übersetzung gut bezahlt wurde, was Spainis Zusage sicher befördert hat.<sup>35</sup> Bei der Werkpublikation müssen sich Verleger und Übersetzer noch auf manche Details einigen. Beispielsweise möchte Spaini seine Übersetzung nicht mit Fußnoten versehen: Er lehnt Einaudis Vorschlag ab, etwa bei Goethes Hinweis auf ›Emilia Galotti‹ kurze Informationen über Lessings Drama hinzuzufügen. Er schlägt vor, darauf im Vorwort hinzuweisen, so dass der Lesefluss nicht unterbrochen oder belastet werde. »Siamo stati d'accordo che il nostro Werther« – schreibt Spaini an Einaudi zurück – »doveva essere caratterizzato in modo popolare e poetico piuttosto che altamente letterario« (»Wir waren darüber einig, dass unser Werther populär und poetisch und nicht hochliterarisch charakterisiert werden sollte«). Bezeichnend ist insbesondere, wie Spaini das Beibehalten des Titels begründet. ›Die Leiden des jungen Werthers‹ oder lediglich ›Werther‹ – dies ist die Frage des Verlegers. »No, Einaudi, non vogliamo cambiare il titolo!« (»Nein, Einaudi, den Titel wollen wir nicht ändern!«), schreibt Spaini und bemerkt dabei, dass der Titel das Schönste des ganzen Werkes sei. Damit spielt er auf den rokokohaften Beigeschmack, den klassisch-sentimentalen und schließlich auch ironischen Ton an. Ob Verleger und Übersetzer zu einem Kompromiss gelangten oder ob sich der Verleger durchsetzen konnte, bleibt ungewiss. Sicher ist, dass in der vierten Auflage 1943 auf dem von Francesco Menzio gezeichneten Schutzumschlag der Titel auf den Protagonisten Werther reduziert wird, während der Buchumschlag den ausführlichen Titel nennt.<sup>36</sup> Trotzdem entspricht Spainis Verteidigung des vollständi-

<sup>35</sup> Ebd., Bl. 21.

<sup>36</sup> Auch wenn schon auf dem Schutzumschlag der dritten Auflage 1943 und dann erneut ab der fünften Auflage nur noch der Name Werther aufritt, lässt sich an Spainis Bemerkung dessen Interpretation von Goethes Jugendroman ablesen, wie sie in seinem Vorwort thematisiert wird. Die Einbeziehung eines Künstlers wie Menzio für die gezeichneten Schutzumschläge (1939 beginnt Menzios Mitarbeit für den Verlag) unterstreicht die gediegene editorische Präsentation, die noch in den späteren Jahren trotz aller Kriegswirren und Bombenangriffe erhalten bleibt: Dies ist auch ein Zeichen für die kompromisslose Überzeugung von der kulturellen Mission der Buchproduktion. Das Jahr 1942 endet mit Bombenangriffen in

gen Titels seiner Lesart des Romans, die sich im Laufe der Arbeit an der Übersetzung verändert hat.

Während Spaini innerhalb von wenigen Monaten – von August 1937 bis Dezember 1938 – seine Übersetzung anfertigt, revidiert er sein ursprüngliches Urteil: Auf den Seiten, so wird nun im Vorwort suggeriert – »così gonfie di punti esclamativi e di linee di sospensione« (»mit Ausrufezeichen und Unterbrechungen überladen«) –, erkennt er nun einen kraftvollen Rhythmus. Die Unordnung der Gefühle wird in die Ordnung der durchdachten Komposition transformiert, wobei er sich auf die zweite Romanfassung bezieht, die bei den italienischen Übersetzungen den Vorrang genießt.

Aus der erneuten Lektüre während seiner Übersetzungsarbeit entspringt Spainis nun differenzierte Romanauffassung. Erst die wortgenaue Reflexion über das Werk ermöglicht einen Prozess der Annäherung, d. h. eine neue Verständnisebene. Die zunächst kritisch betrachtete unzeitgemäße Identität des Romans wird nicht gelehrt, sondern als signifikant verstanden. Auch die rebellische Geste des Suizids wird auf die hoffnungslose Gegenwart bezogen: Der explizite Hinweis auf das Jahr 1938 im Vorwort bringt eine solche Vergegenwärtigung zum Ausdruck. Aus der Distanz hat sich eine neue Nähe entwickelt. Anders gesagt: In der Ferne wohnen bedeutet, eine bewusste Entfremdung zu erwerben, die produktiv gemacht werden kann – eine Umkehrung, die u. a. mit Ginzburgs Programm, das Nichtaktuelle aktuell zu machen, in vollem Einklang steht.

Auf die Rolle des Unzeitgemäßen greift der berühmte Rilke-Übersetzer Giaime Pintor in seiner Rezension von Spainis Übersetzung zurück: »A un Werther lontano attuale, ormai estraneo, egli ha voluto dedicare la sua opera. A un Werther che da questa insuperabile distanza ha ripreso giovanilità« (»Einem fernen inaktuellen, mittlerweile fremden Werther, wollte er sein Werk widmen. Einem Werther, der aus dieser unüberwindlichen Entfernung seine Jugendlichkeit wiedererlangt hat.«)<sup>37</sup> Das geschieht, so Pintor, dank eines ausgewogenen Über-

Turin. Am 11. Dezember berichtet Giulio Einaudi in einem Brief an Leone Ginzburg, dass die Druckereien Pozzo und Raffero, die Buchbinderei Anfossi, 23 800 Bücher und Farbtafeln der Schutzumschläge vernichtet worden seien. AE *Corrispondenza con autori e collaboratori italiani* Leone Ginzburg, M 94, Bl. 155.

37 Pintors Rezension, die am 17. Juni 1939 in der Wochenschrift ›Oggi‹ unter dem Titel ›Werther italiano‹ erschien, wurde wieder abgedruckt im Sammelband mit

setzungsstils: »Spainis ha cercato uno stile scorrevole e insieme piuttosto sostenuto, senza arcaismi fittizi e senza asprezze moderne« (»Spainis hat zu einem fließenden und zugleich recht getragenen Stil gefunden, ohne fiktive Archaismen und ohne moderne Härte«). Und wenn Pintor in Goethes Roman quella »bella luce uniforme«, jenes »schöne einheitliche Licht« wiederfindet, bestätigt er damit, dass Spainis Übersetzung das klassizistische Maß der zweiten Fassung erkennen lässt, das sich von den Auswüchsen des Sturm und Drang-Romans entfernt hat. Das alles offenbart Pintors Lektüre als Frucht von Spainis Übersetzung. Letzten Endes korreliert diese Lesart mit der Interpretation des Übersetzers, wie sie im Vorwort zu finden ist:

Il piccolo romanzo rococò è diventato qui una luminosa, eroica contemplazione della morte, in cui non si sa che terribile gioia arda. Vita, morte sono senza significato: una indistruttibile presenza dello spirito si palesa, che ignora i limiti della tomba.

Der kleine Rokoko-Roman ist hier zu einer leuchtenden, heroischen Betrachtung des Todes geworden, in der man nicht weiß, welche schreckliche Freude brennt. Das Leben, der Tod sind bedeutungslos: Eine unzerstörbare Gegenwart des Geistes offenbart sich, die die Grenzen des Grabes ignoriert.

Als Spainis, nachdem er sein Misstrauen gegenüber Goethes Roman und dessen, wie er es nannte, »stile sospirato« überwunden hatte, die Übersetzung im Dezember 1938 fertigstellte, sah er in dem Roman die Zeichen einer Welt, die sich im Auflösungsprozess befindet. Ihre innere Krise wird in der Kombination verschiedener und gegensätzlicher Qualitäten sichtbar: von der Anmut des Menuetts über die Apotheose des Genies bis hin zur bürgerlichen Schlichtheit des geschnittenen Brotes.

Viele Jahre später, Ende der 1990er Jahre, legt Einaudi Spainis Übersetzung, revidiert von dem Germanisten und Goetheforscher Giuliano Baioni (1926–2004), erneut auf. Trotz aller Unterschiede in der Auslegung des Romans wird der Faden der Argumentation wieder aufgenommen: Unruhe, Instabilität und Inkonsistenz des Protagonisten lassen ihn als »primo Dandy della letteratura europea« erkennen, als

ausgewählten Schriften Pintors: *Il sangue d'Europa* (1939–1943), hrsg. von Valentino Gerratana, Turin 1950, S. 74–76, hier: S. 75.

›ersten Dandy der europäischen Literatur«.38 Mit ›Werther‹ sei der europäische Petrarkismus, behauptet Baioni, in der geschichtslosen Gegenwart der Moderne zu seinem tragischen Ende gekommen.

Spainis Übertragung war mittlerweile zu einem Klassiker der Übersetzung geworden. Bis dahin hatte Einaudi die Übersetzung unverändert immer wieder aufgelegt. Erst in der Ausgabe von 1962 wird das Vorwort durch einen berühmten Aufsatz von Ladislao Mittner, ›Werther romanzo antiwertheriano‹, ersetzt. In einem Brief erklärt Einaudi, dass zu der neuen Reihe der Universalbibliothek die analytische Studie Mittners besser passe. An der beleidigten Reaktion Spainis lässt sich ablesen, dass er nach fast 25 Jahren noch an seiner eigenen Arbeit festhält.39

Spainis Einstellung zu seiner Übersetzung, die in einem Prozess der Entfremdung ihre Begründung fand, kontrastiert mit der von Borgeses ›Biblioteca romantica‹ unterstützten Praxis der Einfühlung. Die Wahlverwandtschaft zwischen literarischem Übersetzer und dem zu übersetzenden Werk wird dort vorausgesetzt, Autor und Übersetzer gehören zusammen, wie Italo Calvino in einem Aufsatz über die ›Biblioteca romantica‹ schreibt: Marinetti und Flaubert, Corrado Alvaro und Walter Scott, Lavinia Mazzuchetti und Adalbert Stifter.40 Dass Borgese seine ›Werther‹-Übersetzung ins italienische Literatursystem und in seine eigene Schriftstellertätigkeit integriert, lässt sich am Beispiel der Interpunktion zeigen, die einer stilprägenden Veränderung unterzogen wird – vor allem in Hinblick auf die Dialog-Sequenzen. Die Absätze zwischen direkter Rede und der Erzählerstimme des Briefschreibers

38 Giuliano Baioni, Introduzione, in: Johann Wolfgang Goethe, Die Leiden des jungen Werther, I dolori del giovane Werther, hrsg. von Giuliano Baioni, Anmerkungen zum Text von Stefania Sbarra, Turin 1998, S. X.

39 AE, Corrispondenza con autori e collaboratori italiani, M 199 F 2854, Bl. 119. – Noch Jahre darauf, 1977, wird Spainis ›Werther‹-Übersetzung ohne Vorwort als Nummer 20 der neuen, von Giovanni Bollati konzipierten Verlagsreihe ›Einaudi Biblioteca Giovani‹ wieder aufgelegt. Im Rahmen des pädagogischen Programms der Reihe für Jugendliche und im engagierten politischen Kontext der 1970er Jahre wird auf dem Umschlag Goethes Roman als Privatdrama eines verpassten Revolutionärs vorgestellt: »Dal dramma privato al malessere di un' epoca: un rivoluzionario mancato alla fine del Settecento.«

40 Italo Calvino, »La Biblioteca romantica« di Mondadori, in: Mondo scritto e mondo non scritto, hrsg. von Marino Marengo, Mailand 2002, S. 175–187, hier: S. 178.

Werther markieren die Abgrenzung der Stimmen, was eine Isolierung der die Handlung beschreibenden semantisch-syntaktischen Einheiten bewirkt und zu einer Segmentierung im Prosarhythmus führt. Einerseits zielt Borgese darauf, Goethes Variationen im emphatischen Sprachregister wiederzugeben, andererseits assimiliert er Goethes Roman an den Interpunktionskanon der italienischen Literatur seiner Zeit: Bereits D'Annunzio (dem Borgese in den ersten Jahrzehnten des Jahrhunderts nahestand) hatte mit der Fokalisierung durch asyndetische Sequenzen und mit der Verwendung des Punktes experimentiert und damit die italienische Prosa beeinflusst.

Im Gegensatz zu Borgese versucht Spaini noch, Interpunktion und grammatikalische Strukturen beizubehalten, gleichzeitig verleiht er dem Text einen einheitlichen Ton. Anders geschieht es in der Revision durch Baioni: Hier hat man es mit einer Reduzierung des lyrischen Duktus zu tun. Die philologische Präzision und die mit ihr zusammenhängende interpretatorische Übersetzungsarbeit entsprechen in den 1990er Jahren der Reduzierung des emphatischen Registers sowie der häufig vorkommenden Elisionen der Übersetzung Spainis, mit dem Ziel, eine moderne Nüchternheit zu suggerieren.

In der Pluralität der Übersetzungen entdeckt das Original seine eigene Vielfalt wieder, womit die Neuübersetzungen – als Nachdenken über Originaltext und tradierte Übersetzungen zugleich – immer wieder experimentieren. Und wenn man die Meinung von Peter Utz teilt, dass gerade verschiedene Übersetzungen die Leser dazu bringen, die Textwahrheit zu hinterfragen (»Die fremden Augen lassen uns neu sehen, was wir schon lange zu kennen glauben«<sup>41</sup>), wird klar, dass Einaudis Entscheidung, mit ›Werther‹ den Anfang einer Serie zu markieren, über die damalige Zeit hinausweist. Auch damit zeigte Goethes Jugendroman seine archetypische Funktion in der Weltliteratur: die eines eigentlichen »Capostipite«, eines »Stammvaters«, wie der sizilianische Schriftsteller Gesualdo Bufalino ihn genannt hat.<sup>42</sup>

41 Peter Utz, *Anders gesagt – autrement dit – in other words*. Übersetzt gelesen: Hoffmann, Fontane, Kafka, Musil, München 2007, S. 18.

42 Gesualdo Bufalino, *Dizionario dei personaggi di romanzo*. Da Don Chisciotte all'Innominabile, Milano 1982, S. 77.

MARINA KORENEVA

## »Kein Luther, kein Werther, es geht da alles den Bach runter«

### Russische Wege einer deutschen literarischen Figur

»Kein Luther, kein Werther, es geht da alles den Bach runter« – so spricht eine der Figuren in der satirischen utopischen Komödie von Joseph Brodsky.<sup>1</sup> Die Komödie heißt ›Demokratie!‹ und wurde 1990 veröffentlicht, und zwar im Hinblick auf die politischen Veränderungen in Russland und Osteuropa, die Brodsky als Ende der Geschichte interpretiert. Aus seiner Sicht folgt ihr die Epoche der Zoologie, die Epoche der Entmenschlichung des gefühllos gewordenen Menschen.

Brodskys harter Schluss markiert gleichzeitig das Ende der fast zweihundertjährigen Rezeption von Goethes ›Werther‹ in Russland, die im Jahr 1781 beginnt, als die erste russische Übersetzung des Romans veröffentlicht wurde, sieben Jahre nach dem Erscheinen des Originals. Diese erste Übersetzung von Fëdor Galčënkov (ca. 1757 – ca. 1787) wurde in den Zeitschriften scharf kritisiert, weil der Übersetzer einige Stellen ganz ausgelassen hatte, wie z. B. die Ossian-Texte, und weil ihm offensichtlich auch das Verständnis des Textes vor unlösbare Probleme gestellt hatte: Ein Beispiel dafür ist die Szene, in der Lotte und Werther vor dem Fenster stehend das Gewitter beobachten und Lotte »Klopstock!« sagt,<sup>2</sup> womit sie auf Klopstocks Ode ›Frühlingsfeier‹ (1759) anspielt. Der Übersetzer aber hat den Namen des deutschen Dichters nicht erkannt und die Szene umgewandelt: In der russischen Übersetzung schlägt Lotte unverhofft vor, Karten zu spielen.<sup>3</sup>

Trotz aller Mängel blieb diese Übersetzung, mehrmals neu aufgelegt, fast 50 Jahre lang die einzige Übersetzung von Goethes Roman.

1 Josef Brodskij, *Demokratija!* [Demokratie!], in: *Zvezda* 5 (2001), S. 43–81, hier: S. 63. – Alle Übersetzungen aus dem Russischen stammen von mir.

2 *WA I* 19, S. 36.

3 *Strasti molodogo Vertera* [Die Leidenschaften des jungen Werthers], 2 Bde., Sankt-Petersburg 1781, Bd. 1, S. 45.

Generell wies das russische Lesepublikum damals gegenüber Goethe eine seltsame Gleichgültigkeit auf. Es war besessen von der gemeineuropäischen Krankheit, der »Lesewut«, und mit der Lektüre von Schauerromanen beschäftigt. Man könnte sagen, dass die Goethe-Zeit in Russland mehr oder weniger ohne Goethe ausgekommen ist. Kein einziges Prosawerk von Goethe wurde zu dessen Lebzeiten ins Russische übersetzt: weder die ›Unterhaltungen deutscher Ausgewanderten‹ (1795), noch ›Wilhelm Meisters Lehrjahre‹ (1795–1796) oder ›Die Wahlverwandtschaften‹ (1809) oder ›Wilhelm Meisters Wanderjahre‹ (1821). Auch ›Faust‹ nicht, daraus wurden nur fünf Fragmente übertragen. Die ganze »Ernte« an Übersetzungen bestand im ersten Drittel des 19. Jahrhunderts aus ungefähr 40 Gedichten, zerstreut in verschiedenen Zeitschriften. Bis in die frühen 1840er blieb Goethe in Russland der Autor eines einzigen Romans – der ›Leiden des jungen Werthers‹, der nachgeahmt wurde, in der Literatur wie im Leben.

Wie überall in Europa wurde das Buch auch in Russland von manchen Kritikern als »schädliches«, »unsittliches« Werk angegriffen, als »Missgeburt des deutschen Geistes«, weil es junge Menschen vermeintlich zum Selbstmord anspornte.<sup>4</sup> Und diese Kritik nahm in Russland bis Ende des 19. Jahrhunderts nicht ab. Schon zu Anfang des 19. Jahrhunderts schrieb man in russischen Zeitschriften vom »Werther-Fieber« im Sinne einer Welle von Selbstmorden, die in Deutschland ausgebrochen war und sich, wie behauptet wurde, auch in Russland verbreitete. Belegt sind diese Fälle aber nicht. Bis auf einen einzigen Fall, der nur bedingt mit ›Werther‹ in Verbindung gebracht werden kann.

Es geht um den 16-jährigen Michail Suškov (1775–1792), der sich 1792 das Leben genommen hat. Kurz davor hatte er einen Roman geschrieben, den er als ›Der russische Werther‹ betitelt hat. Der Roman wurde von seinem Bruder erst 1801 veröffentlicht. Hier wird in Briefform die Liebesgeschichte eines jungen unbemittelten Mannes erzählt,

4 Zur russischen Werther-Rezeption vgl. Viktor Žirmunskij, *Gete v russkoj literature*, Leningrad 1937 (Nachdruck Leningrad 1981), S. 33–64; André von Gronicka, *The Russian Image of Goethe*, Bd. 1: *Goethe in Russian Literature of the First Half of the Nineteenth Century*; Bd. 2: *Goethe in Russian Literature of the Second Half of the Nineteenth Century*, Philadelphia 1968/1985, siehe dort jeweils im Register unter ›Werther‹.

der auf seine Geliebte verzichtet, da er ihr nichts zu bieten hat, und der sich nach der Heirat der Geliebten mit einem anderen Mann erhängt, um die eheliche Ruhe nicht zu stören. Trotz der gewissen äußeren Ähnlichkeit mit dem Roman von Goethe stellt der Autor einen ganz anderen Menschentyp und ein ganz anderes Verhaltensmodell dar: Sein Protagonist empfindet das einfache Volk als grob, hält es keiner Aufmerksamkeit wert. Der Anblick eines armen Pflügers, oder einer emsigen Biene bringt ihm keine Freude, davon, so schreibt er, schwärmen nur Gedichteschreiber, wenn sie den »höchsten Grad der dichterischen Ekstase erreichen«.<sup>5</sup> Die Natur lässt ihn gleichgültig und er kann nicht nachvollziehen, was Salomon Gessner daran zu seinen Idyllen inspirieren konnte. Als er sich verliebt, ist sein Unglück durch Herkunft und Armut vorprogrammiert. Dabei handelt der russische Werther, obwohl er, wie er sich selbst bezeichnet, ein »empfindsamer Mensch« sei,<sup>6</sup> völlig kalt und rational, gibt eine klare Begründung für seinen Selbstmord, den er ein »Unternehmen« nennt,<sup>7</sup> und richtet sich nicht nach Werther, sondern nach Cato dem Jüngeren. Dessen heroischer Selbstmord war von Joseph Addison (1692–1719) in seiner Tragödie ›Cato‹ von 1713 dargestellt worden. Dieses Buch liegt in dem Zimmer, wo man ihn erhängt findet, auf dem Fensterbrett, aufgeschlagen auf der Seite mit Catos Monolog im letzten Akt, in dem er, kurz vor seinem Selbstmord, über die Unsterblichkeit der Seele spricht. Genauso kalt und rational erklärt der Autor, der seinen eigenen Selbstmord im Roman vorweggenommen hat, im Abschiedsbrief an seinen Onkel seine Tat mit folgenden Worten:

Sie werden wohl sagen, dass der ›englische Spleen‹ daran schuld sei; mancher wird sagen, dass ich vom Teufel besessen bin. Aber beides ist falsch. Ich habe einfach gesehen, dass ich in der Welt nicht leben kann, wo die Armut einem Verbrechen gleichgestellt ist. [...] Der

5 Michail Suškov, Rossijskij Verter [Der russische Werther], in: Russkaja sentimentalnaja provestj, hrsg. von Pavel Orlov, Moskva 1979, S. 203–222, hier: S. 205. – Zu Suškov und seinem Werk vgl. auch Viktor M. Shirmunski, Der »russische Werther«, in: Weimarer Beiträge 3 (1957), H. 1, S. 47–57; Holger Siegel, Ein russischer Wertherroman am Ausgang des 18. Jahrhunderts, in: Goethe-Jahrbuch 121 (2004), S. 97–105.

6 Suškov, Rossijskij Verter, a. a. O., S. 203.

7 Ebd., S. 222.

Werther hat mir zum Teil zu meiner Entscheidung verholfen, aber nur zum Teil, und glauben sie nicht, dass ich den Werther nachäffen wollte. Ich bin weder wahnsinnig, noch melancholisch.<sup>8</sup>

Der andere Fall, der sich tatsächlich ereignet hat, liegt dem Roman von Alexandr Klušin (1763–1804) ›Werthers Gefühle oder Der unglückliche M.‹ (1793, 21802) zugrunde: Es geht um einen gewissen Matveev, einen jungen Moskauer Offizier aus einer armen Familie, der sich das Leben genommen hat, nachdem er aus dem Haus seiner Geliebten verwiesen worden war, weil er aus Sicht ihres Vaters, einem wohlhabenden Hausherrn, keine gute Partie war. Diese tragische Geschichte erregte in Moskau viel Aufsehen und blieb noch lange in Erinnerung. Es wurden mehrere Gedichte zum Andenken an den Verstorbenen verfasst, sein Grab wurde zum Pilgerort, und auch der erwähnte Roman wurde bis in die frühen 1830er Jahre gerne gelesen. Er diente sogar als Stoff für ein pantomimisches Ballett mit dem Titel ›Der neue Werther‹, inszeniert von Ivan Valberch (1766–1819), erstmals aufgeführt 1799 in Moskau, später auch in St. Petersburg. Das Ballett wurde zur Sensation: Zum ersten Mal wurde auf der Bühne eine reale, zeitgenössische Geschichte gezeigt, die jeder kannte, und alle Tänzer trugen moderne Kostüme. Zu den Requisiten gehörte Goethes Buch, das auch im Klušins Roman eine wichtige Rolle spielt: Nach der Trennung von der Geliebten, die ihm einen kalten Abschiedsbrief geschickt und auf die Unmöglichkeit einer gemeinsamen Zukunft wegen des Standesunterschieds hingewiesen hat, liest er tagelang ›Werther‹ und sagt kurz vor dem Selbstmord zu sich selbst: »Werther, du hast die Schleife von Charlotte mit ins Grab genommen, ich nehme das kleine Bild von meiner Sophie mit! Dieses Bild bleibt in meinem Herzen für ewig!«<sup>9</sup>

Als Buch taucht ›Werther‹ Ende des 18. bis Anfang des 19. Jahrhunderts in mehreren russischen Texten auf, die von unglücklicher Liebe erzählen, und wird somit an sich, als Gegenstand, zum unmissver-

8 Zit. nach Maarten Fraanje, Proščalnjnye pisjma M. V. Suškova (O probleme samoubijstva v russkoj kuljture konca XVIII veka) [Abschiedsbriefe von M. V. Suškov (Über das Problem des Selbstmordes in der russischen Kultur Ende des 18. Jahrhunderts)], in: XVIII vek 19 (1995), S. 147–167, hier: S. 152, 154.

9 Alexander Klušin, Verterovy čuvstvovanija, ili Nesčastnyj M. [Werthers Gefühle, oder der unglückliche M.], in: Russkaja sentimentalnaja provestj (Anm. 5), S. 119–141, hier: S. 134.

ständlichen Identifikationsmarker einer bestimmten Gesinnung bzw. eines Gemütszustandes – der Empfindsamkeit. Dabei ersetzt oft die gemeinsame Lektüre des Buches die Liebeserklärung, die unausgesprochen bleibt, wie dies zum Beispiel im Roman von Dmitrij Gorčakov ›Plamir und Raida: Russische Geschichte‹ (1796) der Fall ist:

Nach einer Stelle, wo der Autor das ganze Feuer der glühenden Liebe dargestellt hat, blickte Plamir zu Raida. Ihre Blicke trafen sich und gemeinsames Gefühl, wie ein elektrischer Funke, sprang von einem zum anderen und erschütterte ihre Herzen.<sup>10</sup>

Die Geschichte endet mit dem Tod der beiden Hauptgestalten: Plamir, der erfährt, dass Raida mit einem reichen Mann verlobt ist, zieht in den Krieg und sucht dort den Tod, Raida stirbt vor Kummer, als sie die traurige Nachricht erhält.

Die Werther-Leser gehörten auch dann noch zum festen Bestandteil der russischen Liebesgeschichten, als die Empfindsamkeit schon aus der Mode und zu einem Gegenstand des Spottes geworden war. So veröffentlicht Antonij Pogoreljskij (1787–1836), der ein flammender Lehrer E. T. A. Hoffmanns war, 1828 eine Novellensammlung ›Der Doppelgänger oder meine Abende in Malorossija‹, in der sich eine Novelle unter dem Titel ›Schädliche Folgen der ungezügelter Phantasie‹ findet. Der Hauptprotagonist, Alzest, russischer Student an einer deutschen Universität, ist ein eifriger Leser rührseliger Romane, der bei der Lektüre gerne Tränen vergießt und sich ab und zu leidenschaftlich in die Romanfiguren verliebt. Durch die Geschichte von Werther und Lotte wurde er so aufgewühlt und verblendet, dass er sich im Nu in die schöne Unbekannte im Haus gegenüber verliebt, ohne das höchst Seltsame in ihrem Verhalten wie auch im Betragen ihres Vaters, des unheimlichen Mathematikprofessors, zu bemerken. Schon nach ein paar Tagen heiratet er heimlich die Tochter des Professors, um in der ersten Nacht zu seinem Schrecken zu entdecken, dass seine geliebte Adeline nur eine mechanische Puppe ist, die ihr vermeintlicher Vater jeden Tag neu aufzieht, damit sie sich bewegt und leise und undeutlich einzelne Wörter äußert. Nach dieser Entdeckung verliert Alzest den Verstand und ertränkt sich.

<sup>10</sup> Dmitrij Gorčakov, Plamir i Raida [Plamir und Raida], Moskva 1796, S. 28.

Der Erfolg von Goethes ›Werther‹ in Russland zu Ende des 18. und am Beginn des 19. Jahrhunderts hätte vielleicht noch viel größer ausfallen können, wenn es nicht einen russischen Rivalen gegeben hätte: Dieser Rivale war Nikolaj Karamzin (1766–1826), der führende russische Sentimentalist, der die erzählende Prosa der Empfindsamkeit wie auch die neue russische Literatursprache maßgeblich geprägt hat.<sup>11</sup> Seine kleine Erzählung ›Die arme Liza‹, veröffentlicht 1792, machte Furore. Inspiriert wurde Karamzin von einer Episode aus Goethes ›Werther‹, in der von einem Mädchen erzählt wird, das, »unwiderstehlich von einem unbekanntem Gefühl hingerissen« wird.<sup>12</sup> Das Mädchen verliebt sich, gibt sich dem jungen Mann hin, hofft auf ewiges Glück, wird von ihm verlassen und ertränkt sich. Karamzin versetzt die Handlung nach Moskau und entwickelt Goethes Episode zu einer acht Seiten langen Erzählung, deren Hauptgestalten Liza, eine junge Bäuerin, und Erast, ein junger Adelige, sind und deren zentrale Botschaft lautet: »Auch Bäuerinnen können lieben«.<sup>13</sup> Zum ersten Mal in der russischen Literatur wurde die Liebe hier bis in die feinsten Regungen hinein beschrieben und zum ersten Mal endete eine zeitgenössische Geschichte mit einem Selbstmord. Wie schon in den russischen Interpretationen des ›Werther‹ zur Jahrhundertwende lag der Akzent dabei auf dem sozialen Unterschied. Der Text wurde zum Lehrbuch der Liebessprache, er wurde mehrmals aufgelegt, und es folgten mehrere Nachahmungen (›Der See bei Rostow‹ von Vladimir Izmajlov, 1795; ›Sofja‹ von Gavriil Kamenev, 1796; ›Arme Maša‹ von Alexandr Izmajlov, 1801; ›Dascha, ein Bauernmädchen‹ von Pavel Ljvov, 1803; ›Die Geschichte von der armen Marja‹ von Nikolaj Brusilov, 1805 u. a. m.). Und, wie in den Zeitungen und Zeitschriften zu lesen war, folgten mehrere Mädchen Lizas Beispiel. Im Gegensatz zu den Reaktionen auf Goethe kritisierte niemand den Autor oder gab ihm die Schuld daran. Lizas Teich, der bei Karamzin genau beschrieben und mit exakter Orstangabe verrsehen ist,

11 Zu Karamzin und seinem Verhältnis zur deutschen Liteatur vgl. Hans Rothe, N. M. Karamzins europäische Reise. Der Beginn des russischen Romans. Philologische Untersuchungen, Bad Homburg [u. a.] 1968 (= Bausteine zur Geschichte der Literatur bei den Slaven 1), wo das Verhältnis zu Goethe und zu ›Werther‹ aber nur am Rande behandelt wird.

12 WA I 19, S. 70.

13 Nikolaj Karamzin, *Bednaja Liza* [Die arme Liza], in: ders., *Izbrannyja proizvedenija v proze*, Moskva 2003, S. 27–34, hier: S. 28.

wurde zum Pilgerort. Über viele Jahrzehnte hinweg suchten hunderte Leser den Teich auf und kritzelten rührende Verse in die Baumstämme, bis eines Tages, Mitte der 1820er Jahre, ein Schild aufgestellt wurde, mit dem folgenden Text: »Hier hat sich Erasts Braut ertänkt. Macht weiter, Mädels, es gibt genug Platz im Teich!«<sup>14</sup> Dies ist ein Zeichen dafür, dass auch diese literarische Figur, wie schon Goethes Werther, umgedeutet wurde und ihr erhabenes Pathos eingebüßt hat.

Eine ähnliche Herabsetzung lässt sich auch bei einigen weiteren russischen poetischen Werken beobachten, die mit Werther verbunden sind. Es gab mehrere Gedichte, die das Motiv »Lotte an Werthers Grab« aufnahmen, darunter auch eines aus dem Jahr 1787 von Dmitrij Baranov (1773–1834), einem 14-jährigen Dichter, der den »Werther« in 74 Versen scharf verurteilt. Das populärste davon stammt von Vasilij Tumanskij (1800–1860) aus dem Jahr 1819, »Werther an Charlotte (eine Stunde vor dem Tod)«. Dieses Gedicht war sehr lange im Umlauf, wurde öfters zitiert und kommt in mehreren Liebesromanen als gemeinsame Lektüre der Liebenden vor, bis es sogar in dem satirischen Schelmenroman von Gogol »Die toten Seelen« aus dem Jahr 1842 erscheint. Dort wird es von dem Hochstapler Čičikov rezitiert: Čičikov kauft bei den Gutbesitzern die Leibeigenen, die schon verstorben sind, auf dem Papier aber noch als lebend gelten. Das Geschäft läuft perfekt, und Čičikov ist von seinen Erfolgen so beflügelt, dass er nach dem Abschluss eines besonders günstigen Deals im Gefühlsausbruch unverhofft anfängt, das Gedicht von Tumanskij »Werther an Charlotte« vorzutragen, womit er seinen Gesprächspartner sichtlich irritiert und von ihm als großer Sonderling eingestuft wird.<sup>15</sup> Diese ironische Szene signalisiert dem Leser ganz deutlich: Eine neue Ära ist angebrochen, die Ära der Liebe zum Geld.

Um diese Zeit fand »Werther« nur noch in der Provinz größere Verbreitung: Aus Berichten von Zeitzeugen wissen wir, dass an den Wänden der russischen Poststationen und in den Wirtshäusern in großer Zahl Bilder mit Werther und Lotte zu sehen waren. Das Buch wurde auf dem Land zum festen Bestandteil der Hausbibliotheken von Gutsbesitzern. Kein Zufall, dass es sich auch im Bücherschrank von Tatjana,

14 Russkaja epigramma vtoroj poloviny XVII – načala XX v., Leningrad 1975, S. 186.

15 Nikolaj Gogol, Měrtvye duši [Die toten Seelen], in: ders., Polnoe sobranie sočinenij i pisem, 23 Bde., Moskva 2023, hier: Bd. 7, S. 143.

einer der Hauptfiguren von ›Evgenij Onegin‹, Puškins Roman in Versen aus dem Jahr 1833, findet, der auf dem Lande spielt: Puškin zählt auf, welche Texte und literarische Figuren Tatjanas Gemüt geprägt haben und sie auf die große, allerdings unglückliche Liebe vorbereitet haben. Darunter der Roman ›Die Geschichte von Charles Grandison‹ von Samuel Richardson (1689–1761) aus dem Jahr 1753, ›Julie oder Die neue Heloise‹ (1761) von Rousseau (1712–1778) und auch ›Werther‹, den Puškin als einen »rebellischen Märtyrer« bezeichnet.<sup>16</sup> Die Charakteristik bezieht sich auf eine Stelle aus dem letzten Brief Werthers an Lotte, wo er schreibt, dass, wenn sie seinen Brief liest, »schon das kühle Grab die erstarrten Reste des Unruhigen, Unglücklichen deckt«.<sup>17</sup> Die beiden substantivierten Adjektive – der Unruhige und der Unglückliche – stellen für die Übersetzung ins Russische ein Problem dar: die Substantivierung lässt sich dort nicht direkt wiedergeben, und so bedarf es eines geeigneten Substantivs, auf das sich die beiden Adjektive als Attribute beziehen könnten. Das eröffnet ein weites Feld für Interpretationen: So transformiert Puškin den Unglücklichen in einen Märtyrer und verwandelt das Wort »unruhig« in »rebellisch«. Im Endergebnis entsteht so eine Charakteristik, die scheinbar, wenn auch mit Verspätung, dem deutschen Interpretationsmuster der Werther-Figur als Märtyrer der Liebe nahesteht (so z. B. bei Johann Martin Miller, 1750–1814, in der ›Geschichte Karls von Burgheim und Emiliens von Rosenau‹, 1778–1779). Das Epitheton »rebellisch« hingegen weist in eine ganz andere Richtung, und zwar in die des Widerstands, was nicht ohne Folgen für die späteren Interpretationen in Sowjetrussland geblieben ist, wovon noch die Rede sein wird.

Für die Generation der späten 1830er bis 1840er Jahre, die auch schon Goethes ›Faust‹ für sich entdeckt hatte, war Werther bereits ein Anachronismus. Es gibt keinen namhaften russischen Schriftsteller aus dieser Zeit, der in seiner Jugend den ›Werther‹ nicht gelesen und dabei auch Tränen vergossen hätte, aber im Nachhinein fällt das Urteil zu meist vernichtend aus: »ein Schwächling«, »ein Taugenichts«, »ein Jammerlappen« usw. »Die Zeit der reinen Poesie ist ebenso abgelaufen wie die der unecht-erhabenen Phrase; angebrochen ist die Zeit der Kri-

16 Alexandr Puškin, Evgenij Onegin [Eugen Onegin], in: ders., *Polnoe sobranie sočinenij*, 10 Bde., Moskva 1963–1965, hier: Bd. 5, S. 59.

17 WA I 19, S. 159.

tik, der Polemik, der Satire«,<sup>18</sup> schrieb 1869 rückblickend Ivan Turgenew (1818–1883), der auch einen wichtigen Beitrag zu Werther-Interpretation in Russland geleistet hat.

1850 veröffentlichte Turgenew ›Das Tagebuch eines überflüssigen Menschen‹, in dem in einem zum Teil satirischen Ton die Geschichte eines jungen Mannes kurz vor dessen Tod erzählt wird – er stirbt an Schwindsucht. Ein kleiner unbemittelter Beamte verliebt sich in eine junge Frau namens Liza, die ihm aber einen anderen, einen glänzenden, talentierten, weltmännischen Offizier vorzieht, so dass sich der Hauptprotagonist von ihr und somit von der ganzen Gesellschaft verstoßen fühlt, sich selbst als überflüssig empfindet und vor Liebeskummer stirbt. Der Begriff des »überflüssigen Menschen« wurde sogleich von der russischen Literaturkritik aufgegriffen und zum charakteristischen Typus erhoben, vertreten durch eine lange Reihe von Figuren der Weltliteratur, an deren Spitze Werther steht, danach die Hauptgestalten Byronscher Werke (wie Childe Harold), schließlich die Russen des 19. Jahrhunderts: Evgenij Onegin von Puškin, Pečorin von Michail Lermontov (1814–1841) aus ›Ein Held unserer Zeit‹ (1840), Belto von Alexander Herzen (1812–1870) aus dem Roman ›Wer ist schuld?‹ (1846), Rudin aus dem gleichnamigen Roman (1855) von Ivan Turgenew u. a. m. Zu den gemeinsamen Zügen zählte man eine melancholische Gemütsstimmung, die in Pessimismus mündet, Überdruß am Leben bzw. der Gesellschaft und die daraus folgende Nichtstuererei als eine Form des Protests. Die russischen sogenannten »überflüssigen Menschen« wurden als eine Umkehrung Werthers aufgefasst: Sie alle, als Menschen dem Werther durchaus nahe verwandt, gingen einen anderen Weg und blieben am Leben, um dann anderen Menschen, den Frauen vor allem, Unglück zu bringen. Ende des 19. Jahrhunderts wurde eine derartige Gesinnung der russischen »Weltschmerzler«, wie man diese Figuren nannte, von manchen russischen Literaturkritikern als pathologische geistige Krankheit wahrgenommen, als »Entartung« im Sinne von Max Nordau, der in Russland sehr populär war. In diesem Kontext wurde Werther als gnadenloser Egoist dargestellt, besessen von Größenwahn, obwohl es dafür keinen Grund gibt, da er die ganze Zeit nichts tut und nur seine banalen Gefühle seziert.

18 Ivan Turgenew, *Vospominanija o Belinskom* [Erinnerungen an Belinskij], in: ders., *Polnoe sobranie sočinenij i pisem*, 30 Bde., Moskva 1983, hier: Bd. 11, S. 36.

Trotzdem erwies sich das Konstrukt des »überflüssigen Menschen«, das der literaturhistorischen Beschreibung zugrunde lag, als beständig und wurde so auch im 20. Jahrhundert beibehalten – als »kanonisiertes« Schema für die Darlegung der Entwicklung der russischen Literatur im 19. Jahrhundert, das bis heute in den russischen Literaturschulbüchern zu finden ist. »Kanonisiert« wurde dieses Schema in den 1930er Jahren. So findet sich im 11-bändigen Literaturlexikon, herausgebracht in der Stalinzeit 1935, ein langer Beitrag zum »überflüssigen Menschen«, in dem es auch um Werther geht. Ausgehend von der Idee einer sich linear vorwärts bewegendenden Entwicklung, die den Sieg des Proletariats vorbereitet hat, wird hier Goethes Figur folgendermaßen charakterisiert:

In den »Leiden des jungen Werthers« wird die Tragödie eines »überflüssigen Menschen« gezeigt, der in eine Zeit hineingeboren wurde, in der die »Morgenröte der Menschheit« noch weit entfernt war. [...] Hier wird die äußerste Verzweiflung eines bürgerlichen Intellektuellen gezeigt, der seiner Klasse vorausgeeilt ist und für den es keinen Ausweg gab. Er spürt in sich eine unheimliche Kraft, die er im gesellschaftlichen Leben einsetzen möchte, ist aber nicht im Stande sich selbst zu verwirklichen, so wie es auch bei der gesamten rückständigen deutschen Bourgeoisie des 18. Jahrhunderts der Fall war. Er kann keine gesellschaftlich relevante Funktion übernehmen, weil seine Klasse ihn noch nicht braucht und so bleibt ihm nichts anderes übrig, als sich auf sein unglückliches Privatleben zu konzentrieren und zu sterben. Der Selbstmord von Werther war der kraftlose Protest eines fortschrittlichen Intellektuellen gegen seine Klasse. [...] Durch seinen Protest gegen den Druck der ständischen Gesellschaftsordnung, gegen die gesellschaftlichen Konventionen, gegen die bürgerliche Moral, die dem fortschrittlichen Bürgertum verhasst ist, wird Werther zum Ideologen einer Klasse, die noch nicht fähig ist, ihre Ideologie zur »Handlungsanleitung« zu machen und so bleibt er nur ein »überflüssiger Mensch«.<sup>19</sup>

In diesem Sinne wurde Werther auch in den meisten offiziellen Beiträgen und Texten interpretiert, die anlässlich des 100. Todestages des

19 Alexandr Lavrezkij, *Lišnie ljudi* [Überflüssige Menschen], in: *Literaturnaja enciklopedija*, 11 Bde, Moskva 1929–1939, hier: Bd. 6, S. 515 f.

Dichters im März 1932 in ganz Sowjetrußland veröffentlicht wurden. Die Gedenkfeiertage waren groß angelegt, es fanden zahlreiche Veranstaltungen statt, mit Vorträgen, Konzerten, Lesungen, in Moskau, Leningrad und in anderen Groß- und Kleinstädten. Der Hauptakzent lag dabei auf dem Vergleich des faschistischen barbarischen Deutschlands mit der progressiven Sowjetunion. Während in Deutschland, wie es hieß, angeblichen Umfragen zufolge, niemand Goethes Werke richtig lesen und verstehen würde, hätte in der Sowjetunion das an der hohen Kultur teilhabende Proletariat den besten, den revolutionären Teil von Goethes Erbe verinnerlicht. »Wem gehört Goethe?« fragte die Moskauer Abendzeitung und antwortete:

Alles Feindliche und Fremde, alles Rückständige und Philisterhafte bei Goethe geben wir den Deutschen zurück, aber das Beste davon, das Fortschrittliche nehmen wir selbst und lassen es nicht zu, dass die deutschen Nationalisten dies für ihre propagandistischen Losungen verwenden und in ihm die Verkörperung des deutschen Geistes sehen.<sup>20</sup>

Zum wichtigsten Werk Goethes, das aus Sicht der stalinistischen Propaganda dem Proletariat am nächsten stand, wurde Goethes ›Faust‹ erklärt. Es gab kaum eine Zeitung, die nicht folgende zwei Zeilen daraus zitiert hat: »Nur der verdient sich Freiheit wie das Leben, | Der täglich sie erobern muß.«<sup>21</sup> Dies entsprach voll und ganz dem in der Sowjetunion kultivierten Kampfmodus, der den permanenten verbalen Krieg gegen den militaristischen kapitalistischen Westen mit Deutschland an der Spitze führte. Aber auch Werther fand seinen Platz in diesem sogenannten »progressiven« Teil von Goethes Erbe, das vom Proletariat expropriert wurde; so etwa als »Halbrevolutionär« oder »Halbfortschrittler«,<sup>22</sup> wie Anatolij Lunačarskij (1875–1933) ihn bezeichnete, als Rebell im Sinne von Puškin, oder auch, wie Georg Lukács (1885–1971), der damals in Moskau lebte, es formulierte, als Opfer »des unlösbaren

20 Alexandr Kut, Komu prinadležit Gëte? [Wem gehört Goethe?], in: Večernjaja Moskva 68 (1932), 23. März, S. 3.

21 WA I 15/1, S. 315f. (v. 11575 f.).

22 Anatolij Lunačarskij, Wolfgang Gëte [Wolfgang Goethe], in: ders., Sobranie sočinenij, 8 Bde., Moskva 1963–1967, hier: Bd. 6, S. 173.

Widerspruchs zwischen der Entwicklung der Persönlichkeit und den gesellschaftlichen Bedingungen in der Welt des Privateigentums«. <sup>23</sup>

Immer wieder wurde in den späten 1930ern betont, dass ›Werther‹ in Deutschland in diesen Zeiten seine Bedeutung verloren habe und vielleicht nur noch in Russland geschätzt würde. Diese Einschätzung taucht auch in einem kuriosen Kurztex auf, der 1937 in der Moskauer Abendzeitung gedruckt wurde, und zwar ohne weiteren Kommentar auf der Seite mit den letzten Nachrichten: »In einem Berliner Gymnasium wurde den Schülern für den Deutschauflatz folgendes Thema gestellt: und zwar die Frage ›Würde Werther den Selbstmord begehen, wenn er ein SA-Mann wäre?‹« <sup>24</sup>

Die Vorstellung, dass Werthers Tränen als Symbol der alten, sentimental europäischen Kultur, als Überbleibsel des europäischen Humanismus, ihre Wertstellung schon längst eingebüßt haben, verband sich direkt mit der Idee des baldigen Untergangs von Europa, die in Russland aktiv propagiert wurde. Als Merkmal dafür galt der Verlust der Gefühle. Michail Lifšic (1905–1983) schrieb 1936 in einer Rezension zu dem Buch von Ilja Erenburg (1891–1967) mit dem Titel ›Werthers Tränen‹ (1928) folgendes: »Vor dem Hintergrund des Konkurrenzkampfes zwischen den Erdölsyndikaten, dem industriellen System von Henry Ford und der Normalpsychologie der Kleinbürger sehen sie wie ein läppisches Überbleibsel aus.« <sup>25</sup> Diese Normalpsychologie wird in dem genannten Buch von Ilja Erenburg ›Werthers Tränen‹ beschrieben, das nach seinem Aufenthalt in Deutschland 1928 veröffentlicht wurde und das Verschwinden der Gefühle thematisiert: »In hunderten deutschen Cafés und Konditoreien treffen sich täglich zwischen 5 und 6 verliebte Pärchen. Sie küssen sich nicht, sie turteln nicht, sie vergießen keine zärtlichen Tränen. Ihre Lippen führen ihr eigenes Leben, nur ihre Finger treffen sich und drücken einander fest, bis es schmerzt. Hier verläuft die Liebe zwischen dem zärtlichsten Schaum der Schlagsahne und dem tonnenschweren Schweigen.« <sup>26</sup>

23 Georg Lukács, Gëte. ›Stradanija mologogo Vertera‹ [Goethe. ›Die Leiden des jungen Werthers‹], in: ders., K istorii realisma, Moskva 1939, S. 5–19, hier: S. 17.

24 Večernjaja Moskva 79 (1937), 7. April, S. 3.

25 Michail Lifšic, Novaja kniga Erenburga [Ein neues Buch von Erenburg], in: Literaturnoe obozrenie 6 (1936), S. 14–17, hier: S. 14.

26 Ilja Erenburg, Belyj ugolj, ili slezy Vertera [Weiße Kohle oder Werthers Tränen], Leningrad 1928, S. 56.

Aber auch im Hinblick auf das Russland des 20. Jahrhunderts empfanden manche russischen Schriftsteller das Verschwinden der Gefühle als Merkmal einer Zeit, die man als Post-Werther-Zeit bezeichnen könnte. Am deutlichsten kommt das bei Boris Pasternak (1890–1960) zum Ausdruck. 1918, ein Jahr nach dem gewaltsamen Sturz der russischen Monarchie im Jahr 1917 und zu Beginn des blutigen Bürgerkriegs schrieb Pasternak das Gedicht ›Abbruch‹, das die Trennung von einer Geliebten zum Thema hat. Das Gedicht endet mit folgenden Versen: »Schon ist der Werther längst geschrieben, | Und selbst die Luft riecht jetzt nach Tod: | Das Fensteröffnen ist dem Aderlassen gleich geworden.«<sup>27</sup> Damit markierte er nicht nur den Beginn einer gefühllosen Zeit der Brutalität in Russland, die dann später in den großen Terror mündete, sondern auch die Sprachlosigkeit, den Verlust der Sprache für Gefühle, den Verlust der alten Sprache an sich. 50 Jahre später, im Jahr 1979, antwortete darauf Pasternaks Zeitgenosse, Valentin Kataev (1897–1986), damals 82 Jahre alt, mit einer Erzählung unter dem Titel der Pasternakschen Gedichtzeile »Schon ist der Werther längst geschrieben«, deren Handlung in der Zeit des Bürgerkriegs spielt. Es geht da um Massenhinrichtungen, – ein tabuisiertes Thema in der damaligen Sowjetunion – und um das Schicksal der Hauptfigur Dima, eines jungen, gutherzigen, gutgläubigen, zärtlichen Malers, der im Bürgerkrieg Fahnenjunker wird, von seiner Ehefrau als Konterrevolutionär angezeigt wird und nur durch Zufall der Hinrichtung entgeht. Das Ganze ist als eine Reihe von gnadenlosen, phantasmagorischen Alpträumen angelegt, die die Realität ersetzen. Und trotzdem – als der Erzähler aufwacht, riecht die Luft immer noch nach Tod.

Diese beiden Werke – von Pasternak und von Kataev – umrahmen das russische 20. Jahrhundert, das selbst als ein einziger Alptraum erscheint. Der russische Schriftsteller Jurij Nagibin (1920–1994) etwa hat 1956 über Goethe geschrieben: »All seine Mignons, Iphigenien, Werthers und Lotten werden durch die Nähe des schlichten ersten Schornsteins von Buchenwald relativiert und zu Zwergen gemacht.«<sup>28</sup> Aber die Nähe des GULAG's bewirkt das gleiche. Und so bleibt nur noch der »Zwerg« Werther, der hier und da in der russischen Literatur des

27 Boris Pasternak, Razryv [Abbruch], in: ders., Stichtovorenija i poemy, Moskva und Leningrad 1965, S. 177.

28 Jurij Nagibin, Dnevnik [Tagebuch], Moskva 1996, S. 113.

20. Jahrhunderts auftaucht, meistens im ironischen Gewand, oft ohne jeglichen Bezug zum Ausgangstext. Der Titel an sich wurde zum geflügelten Wort, das dann ironisch verwendet wird, wenn jemand übertrieben auf die eine oder andere Lebenssituation reagiert – Leiden wegen einer Verstopfung, wegen Liebeskummer, wegen Problemen mit dem Chef oder wegen einer kaputten Tasse. Und wenn man dem Maler und Schriftsteller Vladimir Šinkarëv glauben mag, der Ende der 1990er Jahre den ›Leiden des jungen Werthers‹ in seiner Parodie auf ein Lehrbuch für Weltliteratur einen Essay gewidmet hat, so »bietet der Roman ein klinisch präzises Bild beliebiger Abhängigkeit und kann für Alkoholiker und Drogensüchtige zum Nutzen gereichen«. <sup>29</sup>

Es scheint, dass Brodsky tatsächlich recht hatte: »Kein Luther, kein Werther, es geht da alles den Bach runter.« <sup>30</sup> Dass in Russland Vieles den Bach runter geht, ist offensichtlich, ob daran tatsächlich der Verlust von Werther schuld ist, das bleibt allerdings offen.

29 Vladimir Šinkarëv, *Vsemirnaja literatura* [Weltliteratur], Sankt-Petersburg 2000, S. 7.

30 Josef Brodskij, *Demokratija!* [Demokratie!], in: *Zvezda* 5 (2001), S. 43–81, hier: S. 63.

AEKA ISHIHARA

## ›Werther‹ in Japan: Übersetzungen und literarische Bearbeitungen

### *1. Der in Japan am meisten übersetzte Dichter im deutschsprachigen Gebiet: Goethe*

Das Frankfurter Goethe-Haus beherbergte früher einmal ein japanisches Café namens »Juchheim«, das auch heute noch in Japan für seine Baumkuchen bekannt ist.<sup>1</sup> Aber im Zusammenhang mit ›Werther‹ erinnert man sich wohl eher an ein anderes japanisches Süßwarenunternehmen namens »Lotte«. Dieser Firmenname geht auf die Person der Charlotte in Goethes ›Werther‹ zurück. Der berühmte Werbespruch *Okuchi-no-Koibito* お口の恋人 (übersetzt: »Liebhaber deines Mundes«) drückt deren Wunsch aus, von allen für immer geliebt zu werden, genau wie Charlotte, die in Japan »die ewige Geliebte« von Werther genannt wird. In der Tat war die Schokoladen-Serie mit dem Namen CharLotte überaus beliebt und verkaufte sich gut.

Folgt man der Zeittafel der Ausstellung »Rückblick auf die deutschsprachige Kultur in Japan«,<sup>2</sup> war die erste Übersetzung eines Goethe-Werks in Japan ›Reineke Fuchs‹ (auf Japanisch: *Kitsune-no-Saiban* 狐乃裁判, ›Der Prozess des Fuchses‹, 1884). Die Übersetzung von Tsutomu Inoue (1850–1928) entstand allerdings nicht auf der Grundlage des deutschen Originals, sondern beruht auf einer englischen Fassung. Das

1 Aeka Ishihara, Goethe und das Café Juchheim in Frankfurt. Eine kleine Kulturgeschichte am Beispiel des deutschen Baumkuchens, in: *Jahrb. FDH* 2017, S. 297–308.

2 Begleitheft zur Ausstellung anlässlich des ersten Kongresses der Internationalen Vereinigung für Germanistik (IVG) in Asien vom 26. August bis 1. September 1990 an der Keiô-Universität in Tokio: 『日本におけるドイツ語文化回顧展』, hrsg. von Yoshio Kôshina, Tokio: Ikubundô, 1999.

Thema der Rebellion gegen autoritäre Herrscher harmonierte offenbar mit der damaligen Freiheits- und Völkerrechtsbewegung (Jiyû-Minken-Undô 自由民権運動, eine japanische politische und soziale Bewegung für Demokratie in den 1880er Jahren). Interessanterweise erschien Inoues Übersetzung 1884, in demselben Jahr, in dem der spätere, einflussreiche Goethe-Übersetzer Ôgai Mori (alias Rintarô Mori, 1862–1922) nach Deutschland reiste.

Eine hilfreiche Übersicht zu deutschsprachigen Texten in Japan liefert eine Statistik von Akihiko Fujii, dem damaligen Vorstand der Japanischen Gesellschaft für Germanistik (JGG), der für eine kleine Ausstellung der Herbsttagung 2005 in Kyoto im Rahmen des Jahres »Deutschland in Japan« zuständig war. Er ist Professor an der Privatuniversität Waseda und hatte rund 2500 deutsche Übersetzungen ermittelt, die sich alle im Besitz seiner Universitätsbibliothek in Tokio befanden. Fragt man auf dieser Grundlage nach den Autoren, deren Werke bis 2005 am häufigsten ins Japanische übersetzt worden sind, steht Goethe mit großem Abstand auf dem ersten Platz, gefolgt von Hermann Hesse und Thomas Mann. Goethe wurde während des gesamten untersuchten Zeitraums immer wieder übersetzt und veröffentlicht. Auf der Liste der am häufigsten ins Japanische übersetzten Werke steht ganz oben der Briefroman »Die Leiden des jungen Werther« (32 Übersetzungen). Goethes »Faust« belegt den zweiten Platz (27 Übersetzungen), den dritten Goethes »Gedichte«-Sammlung<sup>3</sup> (21 Übersetzungen).

Für ein literarisches Werk existieren oft mehrere Übersetzungen, das ist nicht ungewöhnlich. Aber es erscheint weniger gewöhnlich, dass es für ein einziges Werk der deutschen Literatur mehr als 30 verschiedene Übersetzungen gibt. Bemerkenswert ist Fujii's Kommentar: »Es dürfte weltweit einzigartig sein, dass ein einzelnes Werk der deutschsprachigen Literatur in mehr als 30 verschiedenen japanischen Übersetzungen vorliegt.« Weiter merkt er an, dass »jede Übersetzung eine Form der Interpretation ist – wie bei einem Musikstück verschiedene Interpreta-

3 Leider wird nicht erwähnt, welche Sammlung hier gemeint ist, vermutlich eine Anthologie, also eine Auswahl von Goethes Gedichten aus verschiedenen Zeiten. Jedenfalls sind die drei Spitzenreiter alle von Goethe.

tionen existieren –, und dass die Übersetzer stets versucht haben, neue Ausdrucksformen zu finden.«<sup>4</sup> Dabei hatte er nur in einer einzelnen Universitätsbibliothek recherchiert. Zusätzlich gibt es eine ältere Liste in der ›Einführung in die deutsche Literatur‹ 『ドイツ文学案内』 aus dem Jahre 1979 von Asao und Tamako Okada,<sup>5</sup> in der für Goethes ›Werther‹ bereits 67 Übersetzungen zu finden sind. Im Folgenden gilt es, die bestehenden Listen zu erweitern und einige Ursachen zu benennen, warum es in Japan derart viele ›Werther‹-Übersetzungen gibt.

## *II. Neue Analyse und Übersicht: Universitätsprofessoren als ›Werther‹-Übersetzer*

Anlässlich des Frankfurter Symposiums ist mit Hilfe von Yûno Higashisaki eine neue Übersetzungsliste für Goethes ›Werther‹ zusammengestellt worden (siehe Tabelle S. 74–79), die jetzt 141 Einträge enthält.<sup>6</sup> Ein erster Grund für diese immense Steigerung der Titelzahl lässt sich in der Entwicklung digitaler Suchtechniken ausmachen: Vor etwa 50 Jahren musste man Papierkataloge von Bibliotheksbeständen durchsuchen, während heute mehrere Suchmaschinen, vor allem NDL Search<sup>7</sup> und CiNii-Books<sup>8</sup> zur Verfügung stehen. Unter den 141 Übersetzun-

4 Zitat aus ドイツ語文学翻訳概観 (›Überblick über die Übersetzungen deutscher Literatur‹): Webseite der Japanischen Gesellschaft für Germanistik (auf Japanisch), [https://www.jgg.jp/modules/organisation/index.php?content\\_id=120](https://www.jgg.jp/modules/organisation/index.php?content_id=120).

5 Im Jahre 2000 erschien die zweite neu bearbeitete Auflage von Asao Okada und Tamako Linke, aber die Liste wurde seit der Erstveröffentlichung 1979 nicht mehr aktualisiert.

6 Vgl. Aeka Ishihara und Yûno Higashizaki, ゲーテの小説『若きヴェルターの悩み』翻訳史: The Translation History of Goethe's Werther: Methods of Information Retrieval and Analysis Concerning Japanese Translations, in: Language, Information, Text 31 (2024), S. 1–12 (japanisch), doi:10.15083/0002010585. Es handelt sich allerdings eher um Tipps für die Literatursuche per Internet. Die Liste (auf den letzten fünf Seiten des Beitrags, insgesamt 154 Übersetzungen umfassend) beinhaltet noch einige Doppelnennungen, die im vorliegenden Beitrag erneut sortiert und beseitigt worden sind.

7 Suchmaschine der National Diet Library Japan: <https://ndlsearch.ndl.go.jp/en/>.

8 Academic Information Search Service in Japan: <https://support.nii.ac.jp/en>.

gen befinden sich manchmal verschiedene Ausgaben desselben Übersetzers. In vielen Fällen wurden sie, wie allgemein üblich, zunächst in eine Monographie oder eine Sammlung von Weltliteratur bzw. Goethe-Werken aufgenommen und später dann von demselben oder auch einem anderen Verlag in einer Reihe oder als Taschenbuch herausgegeben.

Eine spätere Taschenbuchausgabe scheint eine bloße Wiederauflage zu sein, dennoch wird der Text dabei nicht selten überarbeitet: Beispielsweise nutzt der Übersetzer die Gelegenheit, Druckfehler zu korrigieren, neue Anmerkungen und Kommentare hinzuzufügen und, soweit möglich, den Stil und den Ausdruck zu verbessern. Bei der Veröffentlichung einer überarbeiteten Ausgabe nimmt der Übersetzer eine jeweils komplette Überarbeitung vor, so dass die neue Übersetzung einen manchmal nur feinen Unterschied zur älteren aufweist, auch wenn beide von derselben Person stammen. Da es für bibliographische Zwecke von Interesse ist, einfache Wiederauflagen, z. B. Nachdrucke und Lizenzausgaben, zu identifizieren, habe ich versucht, eindeutige Nachdrucke ohne Bearbeitung oder Dubletten zu beseitigen. Aber die schiere Menge der Übersetzungen macht es unmöglich, sämtliche Ausgaben miteinander zu vergleichen. Ausnahmen sind in der Tabelle angegeben: Z. B. ist Nr. 137 der hundertjährige Jubiläumsnachdruck der als Nr. 7 geführten Erstveröffentlichung von Hata (1914), mithin ist Nr. 137 mit Nr. 7 identisch. Erscheint jedoch ein Übersetzer mehrfach, so ist in Klammern hinter seinem Namen angegeben, zum wievielten Mal er genannt ist.<sup>9</sup> Außerdem stellt in Japan der Verlag eine wichtigere Information dar als der Erscheinungsort. Da die meisten Unternehmen in Tokio ansässig sind, kommt es mehr darauf an, wie häufig und in welcher Form das Werk veröffentlicht wurde.

Besonders um das Jahr 1930 herum – in einer Zeit, in der die japanische Verlagswelt große Erwartungen an die deutsche Literatur hegte – erschienen gleich drei verschiedene Goethe-Gesamtausgaben: die von Shûeikaku (13 Bände, 1924–1926, in der Tabelle Nr. 11), die von Ômura-Shoten (19 Bände, 1925–1929, Nr. 12), sowie die von Kaizô-sha

9 Die originale Schreibweise ist hier komplett angegeben, weil sie bei japanischen Recherchen zuverlässiger ist als die transkribierte.

(32 Bände, 1935–1940, Nr. 19). Taschenbücher sind deutlich preiswerter als solche Ausgaben oder gebundene Bücher und werden daher in viel höherer Zahl verkauft.

Bei den ›Werther‹-Übersetzungen in Japan gibt es eine auffällige Tendenz. Mit wenigen Ausnahmen – anscheinend bis auf eine einzige Comic-Autorin (Nr. 128) – handelt es sich bei den Übersetzern um Männer. Insgesamt sind es ungefähr 50, die zugleich fest angestellte Hochschullehrer oder Universitätsprofessoren der Germanistik waren: wie z. B. Kinji Kimura (1889–1948), Rokurôbee Akiyama (1900–1971), Kenji Takahashi (1902–1998), Tomio Tedula (1903–1983), Yoshitaka Takahashi (1913–1995), Kôji Kunimatsu (1906–2000), Yoshio Kôshina (1931–2024), Shô Shibata (geb. 1935). Das bedeutet, dass sie keine professionellen Übersetzer waren, sondern parallel zu ihrer Forschung und Lehre sich mit Übersetzungen beschäftigten. Zu den wenigen Ausnahmen zählen Toyokichi Hata (1892–1956, Nr. 7, 11 u. a.), der zwar Germanistik studiert hatte, aber kein Hochschullehrer war, sondern Übersetzer, Essayist, Geschäftsmann, Entertainer usw., und Tarô Shioya (1903–1996, Nr. 95) als Fachübersetzer deutscher Literatur.

Auch die Zahl der Übersetzungen von Goethes ›Faust‹ ist überwältigend, und dessen Übersetzer sind ebenfalls ausschließlich Männer. Warum so viele Universitätsprofessoren immer wieder neue Übersetzungen anfertigten und dies auch weiterhin tun, lässt sich aus dem Bestreben erklären, alles etwas anders, feiner und besser auszudrücken als die bisherigen Übersetzer, weil für sie das Übersetzen mit einer Interpretation identisch ist. Mit anderen Worten: Eine neue Übersetzung des ›Werther‹ ist so gut wie eine Abhandlung oder ein Buch über ›Werther‹. Das war vor allem für die erste Generation der Germanistik in Japan wichtig, um eine feste Grundlage zu schaffen und die eigene Sprachfähigkeit zu entwickeln.

In der Tat war es seit langem in Japan akzeptiert, Übersetzungen ebenso wie Beiträge und Monographien in der Rubrik »Wichtige Forschungsergebnisse« anzuführen, obwohl es heutzutage seltener vorkommt, dass jemand nur übersetzte Bücher als Forschungsergebnisse vorweist.

### III. Das Problem mit dem männlichen Ich-Subjekt

Vordergründig ist zunächst unklar, warum es kaum Übersetzerinnen von ›Werther‹ und ›Faust‹ gibt.<sup>10</sup> Aber wer auch immer den ›Werther‹ ins Japanische übersetzen wollte, hätte mit dem männlichen Ich-Subjekt im Japanischen Schwierigkeiten.

Ein sprachlich besonders interessanter Aspekt in der ›Werther‹-Übertragung ist nämlich die Wahl des japanischen Pronomens für das deutsche, feste Ich-Subjekt. Die Verwendung der verschiedenen Varianten verrät gleichermaßen viel über den Sprecher und sein Gegenüber. Das Ich gilt in westlichen Sprachen als einzigartig und bleibt unverändert. Im Gegensatz dazu gibt es im Japanischen kein festes, unverändertes Ich. Es mag seltsam klingen, doch es fehlt tatsächlich eine invariante Bezeichnung für das Selbst: Das japanische Ich kann sich je nach gesellschaftlicher Stellung, Alter, Region, Beruf, Geschlecht oder sogar Zeitalter auf zahllose verschiedene Weisen verändern.

Das japanische Ich ist je nach der Umgebung veränderbar, in welcher der Sprecher sich gerade aufhält, und verhält sich je nach der Situation anders. In einem japanischen Gespräch merkt man also an der Verwendung unterschiedlicher Begriffe für das Ich, welche Haltung der Sprecher oder die Sprecherin einem Gegenüber einzunehmen beabsichtigt. Daraus ergibt sich, dass die Einstellung des Sprechers zu sich selbst im Gespräch durch die Art und Weise bestimmt werden kann, wie er das Ich verwendet.

Im Fall von Werther, dem männlichen Protagonisten, gibt es zum Beispiel drei mögliche Hauptvarianten 俺 (Ore), 僕 (Boku) und 私 (Watashi), um sich im Brief zu bezeichnen. Sehr neutral ist Watashi, das können nicht nur Männer, sondern auch Frauen verwenden. Boku ist zwar neutral, aber schon männlich. Ein Mädchen darf sich auch Boku nennen, aber dann erweckt das den Eindruck, sie wolle bewusst nicht feminin auftreten, sondern sich aus irgendeinem Grund wie ein Junge verhalten, oder dass sie versucht, ihre burschikose Seite zu zeigen. Während viele ›Werther‹-Übersetzer bisher den Protagonisten sich selbst Boku nennen lassen, nannte sich in der Taschenbuchausgabe 2015 von Kan-ichirô Ômiya Werther stets Ore, was einen sehr groben

10 Vor kurzem hat eine Frau, Yoshiko Suzuki, die ›Italienische Reise‹ (Kôbun-sha, 2021) von Goethe übersetzt.

und machohaften Eindruck vermittelt und dadurch Aufmerksamkeit erregt. Aber der erste Übersetzer, bei dem sich Werther Ore nennt, ist nicht Ômiya, sondern Ôgai Mori. Im Nachwort schreibt Ômiya, dass er tatsächlich diese Teilübersetzung von Mori kannte, und deutet an, er wolle mit dem Subjekt Ore neue Wege beschreiten, indem er den großen Vorgänger nachahme.<sup>11</sup>

#### IV. *Wie lautet der Titel von Goethes ›Werther‹ in der japanischen Übersetzung?*

Es ist bekannt, dass Ôgai Mori Goethes ›Faust‹ im Jahre 1913 komplett und meisterhaft ins Japanische übersetzte. Auch ein Fragment seiner ›Werther‹-Übersetzung ist vorhanden. Es handelt sich eher um ein Probestück, denn er übersetzte nur Werthers Brief vom 10. Juli und versah ihn mit Anmerkungen. Bedauerlicherweise befindet sich dieser Text aus dem Jahr 1897 in einem Buch namens ›Kagekusa‹, das wenig mit ›Werther‹ assoziiert ist (Nr. 4). Auf Japanisch spricht Werther dort in der gröberen Form von sich, nämlich mit der Selbstbezeichnung Ore.

Diese Teilübersetzung war zugleich eine scharfe Kritik an der auf einer englischen Vorlage beruhenden Fassung (Nr. 1) des Journalisten und Essayisten Kinjyô Nakai (alias Kitarô Nakai, 1864–1924). Nakai versuchte bereits 1889 die ersten vier Briefe von ›Werther‹ probeweise über das Englische ins Japanische zu übersetzen. Wahrscheinlich ist dies das älteste Fragment einer ›Werther‹-Übersetzung, aber der Titel heißt nur ›Der alte Roman‹ 旧小説 und erschien in der Zeitschrift ›Der neue Roman‹, ohne jede ausdrückliche Verbindung mit ›Werther‹.

1891 ist Goethes ›Werther‹ in der lokalen Tageszeitung ›Yamagata Nippô‹ (Nr. 3) als Fortsetzung veröffentlicht, übersetzt von Kôgyû Takayama, so dass man anstelle der bisherigen Bruchstücke endlich die ganze Handlung auf Japanisch kennen lernen konnte. Takayamas Übersetzungstitel lautet ›Werther no Hiai‹ 准亭郎の悲哀, was akustisch nicht verwunderlich klingt und eigentlich wörtlich übersetzt ist, allerdings ist der Name der Hauptfigur mit chinesischen Zeichen (漢字 Kanji) transkribiert, während westliche Namen sonst in der Regel so lauttreu wie

11 Im Nachwort des Übersetzers Ômiya, Nr. 138 (2015), S. 745.

möglich in カタカナ Katakana, einer Silben- bzw. Moreschrift, transkribiert werden. Wenn aber Kanji als phonosemantische Angleichung verwendet wird, ist der Name für eine systematische Suche so gut wie verloren. Diesbezüglich gibt es eine amüsante Episode: Einer der später meistgelesenen ›Werther‹-Übersetzer, Kenji Takahashi (Nr. 16, 23, 28 usw.), erinnerte sich traurig an seine Schulzeit, als er diesen mit Kanji geschriebenen ›Werther‹ 准亭郎 fälschlich für *Waterloo* hielt und annahm, es ginge um eine Geschichte über die Niederlage von Napoleon, und damit enttäuscht wurde. Nach seinem Eintritt ins Gymnasium las Takahashi erneut die ›Werther‹-Übersetzung Hatas und war dann völlig davon fasziniert.<sup>12</sup>

Der Titel der ›Werther‹-Übersetzung des Sinologen Tenzui Kubo (1875–1934), die 1904 beim Verlag Kinkôdô veröffentlicht wurde (Nr. 5), ist in Hiragana, wieder einer anderen japanischen Silbenschrift, transkribiert. Er heißt nur ›Werther‹ ゑるてる／うえるてる, und zwar in Form einer alten Druckschrift, vergleichbar mit der Fraktur in Deutschland. Auch dieser Titel ist schwierig zu ermitteln, und ich fand die Übersetzung auch nur zufällig, denn man geht gewöhnlich nicht davon aus, dass der Name der Hauptfigur in alter Hiragana-Schrift wiedergegeben wird.

Ein weiteres Problem liegt in der Aussprache des Namens »Werther«. Abgesehen von Mori, der perfekt Deutsch beherrschte, erstellten sowohl Takayama als auch andere um 1900 erschienene ›Werther‹-Übersetzer meist eine Zweit- bzw. Doppelübersetzung: Solche indirekten Übersetzungen über eine Brückensprache wie Englisch lassen sich nicht vermeiden, wenn sich unter zumutbaren Bedingungen kein Übersetzer finden lässt, der eine direkte Übersetzung vom Deutschen ins Japanische anfertigen kann, oder wenn ein deutscher Originaltext nicht oder nur unvollkommen zur Verfügung steht.

Obwohl Deutsch als Fremdsprache an den damaligen Gymnasien und Universitäten in Japan viel intensiver studiert wurde als heute, lässt sich leicht vorstellen, dass es mit Ausnahme von Ärzten und Naturwissenschaftlern, die beruflich mit der deutschen Sprache in engem Kontakt stehen mussten, mehr gebildete Menschen gab, die Englisch

12 Kenji Takahashi, Goethe und ich, in: Informationsblatt für die ›Goethe-Ausgabe‹ beim Ushio-Verlag (Mai 1979), S. 5. Vermutlich ist Nr. 7 gemeint.

besser verstanden. Den japanischen ›Werther‹-Übersetzungen der ersten Generation lag daher oft die englische Übersetzung ›The Sorrows of Werther‹ zugrunde. Sie stand oft als preiswertes Taschenbuch zur Verfügung, zum Beispiel eine alte Version von Frederic Gotzberg, erschienen in London 1808, leider mit Fehlern und missverständlichen Ausdrücken.

Daher wurde der Name des Protagonisten, der eigentlich mit stimmhaftem »W« beginnt, mit stimmlosem »U« transkribiert wie im Englischen, oder auf Deutsch stimmhaft, aber statt »W« mit »B« falsch transkribiert. Man kann sich auch den Kopf zerbrechen, ob mit Dehnung oder ohne Dehnung, was für deutsche Ohren wohl alles ähnlich klingt, aber beim Schreiben gibt es viele Variationen, wie unschwer in der Spalte »Japanischer Titel für ›Werther‹« (Original) in der Tabelle zu erkennen ist. Auch wenn es nur sehr kleine Unterschiede sind, erschwert diese Inkonsistenz der Titelübersetzung die Rezeption des Werkes ganz erheblich.

### *V. Zeitliche Tendenzen*

Von den 1890ern bis in die 1930er Jahre fegte ein ›Werther‹-Fieber (Wertherismus) durch die literarische Welt in Japan. Vor 1900 gab es allerdings nur eine vollständige ›Werther‹-Übersetzung von Takayama für eine Tageszeitung und zwei Fragmente von Mori und Nakai, insgesamt also 3 Stück.

Die literarische Übersetzung ist auch eng mit der politischen und gesellschaftlichen Situation zwischen Deutschland und Japan verknüpft. Bis zum Ende des Zweiten Weltkriegs erschienen ca. 20 ›Werther‹-Übersetzungen. Die Figur des jungen Werther fand bei den japanischen Intellektuellen auch hinsichtlich seines Selbstmordes besondere Sympathie. Was den idealisierten Selbstmord anbelangt, denkt man in Japan eher an ein Goethe-Gedicht im ›West-Östlichen Divan‹, und zwar ›Selige Sehnsucht‹. Dieses Gedicht fand eine besonders bedauerliche Verbreitung unter gebildeten jungen Soldaten, die sich während des Pazifikkrieges auf Kamikaze-Einsätze vorbereiteten.

Für etwa zehn Jahre nach dem Zweiten Weltkrieg erschienen dann viele ›Werther‹-Übersetzungen (etwa 50 an der Zahl). Dieses Phänomen, die gesteigerte Produktion von Übersetzungen, ist wahrscheinlich

nicht nur auf die deutschsprachige Literatur beschränkt, sondern überall zu beobachten. In der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts wurden weiter fast jedes Jahr eine oder mehrere direkte Übersetzungen aus dem Deutschen veröffentlicht. Mit dem Fall der Berliner Mauer und der Deutschen Wiedervereinigung um 1990 nahm die Zahl der Übersetzungen anderer deutschsprachiger Werke deutlich zu, doch scheint dies keine besonderen Auswirkungen auf ›Werther‹ gehabt zu haben.

## VI. Aktuelle Entwicklungen im Jubiläumsjahr 2024

2024 jährt sich das Erscheinen des ›Werther‹ zum 150. Mal. Im Januar 2024 erschien ein Büchlein mit dem Titel ›Um Goethes Werther zu vertiefen‹ von der Germanistin Hiroko Hasegawa. Es handelt sich um ein Einführungsbuch, das ähnlich wie Reclams Blaue Reihe aufgebaut ist. Auf jeweils zwei Seiten behandelt die Autorin darin Aspekte, mit denen japanische Leser bei der Lektüre des ›Werther‹ voraussichtlich Verständnisschwierigkeiten haben würden. Hasegawa versucht in leicht verständlichem Stil einfache, aber notwendige Erklärungen zu geben, z. B. zu der schon erwähnten Frage, »Warum wird *Werther* auf Japanisch oft mit stimmlosem W, *Ueruteru* gesprochen?«, dann aber auch »Was oder wer ist *Klopstock*?« und »Was ist *Emilia Galotti*?«, die ohne Kenntnisse der deutschen Literatur schwer zu verstehen sind.

Im Februar wurde eine neue ›Werther‹-Übersetzung (Nr. 141) von Shinichi Sakayori (geb. 1958) als Taschenbuch veröffentlicht. Bekanntlich gibt es zwei Originalausgaben des ›Werther‹: ›Die Leiden des jungen Werthers‹ in der ersten Ausgabe von 1774 und ›Die Leiden des jungen Werther‹ in der revidierten Ausgabe von 1787. Mit Ausnahme von Yoshio Kôshina für den sechsten Band der Goethe-Ausgabe beim Ushio Verlag (erste Auflage: 1979, Nr. 124) haben bisher alle Übersetzer in Japan die letzte Fassung von 1787 verwendet. Kôshina, der beide Fassungen der Akademie-Ausgabe<sup>13</sup> miteinander verglichen und sich letztlich für die erste Fassung entschieden hat, nennt folgenden Grund:

13 Goethe, *Die Leiden des jungen Werthers*, 1. Text: Erste und zweite Fassung, bearb. von Erna Merker, Berlin 1954 (= *Werke Goethes*, hrsg. von der Deutschen Akademie der Wissenschaften zu Berlin).

Die letzte Fassung hat eine umfassendere Erzählung, und in diesem Sinne ist das Werk vollständiger. Die erste Fassung ist andererseits intensiver in ihrer Erzählung, da sie weiterhin Werthers Gefühle radikalisiert.<sup>14</sup>

Unter dem Einfluss der Kôshina-Übersetzung verwendet Sakayori mit Absicht den Originaltext der ersten Fassung von 1774. Er, der als Teenager die Taschenbuch-Übersetzung (Nr. 45) von Tsuui Satô (1901–1990) gelesen hatte, erinnerte sich daran, dass weder die von Satô noch andere Übersetzungen ihm gefallen hatten. 1987 nahm Sakayori nun Kôshinas ›Werther‹ (Nr. 124) in die Hand, nachdem er die sensationelle Nachricht vom Selbstmord der Idol-Sängerin Yukiko Okada (1967–1986) erfahren hatte: »Obwohl ich durch den Tod einer berühmten Person erschüttert war, spürte ich die Kraft der Worte, die mein Herz erreichten.«<sup>15</sup> Seine Motivation für die Neuübersetzung soll darin bestanden haben, den Lesern die Möglichkeit zu geben, in einem preiswerten Taschenbuch das »empfindsame Herz Werthers, zerrissen zwischen seiner Sehnsucht nach der Natur und seiner Wut auf die damalige Gesellschaft« zu erleben, wie es sich nur in der Erstausgabe finde.

Goethes ›Werther‹ beeinflusste sowohl Form als auch Inhalt vieler weiterer Romane. Wie ›Freuden des jungen Werthers‹ von Friedrich Nicolai und ›Lotte in Weimar‹ von Thomas Mann gibt es auch in japanischer Sprache Werke, die sich direkt auf Goethes ›Werther‹ beziehen. Hier sind zwei, die ebenfalls im letzten Jahr veröffentlicht wurden:

Die Neuauflage von Tatsuo Kaji's (1928–1990)<sup>16</sup> Krimi 若きウエルテルの怪死 ›Der geheimnisvolle Tod des jungen Werthers‹ (2023) aus dem

14 Nr. 129, ›Goethe-Ausgabe‹, Bd. 6 (Ushio, 1979), S. 466, Kôshinas Kommentar, übersetzt von der Verfasserin.

15 Nr. 141, Nachwort des Übersetzers Sakayori, S. 268, übersetzt aus dem Japanischen von der Verfasserin. Im Januar 2025 lief außerdem unter Mitwirkung des Kôbun-sha-Verlags (Nr. 141) eine Sendung: J-WAVEs Programm JT Timeless Theater, die klassische Literatur in Form eines Hörspiels mit modernem Arrangement präsentiert: Eine Dreiecksbeziehung zwischen dem Protagonisten namens Teru Uesugi, der Student und Theaterveranstalter ist, einem rivalisierenden begabten Theaterveranstalter sowie dessen Freundin entwickelt sich im heutigen Japan. Daher heißt der Titel ›Die Leiden des jungen Uesugi‹ (若き上杉の悩み: sechs Episoden, insgesamt zwei Stunden).

16 Nach dem Studium der Anglistik an der Keio-Universität war der Schriftsteller Kaji zunächst bei dem renommierten Verlag Shôgakukan in Tokio angestellt. Ab

Jahr 1991 spielt in einem alten Elite-Gymnasium. In einer Rahmenhandlung kommt es zu einer zufälligen Begegnung eines Lektors, des Ich-Erzählers, mit einem alten Mann namens Kanaya. Dieser leiht ihm sein Tagebuch und meint, daraus könnte man vielleicht einen guten Kriminalroman machen: Im Jahr 1934, als es unter dem Einfluss von Goethes ›Werther‹ zu einer Reihe von Selbstmorden depressiver Jugendlicher kam, entwickelt sich nun die spannende Geschichte um den Protagonisten, einen Oberschüler namens Kanaya, auf der Suche nach der Wahrheit hinter dem verdächtigen Selbstmord seines Freundes Horiwake, der ebenfalls gerne ›Werther‹ las.

In der schwarzen Parodie vom Light-Novel-Autor Ishin Nishio (geb. 1981) ウェルテルタウンによろこそ ›R. I. P. [*requiescat in pace*] Werther Town‹ (2023) besucht der dubiose Stadtentwicklungsberater Botsugorô Ikumae den Ich-Autor Kotonaga Kotohogi, einen recht erfolglosen Krimiautor. Der Berater Ikumae bittet ihn, einen Roman zu schreiben, der zur Wiederbelebung der Stadt beitragen soll. Er behauptet, er wolle die Macht des Romans nutzen, um die trostlose Stadt Anraku in einen Selbstmord-Hotspot zu verwandeln. Kotohogi willigt zwar ein, beschließt aber insgeheim, seinen Plan zu vereiteln. Denn Anraku-shi ist seine eigene Heimatstadt. Apropos, auf Japanisch klingt der Name der Heimatstadt 安楽 »Anraku« genauso wie »Euthanasie«. Diese Parodie wurde zunächst als Hörbuch ohne Text veröffentlicht und ist voller Homonyme und Wortspielereien. Interessant ist, dass sich der Roman mit dem heiklen Thema »Selbstmord« befasst und dass das Ziel, eine Stadt zu schaffen, in der jeder problemlos Selbstmord begehen kann, letztlich zu weniger Selbstmorden führt.

In Japan widmete man aber dem 250. Jahrestag der ersten Publikation des ›Werther‹ im Grunde wenig Aufmerksamkeit, wahrscheinlich weil die meisten japanischen Übersetzungen auf der 13 Jahre später erschienenen revidierten Ausgabe beruhen. Es ist jedoch nicht zu übersehen, dass zu diesem Meilenstein dennoch eine neue japanische ›Werther‹-Übersetzung der ersten Ausgabe und einige von ›Werther‹ inspirierte Sekundärwerke erschienen sind. Wohl wird sich das ›Werther‹-

1959 arbeitete er freiberuflich, beteiligte sich an der Übersetzung von Kinder- und Kriminalromanen und schrieb in dieser Zeit selbst Krimis und Thriller. Er verfasste eine Serie von authentischen Kriminalromanen, die vor allem im Milieu von Elite-Gymnasien spielen.

Übersetzungskarussell in Japan weiterdrehen. Bemerkenswert ist aber in den letzten Jahren, dass trotz der zahlreichen Übersetzungen in Papierform ein Trend weg von der Lesekultur zu beobachten ist: Mehr und mehr erlangen Hörformen, und zwar die so genannten Audible Original-Hörspiele, den Vorrang vor gedruckten Büchern.

Nr.	Japanischer Titel für >Werther<	Übersetzer	Übersetzer (Nachname)	Erscheinungsform	Verlag	Jahr
1	旧小説	中井 錦城	Nakai	Zeitschrift 新小説 Heft. 15 [Fragment]	Shunyô-dô	1889
2	少年ヴェルテルノ憂 (琴破嵩が奥中ノ書)	森 鷗外	Mori (1)	Zeitschrift 國民之友 Heft. 66 [Fragment]	Minyû-sha	1889
3	淮亭郎の悲哀	高山 樗牛	Takayama (1)	Lokale Tageszeitung Yamagata	Yamagata- Shinbun	1891
4	少年エルテルの憂	森 鷗外	Mori (2)	Monographie かげ草 [Fragment, identisch mit Nr. 2]	Shunyô-dô	1897
5	ゑるてる	久保 天随	Kubo (1)		Kinkôdô- Shoseki	1904
6	淮亭郎の悲哀	高山 樗牛	Takayama (2)	Kagyû Ausgabe Bd. 5	Haku- bunkan	1906
7	若きエルテルの悲み:全	秦 豊吉	Hata (1)	Taschenbuch	Shinchô-sha	1914
8	ゲエテ物語	谷崎 精二	Tanizaki	Auswahl der Weltliteratur	Jitsugyô-no- Nihonsha	1914
9	ベルテルの悲哀	村上 静人	Murakami	Auswahl der europäischen Literatur	Satô-Shup- panbu	1917
10	ウエルテル:独和对訳	小野 秀雄	Ono	Deutsch-Japanisch	Bunbu-dô	1920
11	エルテルの悲み	秦 豊吉	Hata (2)	Goethe-Ausgabe Bd. 7	Shûekikaku	1924
12	若きヴェルテルの悩み	鼓 常良	Tsuzumi (1)	Goethe-Ausgabe Bd. 6	Ômura- Shoten	1925
13	若きエルテルの悲み	秦 豊吉	Hata (3)		Shinchô-sha	1925
14	若きエルテルの悲み	秦 豊吉	Hata (4)	Auswahl aus Goethes Werkausgabe	Shûekikaku	1927
15	若きエルテルの悲み	秦 豊吉	Hata (5)	Ausgabe der Weltliteratur Bd. 9	Shinchô-sha	1927
16	若きヴェルテルの悩み	高橋 健二	Takahashi, K. (1)		Ikubundô- Shoten	1928
17	若きウエルテルの悲しみ	加藤 健児	Katô (1)	Auswahl der englischen Werkausgabe Bd. 34	Eibungaku- sha	1928
18	若いヱルテルの悩み	茅野 蕭々	Chino (1)	Taschenbuch	Iwanami- Shoten	1928
19	若きヴェルテルの悩み	阿部 六郎	Abe (1)	Goethe-Ausgabe Bd. 15	Kaizô-sha	1935
20	若きウエルテルの悲み	かとう けんじ	Katô (2)	(wohl identisch mit Nr. 17)	Gaigo- Kenkyû-sha	1935
21	若きウエルテルの悩み	中島 清	Nakajima		Mikasa- Shobô	1936
22	若きエルテルの悲み	秦 豊吉	Hata (6)	Taschenbuch	Shinchô-sha	1936
23	若きヴェルテルの悩み	高橋 健二	Takahashi, K. (2)	überarb. Aufl. Nr. 16	Ikubundô- Shoten	1937
24	若いヱルテルの悩み	茅野 蕭々	Chino (2)	Taschenbuch; überarb. Aufl. Nr. 18	Iwanami- Shoten	1938

25	若きウェルテルの悩み	木村 謹治	Kimura (1)	Germanistik-Serie Bd. 1-2	Yûh-dô	1938
26	若きヴェルテルの悩み	鼓 常良	Tsuzumi (2)	Goethe-Ausgabe Bd. 7	Daitô- Shuppansha	1942
27	若きヴェルテルの悩み	沢西 健	Sawanishi (1)		Hakusui-sha	1943
28	訳注若きヴェルテルの悩み	高橋 健二	Takahashi, K. (3)	4. Aufl. (von Nr. 16?) mit (neuen) Anmerkungen	Ikubundô- Shoten	1945
29	若きエルテルの悲み	秦 豊吉	Hata (7)	Taschenbuch	Tôgen-sha	1946
30	若きエルテルの悲しみ	秋山 六郎兵衛	Akiyama, R. (1)		Kinrei-sha	1947
31	若きヴェルテルの悩み	高橋 健二	Takahashi, K. (4)	Deutsch-Japanisch	Ikubundô- Shoten	1947
32	若きヴェルテルの悩み	鼓 常良	Tsuzumi (3)		Tôzan- shorin	1947
33	若きエルテルの悩み	渡辺 格司	Watanabe (1)	Auswahl aus Goethe-Ausgabe	Fuji-Shup- pan	1947
34	若きヴェルテルの悩み	阿部 六郎	Abe (2)	Auswahl aus Goethe-Ausgabe	Kaizô-sha	1947
35	若きゼールテルの悩み	佐藤 通次	Satô, T. (1)	Goethe-Ausgabe Bd. 1	Chôjiya- shoten	1947
36	若きウェルテルの悩み	国松 孝二	Kunimatsu (1)	Goethe-Ausgabe Bd. 8	Ikusei-sha	1948
37	若きヴェルテルの悩み	友成 行吉	Tomonari	Auswahl der Ausgabe der deutschen Literatur Bd. 3	Kôbun-sha	1948
38	若きヴェルテルの悩み	高橋 健二	Takahashi, K. (5)		Sôjyu-sha	1948
39	若きウェルテルの悩み	木村 謹治	Kimura (2)		Daisan- Shobô	1948
40	若きウェルテルの悩み			Weltliteratur-Serie	Hoppô- Minsei- Kyôkai	1948
41	若きヴェールテルの悩み	吉井 晃	Yoshii		Taishô-sha	1948
42	若きウェルテルの悩み	角 信雄	Sumi		Seiji-sha	1949
43	若きヴェルテルの悩み	芳賀 檀	Haga (1)	Auswahl	Sôgen-sha	1949
44	若きヴェルテルの悩み	高橋 健二	Takahashi, K. (6)	Ausgabe der Weltliteratur Bd. 8	Kawade- Shobô	1949
45	若きヴェールテルの悩み	佐藤 通次	Satô, T. (2)	Taschenbuch	Kadokawa- Shoten	1949
46	若きヴェルテルの悩み	高橋 健二	Takahashi, K. (7)	Goethe-Meisterwerk- ausgabe Bd. 5	Ikubundô	1949
47	若きエルテルの悩み	実吉 捷郎	Saneyoshi (1)	Auswahl	Shisaku-sha	1949
48	若きエルテルの悩み	渡辺 格司	Watanabe (2)		Fuji-Shup- pan	1949
49	若きウェルテルの悩み	国松 孝二	Kunimatsu (2)	Goethe-Ausgabe Bd. 8 (2. Aufl.)	Ikusei-sha	1949
50	若きエルテルの悲み	秦 豊吉	Hata (8)	Taschenbuch	Koyama- shoten	1949

51	若きエルテルの悲しみ	秋山 六郎兵衛	Akiyama, R. (2)		Sōjin-sha	1950
52	若きヴェルテルの悩み	国松 孝二	Kunimatsu (3)		Yōtoku-sha	1950
53	若きヴェルテルの悩み	高橋 義孝	Takahashi, Y. (1)	Goethe-Meisterwerk- ausgabe	Chōou- Kōron-sha	1950
54	若きヴェルテルの悩み	川崎 芳隆	Kawasaki (1)		Sōgei-sha	1950
55	若きヴェルテルの悩み	佐藤 通次	Satō, T. (3)	Taschenbuch	Kadokawa- Shoten	1950
56	若きヴェルテルの悩み	高橋 健二	Takahashi, K. (8)	Goethe-Ausgabe Bd. 5	Sōgen-sha	1951
57	若きエルテルの悩み	竹山 道雄	Takeyama	Taschenbuch	Iwanami- Shoten	1951
58	若きヴェルテルの悩み	高橋 義孝	Takahashi, Y. (2)	Taschenbuch	Shinchō-sha	1951
59	若きヴェルテルの悩み	星野 慎一	Hoshino	Auswahl der Ausgabe der deutschen Meisterwerke mit Anmerkungen Bd. 4	Daisan- Shobō	1951
60	若きヴェルテルの悩み	高橋 健二	Takahashi, K. (9)	Ausgabe der Weltliteraturmeister- werke Bd. 2	Kawade- Shobō	1952
61	若きヴェルテルの悩み	高橋 健二	Takahashi, K. (10)	Ausgabe der Weltliteratur für Studierende	Kawade- Shobō	1952
62	若きヴェルテルの悩み	川崎 芳隆	Kawasaki (2)	Taschenbuch	Sōgei-sha	1952
63	若きヴェルテルの悩み	芳賀 檀	Haga (2)	Taschenbuch	Sōgen-sha	1952
64	若きヴェルテルの悩み	宇多 五郎	Uda	Taschenbuch	Hayakawa- Shobō	1953
65	若きヴェルテルの悩み	沢西 健	Sawanishi (2)	Auswahl der Weltliteratur	Hakusui-sha	1953
66	若きヴェルテルの悩み	国松 孝二	Kunimatsu (4)	Taschenbuch	Mikasa- Shobō	1954
67	若きヴェルテルの悩み	高橋 義孝	Takahashi, Y. (3)	Auswahl der Literatur für Jugendliche	Shinchō-sha	1954
68	若きエルテルの悩み	秦 豊吉	Hata (9)	Taschenbuch	Koyama- shoten	1955
69	若きエルテルの悩み	実吉 捷郎	Saneyoshi (2)		Geijyutsu- sha	1955
70	若きヴェルテルの悩み	川崎 芳隆	Kawasaki (3)	Taschenbuch	Kindai- Bunko	1956
71	若きヴェルテルの悩み	佐藤 通次	Satō, T. (4)	Taschenbuch	Kadokawa- Shoten	1956
72	若きヴェルテルの悩み	国松 孝二	Kunimatsu (5)	Ausgabe der Weltliteratur Bd. 19	Chikuma- Shobō	1958
73	若きヴェルテルの悩み	高橋 義孝	Takahashi, Y. (4)	Neue Ausgabe der Weltliteratur Bd. 8	Shinchō-sha	1959
74	若きヴェルテルの悩み	高橋 健二	Takahashi, K. (11)	Ausgabe der Weltliteratur Bd. 6	Heibon-sha	1959
75	若きヴェルテルの悩み	秋山 英夫	Akiyama, H. (1)	Taschenbuch	Shinchō-sha	1960

76	若きウエルテルの悩み	前田 敬作	Maeda (1)	Goethe-Ausgabe Bd. 7	Jinbun-Shoin	1960
77	若いウエルテルの悩み	手塚 富雄	Teduka (1)	Ausgabe der Weltliteratur Bd. 2	Kawade-Shobô-Shinsha	1960
78	若きヴェルテルの悩み	国松 孝二	Kunimatsu (6)		Hakusui-sha	1960
79	若きウエルテルの悩み	秋山 英夫	Akiyama, H. (2)	Taschenbuch	Shakai-Shisô-Kenkyûkai-Shuppanbu	1960
80	若きヴェルテルの悩み	国松 孝二	Kunimatsu (7)	Ausgabe der Weltliteratur Bd. 11	Chikuma-Shobô	1961
81	若きヴェルテルの悩み	高橋 健二	Takahashi, K. (12)	Ausgabe der Weltliteratur Bd. 8	Kawade-Shobô-Shinsha	1961
82	若いウエルテルの悩み	手塚 富雄	Teduka (2)	Übersetzungsseminar für neuere Literatur Bd. 21	Kadokawa-Shoten	1961
83	若きウエルテルの悩み	高橋 義孝	Takahashi, Y. (5)	Ausgabe der Weltliteratur Bd. 1	Shinchô-sha	1962
84	若きウエルテルの悩み	片岡 啓治	Kataoka (1)	Auswahl	Gakushû-Kenkyû-sha	1962
85	若きウエルテルの悩み	伊藤 佐喜雄	Satô, S.	Ausgabe der Weltliteratur für Mädchen Bd. 25	Kaisei-sha	1963
86	若きヴェルテルの悩み	佐藤 通次	Satô, T. (5)	Taschenbuch	Kadokawa-Bunko	1963
87	若いウエルテルの悩み	内垣 啓一	Uchigaki (1)	Ausgabe der Weltliteratur Bd. 5	Chûou-Kôron-sha	1964
88	若きウエルテルの悩み	前田 敬作	Maeda (2)		Jinbun-Shoin	1964
89	若きウエルテルの悩み	井上 正蔵	Inoue (1)	Taschenbuch	Ôbun-sha	1965
90	若きウエルテルの悩み	佐藤 晃一	Satô, K. (1)	Ausgabe der deutschen Literatur Bd. 1	Sanshû-sha	1966
91	若きウエルテルの悩み	川崎 芳隆	Kawasaki (4)		Poplar-sha	1966
92	若いウエルテルの悩み	手塚 富雄	Teduka (3)	Ausgabe der Weltliteratur (farbig) Bd. 6	Kawade-Shobô-Shinsha	1966
93	若きウエルテルの悩み	高橋 義孝	Takahashi, Y. (6)	Auswahl der Weltliteraturwerke für Jugendliche Bd. 3	Kaisei-sha	1966
94	若きウエルテルの悩み	井上 正蔵	Inoue (2)	Taschenbuch	Ôbun-sha	1967
95	若きウエルテルの悩み	塩谷 太郎	Shioya	Ausgabe der Weltliteratur für Jugendliche Bd. 20	Iwasaki-shoten	1967
96	若きヴェルテルの悩み				Nankô-dô	1967
97	若いウエルテルの悩み	手塚 富雄	Teduka (4)	Ausgabe der Weltliteratur Bd. 2	Kawade-Shobô-Shinsha	1967

98	若きウエルテルの悩み	斎藤 栄治	Saitô (1)	Ausgabe der Weltliteratur Bd. 3	Kôdan-sha	1968
99	若きウエルテルの悩み	秋山 六郎兵衛	Akiyama, R. (3)	Auswahl	Kin-en-sha	1969
100	若きヴェルテルの悩み	国松 孝二	Kunimatsu (8)	Ausgabe der Weltliteratur Bd. 13	Chikuma-Shobô	1969
101	若きウエルテルの悩み	佐藤 晃一	Satô, K. (2)	Ausgabe der deutschen Literatur	Sanshû-sha	1970
102	若きウエルテルの悩み	高橋 義孝	Takahashi, Y. (7)	Ausgabe der Weltliteratur Bd. 3	Shinchô-sha	1970
103	若いウエルテルの悩み	井出 貢夫	Ide (1)		Mikasa-Shobô	1971
104	ゾルテル(抄)	久保 天随	Kubo (2)	Ausgabe der Literatur der Meiji-Zeit Bd. 41	Chikuma-Shobô	1971
105	若きウエルテルの悩み	斎藤 栄治	Saitô (2)	Ausgabe der Weltliteraturbibliothek Bd. 2	Kôdan-sha	1971
106	若きヴェルテルの悩み	芳賀 檀	Haga (3)	Taschenbuch	Ushio-Shuppan	1971
107	若きウエルテルの悩み	斎藤 栄治	Saitô (3)	Taschenbuch	Kôdan-sha	1971
108	若きヴェルテルの悩み	国松 孝二	Kunimatsu (9)	Ausgabe der Weltliteratur Bd. 24	Chikuma-Shobô	1972
109	若きウエルテルの悩み	高橋 義孝	Takahashi, Y. (8)	Taschenbuch	Shinchô-sha	1972
110	若きウエルテルの悩み	伊藤 佐喜雄	Itô	Weltliteraturauswahl für Mädchen Bd. 10	Kaisei-sha	1973
111	若きウエルテルの悩み	片岡 啓治	Kataoka (2)	Ausgabe der Weltliteratur für Jugendliche Bd. 2	Rippû-Shobô	1973
112	若いウエルテルの悩み	井手 貢夫、松本 和也	Ide (2) & Matsumoto	Ausgabe der Weltliteratur Bd. 22	Nihon-Bookclub	1974
113	若きウエルテルの悩み	斎藤 栄治	Saitô (4)	Ausgabe der Weltliteratur Bd. 18	Kôdan-sha	1974
114	若きウエルテルの悩み	小川 超	Ogawa	Ausgabe der Weltliteratur für Jugendliche Bd. 10	Shûei-sha	1975
115	若きヴェルテルの悩み	国松 孝二	Kunimatsu (10)	Ausgabe der neueren Weltliteratur Bd. 6	Chikuma-Shobô	1975
116	若きヴェルテルの悩み	井上 正蔵	Inoue (3)		Shûei-sha	1976
117	若きヴェルテルの悩み	柴田 翔	Shibata (1)	Ausgabe der Weltliteratur für Sammler Bd. 7	Shûei-sha	1976
118	若きヴェルテルの悩み	国松 孝二	Kunimatsu (11)	Chikuma-Classics-Serie	Chikuma-Shobô	1977
119	若きウエルテルの悩み	秋山 六郎兵衛	Akiyama, R. (4)	Taschenbuch	Shingaku-sha	1978
120	若きウエルテルの悩み	井上 正蔵	Inoue (4)	Taschenbuch	Ôbun-sha	1978
121	若きウエルテルの悩み	竹山 道雄	Takeyama	Taschenbuch	Iwanami-Shoten	1978

122	若きウェルテルの悩み	高橋 義孝	Takahashi, Y. (9)	Ausgabe der Weltliteratur Bd. 21	Gakushū-Kenkyū-sha	1978
123	若きヴェルテルの悩み	柴田 翔	Shibata (2)	Weltliteraturwerke Bd. 15	Shūei-sha	1979
124	若きヴェルターの悩み	神品 芳夫	Kōshina (1)	Goethe-Ausgabe Bd. 6	Ushio-Shuppan	1979
125	若いウェルテルの悩み	手塚 富雄	Teduka (5)	Ausgabe der Weltliteratur Bd. 11	Kawade-shobō-shinsha	1980
126	若きウェルテルの悩み	秋山 六郎兵衛	Akiyama, R. (5)	Taschenbuch	Shingaku-sha	1982
127	若きウェルテルの悩み	川崎 芳隆	Kawasaki (5)	Auswahl der Lieteratur für Jugendliche	Poplar-sha	1982
128	若きウェルテルの悩み	市川 容子 (Comic-Zeichnerin)	Ichikawa	Comics	Ōbun-sha	1985
129	若きウェルテルの悩み	井上 正蔵	Inoue (5)	Wichtige Weltliteraturserie	Ōbun-sha	1989
130	若いウェルテルの悩み	手塚 富雄	Teduka (6)	Ausgabe der Weltliteratur Bd. 3	Kawade-shobō-shinsha	1989
131	若きヴェルテルの悩み	柴田 翔	Shibata (3)	Ausgabe der Weltliteratur Bd. 10	Shūei-sha	1990
132	若きウェルテルの悩み	内垣 啓一	Uchigaki (2)	Auswahl der Weltliteratur Bd. 36-7	Chūōu-Kōron-sha	1994
133	若きヴェルテルの悩み	柴田 翔	Shibata (4)	Taschenbuch	Chikuma-Shobō	2002
134	若きヴェルターの悩み	神品 芳夫	Kōshina (2)	Goethe-Ausgabe Bd. 6	Ushio-Shuppan	2003
135	若きウェルテルの悩み	パラエティ・アートワークス 漫画		Comics	East-Press	2009
136	若きウェルテルの悩み	竹山 道雄	Murayama	Taschenbuch	Iwanami-Shoten	2010
137	若きエルテルの悲み・全	秦 豊吉	Hata (10)	Faksimile-Ausgabe vor 100 Jahren (identisch mit Nr. 7)	Shinchō-sha	2014
138	若きヴェルターの悩み	大宮 勘一郎	Ōmiya (1)	Taschenbuch	Shūei-sha	2015
139	対訳ドイツ語で読む「若きヴェルターの悩み」	林 久博	Hayashi	Deutsch-Japanisch	Hakusui-sha	2019
140	若きヴェルターの悩み	大宮 勘一郎	Ōmiya (2)		Sakuhin-sha	2023
141	若きウェルテルの悩み	酒寄 進一	Sakayori	Taschenbuch	Kōbun-sha	2024

JOACHIM SENG

»Die erste Seite, die ich in ihm las,  
machte mich auf Zeitlebens ihm eigen«

Shakespeares Einfluss auf den jungen Goethe

Das Freie Deutsche Hochstift ist 1859 gegründet worden und seit 1863 Eigentümer von Goethes Elternhaus am Großen Hirschgraben. Nicht ganz unbescheiden verstand man sich damals als »einzige gesamtdeutsche Stiftung für höhere Bildung«. Aus Anlass der 300. Wiederkehr von Shakespeares Geburtstag sandte das Freie Deutsche Hochstift 1864 eine Urkunde an den Bürgermeister der Stadt Stratford-upon-Avon, den »Beschützer des Shakespearehauses«. Die Urkunde war edel auf Pergament geschrieben, mit farbigen Initialen und Randleisten verziert und mit dem Hochstiftssiegel an schwarz-rot-goldener Schnur versehen. In einer »prächtig mit Eichenlaubgewinden ausgeführten Randzeichnung« sah man »Shakespeare's Brustbild in Gold [...] am Fuße ist ein Spruchband, an dessen Enden sich Kränze befinden, welche hier eine Darstellung von Goethe's, dort eine solche von Shakespeare's Geburtshause umschließen«. <sup>1</sup> Am 23. April 1864, an Shakespeares Geburtstag, wurde die prachtvolle Urkunde schließlich von einer deutschen Delegation, zu der der Verleger Heinrich Brockhaus und Friedrich Max Müller, Professor in Oxford, gehörten, in Stratford-upon-Avon in Anwesenheit des Earl of Carlisle und des Bürgermeisters unter großem Beifall übergeben. In seiner Ansprache legte ein Vertreter des Hochstifts dar, dass Shakespeare zum Inventar unserer nationalen Kultur zähle, denn die »Deutschen haben Shakespeare früher noch, als die Engländer, zu einem Gemeingute aller Gebildeten und aller nach Bildung Strebenden gemacht«. Nächst Goethe und Schiller gäbe es keinen Dichter, »der von uns so wahr geliebt wird« wie Shakespeare, der »ei-

1 Vgl. Freies Deutsches Hochstift – Shakespeare-Feier, in: Berichte des Freien Deutschen Hochstifts 1864, Flugblatt 22 und 23, S. 93–100, hier: S. 95.

ner der Unsrigen« geworden sei und seine eigene Stelle in der Geschichte unserer Literatur einnehme.<sup>2</sup>

Der Austausch zwischen Goethes und Shakespeares Elternhäusern auf nationaler Ebene ist also von Frankfurt am Main aus inspiriert worden, noch bevor in Deutschland durch Franz Dingelstedt die Deutsche Shakespeare-Gesellschaft gegründet wurde. Diese gegenseitige Verehrungsgeste zwischen dem Frankfurter Goethe-Haus und Shakespeares Geburtshaus in Stratford-upon-Avon, die das Volk des Vereinigten Königreichs und der deutschen Länder verbinden sollte, wurde 1864 eingeführt und hat bis heute Bestand: Bis zum heutigen Tage tauschen das Freie Deutsche Hochstift und The Shakespeare Birthplace Trust zu den Geburtstagen der beiden Nationaldichter, also am 23. April und am 28. August, Jahr für Jahr Grüße und Lorbeerkränze aus. Unterbrochen wurde diese schöne Tradition nur in den beiden Weltkriegen und zuletzt durch die neuen Zolleinfuhrbestimmungen nach dem Brexit.<sup>3</sup>

Für das Freie Deutsche Hochstift ist Goethes frühe Leidenschaft für Shakespeares Werk gleich aus mehreren Gründen bedeutend. Zuallererst weil der Dichter in seinem Frankfurter Elternhaus, im Staatszimmer in der Belle Etage, dem sogenannten Peking, am 14. Oktober 1771 die erste Shakespeare-Feier auf deutschem Boden abhielt und mit seiner Rede ›Zum Schäkespears Tag‹ einen wirkungsvollen Grundlagentext der Shakespeare-Begeisterung in Deutschland schuf. Von Bedeutung ist aber auch, dass Goethes Rede ›Zum Schäkespears Tag‹ zu den

2 Ebd., S. 94.

3 Nachdem der Lorbeerkranz für Goethe aus Stratford-upon-Avon mehr als ein Jahrhundert die Zollgrenzen zwischen Großbritannien und Deutschland mühelos passieren konnte – zwei Weltkriege ausgenommen –, beendete nun der Brexit die schöne Tradition. Denn das frische Grün kann nun aufgrund einer EU-Verordnung ohne »Pflanzengesundheitszeugnis« die Grenze nicht mehr passieren. Der Kranz von 2023 wurde denn auch schon nach England zurückgeschickt. Und das, obwohl der Lorbeerkranz nur im Goethe-Haus aufbewahrt wird und daher, so der Zoll, »aus Sicht der Pflanzengesundheit das Risiko einer Einschleppung von Pflanzenkrankheiten« ausgeschlossen werden könne. »Auf meine Herren! trompeten Sie mir alle edle Seelen, aus dem Elysium, des sogenannten guten Geschmacks«, um hier Goethe zu zitieren: Der englische und europäische Amtsschimmel haben unserem Pegasus die Flügel gestutzt! Ab 2024 werden die Dichterkränze im jeweiligen Heimatland der Dichter gebunden und müssen keine Zoll-Douane mehr passieren.

wenigen erhaltenen Handschriften des jungen Goethe gehört und das Manuskript Ende 1905 aus der berühmten Autographensammlung Alexander Meyer Cohn ins Hochstift kam.<sup>4</sup>

Was aber wusste Goethe über Shakespeare, als er 1771 seine Rede schrieb? Welche Werke Shakespeares kannte er überhaupt? Was hatte er zu diesem Zeitpunkt von ihm im Original, was in Übersetzung gelesen? Wenn im Titel von Shakespeares Einfluss auf den *jungen Goethe* gesprochen wird, so ist damit der Frankfurter Goethe gemeint. Jung war Goethe auch noch, als er im Herbst 1775 mit 26 Jahren nach Weimar ging, aber seine wichtigen Werke, die ihn erst in Deutschland und dann in ganz Europa berühmt machten – sein Bühnenstück ›Götz von Berlichingen‹, der Erfolgsroman ›Die Leiden des jungen Werthers‹ und die Hymnen und Gedichte, die alle alte Regelkunst sprengten – hatte er da schon geschrieben. Kurz bevor Goethe Frankfurt in Richtung Weimar verlässt, schreibt er in seiner Stube im dritten Stock des Frankfurter Elternhauses im Großen Hirschgraben noch an einem kleinen Text, der erst 1776 einem Buch über die Schauspielkunst des französischen Autors Louis-Sébastien Mercier als Anhang ›Aus Goethes Brieftasche‹ beigefügt wird. Darin heißt es:

Wie viel Gegenstände bist du im Stande so zu fassen, daß sie aus dir wieder neu hervorgeschaffen werden mögen? Das frag dich, geh vom Häuslichen aus, und verbreite dich, so du kannst, über alle Welt.<sup>5</sup>

Interessant an dieser Passage ist, dass Mercier in seinem Buch über die Schauspielkunst die klassizistische französische Dramatik kritisiert und darin ein Plädoyer für ein lebendiges Theater im Stil Shakespeares hält. Damit kommt er Goethes Vorstellungen zum Drama sehr nahe. Außerdem kann man die Aufforderung des jungen Dichters, vom Häuslichen auszugehen, um sich die Welt zu erobern, auf Goethes eigene Entwicklung beziehen und auf die literarischen und künstlerischen Eindrücke, die er in seinem Elternhaus empfing. Zu diesen gehört auch die Be-

4 Damals gelang es dem Hochstift mit Hilfe eines städtischen Garantiefonds und der finanziellen Unterstützung eine Reihe »hochherziger Spender«, darunter Alexander Hauck, Moritz von Metzler und Charles L. Hallgarten, mehr als hundert Autographen aus der berühmten Sammlung zu erwerben, die vom 23. bis 28. Oktober 1905 bei J. A. Stargardt in Berlin versteigert wurde.

5 Nach Falconet und über Falconet, in: Der junge Goethe, hrsg. von Hanna Fischer-Lamberg, 5 Bde., Berlin 1963–1974 (zitiert als *DjG*), hier: Bd. 5, S. 356.

schäftigung mit Shakespeare, die bei Goethe nicht erst in Leipzig einsetzt, sondern bereits in Frankfurt am Main, wo er beste Voraussetzungen vorfand, um den englischen Nationaldichter auch in der Originalsprache zu lesen.

### *Englischunterricht im Frankfurter Goethe-Haus*

Auf den Sprachunterricht wurde in Goethes Elternhaus viel Wert gelegt. In Frankfurt am Main, wie in vielen anderen deutschen Städten, war bis über die Mitte des 18. Jahrhunderts hinaus das Französische die wichtigste Fremdsprache. Die Jugend der besseren Kreise lernte in der Freien Reichs- und Handelsstadt neben den alten Sprachen vor allem Französisch und Italienisch. In Frankfurt beherrschten die französische Komödie und Tragödie die Theaterbühne, und natürlich gab es auch gefällige Singspiele, wie sie Goethes Mutter liebte. Zwischen 1759 und 1761 war Frankfurt im Siebenjährigen Krieg von den Franzosen besetzt, deren Oberbefehlshaber, der französische Königsleutnant François de Théas Graf von Thoranc (1719–1794), in Goethes Elternhaus Quartier bezogen hatte. Mit den französischen Truppen war das Theater nach Frankfurt gekommen und Goethes erste Theatereindrücke waren vom französischen Theater im Junghof geprägt.

In Goethes Elternhaus nahm aber in den 1760er Jahren die Lektüre englischer Philosophen und politischer Schriftsteller zu. Die Bibliothek Johann Caspar Goethes dokumentiert, dass der Hausherr einen Sinn für Schriften über staatliche und religiöse Freiheit oder den Kampf gegen Knechtschaft, Vorurteile und Aberglauben hatte. In seiner Bibliothek finden sich englischsprachige Werke aus vielen Bereichen. Aus den Naturwissenschaften etwa Robert Boyles ›Experimenta et considerationes de coloribus‹ (London 1665), ein Werk zur Farbenlehre, das Goethe später im historischen Teil seiner ›Farbenlehre‹ anführen wird. Daneben stehen in den Regalen eine Reihe die Religion betreffende Titel, u. a. die schöne Quarto-Ausgabe der King James Bible aus dem Jahr 1648 mit den Kommentaren der ›first folio edition‹, eine Konkordanz sowie das sehr populäre ›Book of Psalmes‹ in der Übersetzung von Thomas Sternhold und John Hopkins. Außerdem besaß Johann Caspar Goethe das populäre Werk des anglikanischen Geistlichen Joseph Alleine (›An Alarm to the Unconverted Sinners‹, London 1673) und das

Buch des Missionars Benjamin Schultze (1689–1760), ›The Large and Renowned Town of the English Nation in the East-Indies, Upon the Coast of Coromandel, Madras, or Fort St. George‹ (Halle 1750), der als Missionar in der Provinz Madras in Britisch-Indien arbeitete. Sein Buch, das 1750 auf englisch im Verlag der Franckeschen Stiftungen in Halle erschien, enthält 30 lebendige Unterhaltungen mit vielen landeskundlichen Informationen.

In der internationalen Messestadt Frankfurt am Main tauchten zwischen 1700 und 1760 zwar viele Sprachlehrer auf, der erste englische Sprachmeister kam nach den städtischen Dokumenten aber erst im Juni 1762 nach Frankfurt. Und zu den ersten Schülern des Kandidaten der Theologie Johann Peter Christoph Schade gehörten Vater Goethe und seine Kinder.<sup>6</sup> Bereits Ende Juni muss Schade in Goethes Elternhaus Englischstunden gegeben haben, denn Johann Caspars Haushaltungsbuch verzeichnet ein Honorar von fünf Gulden und den Erwerb einer englischen Grammatik. Dabei handelte es sich wahrscheinlich um Johann Königs ›Der getreue englische Wegweiser, oder: Gründliche Anweisung zur englischen Sprache für die Deutschen‹, das in der Bibliothek Johann Caspar Goethes gleich in zwei Auflagen von 1740 und 1768 vorhanden war. Außerdem verfügten die Goethes über Nathan Baileys ›A Compleat English Dictionary oder vollständiges englisch-deutsches Wörterbuch‹ (Leipzig und Züllichau 1761) sowie Theodor Arnolds ›Englisch und deutsches Wörterbuch‹ (Leipzig 1757). Der erste Englischkurs muss Ende Juli 1762 abgeschlossen gewesen sein, da das Ausgabenbuch aber auch im Februar 1763 noch ein Honorar für Schade ausweist, ist davon auszugehen, dass zumindest Johann Wolfgang noch Stunden erhielt, bevor Schade die Stadt Mitte 1763 wieder verließ. Goethes Talent im Erwerb von Fremdsprachen hat er selbst in seiner Autobiographie ›Dichtung und Wahrheit‹ überliefert. Im 4. Buch ist etwa von einem Roman die Rede, den der junge Goethe in sieben Sprachen verfasste und der um 1763 entstanden sein müsste. Er »erfand einen Roman von sechs bis sieben Geschwistern, die, von einander entfernt und in der Welt zerstreut sich wechselseitig Nachricht von ihren Zuständen und Empfindungen mitteilen«. <sup>7</sup> Einem der Brüder,

6 Zu Schade vgl. Elisabeth Mentzel, *Aus Goethes Jugend. Ein Beitrag zu Goethes Entwicklungsgeschichte*, Leipzig 1910, S. 263–287.

7 *Dichtung und Wahrheit* I 4, in: Johann Wolfgang Goethe, *Sämtliche Werke nach Epochen seines Schaffens* (Münchner Ausgabe), hrsg. von Karl Richter in Zusam-

einem Handlungsdiener aus Hamburg, wurde die englische Korrespondenz zuteil.

Aus ›Dichtung und Wahrheit‹ wissen wir auch, dass die beiden Goethe-Kinder mit »einem jungen Engländer« aus der Pfeilischen Pension Umgang hatten. Er hieß Arthur Lupton und erteilte auch Goethe und seiner Schwester Cornelia lebendigen Sprachunterricht, in dem er beiden »manches von seinem Lande und Volke« mitteilte. In Goethes Elternhaus ging er lange ein und aus. Goethe erwähnt ihn noch in einem Brief an seine Schwester, den er während seiner Studienzeit aus Leipzig schrieb und in dem Luptons Name auch im Kontext einiger Shakespeare-Zitate auftaucht. Gut möglich, dass ihn der junge Engländer auch auf das Werk Shakespeares aufmerksam machte. Jedenfalls wissen wir aus der Leipziger Zeit, dass Goethe auf englisch Gedichte schrieb und mit seiner Schwester auch in dieser Sprache korrespondierte. In Leipzig nennt Goethe zum ersten Mal den Namen Shakespeares in einem der erhaltenen Briefe an Cornelia. Die Briefstellen zeigen, dass er im März 1766 bereits Werke Shakespeares in der Originalsprache kannte. Aber welche Werke Shakespeares konnte Goethe im Original oder in Übersetzungen zu diesem Zeitpunkt überhaupt kennen? Schließlich war in Goethes Jugendzeit kaum ein Werk Shakespeares vollständig ins Deutsche übersetzt. Goethes Vater besaß die Übersetzung der ›Theatralischen Werke‹ Shakespeares von Christoph Martin Wieland, die zwischen 1762 und 1766 in Zürich erschienen war. Es ist nicht anzunehmen, dass der Herr Rat die Bände einzeln angeschafft hat. Er erwarb sie wohl erst nach 1766, als Goethe zum Studium in Leipzig weilte, vielleicht auch erst auf Anregung des Sohnes, als dieser 1768 aus Leipzig zurückkehrte.

### *Shakespeare-Rezeption in Deutschland zwischen 1739 und 1768*

Der Name Shakespeares war zu diesem Zeitpunkt im deutschen Sprachraum kaum gegenwärtig. Zwischen 1739 und 1744 liefert Luise Adelgunde Victorie Gottsched, genannt »die Gottschedin«, die Frau von Johann Christoph Gottsched, Professor für Poetik und Beredsamkeit in

menarbeit mit Herbert G. Göpfert u.a., München 1985–1998 (zitiert als MA), hier: Bd. 16, S. 133.

Leipzig, eine deutsche Gesamtübersetzung der englischen Zeitschrift ›Spectator‹, die in Leipzig als ›Der Zuschauer‹ erschien. Darin befinden sich zahlreiche Erwähnungen Shakespeares, etwa im 592. Stück der Zeitschrift, wo Shakespeare für seine Dramenkunst sogar in den Himmel gehoben wird. 1740 lobt ihn etwa Bodmer in seiner ›Abhandlung von dem Wunderbaren in der Poesie‹, 1741 übersetzt der preußische Gesandte in London, Caspar Wilhelm von Borck, das Drama ›Julius Caesar‹ in deutsche Alexandriner, und im gleichen Jahr vergleicht der Gottsched-Schüler Johann Elias Schlegel ›Shakespeare und Gryphius‹ mit deutlichen Vorteilen für den Engländer. Zwei längere Beiträge in der in Leipzig erscheinenden Zeitschrift ›Neue Erweiterungen der Erkenntnis und des Vergnügens‹, hat die Forschung bislang weniger beachtet. 1753 erscheint darin eine ›Merkwürdige Lebensbeschreibung des Herrn William Shakespears‹ und 1756 ein erstaunlicher ›Versuch einer Uebersetzung einiger Stellen aus Shakespears Richard dem III.‹. Darin heißt es: »Shakespear war zu groß, sich unter die Sklaverey der Regeln zu demüthigen. Er brachte dasjenige, was andere der Kunst und der Nachahmung zu danken haben, aus dem Ueberflusse seines eigenen Geistes hervor.«<sup>8</sup> Insgesamt ein erstaunlicher Text, dessen Ansichten vor dem Hintergrund der Shakespeare-Rezeption zu dieser Zeit durchaus als revolutionär gelten können. Ob Goethe diese Texte kannte, lässt sich nicht belegen, doch immerhin waren die Texte in der von dem Leipziger Studenten und späteren Privatgelehrten Johann Daniel Tietz herausgegebenen Zeitschrift oftmals gegen Gottsched und dessen Lehren gerichtet, was sie für den Studenten Goethe ein Jahrzehnt später durchaus interessant gemacht haben dürften.

In den 1750er Jahren äußern sich Friedrich Nicolai (›Briefe über den itzigen Zustand der schönen Wissenschaften in Deutschland‹), Moses Mendelssohn und Lessing in seinem 17. Literaturbrief über Shakespeare. Mittlerweile waren auch erste deutsche Übertragungen aus Shakespeare-Stücken erschienen. In Mendelssohns ›Betrachtungen über das Erhabene‹ (1758) finden sich erste ›Hamlet‹-Stellen, und in Basel

8 Versuch einer Uebersetzung einiger Stellen aus Shakespears Richard dem III, in: Neue Erweiterungen der Erkenntnis und des Vergnügens, 39. Stück, Leipzig 1756, S. 194. Ausführlich dazu Karl S. Guthke, Shakespeare, »Mitten in Leipzig und vor den Augen der Magnifizenz«. Eine Studie zum deutschen literarischen Leben um 1750, in: Jahrb. FDH 1975, S. 73–101.

erscheint die erste vollständige deutsche Übertragung von Shakespeares ›Romeo und Julia‹ in Blankversen von Simon Grynäus in dem Band ›Neue Probstücke der englischen Schaubühne, aus der Ursprache übersetzt von einem Liebhaber des guten Geschmacks‹ (Basel: J.J. Schorndorff, 1758). In den 1760er Jahren erscheint schließlich Wielands Übersetzung, die immerhin 22 von insgesamt 38 Shakespeare-Dramen in deutscher Sprache vorlegt – allerdings nicht in Versform, sondern in einer Prosaübersetzung. 1768 erscheint in Leipzig Christian Felix Weißes Übertragung von ›Romeo und Julie. Ein bürgerliches Trauerspiel in fünf Aufzügen‹ (Leipzig 1768) und kurz zuvor hatte Heinrich Wilhelm von Gerstenberg in verschiedenen Aufsätzen (z. B. in den ›Briefen über Merckwürdigkeiten der Litteratur‹, 1766/67) einer neuen Shakespeare-Auffassung das Wort geredet, indem er Shakespeares Talent hervorhob, die »feinsten Nuancen« der Natur zu entwickeln.<sup>9</sup>

Einige der genannten Werke fand Goethe in seinem Elternhaus vor. In der Bibliothek von Goethes Vater sind zudem eine ganze Reihe von englischen Stücken vorhanden, etwa eine nicht näher spezifizierte ›Collection of English Plays. Comedies‹, eine Ausgabe mit den Werken von William Congreve sowie John Gays berühmtes Bühnenstück ›The Beggar's Opera‹ (London 1737). Zudem besaß Rat Goethe die Anthologie ›English Originals in Prose and Verse‹ (Halle 1760) des Pädagogen und Theologen Johann Ludwig Schulze aus Halle sowie die berühmte Sammlung ›English Miscellanies‹ von John Tompson, dem ersten Professor für Englisch an der Göttinger Universität, mit der er bereits 1746 englische Literatur und Kultur an deutsche Studenten vermitteln wollte. Auch das populäre Prosawerk des Plutarch-Übersetzers John Langhorne, ›The Letters that Passed Between Theodosius and Constantia‹ (London 1764), findet sich im Großen Hirschgraben, also die fingierten Briefe des Theodosius und der Constantia, die auf eine Geschichte des Dichters Joseph Addison zurückgehen, in der von zwei Liebenden aus zwei miteinander verfeindeten Familien erzählt wird, die sich trennen mussten, um sich im Kloster wiederzufinden. Ein Stoff, der an ›Romeo und Julia‹ und ›Abaelard und Heloïse‹ erinnert.

9 Wilhelm von Gerstenberg, Briefe über Merckwürdigkeiten der Litteratur. Zweyte Sammlung, 15. Brief, Schleswig und Leipzig 1766, S. 224 f.

Neben Romanen von Daniel Defoe, Oliver Goldsmith, Samuel Richardson, Jonathan Swift und James Macphersons ›Works of Ossian‹ (London 1765), die eventuell auf Initiative des Sohnes angeschafft wurden, finden sich in der Bibliothek eine Reihe von wichtigen Zeitschriften der Aufklärung, die Rat Goethe angeschafft hatte, weil sie seinen Vorstellungen von Politik und Gesellschaft entsprachen. Es handelt sich um die moralischen Wochenschriften ›The Englishman‹ (1714), ›The Guardian‹ (vol. 1–2, London 1714) und ›The Spectator‹ (vol. 1–8, London 1747), die Johann Caspar Goethe komplett in einer Ausgabe von 1747 besaß. Alle diese Zeitschriften waren von den beiden Dichtern, Politikern und Journalisten Joseph Addison und Richard Steele herausgegeben und in Europa sehr populär. Sie hatten Vorbildcharakter für viele andere Wochenschriften. Mit Blick auf die Shakespeare-Rezeption in Deutschland und Frankreich muss jedoch die Bedeutung des ›Spectator‹ hervorgehoben werden. In jedem einzelnen Band der Ausgabe und in insgesamt 19 Diskursen ist von Shakespeare und seinen Stücken die Rede. Vor allem in Addisons ›Essay on Imagination‹ wird Shakespeare als Meister dieser Kunst hervorgehoben (419. Stück) und im 592. Stück, in dem von den Dramen ›Der Sturm‹ und ›König Lear‹ die Rede ist, verteidigt Addison Shakespeare gegen seine Kritiker und merkt an, dass auch die alten großen Dichter wie Aristoteles und Horaz gelegentlich die Kunstregeln preisgeben mussten, um einer größeren Schönheit Raum zu geben. Weiter heißt es darin:

Our inimitable Shakespear is a Stumbling-block to the whole Tribe of these rigid Criticks. Who would not rather read one of his Plays, where there is not a single Rule of the Stage observed, than any Production of a modern Critick, where there is not one of them violated! Shakespear was indeed born with all the Seeds of Poetry, and may be compared to the Stone in Pyrrhus's Ring, which, as Pliny tells us, had the Figure of Apollo and the Nine Muses in the Veins of it, produced by the spontaneous Hand of Nature, without any Help from Art.<sup>10</sup>

10 The Spectator, vol. 8, London 1747, S. 208 f. In ›Der Zuschauer‹, Bd. 8, lautet die Stelle: »Unser unvergleichlicher Shakespear, ist ein rechter Stein des Anstoßens für alle solche Tadler. Wer wollte nicht lieber eines von seinen theatralischen Stücken lesen, darinnen nicht eine einzige Regel der Schaubühne beobachtet ist, als irgend eine Geburt unsrer neuen Kunstrichter, darinnen keine von allen ver-

Auch die Wochenschrift ›The Guardian‹ leistete ihren Beitrag zum Bekanntwerden Shakespeares in Deutschland.

Alle diese Zeitschriften kannte der junge Goethe aus seinem Elternhaus bevor er nach Leipzig ging. Und ähnlich verhält es sich mit den Schriften von Alexander Pope, dessen Werk sowohl in französischer Sprache als auch in einer zehnbändigen englischen Ausgabe (Berlin: Nicolai, 1762–1764) in der väterlichen Bibliothek vorhanden war. Der Erwerb dürfte damit in die Zeit fallen, in der Goethe im Elternhaus Englischunterricht erhielt. Die Ausgabe enthält auch Popes berühmten ›Preface to Shakespeare‹, den er 1725 der von ihm herausgegebenen Shakespeare-Ausgabe als Vorwort vorangestellt hatte und der großen Einfluss auf die Shakespeare-Rezeption – auch in Deutschland – ausübte. Wenn es in Goethes Shakespeare-Rede heißt: »Natur! nichts so Natur als Schäkespears Menschen«,<sup>11</sup> dann ist das ein Zitat aus Popes Vorwort, das Goethe auf deutsch spätestens seit dem ersten Band von Wielands Shakespeare-Übersetzung (1762) vertraut war, wo es heißt: »Seine Characters sind so sehr die Natur selbst, daß es eine Art von Beleidigung wäre, sie mit einem so entfernten Namen, als der Name von Copeyen derselben wäre, zu benennen.«<sup>12</sup> Auch die berühmte Formulierung, »dass aus Schäkespearen die Natur weissagt«, ist ein Echo von Popes »er ist nicht sowol ein Nachahmer als ein Werkzeug der Natur; und es ist nicht so richtig gesagt, er habe durch sie, als sie habe aus ihm geredet«. In deutscher Übersetzung hatte Goethe das Vorwort wohl erst in der Zeit nach Leipzig kennengelernt, das englische Original könnte ihm aber auch schon vor seinem Aufbruch nach Leipzig präsent gewesen sein.

letzet wird? Shakespear war aber freylich auch mit allem gebohren, was zur Dichtkunst gehöret, und kann mit dem Steine in des Pyrrhus Ringe verglichen werden, der, wie Plinius uns saget, die Figur des Apollo und der neun Musen in seinen Adern gehabt, welches die Natur freywillig, ohne alle Hülfe der Kunst, hervorgebracht hatte.«

11 Zum Schäkespears Tag, DjG 2, S. 83–86, hier: S. 85.

12 Alexander Pope's Vorrede zu seiner Ausgabe des Shakespears, in: William Shakespeare, Theatralische Werke. Aus dem Englischen übersetzt von Herrn Wieland, Bd. 1, Zürich 1762, S. 4. Siehe dazu Karl S. Guthke, Dodd hat euch ganz verdorben? Der europäische Kontext der Shakespeare-Kenntnis des jungen Goethe, in: Jahrb. FDH 2002, S. 1–30, hier: S. 2.

### *Goethes Studienzeit in Leipzig*

Wir wissen, dass Goethe in Leipzig sowohl Gerstenbergs Schriften über Shakespeare als auch Weißes Übertragung intensiv studiert hat. Er plante sogar in Leipzig, wie ein Brief an seine Schwester Cornelia zeigt, eine bessere Bearbeitung von Shakespeares Liebesdrama anzufertigen, als Weiße dies mit seiner ›Romeo und Julie‹-Übersetzung geglückt war. Offenbar hatte Goethe das Stück in Weißes Bearbeitung Anfang Mai 1767 in Leipzig gesehen.<sup>13</sup> Im langen Brief an seine Schwester Cornelia vom 11. Mai zitiert er jedoch fünf Verse aus ›Romeo und Julia‹ im Original. Und auch in den vorangehenden Briefen findet sich eine ganze Reihe von Shakespeare-Zitaten, die darauf hindeuten, dass Goethe Shakespeares Werke im Original kannte und in Leipzig bei sich hatte.<sup>14</sup> Nun hat die Forschung längst bemerkt, woher Goethes gute Shakespeare-Kenntnisse stammen. Er zitiert seinen Shakespeare nicht etwa nach einer Werkausgabe, sondern nach einer zweibändigen Shakespeare-Anthologie von William Dodd mit dem schönen Titel: ›The Beauties of Shakespear. Regularly Selected from Each Play‹ (London 1752, 2. Aufl. 1757).<sup>15</sup> Das Werk des anglikanischen Geistlichen und Autors William Dodd (1729–1777) war offenbar unter den Dichtern des Sturm und Drang populär – vielleicht auch, weil es die Möglichkeit bot, mit Shakespeares Werk bekannt zu werden, ohne eine der teuren Werkausgaben kaufen zu müssen. Dodd war in Cambridge ordiniert worden und ein charismatischer Prediger mit einem Hang zu weltlichen Ausschweifungen. So publizierte er nicht nur Predigten und Bibelkommentare, sondern auch Dramen und poetische Briefe. Trotz seines wechselhaften Lebenswandels erhielt er 1765 eine der begehrten

13 An dieser Stelle sei angemerkt, dass Goethe im Leipziger Theater auf dem Vorhang William Shakespeare sah, wie ihn sein Zeichenlehrer Adam Friedrich Oeser dargestellt hatte, als »ein Mann in leichter Jacke«, von dem man nur den Rücken sah, weil er »ohne Vorgänger und Nachfolger, ohne sich um die Muster zu kümmern, auf seine eigne Hand der Unsterblichkeit entgegengehe« (MA 16, S. 334).

14 Vgl. den Brief an Cornelia Goethe vom 30. März – 31. Mai 1766, in: Johann Wolfgang Goethe, Briefe. Historisch-kritische Ausgabe, Bd. 1 I: Briefe Mai 1764 – Dezember 1772. Text, hrsg. von Elke Richter und Georg Kurscheidt, Berlin 2008 (zitiert als GB), S. 43, und Bd. 1 II: Kommentar, S. 84 f.

15 Ausführlich dazu Guthke, Dodd hat euch ganz verdorben? (Anm. 12).

Hofpredigerstellen unter George III., die er aber 1774 wegen privater Verfehlungen wieder verlor. 1777 wurde Dodd schließlich wegen Urkundenfälschung in Tyburn gehängt, obwohl 23 000 Londoner Bürger in einer Petition seine Begnadigung erbeten hatten. Sein Schicksal fand in England viel Aufmerksamkeit und beeindruckte auch den nach seiner Weltreise in London weilenden Georg Forster, der ihm mit seiner Schrift ›Leben Dr. Wilhelm Dodds, ehemaligen königlichen Hofpredigers in London‹ (Berlin 1779) ein Denkmal setzte.

Bei dem zweibändigen Werk ›The Beauties of Shakespear‹ handelt es sich um eine »Blütenlese der ›schönsten‹ [...], größtenteils auch geflügelt gewordenen Stellen (Monologpartien und Szenen) aus den Komödien, Tragödien und Historien« Shakespeares, die Dodd nach Stücken geordnet zusammengestellt und herausgegeben hatte. Die Zitate waren dem Verlauf des jeweiligen Stückes gemäß geordnet und mit thematischen Überschriften wie ›Melancholy Stories‹ oder ›A Lover in Solitude‹ versehen. Ein Stück wie ›Hamlet‹ schrumpfte etwa durch Dodds Auslassungen auf etwas weniger als 700 Verse und rund 2½ Seiten Prosa zusammen, die aber immerhin den Handlungsverlauf noch erkennen lassen. Ähnlich sind die Proportionen bei andren Stücken: weniger als 250 Zeilen und etwas Prosa bleiben von ›The Merchant of Venice‹, etwa 225 Zeilen von ›A Mid-Summer Night's Dream‹.<sup>16</sup>

Die Bedeutung von Dodds Buch liegt vor allem darin, dass es überaus erfolgreich war und zu einer Art Haus- und Volksbuch wurde, das seit dem Erstdruck im Jahr 1752 bis ins 20. Jahrhundert hinein eine Vielzahl von Auflagen erlebte und so zu einer Popularisierung von Shakespeares Werk führte. Die Ausgabe war damals auch auf dem Kontinent so verbreitet, dass Goethe nicht der einzige war, der damit in Berührung kam: wahrscheinlich kannten es auch Wieland, sicher Johann Heinrich Merck und Johann Gottfried Herder, der im Shakespeare-Essay auf ihn anspielt und in der ersten, während des Drucks zurückgezogenen Version seiner ›Volkslieder‹ das ganze zweite Buch ›Lieder aus Shakespear‹, Dodd verdankte. Goethe weist im 11. Buch seiner Autobiographie ausführlich auf die Wichtigkeit von Dodds Anthologie für seine Shakespeare-Lektüre hin:

<sup>16</sup> Ebd., S. 4 f.

Gegenwärtig will ich nur die Art, wie ich mit ihm bekannt geworden, näher anzeigen. Es geschah ziemlich früh, in Leipzig, durch Dodd's beauties of Shakespeare. Was man auch gegen solche Sammlungen sagen kann, welche die Autoren zerstückelt mitteilen, sie bringen doch manche gute Wirkung hervor. Sind wir doch nicht immer so gefaßt und so geistreich, daß wir ein ganzes Werk nach seinem Wert in uns aufzunehmen vermöchten. [...] Junge Leute besonders, denen es an durchgreifender Bildung fehlt, werden von glänzenden Stellen gar löblich aufgeregt, und so erinnere ich mich noch als einer der schönsten Epochen meines Lebens derjenigen, welche gedachtes Werk bei mir bezeichnete. Jene herrlichen Eigenheiten, die großen Sprüche, die treffenden Schilderungen, die humoristischen Züge, alles traf mich einzeln und gewaltig.<sup>17</sup>

In ›Dichtung und Wahrheit‹ schildert Goethe im Anschluss an die erwähnte Passage, die Bedeutung der Wielandschen Shakespeare-Übersetzung, die von ihm und seinen Freunden und Bekannten »verschlungen« worden sei, merkt aber auch an, dass man Shakespeare während der Straßburger Studienzeit auch im Original las:

Und so wirkte in unserer Straßburger Sozietät Shakespeare, übersetzt und im Original, stückweise und im Ganzen, stellen- und auszugsweise, dergestalt, daß, wie man bibelfeste Männer hat, wir uns nach und nach in Shakespeare befestigten, die Tugenden und Mängel seiner Zeit, mit denen er uns bekannt macht, in unseren Gesprächen nachbildeten, an seinen Quibbles die größte Freude hatten, und durch Übersetzung derselben, ja durch originalen Mutwillen mit ihm wetteiferten. [...] vielmehr tat es uns wohl, ihn unbedingt zu verehren.<sup>18</sup>

Bereits in einem schematischen Entwurf zum siebenten Buch seiner Autobiographie hatte Goethe notiert: »*Beauties of Schakesp.* Große Wirkung auf mich. Auswendiglernen und Vortragen der Monologe«,<sup>19</sup> und diese Aussage wird nicht nur im späten Rückblick auf sein Leben von ihm bestätigt, sondern auch durch die erhaltenen Briefe des jungen Goethe an seine Schwester Cornelia, in denen die Shakespeare-Zitate

<sup>17</sup> MA 16, S. 525 f.

<sup>18</sup> Ebd., S. 527.

<sup>19</sup> WA I 27, S. 387.

belegen, dass er zwischen Ostern 1766 und Herbst 1767 in Dodds Sammlung las. Aus einem Brief an seinen Freund Behrisch vom Oktober 1767 erfährt man übrigens auch, dass ihm Dodds ›Beauties of Shakespear‹ beim Buhlen um die Gunst junger Frauen – in diesem Fall bei der Wirtstochter Kätchen Schönkopf – gute Dienste leistete. Da heißt es: »Ich philosophirte im Sacke, und jammerte ein dutzend Allegorien im Geschmack von Schäckespear wenn er reimt.«<sup>20</sup> Zur gleichen Zeit beschäftigt sich Goethe auch damit, eigene Werke in Shakespeare-scher Manier zu verfassen. An Behrisch schreibt er: »Ja, mein wehrter Critikus, ich binn so frey gewesen einen neuen Plan zu Romeo und Julie zu machen, der mir besser scheint als W. seiner, doch das *in paranthesi*, unter uns.«<sup>21</sup>

Die Wirkung der Doddschen Sammlung auf den jungen Goethe war jedenfalls enorm. Guthke vermutet sogar, dass Dodd noch Ende 1767 die einzige Quelle von Goethes Shakespeare-Kenntnis gewesen ist, weil er in einem Brief an Behrisch vom 10. November 1767 schreibt: »Umsonst sagt Schäckesp. Schwachheit dein Name ist Weib« und dabei nicht nach Wieland zitiert, der in seiner Übertragung das Wort »frailty« in dieser ›Hamlet‹-Stelle mit »Gebrechlichkeit« übersetzt.<sup>22</sup>

### *Nicholas Rowes Shakespeare-Ausgabe und ihre Wirkung auf Goethe*

Wielands Shakespeare findet Goethe wohl erst nach seiner Rückkehr aus Leipzig im Frankfurter Elternhaus vor. Das erste Zeugnis dafür liefert ein Brief an Philipp Erasmus Reich vom 20. Februar 1770, in dem Goethe schreibt, nach Oeser und Shakespeare sei »Wieland noch der einzige, den ich für meinen ächten Lehrer erkennen kann«.<sup>23</sup> Damit dürfte neben dem bewunderten Verfasser des ›Musarion‹ (1768) auch der Shakespeare-Übersetzer gemeint sein, so dass man annehmen darf,

20 Brief an Ernst Wolfgang Behrisch vom 13. Oktober 1767, GB 1 I, S. 91.

21 Brief an Ernst Wolfgang Behrisch vom 24. Oktober 1767, GB 1 I, S. 104. Mit »W.« ist Christian Felix Weiße gemeint, der ›Romeo und Julia‹ übersetzt hatte.

22 Guthke, Dodd hat euch ganz verdorben? (Anm. 12), S. 8; der Brief an Ernst Wolfgang Behrisch vom 10. November 1767 in GB 1 I, S. 116.

23 Brief an Philipp Erasmus Reich vom 20. Februar 1770, GB 1 I, S. 188.

Goethe habe den deutschen Text im Winter 1769/70 in Frankfurt kennengelernt und nicht erst in Straßburg (April 1770–August 1771). Der schlagende Beweis für Goethes Kenntnis der Wielandschen Übersetzung bereits vor Straßburg sind die Frankfurter ›Ephemerides‹ vom Januar bis März 1770. Dort wird ein deutsches Zitat aus ›King John‹ (IV,4) erwähnt, das nahezu identisch mit Wielands Übertragung ist.<sup>24</sup> In Straßburg dann, so Goethes Erinnerung in ›Dichtung und Wahrheit‹, habe man Shakespeare nicht nur in Übersetzung, sondern auch »im Original« gelesen. Die Zeugnisse sprechen allerdings dafür, dass er nicht erst in Straßburg, sondern schon im Frankfurter Elternhaus Shakespeare im Original gelesen haben muss. Das belegen u. a. die erste und zweite Fassung des Lustspiels ›Die Mitschuldigen‹, deren Handschriften beide mit der Jahreszahl 1769 überliefert sind. Sie enthalten wörtliche Anspielungen auf Stellen in Shakespeares ›Winter's Tale‹, die weder bei Dodd noch in der Übersetzung von Wieland stehen. In welcher Shakespeare-Ausgabe hat aber Goethe nun den Originaltext gelesen?

Bei der Beantwortung dieser Frage hilft ein Blick in die Bibliothek von Johann Caspar Goethe. Nach seiner Rückkehr nach Frankfurt stand dem jungen Goethe im Elternhaus ab Februar 1769 eine seltene und buchgeschichtlich bedeutende Shakespeare-Ausgabe im Duodez-Format zur Verfügung: die von Nicholas Rowe (1673–1718) besorgte Originalausgabe: ›The Works of Mr. William Shakespear. In Eight Volumes. Adorn'd with Cutts. Revis'd and Corrected, with an Account of the Life and Writings of the Author‹ (London: Tonson, 1714; Abb. 1). Rowe war selbst Dramatiker und seit 1715 königlicher Hofdichter. In der langen Geschichte der Shakespeare-Editionen markiert sie eine Zeitenwende. 1709 war seine Ausgabe erstmals in sechs Bänden erschienen, 1714 folgte dann die zweite, auf acht Bände erweiterte Edition. Es war eine besondere Leistung von Rowe und seiner Ausgabe, dass er hier auf die bis dahin übliche Praxis, Shakespeares Werke im großen Folio-Format zu präsentieren, abwich und den englischen Nationaldichter in Oktav-Bänden (1709) und schließlich im handlichen Duodez-Format herausbrachte. Die Illustrationen zu jedem Stück, die in der erweiterten Ausgabe von 1714 noch vermehrt worden waren,

24 Ephemerides, DjG 1, S. 433 f. Siehe auch Guthke, Dodd hat euch ganz verdorben? (Anm. 12), S. 9.

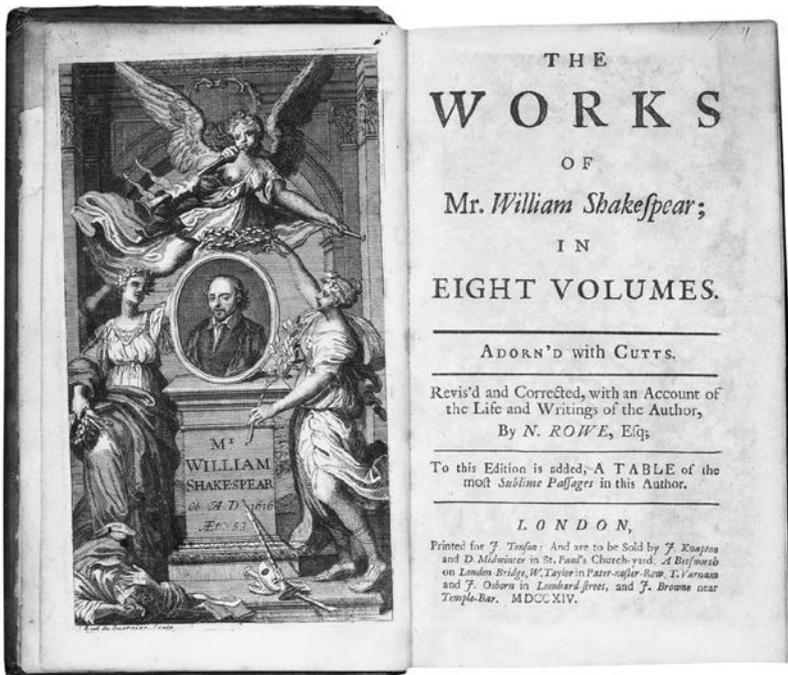


Abb. 1. *The Works of Mr. William Shakespear. Revis'd and Corrected, with an Account of the Life and Writings of the Author, By N. Rowe, London: Tonson, 1714, Frontispiz und Titelblatt.*

sind zudem kunsthistorisch von einiger Bedeutung, weil sie die Figuren in zeitgenössischen Kostümen zeigen. Damit waren zum ersten Mal in der Geschichte der Shakespeare-Editionen Werke im Taschenbuchformat erhältlich. Die Bände waren zudem so konzipiert, dass sie auch einzeln, quasi als Texthefte für Theaterbesucher, verkauft werden konnten. Eines dieser Texthefte – ›The Tempest‹ – findet sich seit kurzem in der Bibliothek des Freien Deutschen Hochstifts. Die Ausgabe von 1714 war auch die erste illustrierte Shakespeare-Edition und enthielt eine von Rowe verfasste Einleitung zum Leben Shakespeares, was ihr eine herausragende Stellung in der Editions-geschichte der Werke Shakespeares verleiht. Mit ihr bekam das Publikum erstmals einen modernen Shakespeare-Text in die Hände. Das hatte Goethe mit

Sicherheit anderen zeitgenössischen Dichtern voraus, dass er in seinem Elternhaus über eine moderne, illustrierte und handliche Shakespeare-Ausgabe verfügen konnte und damit den verehrten Dichter wohl im Winter 1768/69 bereits in einer Werkausgabe in Originalsprache lesen konnte. Wie erwähnt enthielt der erste Band der Shakespeare-Ausgabe von Rowe eine knappe Lebensbeschreibung Shakespeares, die unter dem Titel ›Some Account of the Life, etc. of Mr. William Shakespear‹ erschien. Rowe beschreibt den Dichter darin als »one of the greatest Genius's that ever was known in Dramatick Poetry« (S. V). Rowe's Einführung präsentiert dem Leser »the Restoration Shakespeare: the original genius, the antithesis of Jonson, the exception to the rule and the instance that diminishes the importance of the rules« und hat später in Goethes Rede ›Zum Schäkespears Tag‹ seine Spuren hinterlassen. Shakespeares Originalwerke studierte Goethe im Frankfurter Elternhaus in der Ausgabe von Rowe (1714) und nicht, wie vielfach angenommen, in der Neuausgabe von Alexander Pope, die 1725 ebenfalls bei Tonson in London erschienen war. Sie greift übrigens auf Rowes Einführung und Edition zurück. Damit kann auch als gesichert gelten, dass Goethe seinen Shakespeare schon sehr gut kannte, als ihm Herder 1770/71 in Straßburg weitere Anregungen gab, sich intensiver mit dem englischen Dichter auseinanderzusetzen.

In Goethes Frankfurter Shakespeare-Rede finden sich jedenfalls nicht nur Hinweise auf das durch Wieland im ersten Band seiner Shakespeare-Ausgabe vermittelte Pope-Vorwort, sondern auch Querverweise auf Rowes ›Some Account of the Life‹. In seinem Essay zitierte Rowe aus Ben Jonsons Shakespeare-Essay in dessen ›Discoveries‹: Shakespeares Phantasie sei so überschwenglich gewesen »that sometimes it was necessary he should be stopp'd: Sufflaminandus erat, as Augustus said of Haterius.«<sup>25</sup> Dies Zitat findet sich nun überraschenderweise auch in den zusammenhanglosen Notizen aus der Zeit vom Januar bis März 1770, die als ›Ephemerides‹ bekannt sind.<sup>26</sup> Ein Beleg dafür, dass Goethe die Rowesche Ausgabe schon vor der Straßburger Zeit und vor der Bekanntschaft mit Herder benutze. Und auch in Goe-

25 Rowe, *Some Account of the Life, etc. of Mr. William Shakespear*, in: *The Works of Mr. William Shakespear ...*, London: Tonson, 1714, S. I–XL, hier: S. XXXVIII.

26 *Ephemerides*, DjG 1, 433.

thes Rede ›Zum Schäkespears Tag‹ hat Rowe auffällige Spuren hinterlassen.<sup>27</sup>

Rowes Text war nicht allein für Goethe wichtig, sondern für den ganzen Straßburger Kreis, der sich nach Goethes Erinnerung so intensiv mit Shakespeare beschäftigte. Interessant ist in diesem Zusammenhang die Annahme von Eva Maria Inbar, dass Jacob Michael Reinhold Lenz, nachdem er im Dezember 1776 aus Weimar ausgewiesen worden war, bei seinem Zwischenaufenthalt bei den Goethes in Frankfurt am Main offenbar im Großen Hirschgraben die Rowesche Shakespeare-Ausgabe in die Hände bekam und dort den achten Band studierte, der die sogenannten pseudo-shakespeareschen Stücke wie ›Pericles, Prince of Tyre‹ oder ›Sir John Oldcastle‹ enthält. Wenn Lenz selbst schreibt, dass er die Stücke »in einer ältern Ausgabe von Shakespears Werken, die zu London 1714 herausgekommen printed for Jacob Tonson, in the Strand« las,<sup>28</sup> dann kann damit nur Rowes Shakespeare gemeint sein. So diente die Ausgabe in Goethes Elternhaus auch dem Dichter Lenz, der Aufzeichnungen und Übersetzungen daraus nutzte, um wohl im Januar 1777 in Emmendingen, als Lenz zeitweise im Haus Johann Georg Schlossers und seiner Frau Cornelia, Goethes Schwester, lebte, seinen Aufsatz ›Das Hochburger Schloss‹ zu schreiben.<sup>29</sup> Auch Goethes Studienfreund Franz Christian Lersé (1749–1800), der zum Shakespearetag am 14. Oktober 1774 im Kreis um Johann Daniel Salzmann in Straßburg die Rede hielt, erwähnt in ihr neben »Popens Edition« und »Wielands Übersetzung« auch die Worte »des Hrn. Rowe« und belegt damit, dass Rowes ›Account‹ dem Straßburger Kreis vertraut war. Lersé gehörte in Straßburg dem Salzmannschen Kreis an und wurde von Jung-Stilling als Mitglied der berühmten Mittagsgesellschaft gerühmt.

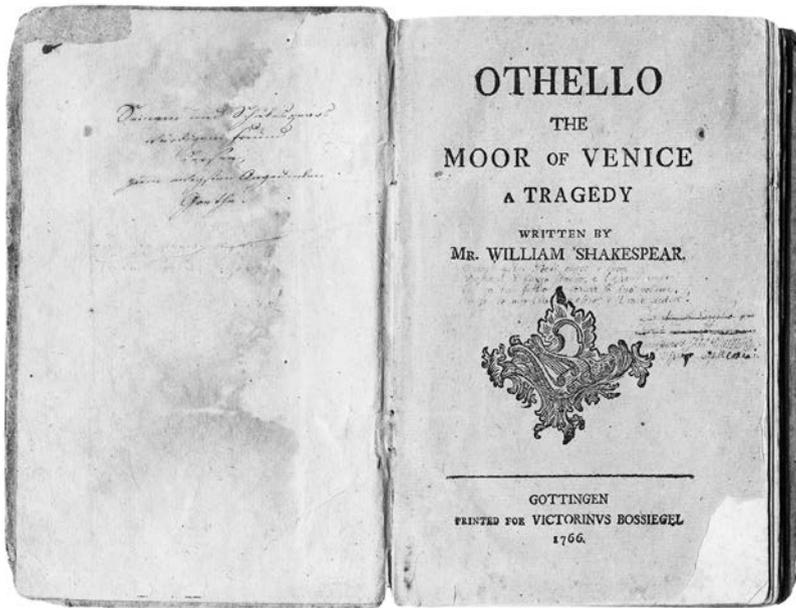
27 Vgl. dazu Guthke, *Dodd hat euch ganz verdorben?* (Anm. 12), S. 23–25.

28 Jacob Michael Reinhold Lenz, *Das Hochburger Schloß*, in: ders., *Werke und Briefe in drei Bänden*, hrsg. von Sigrid Damm, Leipzig 1987, Bd. 2, S. 753–760, hier: S. 756, Anm. \*.

29 Vgl. Eva Maria Inbar, *Shakespeare in Deutschland: Der Fall Lenz*, Tübingen 1982, S. 169–175. Mir scheint dies der erste Beleg dafür zu sein, dass die Bibliothek von Goethes Vater auch anderen Dichtern zugute kam. Viele Dichter kamen – auch nach Goethes Aufbruch nach Weimar – bei Catharina Elisabeth und Johann Caspar Goethe vorbei. Gut möglich also, dass auch andere Dichter die Bibliothek bei ihren Besuchen nutzten.

Vor allem war er aber neben Lenz der größte Shakespeare-Enthusiast des Straßburger Kreises und erhielt von Goethe die englischsprachige Ausgabe ›Othello, the Moor of Venice a Tragedy Written by Mr. William Shakespear‹ (1766; Abb. 2) geschenkt, eine buchhändlerische Besonderheit, nämlich eine englische Originalausgabe, die in Deutschland, und zwar in Göttingen erschienen war, im Verlag Victorinus Bossiegel. Da die Göttinger Universität 1732 von Georg August, Kurfürst von Braunschweig-Lüneburg und seit 1727 als Georg II. auch König von Großbritannien und Irland, gegründet worden war, spielte die englische Sprache und Literatur dort eine besondere Rolle. Dass Goethe diese seltene ›Othello‹-Ausgabe kannte und verschenkte, belegt ebenfalls sein Interesse daran, Shakespeare in der Originalsprache zu lesen und lesen zu lassen. Der Geschenkband für Lersé war mit der Widmung versehen: »Seinem und Schäkespears / würdigem Freund / Lersen, / zum ewigsten Angedenken / Goethe.«<sup>30</sup> Goethes Shakespeare-Begeisterung und die seiner Straßburger Freunde steht also in einem europäischen Kontext. In Lersés Text findet sich übrigens auch ein Hinweis auf »Garriks Jubileo«, also jene berühmte Shakespeare-Feier in Stratford-upon-Avon, die der Schauspieler David Garrick Anfang September 1769 veranstaltet hatte und der Goethe in Frankfurt und seine Studienfreunde in Straßburg 1771 nacheifern wollten.<sup>31</sup>

- 30 Vgl. August Stöber, Johann Gottfried Röderer, von Straßburg, und seine Freunde. Biographische Mittheilungen nebst Briefen an ihn von Goethe, Kayser, Schloßer, Lavater, Pfenningen, Ewald, Haffner und Blessig. Zweite Auflage. Mit einem Nachtrag von Briefen an Röderer von Lenz, sowie mit Aufsätzen des Letztern vermehrt, Colmar 1874, S. 33, Anm. 1, sowie Ernst Beutler, Goethe und Shakespeare, in: Goethes Rede zum Schäkespears Tag. Wiedergabe der Handschrift, Weimar 1938 (= Schriften der Goethe-Gesellschaft 50), S. 16. Zu dem von Goethe geschenkten Exemplar der Othello-Ausgabe vgl. Katalog der Sammlung Kippenberg, zweite Ausgabe, bearb. von Fritz A. Hünich, Leipzig 1928, Teil 1, S. 12, Nr. 97.
- 31 Auszüge aus Lersés Shakespeare-Rede finden sich in: Stöber, Johann Gottfried Röderer, a. a. O., S. 34 f., darin auch der Hinweis auf »Popens Edition, [...] Wiedlands Uebersetzung und [...] Garriks Jubileo«.



*Abb. 2. Othello, the Moor of Venice, a Tragedy.  
Written by Mr. William Shakespear, Gottingen,  
printed for Victorinus Bossiegel, 1766  
(Sammlung Kippenberg Nr. 97, Goethe-Museum Düsseldorf /  
Anton und Katharina Kippenberg-Stiftung).*

*David Garricks Shakespeare Jubilee  
und Goethes Shakespeare-Feier*

Von Goethe wissen wir, dass er spätestens durch die Dezember-Ausgabe des »Mercur de France« 1769 auf die Feier aufmerksam geworden war. In der französischen Zeitung, die im Frankfurter Elternhaus gelesen wurde, findet sich ein sechs Seiten langer Bericht über die »Fête de Shakespear«, den Goethe handschriftlich abschreiben und in den ersten Band der Wielandschen Shakespeare-Ausgabe einbinden ließ (Abb. 3 a und b).<sup>32</sup> Es kann nicht die einzige Nachricht gewesen sein, die

32 Vgl. DjG 2, S. 328.

Goethe von Garricks Shakespeare Jubilee erhielt, denn die Verwandtschaft mit Garricks Ansprache und Gedichten zum Stratford Shakespearefest gehen über die Mitteilungen in dem französischen Artikel hinaus. Im September 1771, im Vorfeld der Frankfurter Shakespeare-Feier, bittet Goethe Herder um seine Shakespeare-Abhandlung und schreibt:

Eschenburg ist ein elender Kerl. Seine Übersetzung 「der Stellen Sch. versteht sich」 verdient keine Nachsicht sie ist abscheulich. Die Abhandlung selbst hab ich nicht gelesen, werde auch schwerlich. Schicken sie nur Ihre auf den 14ten Ocktober. Die erste Gesundheit, nach dem Will of all Wills, soll auch Ihnen getruncken werden. Ich habe schon dem Warwickshirer ein schön Publikum zusammen gepredigt, Und übersetze Stückgen aus dem Ossian damit ich auch den aus vollem Herzen verkündigen kann.<sup>33</sup>

Goethes Wortspiel vom »Will of all Wills«, dem William aller Willen, stammt von Garrick, aus dessen Warwickshire-Song, einer Morgen serenade, die von kostümierten jungen Schauspielern am ersten Morgen der Feierlichkeiten vor den Fenstern der jungen Damen gesungen wurden. Woher Goethe den Text kannte, lässt sich nicht eindeutig sagen. Im Anschluss an die Feier erschienen zwar einige Broschüren, welche die »Songs, Chorusses [...] of the Jubilee« (London 1769) festhielten<sup>34</sup> oder die Ode Garricks mit den anderen vorgetragenen Gedich-

33 Brief an Johann Gottfried Herder, [Frankfurt am Main, Ende September/Anfang Oktober 1771], GB 1 I, S. 222. Der Beginn der Stelle bezieht sich auf das gerade erschienene Buch »Versuch über Shakespears Genie und Schriften in Vergleichung mit den dramatischen Dichtern der Griechen und Franzosen« von Elisabeth Montagu, das Johann Joachim Eschenburg ins Deutsche übersetzt hatte. Später, zwischen 1775 und 1782 legte er in Zürich eine Ausgabe von Shakespeares »Schauspielen« vor, eine Reaktion auf Wielands Shakespeare-Edition, die nach Eschenburgs Meinung zu viele Übertragungsfehler enthielt. So erschien im gleichen Züricher Verlag eine neue Shakespeare-Ausgabe, die Wielands Ausgabe um 14 fehlende Stücke ergänzte. Allerdings war auch Eschenburg keine dichterische Natur, wie Goethe hier feststellt, ganz abgesehen davon, dass auch seine Shakespeare-Ausgabe noch zahlreiche Übersetzungsfehler enthielt.

34 Zwei seltene Broschüren mit Liedern und Noten des englischen Dichters, Komponisten und Schauspielers Charles Dibdin (1745–1814) befinden sich in der Hochstifts-Bibliothek. Die beiden schmalen Liederhefte »Shakespeare's Garland. Being a Collection of New Songs, Ballads, Roundelays, Catches, Glee's, Comic-

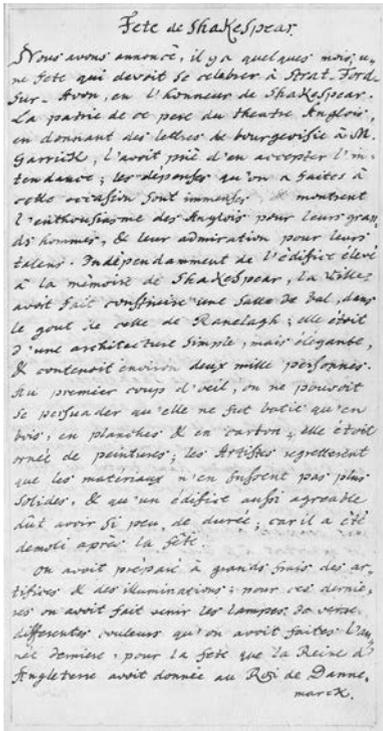


Abb. 3a. Handschriftlicher Auszug »Fete de Shakespear«, 1769  
 (Goethes Privatbibliothek in der Klassik Stiftung Weimar, Ruppert 1521).

Abb. 3b. Shakespear, *Theatralische Werke*.  
 Aus dem Englischen überfetzt von Herrn Wieland. I<sup>er</sup> Band, Zürich 1762,  
 Exemplar der Bibliothek von Johann Caspar Goethe,  
 Titelblatt (ebd.).

Serenatas, &c. Performed at the Jubilee at Stratford upon Avon (The Musick by Dr. Arne, Mr. Barthelimon, Mr. Ailwood, and Mr. Dibdin, London: T. Becket and P. A. de Hondt, 1769) und »Shakespear's Garland, or the Warwickshire Jubilee. Being a Collection of Ballads as Perform'd at the Theatre Royal, Drury Lane Composed by Mr. Dibdin« (London: John Johnston, [1769]) wurden für unterschiedliche Aufführungen gedruckt, was belegt, wie groß das Bedürfnis der Menschen war, die Shakespeare-Feier in Stratford auch in der Hauptstadt London zu wiederholen. David Garrick, dem das Drury Lane Theatre gehörte, hatte werbetchnisch für Shakespeare also ganze Arbeit geleistet. Garricks »Jubilee« wirkte lange nach, wie Nachdrucke weiterer Liederbücher aus den 1770er Jahren zeigen:

ten abdruckten, doch dass Goethe eines jener zumeist in London gedruckten Bücher in die Hände kam, ist wenig wahrscheinlich. Vermutlich las Goethe im Frankfurter Elternhaus die Monatsschrift ›London Magazine or Gentleman's Monthly Intelligencer‹, die in der Bibliothek des Vaters vorhanden war und in deren Septemberheft 1769 neben einem ausführlichen Bericht der Feier durch James Boswell auch einige Songs, darunter auch das Warwickshire-Lied, abgedruckt waren.<sup>35</sup>

Wozu Goethes intensive Beschäftigung mit Shakespeare führte, wissen wir: Am 14. Oktober 1771 wurde in Goethes Elternhaus »Schäkesp. Nahmenstag mit grosem Pomp« gefeiert.<sup>36</sup> Dazu sollte auch Herder seinen Shakespeare-Text schicken. Goethe wollte ihn als »Teil unsrer Liturgie« ebenfalls vortragen.<sup>37</sup> Johann Caspar Goethe ließ sich für die Shakespeare-Feier seines Sohnes, die erste auf deutschem Boden, dann auch nicht lumpen. Das verrät sein Ausgabenbuch. Drei Gulden erhielten die Geiger und Flötisten, die aufspielten als der 22-jährige Goethe

›The Dramatic Muse, or Jubilee Songster. Consisting of All the Songs Sung at the Stratford Jubilee. Likewise, the Newest and Most Favourite Airs, Songs, and Catches, Sung at the Playhouses and Public Gardens‹ (London: J. Roson, o.J. [1773 oder 1777, <sup>1</sup>1769?]) und ›Songs, Chorusses, &c. which are Introduced in the New Entertainment of the Jubilee, at the Theatre Royal, in Drury-Lane‹ (London: T. Becket, 1777, <sup>1</sup>1769). Zu den Ersterscheinungsjahren vgl. *The New Cambridge Bibliography of English Literature*, vol. 2: 1660–1800, ed. by George Watson, Cambridge 1971, Sp. 389 f.

35 London Magazine or Gentleman's Monthly Intelligencer, London, Jg. 38, 1769, S. 451–456 (›A letter from James Boswell on Shakespeare's Jubilee at Stratford-upon-Avon‹). Der Band enthält auch einen Bericht über den Maskenzug zu Ehren des Nationaldichters, dem einige der Verse und Lieder beigelegt waren, die zu diesem Anlass zur großen Shakespeare-Feier in Stratford deklamiert und gesungen wurden (S. 456). ›The Gentleman's Magazine, and Historical Chronicle‹ (Jg. 39, 1769), das in Goethes Elternhaus auch gelesen wurde, enthält zwei Kupferstiche zum Jubilee, die Shakespeares Geburtshaus (im Juli-Heft) und das Amphitheater, das zur Feier in Stratford errichtet worden war (im September-Heft) zeigen, in dem sich auch ›A Genuine Account of the Late Jubilee‹ (S. 421–423) findet.

36 Brief an Johann Gottfried Herder, [Frankfurt am Main, Ende September 1771], GB 1 I, S. 218.

37 Herders Aufsatz ›Shakespear‹ lag am 14. Oktober 1771 nicht in Frankfurt am Main vor, auch wenn Goethes Rede bis in die Wahl der Bilder hinein einige Ähnlichkeiten aufweist. Herders Text erschien erst in der Schrift ›Von Deutscher Art und Kunst. Einige fliegende Blätter‹ (Hamburg 1773, S. 73–118).

vor Freundinnen und Freunden des Hauses seine feurige Rede vortrug. Sechs Gulden und 24 Kreuzer ließ sich Johann Caspar Goethe die Feier kosten, vermutlich für das Essen und das Ausschmücken des Staatszimmers im ersten Stock des Goethe-Hauses.<sup>38</sup> Der gute Wein, der getrunken und mit dem auf Shakespeare angestoßen wurde, fand sich im Keller. Dass Shakespeares Werk in der Goethe-Familie eine Rolle spielte, belegen zahlreiche Zeugnisse. Die Briefe Goethes an Cornelia zeigen, dass auch die Schwester mit dem Werk des englischen Nationaldichters vertraut war, und seine Mutter bekennt in einem Brief an Fritz von Stein zu ihrer Person, sie getraue sich »die Mutter von Prinz Hamlet nicht übel vorzustellen«.<sup>39</sup> Catharina Elisabeth Goethe, die eine leidenschaftliche Theaterbesucherin war, sah später in Frankfurt am Main auch ›Hamlet‹ auf der Bühne, wie aus Briefen an den dortigen Schauspielprinzipal Gustav Friedrich Wilhelm Großmann hervorgeht, die belegen, wie sehr sie Shakespeare als Theaterdichter schätzte.<sup>40</sup> Wer außer der Familie an diesem Abend im Großen Hirschgraben zugegen war, lässt sich leider nicht bestimmen. Alle Zeugnisse fehlen, nur das wichtigste und schönste Zeugnis, Goethes Handschrift der Rede, hat

- 38 »Dies Onomasticus Schackspear fl. 6. 24« heißt es im ›Liber domesticus‹ des Vaters am 14.10.1771, der nach dem protestantischen Kalender der Namenstag Wilhelms ist. Zwei Tage später werden auch die Musiker bezahlt: »Musicis in die onom. Schacksp. 3 fl.« (Johann Caspar Goethe, *Liber Domesticus 1753–1779*. Übertragen und kommentiert von Helmut Holtzhauer unter Mitarbeit von Irmgard Möller, Bern und Frankfurt am Main 1973, S. 191 f. und S. 419 f.).
- 39 Brief an Friedrich von Stein, Frankfurt am Main, 9. September 1784, in: Johann Wolfgang Goethe, *Artemis-Gedenkausgabe der Werke, Briefe und Gespräche*, Ergänzungsband 1: Briefe aus dem Elternhaus, hrsg. von Wolfgang Pfeiffer-Belli, Zürich und Stuttgart 1960, S. 535.
- 40 Da heißt es etwa am 19. Februar 1779: »Vor einigen Tagen trafe ich in einer Gesellschaft eine Dame von der so genandten großen Welt an, die vom Hamlet das Urtheil fällt es wäre nichts als eine Farse – O!!! Gevatter! Gevatter! Hamlet eine Farse!!!! Ich dachte ich kriegte auf der stelle eine Ohnmacht« (ebd., S. 440); und am 19.5.1780 schreibt sie: »so fühle ich *alles* was wahr gut und brav ist, mehr als villeicht Tausend andre meines Geschlechts – und wenn ich im Sturm und Drang meines Hertzens im Hamlet vor innerlichem Gefühl und Gewühl nach Luft und Odem schnappe, so kan eine andre die neben mir sitzt, mich angaffen, und sagen, es ist ja nicht wahr, sie spielens ja nur so – Nun eben dieses unverfälschte und starcke Natur gefühl bewahrt meine Seele |: Gott sey ewig Danck :| vor Rost und Fäulniß« (ebd., S. 476).

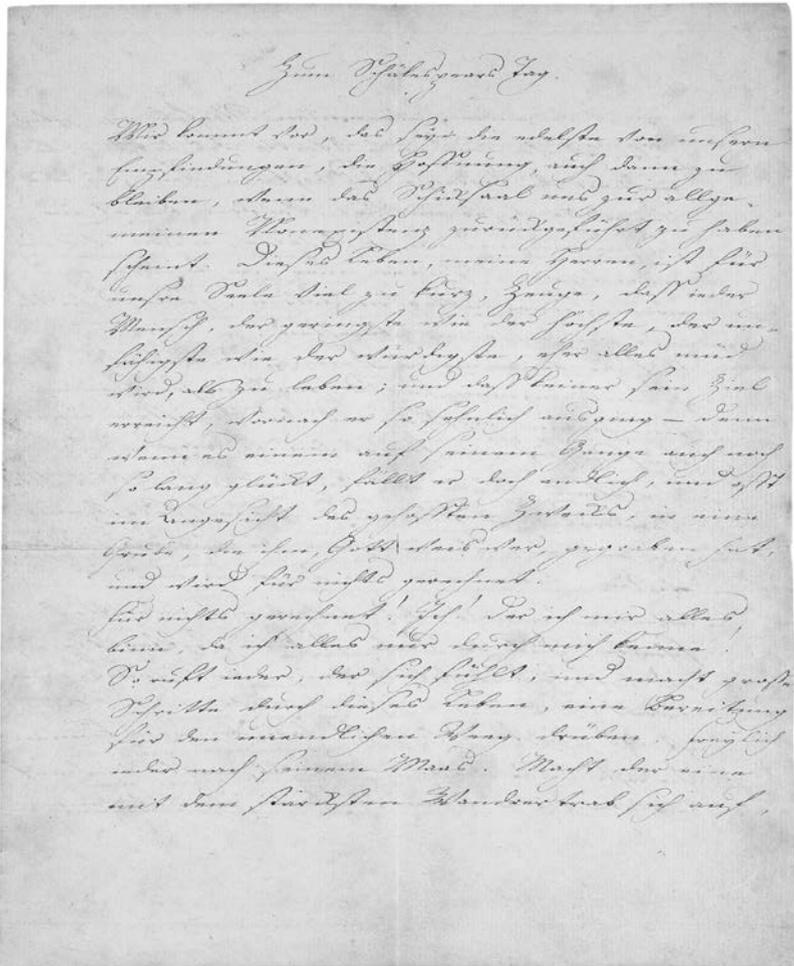


Abb. 4. Goethes Rede ›Zum Shakespears Tag‹,  
Handschrift (FDH Hs-2421, Seite 1).

sich erhalten (Abb. 4). Die Geschichte der Handschrift erzählt Ernst Beutler. Sie kam in den Besitz der Familie Jacobi, vielleicht über Johanna Fahlmer als Vermittlerin, die im Juni 1772 nach Frankfurt zog oder direkt über Friedrich Heinrich Jacobi, den Goethe im Sommer 1774 persönlich kennenlernte und der in seiner Zeitschrift ›Iris‹ man-

che Dichtung Goethes erstmals veröffentlichte. Letzter Besitzer aus der Familienlinie war der Urenkel Johannes Jacobi, aus dessen Besitz die Handschrift 1866 »in die Hände von Rudolf Zoeppritz und so vermutlich nach Ägypten« ging. Danach erwarb sie der Literaturhistoriker Wendelin Freiherr von Maltzahn, aus dessen Besitz sie am 27. Februar 1890 in Berlin von Alexander Posonyi aus Wien ersteigert wurde. Über eine Bonner Buchhandlung kam sie dann in die berühmte Autographen-Sammlung Alexander Meyer-Cohn und kehrte schließlich am 27. Oktober 1905 »endlich nach so viel Irrfahrten und Gefährdungen in das Haus zurück, von dem sie 1771 ausgegangen war«.<sup>41</sup>

Goethes Rede ist prometheisch selbstbewusst und er preist Shakespeare dithyrambisch:

Ich! Der ich mir alles binn, da ich alles nur durch mich kenne! So ruft ieder, der sich fühlt, und macht grosse Schritte durch dieses Leben, eine Bereitung für den unendlichen Weeg drüben.<sup>42</sup>

Und später heißt es:

Seine Plane sind, nach dem gemeinen Styl zu reden, keine Plane, aber seine Stücke, drehen sich alle um den geheimen Punkt, |: den noch kein Philosoph gesehen und bestimmt hat :| in dem das Eigenthümliche unsres Ich's, die prä�endirte Freyheit unsres Wollens, mit dem nothwendigen Gang des Ganzen zusammenstösst.<sup>43</sup>

Und während Goethe sein Bekenntnis zu Shakespeare artikuliert – und damit bereits mit 22 Jahren den »geistigen Handelsverkehr« zwischen Deutschland und dem Vereinigen Königreich eröffnet –, beginnt er damit, dem von Shakespeare Gelernten, in der ersten Fassung des ›Götz von Berlichingen‹ literarische Gestalt zu verleihen – und zwar gleich im Anschluss an die Shakespeare-Rede im November und Dezember 1771. Die kurze Ansprache war damit auch ein starkes Signal, »daß ein großer Zeitenwandel sich in Deutschland vollzogen hatte«.<sup>44</sup> Shakespeare-Stellen aus vielen Stücken klingen im ›Götz‹ nach und kaum eine Szene

41 Beutler, Goethe und Shakespeare (Anm. 30), S. 18 f.

42 Zum Schäkespears Tag, DjG 2, S. 83.

43 Ebd., S. 85

44 Beutler, Goethe und Shakespeare (Anm. 30), S. 3.

ist ohne eine Entsprechung bei Shakespeare.<sup>45</sup> Goethes ›Götz‹ ist also ein Neuanfang des deutschen Theaters aus dem Geist Shakespeares. Nicht weniger als zwölf der neunzehn Passagen finden sich schon bei Dodd.<sup>46</sup> Und auch der ›Urfaust‹ trägt Züge eines Shakespeare-Stückes, etwa bei den Hexen in der Szene ›Nacht. Offenes Feld‹, die an ›Macbeth‹ erinnern oder Margarete im Kerker, die Volkslieder singt und im Geist verwirrt ist und dabei Ähnlichkeiten mit Ophelia aus ›Hamlet‹ hat. Es ist kein Zufall, dass vor allem englischsprachige Autoren Goethes ›Urfaust‹ schätzen und darin die Nähe zu Shakespeare erkennen. Richard Flatter schrieb sogar: »this draft of a play is the only dramatic work (not merely among Goethe's plays, but among the dramatic production of the whole world) that can be put on a level with Shakespeare's best plays.«<sup>47</sup>

Abschließend bleibt festzuhalten, dass neben der Roweschen Werkausgabe von 1714 vor allem auch Dodds ›Beauties of Shakespear‹ dafür sorgten, den großen Enthusiasmus Goethes für Shakespeare zu wecken. Beide förderten in ihm die Erkenntnis, dass »etwas Höheres über mir schwebte«. Was in Leipzig begann und im Elternhaus gefördert wurde, konnte dann in und nach Straßburg reiche Früchte tragen. Um es mit Goethes Rede ›Zum Shäkespears Tag‹ abschließend zu sagen:

Die erste Seite die ich in ihm las, machte mich auf Zeitlebens ihm eigen, und wie ich mit dem ersten Stücke fertig war, stund ich wie ein blindgebohrner, dem eine Wunderhand das Gesicht in einem Augenblicke schenckt. Ich erkannte, ich fühlte auf's lebhafteste meine Existenz um eine Unendlichkeit erweitert, alles war mir neu, unbekannt, und das ungewohnte Licht machte mir Augenschmerzen. Nach und nach lernt ich sehen, und, danck sey meinem erkenntlichen Genius, ich fühle noch immer lebhaft, was ich gewonnen habe.<sup>48</sup>

45 So hat z. B. Hanna Fischer-Lamberg den Text des ›Ur-Götz‹ noch einmal kritisch im Hinblick auf Shakespeare gesichtet und 19 Stellen mit genau benannten Entsprechungen bei Shakespeare kenntlich gemacht (vgl. DjG 2, S. 331–344).

46 Vgl. Guthke, Dodd hat euch ganz verdorben? (Anm. 12), S. 12.

47 Richard Flatter, The Veil of Beauty. Some Aspects of Verse and Prose in Shakespeare and Goethe, in: Journal of English and Germanic Philology 50 (1951), S. 437–450, hier: S. 442, zitiert nach Dietmar Pravida, Zum Urfaust, in: Jahrb. FDH 2015, S. 7–79, hier: S. 74.

48 Zum Schäkespears Tag, DjG 2, S. 83.

Wo Goethe die erste Seite von Shakespeare las, ob im Frankfurter Elternhaus oder in Dodds ›Beauties‹ in Leipzig, ist aufs Ganze betrachtet unerheblich. Wichtig ist allein, welche Wirkung die Lektüre auf ihn machte. Ein Echo auf die zitierte Passage findet sich auch in Goethes Roman ›Wilhelm Meisters Lehrjahre‹. Darin liest der Titelheld Wilhelm einige Stücke Shakespeares, die seine ganze Seele in Bewegung setzen:

Ja, rief Wilhelm aus, ich erinnere mich nicht, daß ein Buch, ein Mensch oder irgend eine Begebenheit des Lebens so große Wirkungen auf mich hervorgebracht hätte, als die köstlichen Stücke [...]. Sie scheinen ein Werk eines himmlischen Genius zu sein, der sich den Menschen nähert, um sie mit sich selbst auf die gelindeste Weise bekannt zu machen.<sup>49</sup>

Man wird hier in Goethes Roman, dessen erster Entwurf, die ›Theatralische Sendung‹, bis in Goethes Jugendzeit zurückreicht, auch eine Art autobiographische Schilderung erkennen dürfen. Für den angehenden Dichter hatte sich bereits im Frankfurter Elternhaus durch Shakespeare ein Vorhang aufgetan, »der den Blick freigab in die Welt mannigfaltigster Charaktere, tiefer Leidenschaften und großer Schicksale«. Und Goethes Bewunderung blieb auch im Alter unverändert. Gleichzeitig mit dem dritten Teil seiner Autobiographie, der auch das 11. Buch enthält, in dem Goethe seine literarische Begegnung mit Shakespeare beschreibt, verfasst er den Aufsatz ›Shakespeare und kein Ende‹, der erstmals im Mai 1815 im ›Morgenblatt für, gebildete Stände‹ (Nro. 113) erscheint. Er beginnt mit dem Satz: »Es ist über *Shakespear* schon so viel gesagt, daß es scheinen möchte, als wäre nichts mehr zu sagen übrig, und doch ist dies die Eigenschaft des Geistes, daß er den Geist ewig anregt.«<sup>50</sup>

49 Wilhelm Meisters Lehrjahre III 11, MA 5, S. 190.

50 Shakespeare und kein Ende, MA 11.2, S. 173.

JEREMY ADLER

## Zur Genealogie der »Menschenwürde«

### Eine Goethe'sche Perspektive<sup>1</sup>

#### I.

Der westliche Begriff der Menschenwürde lässt sich bis in die Bibel sowie in die Klassische Antike zurückverfolgen. Allerdings wurde er erst in der Mitte des zwanzigsten Jahrhunderts zu einem zentralen Merkmal sozialen Denkens. Heute nimmt er eine prominente Stellung in Theologie und Recht, in Ethik und Philosophie ein. Die wichtigsten Stationen sind bekannt: Ein roter Faden zieht sich von der Bibel und Cicero über Augustinus, Pico della Mirandola, Kant, Wilhelm von Humboldt, John Stuart Mill und schließlich bis zu H. L. A. Hart, Jürgen Habermas und Ronald Dworkin. Die Rolle Goethes in dieser Tradition wurde noch nicht ausdrücklich wahrgenommen, er nimmt jedoch einen wichtigen Platz in ihr ein. Lässt sich sein Anteil auch nicht mit den Leistungen Ciceros oder Kants vergleichen, so hat er doch dank seiner Originalität einen beachtlichen Beitrag zur Gestaltung unserer Rechtswelt geleistet. Ich werde meinen Blick daher auf seine Rolle in der Entwicklung der Idee der Menschenwürde zwischen Cicero und dem deut-

- 1 Der vorliegende Aufsatz basiert auf einem Vortrag, den ich am 18. Dezember 2018 vor der English Goethe Society in London zum Thema »Goethes Begriff der »Menschenwürde« und seine Bedeutung für die Allgemeine Erklärung der Menschenrechte und das deutsche Grundgesetz« gehalten habe. Er erschien in erweiterter Form als »The Genealogy of Human Dignity: A New Perspective«, in: Publications of the English Goethe Society 89 (2020), S. 17–59. Die vorliegende Fassung wurde von Beatrice Humpert ins Deutsche übersetzt und von mir überarbeitet. Ich bedanke mich bei Frau Humpert für ihren schönen Text. Ferner danke ich Nikolaus Knoepffer, Maximilian Schulz, dem verstorbenen Michael Stolleis und Dietmar von der Pfordten für entscheidende Ratschläge in Rechtssachen. Besonders dankbar bin ich auch Ariane Ludwig vom Goethe- und Schiller-Archiv der Klassik Stiftung Weimar für ihre Hilfe. Anja Brockmann von der Bibliothek des Wissenschaftskollegs zu Berlin war unerschöpflich bei der Beschaffung wichtiger Aufsätze. Annette und Wolf Lepenies leisteten im letzten Augenblick erste Hilfe.

schen Grundgesetz, zwischen der Bibel und der Allgemeinen Erklärung der Menschenrechte (AEMR) richten.

Jürgen Habermas betrachtet die Würde als das – wie er es nennt – »Portal« zwischen Ethik und Gesetz.<sup>2</sup> Seine Ansicht knüpft an ältere Positionen an, wie diejenige von Samuel Pufendorf, dem Vater des internationalen Rechts, der früh eine der plausibelsten modernen Definitionen anbietet. In seiner Begründung der Gleichheit aus dem Jahr 1673 schreibt Pufendorf:

Der Mensch ist nicht nur ein auf Selbsterhaltung bedachtes Lebewesen. Ihm ist auch ein feines Gefühl der Selbstachtung eingegeben, dessen Verletzung ihn nicht weniger tief trifft als ein Schaden an Körper oder Vermögen. In dem Wort Mensch selbst scheint sogar eine gewisse Würde zum Ausdruck zu kommen, so daß das äußerste und wirksamste Argument zur Zurückweisung einer dreisten Verhöhnung der Hinweis ist: Immerhin bin ich kein Hund, sondern ein Mensch gleich dir. Also steht allen die menschliche Natur in gleicher Weise zu, und niemand möchte gern jemandem zugesellt werden oder kann jemandem zugesellt werden, der ihn nicht zumindest ebenfalls als Menschen betrachtet, der an der gleichen Natur teilhat. Deswegen steht folgende Regel an zweiter Stelle unter den Pflichten aller gegen alle: Daß jeder jeden anderen Menschen als jemanden, der ihm von Natur aus gleich ist und in gleicher Weise Mensch ist, ansieht und behandelt.<sup>3</sup>

Pufendorf behandelt Gleichheit und Rechte als unmittelbar verwandt indem er sie aus der »Würde« herleitet.<sup>4</sup> Diese Einschätzung stützt Habermas' Annahme, dass zwischen Würde und Rechten von Anbeginn ein enger Zusammenhang bestand. Der Mensch ist ohne Würde nicht denkbar. Sie ist ein moralisches und rechtliches Attribut, das nicht we-

2 Jürgen Habermas, Das Konzept der Menschenwürde und die realistische Utopie der Menschenrechte, in: Deutsche Zeitschrift für Philosophie 58 (2010), S. 343–357, hier: S. 347.

3 Samuel von Pufendorf, Über die Pflicht des Menschen und des Bürgers nach dem Gesetz der Natur, hrsg. und übers. von Klaus Luig, Frankfurt am Main 1994, S. 78 (Buch 1, Kapitel 7, § 1).

4 Vgl. Dietmar von der Pfordten, Menschenwürde, München 2016, S. 31. Zu den Problemen dieser Sichtweise siehe Jeremy J. Waldron, Is Dignity the Foundation of Human Rights?, in: Philosophical Foundations of Human Rights, ed. by Rowan Cruft, S. Matthew Liao, and Massimo Renzo, Oxford 2015, S. 117–137.

niger bedeutsam ist als der Körper. Die Würde ist daher der höchste Begriff, der sich auf das Wesen des Menschen bezieht. Man könnte sie als das ethische Selbst des Menschen betrachten. So wie der Körper nicht angegriffen werden kann, ohne ihn zu verletzen, kann das moralische Selbst nicht ungestraft beleidigt werden. Ein moralisches Delikt ist wie ein physisches. Ein physisches Verbrechen – Diebstahl, Vergewaltigung oder Mord – zieht eine moralische Verletzung nach sich. Die Würde des Menschen kann somit als das primäre moralische Attribut des Menschen verstanden werden. Das zeigt sich auch an der Rolle, die die Menschenwürde als normative Kategorie in der Allgemeinen Erklärung der Menschenrechte (AEMR) innehat.<sup>5</sup> In Artikel 1 der Präambel heißt es: »Alle Menschen sind frei und gleich an Würde und Rechten geboren.«<sup>6</sup> Hier tritt die Menschenwürde zum ersten Mal als Grundsatz eines völkerrechtlichen Dokuments auf. Die Würde wird durch die Gnade der Geburt gegeben. Sie ist demnach nicht eine transzendente Eigenschaft, sondern eine natürliche Mitgift der Gattung Mensch. Diese Anschauungsart steht in der Tradition der Grundsätze der Väter des Völkerrechts. Wie bei Pufendorf heißt es auch in der Schlussakte von Helsinki, dass sich alle Rechte und Freiheiten »aus der dem Menschen innewohnenden Würde ergeben«.<sup>7</sup> Das heißt, dass die Würde zur grundlegenden Kategorie im Diskurs über die Menschenrechte geworden ist. Sie ist universell.<sup>8</sup> Keine Gesellschaft wäre denkbar, die nicht die Würde anerkennt. Als Norm messen sich alle anderen moralischen, rechtlichen und politischen Werte an der Würde. Also schafft die Würde die Grundbedingung für das freiheitliche Zusammenleben in der Gesellschaft. In der Tat scheint ein erster soziologischer Vergleich zwischen Würde- und Ehrenkulturen darauf hinzuweisen, dass eine hohe Bewertung der Würde zu einer höheren Lebenszufriedenheit führt.<sup>9</sup>

5 Vgl. Oscar Schachter, *Human Dignity as a Normative Concept*, in: *The American Journal of International Law* 77 (1983), S. 848–854; von der Pfordten, a. a. O., S. 96.

6 Vereinte Nationen, A/RES/217 A (III), 10. Dezember 1948, <https://www.un.org/depts/german/menschenrechte/aemr.pdf>.

7 Konferenz über Sicherheit und Zusammenarbeit in Europa, Schlussakte, Helsinki 1975, Abschnitt VII, <https://www.osce.org/helsinki-final-act>.

8 Vgl. Stephen Riley und Gerhard Bos, *Human Dignity* (2016), in: *Internet Encyclopedia of Philosophy*, <https://www.iep.utm.edu/hum-dign/>.

9 Vgl. Peter B. Smith et al., *Culture as Perceived Context: An Exploration of the Distinction between Dignity, Face and Honor Cultures*, in: *Acta de Investigación Psicológica* 7 (2017), S. 2568–2576, hier: S. 2576.

Und doch wurde der Begriff von Schopenhauer,<sup>10</sup> Marx<sup>11</sup> und Nietzsche angegriffen. »Ach«, ruft Nietzsche aus, »der Glaube an seine Würde [...] ist dahin, – [der Mensch] ist Thier geworden, [...] der in seinem früheren Glauben beinahe Gott [...] war.«<sup>12</sup> Nur wenige sind so radikal,<sup>13</sup> doch hat Nietzsche seine Anhänger. Für Max Weber ist die Menschenwürde eines von mehreren »pathetische[n] sittliche[n] Postulate[n]«. <sup>14</sup> Einige Denker behaupten, die Säkularisierung habe die »Würde« getötet,<sup>15</sup> andere halten sie für kontingent, wie etwa Oliver Sensen<sup>16</sup> oder für antiquiert, wie B. F. Skinner,<sup>17</sup> oder auch für schlichtweg dumm, wie Stephen Pinker.<sup>18</sup> Im Großen und Ganzen befinden sich jedoch diejenigen, die den Begriff Menschenwürde akzeptieren, in der Mehrheit. Sie erkennen die Bedeutung des Begriffs. So ist Jeremy Waldron der Meinung, die Würde sei im »Gewebe und in den Sehnen des Gesetzes« verankert,<sup>19</sup> Ronald Dworkin ist der Ansicht, sie bilde die

10 Vgl. Christian Starck, Menschenwürde als Verfassungsgarantie im modernen Staat, in: Juristenzeitung 36 (1981), S. 457–464, hier: S. 461.

11 Ebd.

12 Friedrich Nietzsche, Zur Genealogie der Moral, in: ders., Sämtliche Werke. Kritische Studienausgabe, hrsg. von Giorgio Colli and Mazzino Montinari, 2. durchgesehene Auflage, München 1988, Bd. 5, S. 404 (III,25).

13 Rüdiger Bittner, Abschied von der Menschenwürde, in: Menschenwürde. Eine philosophische Debatte über Dimensionen ihrer Kontingenz, hrsg. von Mario Brandhorst und Eva Weber-Guskar, Berlin 2017, S. 91–112.

14 Max Weber, Wirtschaft und Gesellschaft. Grundriß der verstehenden Soziologie, Studienausgabe, 5., revidierte Auflage bes. von Johannes Winkelmann, Tübingen 1972, S. 507 (Rechtssoziologie, § 8).

15 Herschel Baker, The Image of Man. A Study of the Idea of Human Dignity in Classical Antiquity, the Middle Ages, and the Renaissance, New York 1961 (†1947 u.d.T. ›The Dignity of Man. Studies in the Persistence of an Idea‹), S. 74–83; Oliver Sensen, Human Dignity in Historical Perspective: The Contemporary and Traditional Paradigms, in: European Journal of Political Theory 10 (2011), S. 71–91; Aharon Barak, Human Dignity. The Constitutional Value and the Constitutional Right, Cambridge 2015, S. 17. Als aufschlussreichste Darstellung siehe Miriam Griffin, Dignity in Roman and Stoic Thought, in: Dignity, ed. by Remy Debes, Oxford 2017, S. 47–65.

16 Sensen, Human Dignity (Anm. 15).

17 B. F. Skinner, Beyond Freedom and Dignity, Indianapolis 2002 (†1971), S. 44–59.

18 Stephen Pinker, The Stupidity of Dignity: Conservative Bioethics' Latest, Most Dangerous Ploy, in: The New Republic, Nr. 9 vom 28. Mai 2008, S. 28–31.

19 Jeremy Waldron, How Law Protects Dignity, in: Cambridge Law Journal 71 (2012), S. 200–222, hier: S. 222.

Grundlage von Ethik und Moral;<sup>20</sup> und für Thomas de Koninck ist die Würde gar »ein absoluter Wert«.<sup>21</sup> Sie ist ein primäres Attribut der Identität,<sup>22</sup> oft wird sie als Synonym für *humanitas* verstanden<sup>23</sup> und kann als anthropologisches Fundament des Rechts betrachtet werden.

Die ausgewogenste Beurteilung des zwischen Skeptikern und Optimisten anhängigen Streitgegenstandes findet sich bei Christopher McCrudden:

Die zentrale Bedeutung der Würde bleibt ihre Rolle als gemeinsamer Mindestkern [*common minimum core*], und die gerichtliche Auslegung hat bisher wenig dazu beigetragen, darüber hinaus zu gelangen. Bislang hat der Gebrauch des Begriffs der Menschenwürde nicht zu einer detaillierten universellen Auslegung geführt und noch nicht einmal zu wirklich kohärenten nationalen Auslegungen. In keinem Land gibt es eine kohärente gerichtliche Auslegung des Begriffs der Würde über alle einzelnen Rechte hinweg, und es gibt auch keine kohärente länderübergreifende Auffassung von Würde. Das bedeutet jedoch nicht, dass die Würde in der gerichtlichen Auslegung der Menschenrechte keine Rolle spielte.<sup>24</sup>

Was McCrudden den »gemeinsamen Mindestkern« nennt, stellt meines Erachtens das wertvolle Zentrum unseres Menschseins dar, das nicht verhandelbare Absolute, das dem Menschen einen theoretischen Schutz vor Missbrauch verleiht. Das ist, was man gelegentlich als »ontologische Würde« bezeichnet. Sie ist ein unveräußerliches Recht der Person. Als moralische und rechtliche Macht kann sie jedoch nur einen

20 Vgl. Allen W. Wood, *Interpreting Human Dignity*, in: *The Role of Dignity in the Legal and Political Philosophy of Ronald Dworkin*, ed. by Lokendra Malik, Salman Khurshid and Veronica Rodriguez-Blanco, Oxford 2018, S. 161–199, hier: S. 161.

21 Thomas de Koninck, *De la dignité humaine*, Paris 1995, S. 1.

22 Vgl. Daniel J. Louw, *Identity and Dignity within the Human Rights Discourse: An Anthropological and Praxis Approach*, in: *Verbum et Ecclesia* 35 (2014), Nr. 2, S. 1–9.

23 Vgl. M. Douglas Meeks, *Introduction*, in: Jürgen Moltmann, *On Being Human*, ed. by M. D. Meeks, London 1984, S. ix–xiv, hier: S. ix.

24 Christopher McCrudden, *Human Dignity and Judicial Interpretation of Human Rights*, in: *The European Journal of International Law* 19 (2008), S. 655–724, hier: S. 724.

virtuellen Schutz bieten; sie ist nicht vollkommen verlässlich, aber sie muss um jeden Preis verteidigt werden: im Parlament, in den Gerichten und in der Verwaltung. McCrudden stellt den »Kern« nüchterner dar. Er argumentiert, dass dieser »mindestens drei Elemente« enthält:

Das erste ist, dass jeder Mensch einen Eigenwert besitzt, allein dadurch, dass er ein Mensch ist. Das zweite ist, dass dieser Eigenwert durch andere anerkannt und respektiert werden sollte. [...] Die Menschenrechtsurkunden sind noch weiter gegangen und haben das relationale Element des Mindestkerns durch ein drittes Element ergänzt, das die Beziehung zwischen dem Staat und dem Individuum betrifft.<sup>25</sup>

Dieser gemeinsame Kern kann folgendermaßen klassifiziert werden: 1. die intrinsische Würde; 2. die extrinsische Würde; 3. die rechtliche Würde. Obwohl McCrudden dieses Schema beinahe entschuldigend darstellt, möchte ich darauf bestehen, dass es sich wirklich um einen überaus gehaltvollen Kern handelt, da er auf der existentiellen Würde des Individuums beruht (intrinsische Würde), dann entsprechende Verpflichtungen der Gesellschaft in der Form eines Sozialvertrags einfordert (extrinsische Würde) und, da er justizierbar ist, dem Individuum rechtlichen Schutz gewährt. Das Ineinandergreifen der verschiedenen Arten der Würde bei McCrudden bietet eine Schutzhülle für das einzelne Individuum in jeder gut funktionierenden Gesellschaft. In ähnlicher Weise hat Eric Hilgendorf kürzlich eine »Gesamttheorie der Menschenwürde« vorgeschlagen, die jedoch lediglich eine schwächere Version von McCruddens »Kern«-Typologie darstellt.<sup>26</sup> Ihre bestimmenden Merkmale sind nichts anderes als Rechte, die uns aufgrund unserer Würde zufallen.

Das Eintreten für die Idee der Menschenwürde hat nach 1945 angesichts der Greuelthaten des Zweiten Weltkriegs und besonders des Holocausts sehr deutlich zugenommen. Im Recht und im Verfassungsdenken nahmen die Bezugnahmen auf die »Würde« in stetig anwachsendem

25 Ebd., S. 679.

26 Eric Hilgendorf, Problem Areas in the Dignity Debate and the Ensemble Theory of Human Dignity, in: *Human Dignity in Context: Explorations of a Contested Concept*, ed. by Dieter Grimm, Alexandra Kemmerer and Christoph Möllers, Baden-Baden 2018, S. 325–343, hier: S. 332 f.

Maße zu. Wie Carl Friedrich betont, stand die Würde im Zentrum des modernen Konstitutionalismus.<sup>27</sup> Es überrascht nicht, dass Hannah Arendt sich für die Idee der Menschenwürde aussprach,<sup>28</sup> und es mag sein, dass auch das einflussreichste Werk der politischen Philosophie unserer Zeit, John Rawls' Theorie der Gerechtigkeit, wesentlich auf diesem Begriff beruht.<sup>29</sup> Vielleicht ist es kein Zufall, dass Rawls seine Arbeit als Doktorand in Princeton zu Anfang 1946 begann, als diese Institution, wie noch zu zeigen sein wird, ein Schmelztiegel für Debatten über die Würde war.

Wiewohl viele der genannten Punkte sich von selbst verstehen, bleibt ein offenes Problem. Allzu oft behandeln Untersuchungen zur »Würde« vorrangig das Wort, nicht die Idee; sie ignorieren das große semantische Feld und beziehen verwandte Begriffe wie »nationale Würde« und »königliche Würde« nicht mit ein. Sie lassen auch verknüpfte Themen wie »Souveränität« aus, und bieten eine einfache Fortschritts-erzählung, die in Kant und der UN-Charta gipfelt. Diese Defizite lassen sich jedoch korrigieren, nicht zuletzt durch die Berücksichtigung des Beitrags, den Goethe geleistet hat. Um Goethes Rolle zu verstehen, die meines Erachtens für die Entstehung der modernen Idee von wesentlicher Bedeutung ist, gehe ich weiter in die Geschichte zurück.

## II.

Der Ausgangspunkt für die heutigen Ansichten findet sich im Judentum – besonders in der Genesis – und in der stoischen Philosophie, insbesondere bei Cicero, dessen Ideen ohne weiteres mit dem Buch Genesis kompatibel sind. In ›De re publica‹ wird die Würde graduiert, Ci-

27 Carl Friedrich, *The Political Theory of the New Democratic Constitutions*, in: *The Review of Politics* 12 (1950), S. 215–224, hier: S. 217.

28 Vgl. Jeffrey C. Isaac, *A New Guarantee on Earth: Hannah Arendt on Human Dignity and the Politics of Human Rights*, in: *American Political Science Review* 90 (1996), S. 61–73.

29 Vgl. Georg Lohman, *Human Dignity and Socialism*, in: *The Cambridge Handbook of Human Dignity. Interdisciplinary Perspectives*, ed. by Marcus Düwell et al., Cambridge 2014, S. 126–134, hier: S. 132.

cero spricht von »Stufen der Würde« (I,43).<sup>30</sup> Sie kann erworben werden, muss aber auch verdient werden. Dies ist eine Frage des Standes und daher antiegalitär: Bürger oder soziale Klassen haben je ihre eigene Würde. Es handelt sich eindeutig um ein relationales Konzept: Die spezifische Würde eines jeden Individuums unterscheidet es vom Rest der Gesellschaft. Aber Cicero hat noch ein zweites Konzept: eine allen gemeinsame Würde, die sie über die Tiere erhebt. Dies ist der essentialistische Gedanke:

[...] körperliche Lust [wird] der Vorrangstellung des Menschen nicht ganz gerecht [...]; wenn aber jemand auf die Lust Wert legt, dann muss er sorgfältig darauf achten, dass er bei ihrem Genuss Maß hält. [...] Und wenn wir uns vor Augen halten wollen, welche Überlegenheit und Würde in unserer Natur liegen, werden wir auch verstehen, wie schändlich es ist, sich Ausschweifungen zu ergeben und üppig und verweichlicht zu leben, und wie moralisch es ist, ein sparsames, enthaltsames, ernsthaftes und nüchternes Leben zu führen.<sup>31</sup>

Michael Rosen bemerkt zu Recht, wie diese Passage das stoische Ideal des Weltbürgers widerspiegelt. Er stellt fest, dass »die Würde schon von Beginn an derart übertragen und erweitert worden ist, dass sie etwas über den Menschen als solchen aussagt.«<sup>32</sup> Das lässt sich mit der biblischen Ansicht leicht verbinden. Cicero zielt in der zitierten Passage aus »De officiis« auf eine Art von Würde, die der Gottesebenbildlichkeit des Menschen und dessen Überordnung über das Tierreich in Genesis 1,26–27 nicht unähnlich ist. Wie diese ist sie eine angeborene Eigenschaft, weil, wie Cicero kurz nach der soeben zitierten Stelle schreibt, »wir alle an der Vernunft und an dieser Vorrangstellung teilhaben, mit der wir die Tiere überragen.«<sup>33</sup> Cicero nennt die Vernunft als den entscheidenden Faktor für die Menschenwürde. Sie wird durch die Fähigkeit zu denken verliehen und kann daher als eine Folge der Vernünftigkeit des Menschen verstanden werden. Schlüsselbegriffe wie Logik und

30 Cicero, *De re publica / Der Staat*, hrsg. und übersetzt von Rainer Nickel, Düsseldorf 2010, S. 108 (I,43).

31 Cicero, *De officiis / Vom pflichtgemäßen Handeln*, hrsg. und übersetzt von Rainer Nickel, Düsseldorf 2008, S. 89 (I,106).

32 Michael Rosen, *Dignity. Its History and Meaning*, Cambridge, MA 2012, S. 12.

33 Cicero, *De officiis / Vom pflichtgemäßen Handeln*, a. a. O., S. 91 (I,107).

Moral, verbunden mit der Vernunft, definieren das Wesen, das über Würde verfügt. Diese Ansicht ist typisch für das, was Habermas als die durch die Menschenwürde begründete Unteilbarkeit der Grundrechte bezeichnet.<sup>34</sup> – Die von Cicero vertretene Auffassung von Würde setzt sich im zeitgenössischen Denken fort: Laura Valentini beispielsweise verwendet immer noch dessen Unterscheidung zwischen, wie sie es nennt, »inhärenter Würde« und »Statuswürde«, wenn auch ohne Bezugnahme auf den Urheber.<sup>35</sup> Was Valentini als »Rekonzeptualisierung« bezeichnet, reicht fast zwei Jahrtausende zurück. Ciceros Betonung der Vernunft bleibt von zentraler Bedeutung: Die Würde wird durch die Fähigkeit zu denken verliehen. Jedes denkende Wesen besitzt Würde. Pascal, der mehrere Fragmente zu diesem Thema verfasst hat, treibt diesen Gedanken auf die Spitze, wenn er Ende der 1650er Jahre schreibt: »Unsere ganze Würde besteht also im Denken.«<sup>36</sup> Dies ist die beste, die weitaus radikalste Definition der Menschenwürde, die wir haben.

### III.

Der zukunftssträchtigste Text für die Moderne ist jedoch Pico della Mirandas Rede über die Würde des Menschen von 1486, das sogenannte Manifest der Renaissance.<sup>37</sup> Biblische, talmudische und kabbalistische Symbolik fließen direkt in diese Rede ein. Hinter Picos synkretistischer Philosophie zeichnen sich die Umriss des hebräischen Gottes ab, und die Kabbala dient Pico als Quelle seiner Idee der menschlichen Vergöttlichung.<sup>38</sup> Aber vor allem führt er einen neuen Gesichtspunkt ein, den auch Goethe aufnahm. Denn obwohl dieser Picos Rede anscheinend

34 Habermas, *Das Konzept der Menschenwürde* (Anm. 2), S. 345–347.

35 Laura Valentini, *Dignity and Human Rights: A Reconceptualisation*, in: *Oxford Journal of Legal Studies* 37 (2017), S. 862–885.

36 Blaise Pascal, *Pensées – Gedanken*, ediert und kommentiert von Philippe Sellier, aus dem Französischen übersetzt und mit einer Konkordanz von Sylvia Schiewe, Darmstadt 2016, S. 131 (Nr. 347 Brunschvicg)

37 Vom »Manifest der Renaissance« sprach zuerst Eugenio Garin, *Medievo e Rinascimento*, 2. Aufl., Bari 1961, S. 106 f.

38 Vgl. Pasquale Torraciano, *The Origin of Pico's Kabbalah: Esoteric Wisdom and the Dignity of Man*, in: *Journal of the History of Ideas* 79 (2018), S. 343–361, hier: S. 360.

nicht kannte, weisen manche seiner Werke – wie Ernst Cassirer bemerkt – eine bemerkenswerte Verwandtschaft mit ihr auf:<sup>39</sup> Bei Pico wie bei Goethe findet sich die Vorstellung, dass der Mensch sich selbst erschafft. Pico schreibt:

Endlich beschloß der höchste Künstler, daß der [sc. der Mensch], dem er nichts Eigenes geben konnte, Anteil habe an allem, was die einzelnen [sc. Geschöpfe] jeweils für sich gehabt hatten. Also war er zufrieden mit dem Menschen als einem Geschöpf von unbestimmter Gestalt, stellte ihn in die Mitte der Welt und sprach ihn so an: »Wir haben dir keinen festen Wohnsitz gegeben, Adam, kein eigenes Aussehen, noch irgendeine besondere Gabe [...]. Die Natur der übrigen Geschöpfe ist fest bestimmt und wird innerhalb von uns vorgeschriebener Gesetze begrenzt. Du sollst dir deine ohne jede Einschränkung und Enge, nach deinem Ermessen, dem ich dich anvertraut habe, selber bestimmen [...], damit du wie dein eigener, in Ehre frei entscheidender Bildhauer dich selbst zu der Gestalt ausformst, die du bevorzugst.<sup>40</sup>

Picos Bericht von der Schöpfung, zu dem dieser Abschnitt gehört, folgt weitgehend der Genesis und dem platonischen ›Timaios‹. Schon der Wiederklang des biblischen Stellen über die Gottesebenbildlichkeit (Genesis 1,26–27) führt die Idee der »Menschenwürde« ein und bekräftigt sie. Angesichts einer so offensichtlichen Anspielung wäre es müßig gewesen, noch expliziter zu werden. Dennoch eröffnet Picos Verwendung des Begriffs eine neue Dimension für das Verständnis von Würde. In der Genesis erlangt der Mensch Würde, weil er ein geschaffenes Wesen ist – ein Geschöpf, das nach dem Bild Gottes geschaffen wurde. Bei Pico ist diese Würde eine von ihm selbst erzeugte: Der Mensch erlangt seine Würde durch sein Vermögen, sein eigenes Wesen zu bilden. Das emanzipiert den Menschen. Dennoch sehnt sich Pico nach einer jenseitigen Würde. Er fährt fort:

Laßt uns das Irdische verschmähen, das Himmlische verachten, und indem wir alles zur Welt Gehörige schließlich hinter uns lassen, dem

39 Ernst Cassirer, Giovanni Pico della Mirandola: A Study in the History of Renaissance Ideas, in: *Journal of the History of Ideas* (1942), S. 319–346, hier: S. 327.

40 Giovanni Pico della Mirandola, *De hominis dignitate / Über die Würde des Menschen*, hrsg. und eingeleitet von August Buck, Hamburg 1990, S. 5/7.

außerweltlichen Hof zueilen, der der erhabenen Gottheit am nächsten ist. Dort haben, wie die heiligen Mysterien überliefern, die Seraphim, die Cherubim und die Throni den ersten Rang inne. Ihrer Würde und ihrem Ruhm wollen wir nacheifern, unnachgiebig und ohne den zweiten Rang zu ertragen.<sup>41</sup>

Das Ideal der Bildung, wie es später bei Goethe, Schiller, Humboldt und Mill zu finden ist, tritt zum ersten Mal ins Bild; doch das Ziel bleibt transzendent – gerichtet auf die Jenseitigen, deren überlegene Würde auch demjenigen zukommt, der ihresgleichen ist. Picos Gebrauch des Wortes »Würde« (*dignitas*) an dieser kritischen Stelle signalisiert ein Ziel, das es zu erreichen gilt: Diese Qualität ist nicht gegeben, sondern wird erworben. Picos Bezug auf die Würde (*dignitas*) signalisiert eine übernatürliche Zweckbestimmung; Goethe ersetzt das Transzendente durch Naturalismus.

Picos Begriff der »Menschenwürde« ist der umfassendste; der eindringlichste – wie gesagt – stammt von Pascal.<sup>42</sup> In dem zitierten Fragment stellt Pascal den Akt des Denkens in den Vordergrund: »Unsere ganze Würde besteht also im Denken.«<sup>43</sup> Dies komprimiert das Wesen des Menschen auf einen einzigen geistigen Akt. Pascal ist sich außerdem der Ciceroschen »Würde des Amtes« bewusst, wie ein anderer Text deutlich macht,<sup>44</sup> doch setzt er eine andere Priorität:

Der Mensch ist sichtlich geschaffen, um zu denken. Darin bestehen seine ganze Würde und sein ganzes Verdienst, und seine ganze Pflicht ist es, ordentlich zu denken.<sup>45</sup>

Bei Pascal begegnen wir vielleicht erstmals der Verbindung von »Würde« und »Wert«. Damit verknüpft er zwei Grundkategorien. Jene betrifft die Person, dieser seinen Rang in der Skala des Menschseins und ordnet den Einzelnen in die hierarchische Ordnung der Menschheit ein. Das Denken ist etwas Absolutes, es bestimmt den Kern der Würde. Auch wenn das Echo der Genesis mit ihrem Hinweis auf die Überlegenheit des Menschen über die Tiere an dieser Stelle unverkennbar ist, arbeitet

41 Ebd., S. 11.

42 Vgl. de Koninck, *De la dignité humaine* (Anm. 21), S. 83.

43 Pascal, *Pensées – Gedanken* (Anm. 36), S. 131 (Nr. 347 Brunschvicg)

44 Vgl. ebd., S. 297 (Nr. 627 B.).

45 Ebd., S. 267 (Nr. 146 B.).

Pascal die Essenz dieser biblischen Idee heraus, um die Wurzeln des rechten Handelns zu entschlüsseln: »Arbeiten wir also daran, gut zu denken. Das ist das Prinzip der Moral.«<sup>46</sup> In dieser Auffassung wird die Würde im besonderen und die Ethik im ganzen zu einer einheitlichen Konzeption zusammengeschlossen. Das ist der Punkt, an dem Kant über ein Jahrhundert später anschließt. Pascals radikales Vorgehen begründet den späteren, auf Rechten basierenden Begriff der »Würde« in der AEMR: »Alle Menschen sind frei in Würde und Rechten geboren.« Pascals Verständnis ist die Grundlage des gesamten modernen Rechtsdenkens – von Schillers ›Don Carlos‹ von 1787 bis zu Sacharows Essay ›Fortschritt, friedliche Koexistenz und geistige Freiheit‹ von 1968,<sup>47</sup> das die Dissidentenbewegung in der UdSSR einleitete, die gewissermaßen die Sowjetunion zu Fall brachte. Von Sacharows Analyse war es nur ein Schritt zu Václav Havels Essay ›Die Macht der Ohnmächtigen‹ von 1978, der am Ende dieser Reihe den Kommunismus durch die Berufung auf die Menschenwürde herausfordernder Schriften steht.<sup>48</sup> Der abstrakte Begriff der Würde besaß eine praktische, politische Kraft, durch die es möglich wurde, Staaten zu Fall zu bringen und eine neue Weltordnung zu begründen. Zusammenfassend lässt sich daher sagen, dass der Kampf um die Menschenwürde seit der frühen Neuzeit kollektiv geführt wurde, von Pufendorf bis Sacharow. Zwar kannten nicht alle Denker das ganze Ausmaß dieser Tradition, doch waren sie davon überzeugt, dass sie eine gemeinsame Sache vertraten. Viele Bereiche waren in diesem Unternehmen miteinander verbunden: Ethik und Philosophie, Literatur und Politik. Auch Vicos Geschichtsphilosophie gehört hierher.<sup>49</sup>

Im Kern bedeutet die Idee der Würde nicht nur die Freiheit, sondern auch die Pflicht, frei zu denken, wie Pascal es sieht. Daraus folgt, dass

46 Ebd., S. 132 (Nr. 347 B.).

47 A. D. Sacharow, Memorandum: Gedanken über Fortschritt, friedliche Koexistenz und geistige Freiheit, Frankfurt am Main 1968; zuerst erschienen in englischer Übersetzung in der New York Times vom 22. Juli 1968.

48 Václav Havel, Versuch, in der Wahrheit zu leben. Von der Macht der Ohnmächtigen. Mit einem Vorwort von Hans-Peter Riese. Aus dem Tschechischen von Gabriel Laub, Reinbek bei Hamburg 1980 (tschechisch zuerst 1978).

49 Vgl. Patrick H. Hutton, The New Science of Giambattista Vico: Historicism in its Relation to Poetics, in: The Journal of Aesthetics and Art Criticism 30 (1972), S. 359–367, hier: S. 366.

die Würde ein ethischer Imperativ ist: ein primäres Attribut – so absolut wie die Bewegung zur Materie gehört –, das das Verhalten des Selbst bestimmt. Dies ist also die eindringliche, die ethische, die existentielle Seite der Menschenwürde. In der Darstellung der Geschichte dieser Idee wird die Rolle der Literatur und damit auch die wichtiger Vertreter wie Sophokles und Goethe jedoch tendenziell vernachlässigt.

#### IV.

Bleiben wir zunächst bei der üblichen Sichtweise.<sup>50</sup> Parallel zu der Entwicklung, die ich nachverfolgt habe, erscheint Ciceros Idee der Würde wieder in der frühen Neuzeit als Mittel zur Begründung des menschlichen Standes. Besonders zu beachten ist Hobbes' ›Leviathan‹ von 1641, der Grundlagentext der modernen politischen Theorie. Hobbes nimmt die Anregung der Bibel auf, die Würde mit einer Grundlage zu versehen. Anders als die Bibel greift Hobbes jedoch die klassische Form wieder auf, wie sie bei Cicero zu finden ist. Das ist die Würde des Amtes. Im ›Leviathan‹ wird die Würde vom Wert abgeleitet:

Der öffentliche Wert, das heißt die Bedeutung, die das Gemeinwesen ihm beimißt, ist das, was die Menschen gewöhnlich ›Würde‹ nennen. Und diese seine Wertschätzung durch das Gemeinwesen zeigt sich in Ämtern mit Befehlsgewalt, Ämtern im Rechtswesen, im öffentlichen Dienst oder in Namen und Titeln, die zur Hervorhebung solchen Werts eingeführt worden sind.<sup>51</sup>

Soweit ich weiß, stellt diese Grundlegung der Würde im Wert einen neuen Ansatz dar. Während Pufendorf den Wert vergleichsweise kurz behandelt, räumt Hobbes ihm einen zentralen Platz ein und nimmt damit die Philosophie der Werte vorweg, wie sie das 20. Jahrhundert entwickeln sollte. Nicht nur, dass Hobbes die Würde als Wert im Sinne

50 Vgl. Stephen Darwall, *Equal Dignity and Rights*, in: *Dignity* (Anm. 15), S. 181–201, hier: S. 187 f.

51 Thomas Hobbes, *Leviathan*. Aus dem Englischen übertragen von Jutta Schlösser. Mit einer Einführung und hrsg. von Hermann Klenner, Hamburg 1996, S. 73 (Teil I, Kapitel 10).

eines Preises bestimmt,<sup>52</sup> er betrachtet sie als eine verhandelbare Größe im gesellschaftlichen Miteinander. Im Gemeinwesen bestimmt die Würde den Platz eines Individuums im Hinblick auf seine Rolle in der sozialen Ordnung. Nicht die Einzigartigkeit der Person steht hier zur Debatte, sondern ihre gesellschaftliche Rolle. Für Hobbes ist der genaue Grad der Würde, den ein Mensch besitzt, gleichzusetzen mit seinem Grad an Macht. Macht wiederum ermöglicht es einem Individuum, sich durchzusetzen und andere zu kontrollieren. Außerdem setzt Hobbes die Würde mit der Ehre in Beziehung und bekräftigt damit eine Kongruenz von Würde und Ehre, die sich bei Kant und Goethe fortsetzt. Doch wurde daraufhin die Würde wieder von der Ehre abgetrennt, als sie in den modernen Menschenrechtsdiskurs Eingang fand.

Die Bedeutung von Hobbes' Leistung liegt darin, den Begriff der Würde in das soziologische Denken einzuführen. Könige, Richter, Priester, Generäle usw. können eine solche formale Würde dazu gebrauchen, um Zwang auszuüben und dadurch einen Vorteil im sozialen Gefüge zu erlangen. Durch die Aufstellung einer Skala zunehmender Würden innerhalb einer umfassenden Machtordnung wird Ciceros Begriff der Würde des Amtes so zu einer neuen, sozialen Kategorie weiterentwickelt. Die Problematik der Würde liegt in ihrer unvermeidlichen Tendenz, in Macht überzugehen. Denn – wie Hobbes erkannt hat – ist Würde im Grunde Macht. Wenn ein Andersdenkender seine Menschenwürde gegen die nationale Würde eines grausamen Regimes setzt, übt er Macht aus, ungeachtet ihres moralischen Charakters. So ergibt sich, dass die Menschenwürde als das persönliche Äquivalent der Souveränität verstanden werden kann. Denn ebenso wie letztere in *majestas* besteht, wie Jean Bodin – die höchste Autorität in Fragen der Souveränität<sup>53</sup> – meint, so besteht die Würde des Individuums in eben diesem Attribut. Während jedoch Hobbes die Rechte der Menschen als vom *Commonwealth* als dem Träger der souveränen Macht abgeleitet ansieht,<sup>54</sup> wird heute umgekehrt die Würde als Quelle der Rechte betrachtet. Doch wenn die Menschenwürde die Quelle der Rechte ist, so

52 Ebd.

53 Vgl. Dieter Grimm, *Souveränität. Herkunft und Zukunft eines Schlüsselbegriffs*, Berlin 2009, S. 20–25.

54 Hobbes, *Leviathan* (Anm. 51), S. 177 (Teil II, Kapitel 21).

muss sie auch – so Hobbes – als Ursprung individueller Macht verstanden werden.

Für William Blackstone, in seinen ›Commentaries on the Laws of England‹ 1765–1769, ist die Grundform der Würde ganz einfach die des Königs. Damit knüpft Blackstone an die ›Bill of Rights‹ von 1688 an.<sup>55</sup> Er findet diese Eigenschaft ausschließlich beim Monarchen. Er stellt die Königswürde wie folgt dar:

In jeder monarchischen Einrichtung ist es notwendig, den Fürsten von seinen Untertanen zu unterscheiden, und zwar nicht nur durch den äußeren Prunk und Schmuck der Majestät, sondern auch durch die Zuschreibung bestimmter Eigenschaften, die in seiner königlichen Eigenschaft liegen, die ihn von jedem anderen Individuum der Nation unterscheiden und ihn allen überlegen machen. [...] Das Gesetz schreibt daher dem König in seinem hohen politischen Amt nicht nur weitreichende Befugnisse und Bezüge zu [...], sondern auch bestimmte Eigenschaften von großer und überragender Natur, wodurch das Volk veranlasst wird, ihn im Lichte eines höheren Wesens zu betrachten, ihm jene ehrfürchtige Achtung zu erweisen, die es ihm ermöglichen, die Regierungsgeschäfte mit größerer Leichtigkeit auszuführen. Das ist es, was ich unter der Königswürde verstehe [...].<sup>56</sup>

Blackstone fasst die Würde in ihrem funktionalen Aspekt als die Quintessenz des Königtums auf, aufgrund dessen der König seine Vollmachten ausübt. Die so verstandene Würde überträgt das frühere Verständnis der Amtswürde auf die des einzelnen Herrschers an der Spitze des Gemeinwesens. Blackstone – wie Hobbes – erkennt ein Ganzes, ein vielfältiges System von Würden, das die Gesellschaft zusammenhält.

Die für Goethe so wichtige Ausweitung der Würde auf die gesamte gesellschaftliche Sphäre erfuhr eine wichtige Ausdehnung auch auf das Völkerrecht. Emer de Vattels einflussreiches ›Droit des gens‹ von 1758 wendet den Begriff auf die Staaten an. In dem Kapitel »von der Würde und Gleichheit der Nationen [...]« stellt er fest: »Die Nationen und

55 Bill of Rights (1688), <https://www.legislation.gov.uk/aep/WillandMarSess2/1/2/enacted>.

56 William Blackstone, *Commentaries on the Laws of England: In Four Books*, 4 Bde., Philadelphia 1922, Bd. 1, S. 241 f.

Souveräne [...] stehen unter Verpflichtung, und sie haben zugleich das Recht, ihre Würde zu wahren und dafür zu sorgen, dass sie geachtet wird, da sie für ihre Sicherheit und Ruhe von größter Bedeutung ist.<sup>57</sup> Er fährt fort:

Jede Nation, jeder Souverän, muss seine Würde bewahren, indem er sich die ihm geschuldete Achtung entgegenbringen lässt, und vor allem darf er es nicht zulassen, dass man ihn darin beeinträchtigt. Wenn es also Titel und Ehren gibt, die ihm durch einen beständigen Gebrauch zustehen, so kann er auf ihnen bestehen; und er muss es bei denjenigen Gelegenheiten tun, wo es um sein Ansehen geht.<sup>58</sup>

Eine solche Würde, wie sie Vattel begreift, kann von großer politischer Bedeutung sein. Dieselbe Regelung wurde auf dem Wiener Kongress gegenüber Frankreich befolgt. Goethe hat Vattels Lehre, wie noch zu zeigen sein wird, von Grund auf verstanden. Die Gründerväter der amerikanischen Republik, genaue Kenner von Vattels Schrift, zogen die praktischen Konsequenzen aus seiner Erkenntnis in ihrer Verfassung, in der das von Blackstone erstmals festgestellte Zusammenspiel von Würde und Souveränität austariert wird. Was die Menschenwürde für den einzelnen ist, ist die Souveränität für den Staat: die ultimative Verteidigung und Rechtfertigung der Existenz.

## V.

Die Aufklärung brachte eine große Veränderung in der Behandlung der Menschenwürde mit sich. Im Deutschen wurde das neue Wort »Menschenwürde« zum Gegenstand einer großen Debatte. Stefanie Buchenau hat gezeigt, dass die Philosophie der Würde in der deutschen Aufklärung einen großen Aufschwung erlebte.<sup>59</sup> Viele Denker haben

57 Emer de Vattel, *Le Droit des gens ou Principes de la Loi naturelle, appliqués à la conduite & aux affaires des Nations & des Souverains*. Nouvelle édition augmentée, Neuchâtel 1773, Bd. 1, S. 263–271 (Buch II, Kapitel 3).

58 Ebd., S. 271.

59 Stefanie Buchenau, *Bestimmung und Perfektibilität. Menschenwürde in der Aufklärung*, in: *Menschenwürde. Eine philosophische Debatte über Dimensionen ihrer Kontingenzen* (Anm. 13), S. 178–205.

dazu beigetragen: Thomas Abbt, Johann Joachim Spalding, Moses Mendelssohn, Gotthold Ephraim Lessing, Christian Garve und Georg Forster, ganz zu schweigen von Johann Gottfried Herder und Schiller. Überall tritt der allgegenwärtige Neologismus Menschenwürde auf. In der Aufklärung gab es sieben wesentliche Neuerungen auf diesem Gebiet: 1. Würde wird als anthropologischer und nicht als theologischer Begriff verstanden; 2. die Würde wird als »Vollkommenheit« angesehen, einem Begriff, der vor allem auf Christian Wolff zurückgeht;<sup>60</sup> 3. die Würde wird als Erhöhung jedes einzelnen begriffen, wie es bei Jeremy Waldron heißt: »Der moderne Begriff der Menschenwürde beinhaltet eine Angleichung der Ränge nach oben, so dass wir heute versuchen, jedem Menschen etwas von der Würde, dem Rang und der Erwartung an Respekt zuzusprechen, die früher dem Adel zugestanden wurde«;<sup>61</sup> 4. die Würde wird als Zugabe zum Menschsein aufgefasst, wie dies bei Herder zutrifft; 5. die Würde wird als »Geselligkeit« verstanden, eine Idee, die Mendelssohn aus dem Talmud übernommen haben könnte;<sup>62</sup> 6. die Würde wird bei Goethe als organisch betrachtet; 7. Die Würde wird erstmals als justiziable Begriff angesehen. Außer dem letzten Punkt war keiner dieser Aspekte völlig neu, aber sie alle wurden nun mit neuem Nachdruck vertreten. Wie Max Graff in einer weit ausgreifenden Studie gezeigt hat, war die Menschenwürde ein Hauptthema in der Literatur der Aufklärung: Johann Christoph Gottsched, Gotthold Ephraim Lessing, Jakob Michael Reinhold Lenz, Karl Philipp Moritz, sie alle verarbeiteten das Thema in ihren Schriften.<sup>63</sup> Doch so sehr die Einbeziehung Goethes in seiner Studie zu begrüßen ist, versäumt es Graff, Goethes Begriff der Würde zu bestimmen und in seinem Werk zu verorten. Vielmehr verbleibt er auf einer eher allgemeinen Argumentationsebene. Stefanie Buchenau hat in einer eindringlichen Analyse zu Abbt, Garve, Mendelssohn, Herder, Forster und Kant vorgelegt, doch Goethe nur einmal mit Namen genannt.<sup>64</sup> So ist

60 Vgl. Knud Haakensson, *Early Modern Natural Law*, in: *The Routledge Companion to Ethics*, ed. by John Skorupski, London 2010, S. 76–87.

61 Jeremy Waldron, *Dignity, Right and Rank*. *The Berkeley Tanner Lectures*, ed. by Meir Dan-Cohen, Oxford 2012, S. 33.

62 Vgl. Buchenau, *Bestimmung und Perfektibilität* (Anm. 59), S. 197–199.

63 Max Graff, *Literarische Dimensionen der Menschenwürde*, Tübingen 2017.

64 Stefanie Buchenau, *Menschenwürde. Kant und die Aufklärung*, Hamburg 2023, S. 35.

Goethes Stellung in dieser Tradition bisher weitgehend übersehen worden, vor allem weil er sowohl den Ausdruck »Würde« als auch den seinerzeit stark beanspruchten Neologismus »Menschenwürde« vermieden hat. Das große Interesse an diesem Thema während der Aufklärung lässt jedoch vermuten, dass auch Goethe ein Interesse an der Diskussion gehabt haben wird.

Kants Verständnis der Menschenwürde hat die Maßstäbe für die spätere Diskussion gesetzt. Habermas sagt, bei Kant habe »der philosophische Begriff der Menschenwürde [...] seine bis heute gültige Fassung erlangt«. <sup>65</sup> Sensen spricht von einer »kantischen Hegemonie«. <sup>66</sup> Die Auffassung Kants wurde oft als der Wendepunkt im Übergang von einer Ehrenkultur – einer hierarchischen Gesellschaft – zu einer Kultur der Würde – basierend auf dem intrinsischen Wert des Individuums – gesehen. Rachel Bayevsky argumentiert jedoch, dass bei Kant beide Formen, Ehre wie Würde, gleichermaßen berücksichtigt werden. <sup>67</sup> Dietmar von der Pfordten warnt vor einer Systematisierung seiner Theorie, da Kant, wie er behauptet, dazu neige, sich nur *en passant* auf die Würde zu beziehen. <sup>68</sup> Ich bezweifle diese Interpretation, denn die Idee der Menschenwürde ist in Kants Ethik eingebettet, insbesondere in die ›Grundlegung zur Metaphysik der Sitten‹ von 1785, die den Begriff ganze sechzehn Mal benutzt. <sup>69</sup> Mit Kant findet die existentielle Würde – manche sprechen von der anthropologischen Würde – ihren Eingang in die moderne Philosophie. Das geht aus seiner Untersuchung von der Beziehung zwischen Würde und Wert hervor:

Im Reich der Zwecke hat alles entweder einen Preis oder eine Würde. Was einen Preis hat, an dessen Stelle kann auch etwas anderes, als Äquivalent, gesetzt werden; was dagegen über alle Preise erhaben ist, mithin kein Äquivalent verstattet, das hat eine Würde. <sup>70</sup>

65 Habermas, Das Konzept der Menschenwürde (Anm. 2), S. 344.

66 Oliver Sensen, Dignity: Kant's Revolutionary Conception, in: Dignity (Anm. 15), S. 237–262, hier: S. 237.

67 Rachel Bayevsky, Dignity, Honour, and Human Rights: Kant's Perspective, in: Political Theory 41 (2013), S. 809–813.

68 Von der Pfordten, Menschenwürde (Anm. 4), S. 9 f.

69 Vgl. Rosen, Dignity (Anm. 32), S. 20.

70 Immanuel Kant, Grundlegung zur Metaphysik der Sitten, in: ders., Werke, hrsg. von Wilhelm Weischedel, 6 Bde., Wiesbaden 1956–1964, Bd. 4, S. 7–102, hier: S. 68.

Kant stellt die Einzigartigkeit des Individuums in den Mittelpunkt der Ethik. Der Mensch hat keinen Preis, er steht über dem Wert. Daher glaubt Kant – im Gegensatz zu Pufendorf und Hobbes – die Würde selbst habe keinen Wert. Sie besitzt eine einzigartige Qualität, die außerhalb des Bereichs der Zwecke steht. Nur »Sittlichkeit« und »Menschlichkeit« weisen Würde auf.<sup>71</sup> Sie ist also mit einer moralischen Qualität ausgestattet, die das Menschengeschlecht auszeichnet. Kants Position ist essentialistisch. Da die Autonomie außerhalb des Bereichs der Zwecke steht, kann er von ihr sagen: »Autonomie ist [...] der Grund der Würde der menschlichen [...] Natur.«<sup>72</sup> Kant bietet hier eine Definition der intrinsischen Würde, die nicht an den Wert gebunden ist, sondern an die Freiheit des Individuums zum Handeln. Goethe wird, wie wir gleich sehen werden, diesen Begriff noch einen Schritt weiterführen. Diese völlig neue Begründung knüpft unmittelbar an das zentrale Merkmal der Kantischen Ethik an, den kategorischen Imperativ, der nichts anderes ist als eine Aufforderung zum Handeln in Würde: »Handle so, daß du die Menschheit, sowohl in Deiner Person, als in der Person jedes anderen, jederzeit zugleich als Zweck, niemals bloß als Mittel brauchest.«<sup>73</sup>

Die kantische Revolution begründet die Menschenwürde in der Autonomie; diese Würde ist das, was Kant einen absoluten »inneren Wert« nennt.<sup>74</sup> Dieser Aspekt findet sich in den »Metaphysischen Anfangsgründen der Tugendlehre« von 1798: »Die Menschheit selbst ist eine Würde; denn die Menschheit kann von keinem Menschen [...] bloß als Mittel sondern muß jederzeit zugleich als Zweck gebraucht werden, und darin besteht eben seine Würde [...].«<sup>75</sup> Eine merkwürdige Formulierung. Man könnte erwarten, dass »die Menschheit Würde besitzt«, aber Kants Ausdruck setzt den Menschen mit seiner Eigenschaft gleich. Das Prädikat besagt, dass die Menschheit als ganze Würde hat und der einzelne als Mitglied des Menschengeschlechts ebenfalls Würde besitzt. Niemand wird ausgeschlossen. Für Kant ist die Würde ein Implikat der

71 Ebd.

72 Ebd., S. 69.

73 Ebd., S. 61.

74 Vgl. von der Pfordten, Menschenwürde (Anm. 4), S. 21.

75 Kant, Metaphysische Anfangsgründe der Tugendlehre, in: ders., Werke (Anm. 70), Bd. 4, S. 501–634, hier: S. 600.

menschlichen Existenz und so wird sie im Leben des einzelnen fundiert. Das ist die grundlegendste Bestimmung von Würde in der gesamten Philosophie. Kants Verwendung von umfassenden Begriffen wie »Weltwesen« und »Menschheit« betont seinen Anspruch auf Totalität. Die Einführung der menschlichen Autonomie erschließt der Philosophie der Würde Neuland, denn Kant krönt zwei Jahrtausende Ideengeschichte mit einer Konzeption, die nicht nur ethisch schlüssig, sondern auch das juristische Denken umzugestalten geeignet ist.<sup>76</sup>

Doch Kants philosophischer Begriff der Menschenwürde war, ungeachtet seiner Bedeutung, nicht das einzige Kennzeichen der aufklärerischen Wende. Vermutlich war es die englische Bill of Rights von 1689, die die »Würde« in das Verfassungsdenken einführte. Dieses Vertragswerk hat die Macht des Herrschers gezügelt und das Recht des Parlaments festgesetzt. Das Wort *dignity* meint hier die Würde des Königs, keine korrelative Würde des Menschen tritt hier auf. Der erste Artikel der »Federalist Papers« von 1787, die zur Vorbereitung der amerikanischen Verfassung entstanden, bedeutet einen weiteren Schritt in der Entwicklung der modernen Idee. In dem Essay, der Alexander Hamilton zum Verfasser hat und unter dem Pseudonym »Publius« erschien, wird der Gedanke der Würde als Rechtsbegriff versuchsweise wiederaufgenommen.<sup>77</sup> Der Zweck der »neuen Verfassung« besteht nämlich darin, »den sichersten Weg«, um die Freiheit, die Würde und das Glück zu finden. Obwohl der Begriff, der hier »Würde der Person« bedeutet, noch keine normative Rechtskraft besitzt, ist es doch bemerkenswert, dass er hier in den Vordergrund rückt. Zum ersten Mal wird der Schutz der Menschenwürde zu den Zielen eines grundlegenden Gesetzeswerkes erklärt. Im Anschluss daran festigte Artikel 6 der »Déclaration des Droits de l'Homme« von 1789 die Rolle der *dignité* im verfassungsrechtlichen Denken: Jedem Bürger wird der Zugang zur Würde entsprechend seinen Fähigkeiten garantiert. Hier wird die Würde als wirksamer Rechtsbegriff in der Präambel eines Verfassungswerkes behandelt, womit der aus der Philosophie und Ethik stammende Begriff in die Rechtswelt einzog. Das eigentliche Verständnis des Begriffs ist

76 Von der Pfordten, Menschenwürde (Anm. 4), S. 26.

77 Alexander Hamilton, John Jay, James Madison, The Federalist. The Gideon Edition, ed. by George W. Carey and James McClellan, Indianapolis 2001, S. 3.

hier jedoch noch konventionell. Wie der Kontext deutlich macht, bezeichnet er eine Form der Amtswürde:

Das Gesetz ist der Ausdruck des allgemeinen Willens. Alle Bürger haben das Recht, sich an der Gesetzgebung zu beteiligen, sei es persönlich oder durch ihre Vertreter. Das Gesetz muss für alle gleich sein, ob es schützt oder ob es bestraft. Alle Bürger sind in seinen Augen gleich und können alle Würden, Positionen und öffentlichen Ämter nach ihrer Fähigkeit und ohne andere Unterscheidungen als nach ihren Tugenden oder ihren Talenten erhalten.<sup>78</sup>

Würde wird hier nicht als angeborene Eigenschaft eines jeden Individuums betrachtet, wie bei Kant, sondern als eine allen Bürgern gleichermaßen zugängliche Stellung. Dennoch ist der Artikel insofern von Bedeutung als er einen grundlegenden rechtlichen Wandel signalisiert: Die »Würde« wird zu einem Begriff, der Gegenstand rechtlicher Bestimmungen werden kann.

Einen anderen Einschnitt in die Geschichte des Begriffs der Menschenwürde bildet Herder. Es überrascht, dass Herders Begriff der Menschenwürde in der Ideengeschichte wenig Beachtung gefunden hat, obwohl er aller Wahrscheinlichkeit nach von seinen Nachfolgern in Weimar und Jena zur Kenntnis genommen wurde. Herders Verständnis der Würde unterscheidet sich prinzipiell von Kants komplexer Theorie. Im Gegensatz zu späteren Untersuchungen wählt Herder einen synthetischen Ansatz. Er greift auf die Identifikation von Würde und Menschlichkeit zurück:

Sie fürchten, dass man dem Wort Humanität einen Fleck anhängen werde; könnten wir nicht das Wort ändern? *Menschheit, Menschlichkeit, Menschenrechte, Menschenpflichten, Menschenwürde, Menschenliebe?*

*Menschen* sind wir allesamt und tragen sofern die *Menschheit* an uns, oder wir gehören zur *Menschheit*. [...]

Der Name *Menschenrechte* kann ohne *Menschenpflichten* nicht genannt werden; beide beziehen sich auf einander, und für beide suchen wir Ein Wort.

78 Déclaration des Droits de l'Homme et du Citoyen de 1789, <https://www.conseil-constitutionnel.fr/le-bloc-de-constitutionnalite/declaration-des-droits-de-l-homme-et-du-citoyen-de-1789>.

So auch *Menschenwürde* und *Menschenliebe*. Das Menschengeschlecht, wie es jetzt ist und wahrscheinlich lange noch sein wird, hat seinem größten Teil nach keine Würde; man darf es eher bemitleiden als verehren. Es soll aber zum *Charakter seines Geschlechts*, mithin auch zu dessen *Wert* und *Würde* gebildet werden. [...]

[...] Das *Göttliche* in unserm Geschlecht ist also *Bildung zur Humanität* [...].<sup>79</sup>

Herder betrachtet die Menschenwürde als eine Eigenschaft, die erst erungen und entwickelt werden muss. Der Mensch besitzt keine Würde an sich: Herders Verständnis der Würde als ein Produkt der Entwicklung leitet zu Goethes Verständnis der organischen Würde über. Lange bevor Goethe zu dieser Einsicht kam, hat Herder in seinem Briefwechsel mit Mendelssohn diesen Standpunkt vertreten: »Diese Ausbildung u. Entwicklung *auf dieses Leben*, sie ist Zweck, sie ist Bestimmung«. Herder betrachtet jedoch die Bildung nicht als Selbstzweck. Es gilt, »zu leben, damit man die Welt vollkommener verlaße, als man sie betrat«. <sup>80</sup> Die Bildung soll zur Vervollkommnung der Gesellschaft führen.<sup>81</sup> Doch unterscheidet sich Herders Auffassung grundsätzlich von der Position Kants und Goethes, denn ihr zufolge kommt der Mensch ohne Würde auf die Welt.

Herders Verständnis des Begriffs »Menschenwürde« ist umfassend: Er identifiziert nicht nur – in Übereinstimmung mit dem Stoizismus – Würde und Menschlichkeit, sondern weist auch darauf hin, dass Rechte und Pflichten zusammengehören. Die Menschenwürde bringt eine Aufgabe mit sich. Dadurch wird sie nicht nur als erworben (intrinsisch) verstanden, sondern als Grund einer ethischen Pflicht, in einer spezifischen Weise zu handeln (extrinsisch). Als moralisches Prädikat muss die Würde erst erworben werden. Nur die mit Moral ausgezeichnete Person kann als »würdig« betrachtet werden. Dieser scheinbar logische

79 Johann Gottfried Herder, Werke in zehn Bänden, Bd. 7: Briefe zur Beförderung der Humanität, hrsg. von Hans Dietrich Irmscher, Frankfurt am Main 1991, S. 147 f. (3. Sammlung, Brief 27: Über das Wort und den Begriff der Humanität).

80 Herder an Mendelssohn, zweite Hälfte April 1769, in: Moses Mendelssohn, Gesammelte Schriften, Bd. 12/1: Briefwechsel II/1, bearb. von Alexander Altmann, Stuttgart-Bad Cannstatt 1976, S. 177. Vgl. Buchenau, Menschenwürde (Anm. 64), S. 75.

81 Vgl. Jennifer A. Herdt, *Forming Humanity. Redeeming the German Bildung Tradition*, Chicago 2024, S. 89.

Schluss schwächt aber den Begriff. Er kann nicht mehr als Verteidigung des Ichs, der Existenz dienen, da er nur als bestimmter Grad der Erziehung gelten kann. Ein erworbener Wert hat nicht die Kraft eines angeborenen Rechts – des Rechts auf Leben. Als besonders weitreichend wird sich aber Herders Einsicht erweisen, die Menschenwürde gehöre zur menschlichen Bildung. Gehen wir jetzt auf Goethes aus diesem Dilemma führenden Begriff der Würde ein.

## VI.

Allein der Worthäufigkeit nach zu urteilen, wäre Goethe der einzige Denker seiner Zeit, der nie über Menschenwürde nachgedacht hat. Diese Vorstellung ist absurd. Wenn wir versuchen, diese Auffälligkeit zu begreifen, so liegt der Grund sicherlich in dem Gebot des Dichters, sich des Klischees zu enthalten. Goethes Enthaltensamkeit bedeutet nicht, dass er die Idee der Würde vernachlässigt hätte – ganz im Gegenteil. Nur wenige Schriftsteller haben sich tiefer mit den mit ihr verbundenen potentiellen Konflikten auseinandergesetzt, sei es in ›Götz von Berlichingen‹ oder in ›Egmont‹, in ›Iphigenie auf Tauris‹ oder in ›Torquato Tasso‹, ganz besonders aber in den Metamorphosen des ›Faust‹, wie Thomas Weitin zeigt.<sup>82</sup> Diese Stück liest sich wie eine Epitome von Picos Rede: Fausts synkretistische Philosophie, seine Vermittlerrolle, sein Streben nach Vergöttlichung, seine Suche nach dem Weiblichen und seine mystische Vereinigung mit einer Gottheit spiegeln sämtlich Pico wider. Zudem fand, wie T. J. Reeds Erkundungen vermuten lassen, Goethes Beschäftigung in unmittelbarer Nähe zu Kant statt.<sup>83</sup> In der Tat sind Kants und Goethes Bestrebungen eng miteinander verflochten, vermutlich haben sie gemeinsam die Moderne mitbestimmt.

Goethe war gelegentlich zynisch, was die Idee der Menschenwürde betrifft. Tatsächlich hat er sehr wohl den historischen Prozess begriffen, durch den der Begriff beinahe zu einem Klischee degenerierte, in-

82 Thomas Weitin, *Freier Grund: Die Würde des Menschen nach Goethes Faust*, Paderborn 2013.

83 Terence J. Reed, *Goethe und Kant. Zeitgeist und eigener Geist*, in: *Goethe-Jahrbuch* 118 (2001), S. 58–74.

sofern die Idee sich von einem Ideal in einen sicher geglaubten Besitzstand verwandelte. Dies geht aus einem Gespräch mit Riemer hervor:

Was der Mensch als Gott verehrt, ist sein eigenstes Innere herausgekehrt. Erkennt er Würde, sucht er Würde, so verehrt er sie auch außer sich. Zur Zeit, als es noch Könige gab, gab es auch noch Götter. Als Volksregiment schaltete, gab es keine *persönliche* Würde, nur Würde der Stelle. Und so kamen auch die Götter in Dekadenz. Sie mußten sich gefallen lassen, daß man mit ihnen umsprang wie mit den Menschen. Egalisierung bis in den Himmel gedrungen.<sup>84</sup>

Diese wenig bekannte Passage zeigt Goethes Vertrautheit mit dem Diskurs der Würde und zeugt von einer charakteristisch sarkastischen, wenn auch patrizischen Sicht auf die Gleichheit; dies schloss jedoch nicht aus, dass er einen eigenständigen Beitrag leistete. Es mag durchaus sein, dass Goethes Misstrauen gegenüber dem traditionellen Konzept ihn zu einem indirekteren Ansatz veranlasste.

Bereits Goethes Hymne ›Grenzen der Menschheit‹ von 1781 kann als ein Beitrag zu der Debatte angesehen werden. Ihre Entstehung geht der Publikation von Kants ›Grundlegung zur Metaphysik der Sitten‹ um vier Jahre voraus. Sie erkundet, was es heißt, ein Mensch zu sein, und verortet die Humanität in der Ethik. Die Hymne beginnt mit dem seit der Genesis üblichen Topos der Würde, der die Erhebung des Menschen über die Tiere und seine Nähe zur Gottheit darstellt:

Edel sei der Mensch  
Hülfreich und gut!  
Denn das allein  
Unterscheidet ihn von allen Wesen  
Die wir kennen.<sup>85</sup>

Die präskriptive Eröffnung des Gedichts mit den Worten »Edel sei der Mensch [...]!« ermutigt zum rechten Handeln. Der moralische Weg ist

84 Friedrich Wilhelm Riemer, Mitteilungen über Goethe. Auf Grund der Ausgabe von 1841 und des handschriftlichen Nachlasses hrsg. von Arthur Pollmer, Leipzig 1921, S. 336.

85 Johann Wolfgang Goethe, Sämtliche Werke. Briefe, Tagebücher und Gespräche (›Frankfurter Ausgabe‹), hrsg. von Friedmar Apel u.a., 40 Bde., Frankfurt am Main 1985–2013 (zitiert als FA), Abt. I, Bd. 1, S. 333.

der »edle« Weg. »Edel« will hier als adjektivisches Synonym von »Würde« verstanden werden. In Abkehr von dem in der Genesis begründeten Topos findet Goethe die Unterscheidung zwischen Menschen und Tier in der Ethik. Die Menschlichkeit liegt in moralischen Handlungen: Hilfe und Tugend, Beistand und Güte. »Würde« ist hier weniger ein Attribut als vielmehr ein Bestreben, ein existentielles Ziel, das durch die Erfüllung eines moralischen Imperativs erreicht werden soll. Das Gedicht erinnert an Kants Diktum, dass »die Menschheit selbst eine Würde ist«. Und wie bei Kant finden sich auch in Goethes Verständnis Aspekte der Ehrenkultur und der Würdekultur – eine Kongruenz, die sich auch an anderen Stellen in seinen Schriften zeigt.

Die Konvergenz von Goethe und Kant in bezug auf die Würde liegt in der Frage der Autonomie. Georg Simmel hat diese Verwandtschaft 1916 herausgearbeitet,<sup>86</sup> und Ernst Cassirer hat sie 1944 wieder aufgegriffen.<sup>87</sup> Goethes klassischer Ausspruch, den Simmel zitiert, stammt aus einem Brief an Zelter vom 29. Januar 1830. Hier lobt er Kants »Kritik der Urteilskraft« dafür, dass sie lehrt, dass Kunst und Natur »ohne Zweck« handeln: »Natur und Kunst sind zu groß um auf Zwecke auszugehen.« In einem anschließenden Kommentar fügt er hinzu: »So hatte mich Spinoza schon früher gegen die absurden Endursachen gegläubigt.«<sup>88</sup> Goethes Satz erinnert an die Eröffnung der »Ethik«. Hier schreibt Spinoza: »Unter Ursache seiner selbst verstehe ich das, dessen Essenz Existenz einschließt, anders formuliert das, dessen Natur nur als existierend begriffen werden kann.«<sup>89</sup> Goethe wird sich diese Lehre bei seiner ersten Bekanntschaft mit Spinoza aneignen. Sie taucht in der »Ethik« wiederholt auf. Wie der Anhang zu Teil I bemerkt: »[...] die Natur [hat] keinen Zweck [...]. der ihr vorgegeben wäre, und [...] alle Zweckursachen [sind] nichts als menschliche Einbildungen.«<sup>90</sup> In ähnlicher Weise heißt es in der Definition 7: »Dasjenige Ding heißt frei, das

86 Georg Simmel, *Kant und Goethe. Zur Geschichte der modernen Weltanschauung*, Leipzig 1916, S. 9–63.

87 Ernst Cassirer, *Goethe und die Kantische Philosophie*, in: ders., *Rousseau, Kant, Goethe*, hrsg. von Rainer A. Bast, Hamburg 1991, S. 63–99, hier: S. 66 f.

88 FA II/5, S. 223.

89 Spinoza, *Die Ethik in geometrischer Ordnung dargestellt*. Neu übersetzt, hrsg., mit einer Einleitung versehen von Wolfgang Bartuschat, Hamburg 1999, S. 5 (I def. 1).

90 Ebd., S. 85 (I app.).

allein aus der Notwendigkeit seiner Natur existiert und allein von sich her zum Handeln bestimmt wird.«<sup>91</sup> Tatsächlich ist es Spinozas Formel, die sich in Goethes Theaterstücken zeigt, beginnend mit ›Egmont‹, 1771 bis 1778, dessen Konzeption – von der man annimmt, dass sie sich kaum verändert hat – Kants ›Grundlegung‹ um fünfzehn Jahre vorausgeht.<sup>92</sup> Aufbauend auf Spinozas Verständnis der individuellen Würde und Vattels Begriffs der nationalen Würde verbindet das Stück Autonomie und Freiheit mit ausdrücklichen Bezügen zur Menschenwürde. Es stellt mehrere Arten von Würde dar, beginnend mit der »Würde Gottes«.<sup>93</sup> Ferner zeigt es die Würde des Königs,<sup>94</sup> die Würde der Nation<sup>95</sup> und die Menschenwürde. Die Eröffnungsszene des Stücks zeigt das, was Vattel unter der nationalen Würde der Bürger versteht; Klärchen zeigt menschliche Würde; und das, was Blackstone als »königliche Würde« bezeichnet, wird durch Philipp von Spanien repräsentiert. Im Mittelpunkt des Stücks steht der Zusammenstoß zwischen der nationalen Würde der Niederländer und der Königswürde der Spanier. Eine Figur weist sowohl die »Würde des Amtes« als auch die »Würde der Person« auf. Dies ist Egmont. Diese beiden Formen erscheinen, wenn er sich Klärchen in seinem Prunk präsentiert, und sie treten am Ende des Stücks wieder auf: Sein Tod wird »ehrentvoll« genannt, was auch so viel wie »würdevoll« bedeutet.<sup>96</sup> Mit dieser nachdrücklichen Bekundung probt Goethes Stück den Paradigmenwechsel der Aufklärung von der überwältigenden Betonung der »Würde des Amtes« (im Sinne Ciceros) zur »Menschenwürde« (im späteren Verständnis Kants). Oder, anders ausgedrückt, von einer Kultur der Ehre zu einer Kultur der Würde. In dieser Lesart ist Goethes ›Egmont‹ das erste Stück des Welttheaters, das die »Würde« in allen Facetten, vor allem aber in einem politischen Sinn, als zentrales Thema behandelt. Indem er sie als eine Form der Souveränität auffasst, antizipiert Goethe zudem Kants Verständnis der Würde als Autonomie.

91 Ebd., S. 7 (I def. 7).

92 Vgl. Martin Bollacher, Spinoza, in: Goethe-Handbuch, Bd. IV/1: Personen, Sachen, Begriffe: A–K, hrsg. von Hans-Dietrich Dahnke und Regine Otto, Stuttgart 1998, S. 999–1003.

93 FA I/5, S. 523.

94 Ebd., S. 529, 543.

95 Ebd., S. 525.

96 Ebd., S. 550.

Für die Rolle, welche die Würde bei Goethe einnimmt, ist es bezeichnend, dass eine der prominentesten Verwendungen des Begriffs der Menschenwürde bei Schiller, im vierundzwanzigsten der ›Ästhetischen Briefe‹, sich auf Goethe bezieht.<sup>97</sup> Schiller verwendet ihn zur Charakterisierung der ›Iphigenie‹, in der sich Goethes Beschäftigung mit der Menschenwürde fortsetzt, die in ›Egmont‹ begonnen hat. Mehr als jedes andere Werk Goethes dreht sich ›Iphigenie‹ um die Menschenwürde. Da sie 1779 erstmals in Prosa geschrieben wurde, liegt sie der Veröffentlichung von Kants ›Grundlegung‹ um etwa sechs Jahre voraus. Im Prinzip trifft sich Goethes Auffassung mit Kants Ansicht, dass Moral und Humanität die Würde ausdrücken. Auch in ›Iphigenie‹ verwendet Goethe durchgängig den Begriff »edel« statt »Würde«. Die Würde des Thoas, die Amtswürde, ausgedrückt in dem wiederholten Beinamen »edler Mann«, wird der Personenwürde der Priesterin gegenübergestellt. Aber Goethes Stück, das mit einer »edeln Tat« endet,<sup>98</sup> zeigt wie ein solcher Konflikt gelöst werden kann. Wie Jürgen Moltmann treffend sagt: »Durch den ›Dienst der Versöhnung‹ werden also die Würde und das Recht des Menschen in dieser unmenschlichen Welt wiederhergestellt.«<sup>99</sup> Eine würdige Handlung erlaubt es, Konflikte aufzulösen: So kann die Schlichtung der in Konflikt befindlichen Würde zu einem Verfahren werden, das gesellschaftliche Ordnung hervorbringt.

Goethes zentrale Stellungnahme zur Würde erscheint jedoch in ›Wilhelm Meisters Lehrjahren‹. Hier entwickelt Goethe sein Verständnis der Autonomie als Selbstentfaltung des Individuums. Das Buch erschien 1795/96, zehn Jahre nach Kants ›Grundlegung‹. Tatsächlich gehen die darin entfalteten Ideen auf Spinoza zurück. Diesem zufolge fördert die Bildung die individuelle Freiheit und befähigt das Individuum, seine eigene Natur zu erkennen. Dadurch tritt der Mensch mit seinem wahren Selbst in Kontakt.<sup>100</sup> Spinoza legt sein Bildungsideal im ›Tractatus theologico-politicus‹ (1670) dar:

97 Friedrich Schiller, *Werke und Briefe in zwölf Bänden*, Bd. 8: *Theoretische Schriften*, hrsg. von Rolf-Peter Janz, Frankfurt am Main 1992, S. 649 f.

98 FA I/5, S. 618, v. 2149.

99 Jürgen Moltmann, *Christlicher Glaube und die Menschenrechte*, in: ders., *Menschenwürde, Recht und Freiheit*, Stuttgart und Berlin 1979, S. 13–35, hier: S. 32.

100 Vgl. P. R. Glass, *Spinoza on Knowledge, Freedom and Education*, Diss. University of London 1993, S. 10; Stuart Hampshire, *Spinoza and the Idea of Freedom*,

[D]er letzte Zweck des Staates [...] [ist es], den einzelnen [Menschen] von der Furcht zu befreien, damit er so sicher als möglich leben und sein natürliches Recht zu sein und zu wirken ohne Schaden für sich und für andere vollkommen behaupten kann. [Der letzte Zweck des Staates ist es,] zu bewirken, daß ihr Geist und Körper ungefährdet seine Kräfte entfalten kann, daß sie selbst frei ihre Vernunft gebrauchen [...], [und] zu bewirken, daß ihr Geist und ihr Körper ungefährdet seine Kräfte entfalten kann, daß sie selbst frei ihre Vernunft gebrauchen [...].<sup>101</sup>

Spinoza betrachtet die Bildung als Mittel, dem einzelnen die Freiheit zu verleihen, sich in der Gesellschaft zu verwirklichen. Der Mensch, der sich in dieser Weise vervollkommnet, besitzt *a fortiori* eine Form von Menschenwürde. Ähnlich verhält es sich in ›Wilhelm Meisters Lehrjahre‹. Während Spinoza sein Verständnis der Freiheit des einzelnen, seine Natur auf seine eigene Weise zu entwickeln, nicht vollständig entfaltet hat, stellt Goethe die organische Selbstentwicklung deutlicher in den Kontext der »Würde«. Die Passage im Roman wird oft zitiert, nicht zuletzt von Habermas:<sup>102</sup>

Daß ich dir's mit Einem Worte sage, mich selbst, ganz wie ich da bin, auszubilden, das war dunkel von Jugend auf mein Wunsch und meine Absicht. Noch hege ich eben diese Gesinnungen, nur daß mir die Mittel, die mir es möglich machen werden, etwas deutlicher sind. Ich habe mehr Welt gesehen, als du glaubst, und sie besser benutzt, als du denkst. Schenke deswegen dem, was ich sage, einige Aufmerksamkeit, wenn es gleich nicht ganz nach Deinem Sinne sein sollte.

Das organische Verständnis eines Menschen, nach dem er sich wie eine Pflanze entfaltet, bildet den Mittelpunkt von Goethes Begriff der Würde. Im Verlauf des Briefs, in dem Wilhelm Meister seine Darstel-

in: Spinoza: A Collection of Critical Essays, ed. by Marjorie Grene, Notre Dame, IN 1979, S. 297–317, hier: S. 304.

<sup>101</sup> Spinoza, Theologisch-politischer Traktat. Auf der Grundlage der Übersetzung von Carl Gebhardt neu bearb., eingeleitet und hrsg. von Günter Gawlick, Hamburg<sup>3</sup>1994, S. 301 (Kapitel 20).

<sup>102</sup> FA I/9, S. 657. Vgl. Jürgen Habermas, Strukturwandel der Öffentlichkeit. Untersuchungen zu einer Kategorie der bürgerlichen Gesellschaft. Mit einem Vorwort zur Neuauflage, Frankfurt am Main 1990, S. 67–69.

lung entwickelt, wird auch sein Verständnis der Würde weiter entfaltet. Anstelle des Wortes »Würde« verwendet Goethe wie in ›Iphigenie‹ das Wort »edel«:<sup>103</sup>

Wäre ich ein Edelmann, so wäre unser Streit bald abgetan; da ich aber nur ein Bürger bin, so muß ich einen eigenen Weg nehmen, und ich wünsche daß Du mich verstehen mögest. [...] in Deutschland ist nur dem Edelmann eine gewisse allgemeine, wenn ich sagen darf, personelle Ausbildung möglich. Ein Bürger kann sich Verdienst erwerben und zur höchsten Not seinen Geist ausbilden; seine Persönlichkeit geht aber verloren, er mag sich stellen, wie er will. Indem es dem Edelmann, der mit den Vornehmsten umgeht, zur Pflicht wird, sich selbst einen vornehmen Anstand zu geben, indem dieser Anstand, da ihm weder Tür noch Tor verschlossen ist, zu einem freien Anstand wird, da er mit seiner Figur, mit seiner Person, es sei bei Hofe oder bei der Armee, bezahlen muß, so hat er Ursache, etwas auf sie zu halten, und zu zeigen, daß er etwas auf sie hält. Eine gewisse feierliche Grazie bei gewöhnlichen Dingen, eine Art von leichtsinniger Zierlichkeit bei ernsthaften und wichtigen kleidet ihn wohl, weil er sehen läßt, daß er überall im Gleichgewicht steht.

Durch die Gegenüberstellung aristokratischer »Repräsentation« mit der »Persönlichkeit« des Bürgertums stellt die Passage die Ehre des Aristokraten ihrer Abwesenheit beim Bürger gegenüber: »Wenn der Edelmann durch die Darstellung seiner Person alles gibt, so gibt der Bürger durch seine Persönlichkeit nichts und soll nichts geben.«<sup>104</sup> In solchen Gegenüberstellungen und dem Bemühen um deren Überwindung stellt die lange Reflexion ein Manifest zur Erlangung der Bürgerwürde durch »harmonische Ausbildung« dar. Goethes neue Version der Würde – die die Idee des Wachstums, die erstmals bei Pico della Mirandola zu finden ist, weiterentwickelt – enthält eine Vision des Menschen als physisches, organisches Wesen – eines ganzen, sich entwickelnden Menschen. Goethe geht über Kants Definition von Würde als Autonomie hinaus und führt die Selbstverwirklichung in die intrinsische Würde ein. Die ganze Passage läuft nämlich auf eine Neuerung des Würde-Begriffs nach einem organischen Modell hinaus. Anstelle der »Würde« verwendet Goethe das Wort »Anstand«. Diese Qualität

<sup>103</sup> FA I/9, S. 657 f.

<sup>104</sup> Ebd., S. 658.

ist als eine aktive Form der Würde zu verstehen. Sie entstammt dem Willen, sich zu verbessern und den Mitmenschen zu gefallen. Man besitzt sie nicht, wie bei Herder erwirbt man sie. Doch muss wohl die Quelle für diese Aktivität im einzelnen angelegt sein. Das Dasein der Würde im Keim des Lebewesens entäußert sich in seiner fortlaufenden Bildung. Indem der Edelmann sich mit der Außenwelt konfrontiert, verhält er sich »Hohen« und »Niedren« gegenüber gleichartig. Das kann nur wegen seiner Würde des Amtes möglich sein. Sie bedeutet eine feste soziale Bindung innerhalb einer Hierarchie. Diese Kategorie macht es möglich, aus Aristokraten »Könige oder königähnliche Figuren« zu erschaffen.<sup>105</sup> Wilhelm Meister will aber diese Differenz zwischen Bürger und Aristokrat durch die Bildung aufheben:<sup>106</sup>

Ich habe nun einmal, gerade zu jener harmonischen Ausbildung meiner Natur, die mir meine Geburt versagt, eine unwiderstehliche Neigung.

Die Formel von der »harmonischen Ausbildung meiner Natur« umschreibt die Idee der Menschenwürde durch eine aktive Gesinnung. Diese organische Bildung soll das Defizit der bürgerlichen Geburt korrigieren. Durch diesen Schritt kann der Bürger eine dem aristokratischen Wesen verwandte Würde erlangen. Dabei wird auch die Würde des Amtes erneuert. Extrinsische und intrinsische Würde fallen zusammen. Hiermit begründet Goethe die Schule der organischen Würde wie sie 150 Jahre später zur Geltung kam. Goethe trifft die moderne Auffassung im Kern, wenn er behaupten lässt: »Wert und Würde« sind »die Grundfeste allen Daseins«.<sup>107</sup> Diese Aussage eröffnet neue Perspektiven, die es verdienen würden, genauer untersucht zu werden. Wie »Wert« und »Würde« zueinanderstehen, ist unklar, doch steht hier fest, inwieweit beide sowohl die existentielle als auch die rechtliche Lage des Menschen repräsentieren. Man kann hier eine von Sophokles über Shakespeare bis hin zu Goethe auf dem Gebiet der Literatur dargestellte Theorie der Menschenwürde verfolgen, die – wie oft bemerkt wurde – für das soziale Gewissen einsteht. Wir meinen nämlich, die Dichtung könne die fehlende soziale Debatte darstellen, auf deren Erklärungen und Bestimmungen und Definitionen die Formulierung des

<sup>105</sup> Ebd.

<sup>106</sup> Ebd., S. 659.

<sup>107</sup> FA I/10, S. 665 (Wanderjahre III 9).

Gesetzes beruht. Kurz gesagt: Für Goethe sind nicht die Rechte primär, sondern Werte und Würde. Damit rückt er von den Postulaten der Französischen Revolution ab und eröffnet die Perspektive, die den Blick auf die Grundsätze, die zum Grundgesetz führten, ermöglicht.

Wilhelms Trugschluss, des Bürgers Antwort auf seine Situation könne nur durch das Theater erfolgen, zeigt, dass er zwar das Problem der Würde zu erkennen vermag, ihm jedoch eine Lösung dafür noch abgeht. Die Möglichkeit, durch politisches Handeln einen Weg nach vorne zu finden, wird von ihm nicht in Betracht gezogen. Der Leser hingegen vermag die Situation zu durchschauen. Wilhelm steht auf einem Scheidepunkt: Hinter ihm liegt die Amtswürde eines Königs oder Adligen, vor ihm die organische Würde des Bürgers. Hier, in Wilhelms Fragestellung, ist also der ambivalente historische Ort, an dem der Begriff einer *organischen, existentiellen* Würde erstmals in den Blick kommt. Wenn Kant die Autonomie des Individuums als Basis für die Menschenwürde betrachtet, so sollte Goethes Verständnis der Bildung des einzelnen zum Typus der neuen Würde als Macht der Selbstverwirklichung werden. In ›Wilhelm Meisters Wanderjahren‹ schlug Goethe darüber hinaus ein zweites Modell vor: Es handelt sich um die gemeinschaftliche Würde, die erstmals im jüdischen Denken zum Ausdruck kam. Wenn die Gesellschaft als Summe ihrer Individuen der Sitz der Rechte ist, folgt daraus, dass es eine gemeinsame Würde gibt, die die individuelle Würde begründet. Nur eine solche kann als übergeordnete Kategorie dienen, auf der universelle Rechte beruhen.

## VII.

Es braucht kaum näher erläutert zu werden, dass Goethes organische Sichtweise von Wilhelm von Humboldt aufgenommen wurde. Im Jahre 1792 benutzt Humboldt in seinen ›Ideen zu einem Versuch die Grenzen der Wirksamkeit des Staates zu bestimmen‹ Formulierungen, die vielfach an Äußerungen Goethes und Schillers anklingen:

Der wahre Zweck des Menschen – nicht der, welchen die wechselnde Neigung, sondern welchen die ewig unveränderliche Vernunft ihm vorschreibt – ist die höchste und proportionierlichste Bildung seiner Kräfte zu einem Ganzen. Zu dieser Bildung ist Freiheit die erste und

unerläßliche Bedingung. Allein außer der Freiheit erfordert die Entwicklung der menschlichen Kräfte noch etwas anderes, obgleich mit der Freiheit eng Verbundenes: Mannigfaltigkeit der Situationen.<sup>108</sup>

Die Passage ist als Quintessenz der Humboldt'schen Philosophie bezeichnet worden.<sup>109</sup> Sie ergänzt die Auffassung Goethes durch einen kantianischen Verweis auf die Vernunft und durch einen weiteren Zusatz: die Freiheit. Obwohl Bildung ohne sie nicht zu erreichen ist, sagt Wilhelm Meister nichts über die politische Freiheit – vermutlich, um nicht auf die Parolen der Französischen Revolution zurückgreifen zu müssen. Doch nur in der Freiheit kann Goethes bürgerliche Würde wirksam werden, den öffentlichen Raum gestalten und in das Recht eingehen. Es gibt eine wechselseitige Durchlässigkeit zwischen Literatur und Recht, durch die – da sind sich Lionel Trilling und Richard Rorty einig<sup>110</sup> – die Literatur das liberale Denken bereichert und in die Politik eingedrungen ist.

Der englische Vater des Liberalismus, John Stuart Mill, nahm die Ideen Goethes und Humboldts auf und belebte sie neu.<sup>111</sup> In seiner Autobiographie schreibt Mill den Gedanken Humboldts eine wichtige Rolle für seinen Essay ›Über die Freiheit‹ zu,<sup>112</sup> aber Mill folgt auch Goethe (den er auf Deutsch las). Mill sei, angeregt durch diese Erfahrungen, dazu gelangt, dass er »unter den Haupterfordernissen menschlicher Wohlfahrt [...] der innerlichen Kultur die geeignete Stelle anwies«. <sup>113</sup> Der Essay ist von Goethes Ideen durchdrungen. Mill vertritt die Ansicht:

108 Wilhelm von Humboldt, *Ideen zu einem Versuch, die Grenzen der Wirksamkeit des Staates zu bestimmen*, hrsg. von Robert Hardter, Stuttgart 1967 (zuerst 1851 erschienen), S. 22 (Abschnitt II).

109 Christina M. Sauter, *Wilhelm von Humboldt und die deutsche Aufklärung*, Berlin 1989, S. 363.

110 Lionel Trilling, *The Liberal Imagination. Essays on Literature and Society*, New York 1950, S. xxi; Richard Rorty, *Contingency, Irony, and Solidarity*, Cambridge, MA 1989, S. 60–61, 189–197.

111 Vgl. Edmund Fawcett, *Liberalism. The Life of an Idea*, Princeton 2015, S. 85–97.

112 John Stuart Mill, *Autobiographie*. Übersetzt und mit einer Einleitung hrsg. von Jean-Claude Wolf, Hamburg 2011, S. 207 (Kapitel 7). Vgl. Andrew Valls, *Self-Development and the Liberal State: The Case of John Stuart Mill and Wilhelm von Humboldt*, in: *The Review of Politics* 61 (1999), S. 251–74, hier: S. 251.

113 Mill, *Autobiographie*, a. a. O., S. 116 (Kapitel 5).

Einen Charakter hat nur der Mensch, der eigene Begierden und Triebe hat als Ausdruck seiner eigenen Natur, wie sie durch Selbsterziehung entwickelt und gemodelt ist.<sup>114</sup>

Das erinnert an Goethes Begriff der Bildung. An anderer Stelle nennt Mill dies »geistige Vervollkommnung«.<sup>115</sup> Sowohl Humboldt wie auch Mill unterscheiden sich von Goethe in ihrer Betonung der Rolle des Staates bei der Selbstentfaltung.

Der organische Verständnis des Individuums, das Goethe entwickelt, hat im modernen Denken breite Aufnahme gefunden: Émile Durkheim,<sup>116</sup> Wilhelm Dilthey,<sup>117</sup> Max Weber,<sup>118</sup> Georg Simmel<sup>119</sup> und José Ortega y Gasset<sup>120</sup> gehören zu denjenigen, die es in mehr oder minder modifizierter Weise vertreten. Diese Bejahung des Individuums bedeutet einen Paradigmenwechsel in der Vorstellung vom Bürger: Für Hobbes ist das Individuum in der Lage, Macht auszuüben und zu erwerben; in der »Déclaration des Droits de l'Homme« besitzt es Rechte; in der amerikanischen Verfassung ändert sich die Person nicht; in der Moderne aber ist das Individuum ein sich veränderndes, wachsendes, organisches Wesen.

114 John Stuart Mill, Über die Freiheit. Auf der Grundlage der Übersetzung von Else Wentscher neu hrsg. von Horst D. Brandt, Hamburg 2009, S. 85 (Kapitel 3).

115 John Stuart Mill, Remarks on Bentham's Philosophy (1833), in: Collected Works of John Stuart Mill, vol. 10, ed. by J.M. Robson et al., Toronto 1969, S. 75–115, hier: S. 95. Vgl. Antis Loizides, John Stuart Mill: Individuality, Dignity, and Respect for Persons, in: The Roots of Respect: A Historic-Philosophical Itinerary, ed. by Giovanni Giorigini and Elena Irrera, Berlin und Boston 2017, S. 187–205, hier: S. 202.

116 Vgl. Charles E. Marske, Durkheim's »Cult of the Individual« and the Moral Restitution of Society, in: Sociological Theory 5 (1987), S. 1–14, hier: S. 7 und 10f.

117 Vgl. Hans-Hermann Groothoff, Wilhelm Dilthey. Zur Erneuerung der Theorie der Bildung und des Bildungswesens, Hannover 1981, S. 67–69.

118 Vgl. Sara R. Farris, Max Weber's Theory of Personality: Individuation, Politics and Orientalism in the Sociology of Religion, Leiden 2015, S. 48–50.

119 Georg Simmel, Soziologie. Untersuchungen über die Formen der Vergesellschaftung, Berlin <sup>4</sup>1958 (1908), S. 527 f. Vgl. Efraim Podoksik, In Search of Unity: Georg Simmel on Italian Cities as Works of Art, in: Theory, Culture & Society 29 (2012), S. 101–123.

120 Vgl. Kenneth R. Hoover, The Political Thought of José Ortega y Gasset, in: Midwest Journal of Political Science 10 (1966), S. 232–240.

Dieses Verständnis der Bildung gelangte im neunzehnten Jahrhundert nach Nordamerika<sup>121</sup> und hat sich dort in der Zeit der Moderne weit verbreitet.<sup>122</sup> Die universelle Akzeptanz des – von Durkheim so genannten – »Kultus des Individuums« machte die Bildung als ein auf der Würde des Menschen beruhendes Rechtskonzept in die AEMR möglich. Entgegen der Auffassung von Hans Jörg Sandkühler hätte sich die moderne Idee der Menschenwürde ohne eine philosophische Revolution nicht durchsetzen können.<sup>123</sup> In der Rechtswelt haben die Präambel der UN Charta, die AEMR und das deutsche Grundgesetz das Zeitalter der Würde eingeleitet.<sup>124</sup> Seitdem ist die Menschenwürde in neuen internationalen Menschenrechts- und humanitären Rechtsabkommen zu einem stehenden Begriff geworden,<sup>125</sup> und 1986 wurde sie so bedeutend für die Konzeption der Menschenrechtsabkommen der Vereinten Nationen, dass die Menschenrechte nunmehr »von der dem Menschen innewohnenden Würde und dem Wert der Person« abgeleitet werden.<sup>126</sup>

### VIII.

Obwohl der Begriff »Würde« zum ersten Mal 1688 in der »Bill of Rights« und darauf in der Déclaration von 1789 in einem Rechtsinstrument verwendet und in der irischen Verfassung von 1937<sup>127</sup> in eine Konstitution aufgenommen wurde,<sup>128</sup> war es erst das deutsche Grund-

121 Vgl. Rebekka Horlacher, *The Educated Subject and the German Concept of Bildung. A Comparative Cultural History*, London 2016, S. 72–87.

122 Vgl. Uta Gerhardt, *Introduction: Talcott Parsons's Sociology of National Socialism*, in: *Talcott Parsons on National Socialism*, ed. by Uta Gerhardt, London 1993, S. 1–78, hier: S. 3 f.

123 Hans Jörg Sandkühler, *Menschenwürde und Menschenrechte*, Freiburg im Breisgau und München 2016, S. 142.

124 Vgl. Barak, *Human Dignity* (Anm. 15), S. 35.

125 Vgl. McCrudden, *Human Dignity and Judicial Interpretation of Human Rights* (Anm. 24), S. 668.

126 Ebd., S. 669.

127 Vgl. Conor O'Mahony, *The Dignity of the Individual in Irish Constitutional Law*, in: *Human Dignity in Context* (Anm. 26), S. 469–497.

128 Vgl. Samuel Moyn, *The Secret History of Constitutional Dignity*, in: *Yale Human Rights and Development Journal* 17 (2014), S. 39–73.

gesetz, das den Begriff »Menschenwürde« als Verfassungsnorm etablierte. Diese wurde sodann auf internationaler Ebene weitgehend übernommen – von der kanadischen Charta der Rechte und Freiheiten<sup>129</sup> über die griechische Verfassung<sup>130</sup> bis hin zur südafrikanischen Konstitution.<sup>131</sup> Die AEMR wurde als Antwort auf den Holocaust konzipiert; und obwohl sich nur wenige dessen bewusst waren, greift sie auf Goethes Konzept der Bildung zurück. Das Recht auf Selbstbestimmung ist in ihr ausdrücklich enthalten und bildet ein zentrales Merkmal der »angeborenen Würde« in der Präambel. Ein halbes Jahrhundert später verkündete die American Anthropological Association ein neues Recht, das sich ebenfalls auf Goethe stützt, nämlich das »Recht auf Kultur«, ein Recht, das »gleichbedeutend mit der Fähigkeit zum Menschsein« zu verstehen ist. Diese Ideen sind mit der Weimarer Klassik im allgemeinen und Goethes Denken im besonderen eng verbunden. Im Geiste von Goethes ›Wilhelm Meisters Lehrjahre‹ erklärt die American Anthropological Association: »Kultur ist die Voraussetzung für die Verwirklichung [des] Individuums [...]«.«<sup>132</sup> Der Vermittler dieser Ideen ist vor allem Ralph Waldo Emerson, den Heikki A. Kovalainen als das »Bindeglied« der Vermittlung der Bildungsidee in die USA betrachtet.<sup>133</sup>

Goethes Auffassung von Würde ist grundlegend für die sogenannte dritte Generation der Menschenrechte.<sup>134</sup> Die ersten, klassischen Rechte waren die individuellen Rechte, die zweiten die sozialen, wirtschaftlichen und kulturellen Rechte und die dritten – definiert vom Nobelpreisträger René Cassin – sind die kollektiven Menschenrechte. Die Charta der Vereinten Nationen, die am 24. Oktober 1945 ratifiziert

129 Vgl. Barak, *Human Dignity* (Anm. 15), S. 200.

130 Vgl. Paul Sourias, *Human Dignity and the Constitution*, in: *Jurisprudence* 7 (2016), S. 30–46, hier: S. 31.

131 Vgl. Barak, *Human Dignity* (Anm. 15), S. 23.

132 American Anthropological Association, *Declaration on Anthropology and Human Rights* Committee for Human Rights, <https://www.americananthro.org/ConnectWithAAA/Content.aspx?ItemNumber=1880>.

133 Heikki A. Kovalainen, *Emersonian Self-Culture and Individual Growth: The American Appropriation of ›Bildung‹*, in: *Theories of Bildung and Growth. Connections and Controversies Between Continental Educational Thinking and American Pragmatism*, ed. by Pauli Siljander, Ari Kivelä, Ari Sutinen, Rotterdam, Boston, Taipei 2012, S. 183–197, hier: S. 183.

134 Vgl. Johannes Morsnik, *The Universal Declaration of Human Rights: Origins, Drafting and Intent*, Philadelphia 1999, S. 210–212.

wurde, benennt in Artikel 57 die Bildung.<sup>135</sup> Doch es sollte noch ein weitaus radikalerer Schritt folgen. Im Rahmen der Wiederbelebung der humanistischen Ideale nach dem Krieg wurde die organische Würde in die Artikel der AEMR aufgenommen, die am 10. Dezember 1948 verabschiedet wurde.<sup>136</sup> Cassin, der sie in den Text einbrachte, folgte Roosevelts Konstrukt der Vier Freiheiten vom 6. Januar 1946, und verglich die Charta mit einem griechischen Tempel mit vier Säulen an der Vorderseite.<sup>137</sup> Der innovativste Aspekt war in der vierten Säule zu finden, Artikel 22–27. Alle diese Artikel betreffen die sozialen und kulturellen Rechte.<sup>138</sup> In Artikel 26 wird das Bildungsideal ausdrücklich bekräftigt: »Jeder hat das Recht auf Bildung. [...] Die Bildung muss auf die volle Entfaltung der menschlichen Persönlichkeit und auf die Stärkung der Achtung vor den Menschenrechten und Grundfreiheiten gerichtet sein.«

Es ist nicht schwer, Goethes Ideal in der Formulierung »volle Entfaltung der menschlichen Persönlichkeit« wiederzufinden. Dies ist der Grundsatz, der zuerst in »Wilhelm Meisters Lehrjahre« vorgeführt, von Humboldt aufgegriffen und an Mill weitergegeben wurde. Das Potential zur Selbstentfaltung ist für den Begriff der Menschenwürde in der AEMR von grundlegender Bedeutung. Meine Lesart wird von Alexander Somek bestätigt, der argumentiert, dass »Würde« auf das Bestreben hinausläuft, »eine ganze Person innerhalb der Gemeinschaft zu sein«.<sup>139</sup>

Die Aufnahme von Goethes naturalistischem Diskurs in das Vertragswerk ist meiner Meinung nach zum Teil auf das Bestreben der Verfasser zurückzuführen, ein potentiell strittiges metaphysisches Rahmenwerk zu vermeiden. Wie René Cassin es ausdrückte: Der Ausschuss wollte »keine Stellung zur Natur des Menschen und der Gesellschaft beziehen und metaphysische Kontroversen vermeiden«.<sup>140</sup>

135 Charter of the United Nations and Statute of the International of Justice, San Francisco 1945, <https://treaties.un.org/doc/publication/ctc/uncharter.pdf>.

136 Universal Declaration of Human Rights, United Nations, <http://www.un.org/en/universal-declaration-human-rights/>.

137 Vgl. McCrudden, Human Dignity and Judicial Interpretation of Human Rights (Anm. 24), S. 676 f.

138 Mary Ann Glendon, Knowing the Universal Charter of Human Rights, in: Notre Dame Law Review 73 (1998), S. 1153–1190.

139 Alexander Somek, The Cosmopolitan Constitution, Oxford 2014, S. 10–14.

140 Glenn Hughes, The Concept of Dignity in the Universal Declaration of Human Rights, in: The Journal of Religious Ethics 39 (2011), S. 1–24, hier: S. 2.

Man kann den Beitrag von Goethes Denken für dieses naturalistische Verständnis der Menschenwürde mit einiger Genauigkeit verfolgen. Die Rolle von John Humphrey und René Cassin bei der Ausarbeitung der AEMR hat A. J. Hobbins untersucht.<sup>141</sup> Cassin hat stets seine eigene, vermeintlich übergeordnete Rolle betont, doch Hobbins argumentiert, dass Humphrey, der den Entwurf verfasste, der Vorrang zukomme. In Humphreys Version wird die Selbstentfaltung jedoch nicht erwähnt. Der Urheber dieses Artikels wurde von Johannes Morsnik aufgedeckt, der so viel dazu beigetragen hat, den Entwurfsprozess zu rekonstruieren.<sup>142</sup> Es war nämlich Cassin, der den Text von Artikel 26, ursprünglich Artikel 3, formulierte: »Das Ziel der Gesellschaft ist es, jedem Mitglied die gleichen Möglichkeiten zur vollen Entfaltung von Geist, Verstand und Körper zu geben.«<sup>143</sup> Diese Formulierung wurde in der endgültigen Fassung verbessert, insbesondere durch den Verweis auf die Entwicklungsfreiheit. Cassin war ein Bewunderer Goethes und Schillers<sup>144</sup> und stützte sich vermutlich auf seine Kenntnisse, als er Goethes Auffassung von Bildung als neue Grundlage für seinen Begriff der menschlichen Würde einsetzte. Dies spiegelt sich in dem wider, was Glenn Hughes die »erworbene Würde« des individuellen Lebens nennt,<sup>145</sup> denn die »persönliche Entwicklung«, von der Hughes spricht,<sup>146</sup> ist nichts anderes als Bildung. Allerdings hängt Hughes noch an einer transzendenten Auffassung der Menschenwürde in der AEMR.<sup>147</sup> Hier geht es nicht um existentielle Würde. Goethes Auffassung kommt bei Hughes zu kurz. Goethes Auffassung der Würde als ein Werden bleibt aber Dreh- und Angelpunkt für die Architektur der Würde in der Moderne, indem sie das innere Selbst mit der sozialen Sphäre verknüpft. Nicht das Recht allein, auch Natur und Kultur bringen die Individuen in gesellschaftliche Übereinstimmung.

141 A. J. Hobbins, René Cassin and the Daughter of Time: The First Draft of the Universal Declaration of Human Rights, in: *Fontanus* 2 (1989), S. 7–26.

142 Vgl. Morsnik, *The Universal Declaration of Human Rights* (Anm. 134), S. 210–212.

143 Ebd., S. 211.

144 Jay Winter und Antoine Prost, René Cassin. From the Great War to the Universal Declaration, Cambridge 2013, S. 227.

145 Hughes, *The Concept of Dignity* (Anm. 140), S. 11.

146 Ebd., S. 14.

147 Vgl. ebd., S. 19–21.

Habermas hat den theoretischen Weg für das Aufkommen der Würde als zentrales Konzept nachgezeichnet. Wie die neuere Rechtsanthropologie gezeigt hat, gedeiht der Menschenrechtsdiskurs in globalen Netzwerken und fördert kosmopolitische Verknüpfungen, wie die zwischen Dichtung und Recht.<sup>148</sup> Diese Entwicklung lässt sich in der Literatur der deutschsprachigen Länder beobachten, wie etwa in Hermann Brochs Völkerbund-Resolution aus dem Jahre 1936/37. Broch selbst hatte sich tief in diese Debatte eingelebt. Er kannte die Geschichte der Idee der Würde und gestaltete sie neu. In der Tat kann es kaum ein Zufall gewesen sein, dass zwei der bedeutendsten deutschsprachigen Schriftsteller, Hermann Broch und Thomas Mann, die in den Vereinigten Staaten Zuflucht fanden, Theorien der Würde erarbeiteten, die eng mit der Tradition und insbesondere mit Goethe verbunden waren. Beide mögen zum Eingang des Begriffs der Menschenwürde in Recht und Politik beigetragen haben.

Broch rückte den Begriff der Menschenwürde in den Mittelpunkt seiner politischen Philosophie. Sein visionärer Entwurf von 1937, der die Gründung von Vereinten Nationen vorschlägt, entwickelt sein Ideal: »die absolute Würde des kulturschaffenden Menschen, [...] die eingeborene Freiheit der Einzelpersonlichkeit und ihrer Wertsetzungen«.<sup>149</sup> Broch betont die angeborene Freiheit des Individuums als kulturelles Wesen und fügt den neukantianischen Begriff der Person als Wertschöpfer hinzu. Darüber hinaus prägt er in einem bis heute nicht hinreichend berücksichtigten Schritt, der Goethes Vision noch einmal erweitert, die Idee einer »kollektiven Würde« als Quelle der individuellen Würde.<sup>150</sup> Im Jahr darauf, 1938, veröffentlichte Thomas Mann einen verwandten Aufsatz über Würde und Demokratie und fasste das Thema – wie gewohnt – in einem subtilen Neologismus zusammen: »Diese Geheimniswürde des Menschen sieht und ehrt die Demokratie;

148 Vgl. Mark Goodale, *Anthropology and Law. A Critical Introduction*, New York 2017, S. 104–105, 184–187.

149 Hermann Broch, *Völkerbund-Resolution. Das vollständige politische Pamphlet von 1937 mit Kommentar, Entwurf und Korrespondenz*, hrsg. und eingeleitet von Paul Michael Lützeler, Salzburg 1973, S. 35–77, hier: S. 59. Vgl. Paul Michael Lützeler, *Hermann Broch und die Menschenrechte. Anti-Versklavung als Ethos der Welt*, Berlin und Boston 2021.

150 Broch, *Völkerbund-Resolution*, a. a. O., S. 58–60.

den Sinn dafür, den Respekt davor, nennt sie Humanität.«<sup>151</sup> Manns Begriff der »Geheimniswürde« evoziert die fast sakrale Aura, die der Würde anhaftet, während seine Verknüpfung von Würde und Menschlichkeit an die lange Tradition erinnert, die in ›Iphigenie‹ deutlich wird. Wie Broch huldigt auch Mann der Freiheit und der Kultur, betont aber vor allem die Bedeutung der Erziehung als Element der Menschlichkeit (›die Achtung vor dem Menschen ist unabtrennbar von [der Erziehung]‹).<sup>152</sup> Diese Formulierung greift Goethes Glauben an das persönliche Wachstum wieder auf. Drei Jahre später, 1941, veröffentlichen Broch, Mann und fünfzehn andere ein Manifest, ›Die Stadt des Menschen‹, in dem sie für eine Weltregierung plädieren.<sup>153</sup> Sie verteidigen die »Demokratie« gegen »Diktatur« und die »Würde« gegen die »Sklaverei«. Es ist schwer, die Wirkung dieser Ideen zu beurteilen, aber es ist bemerkenswert, dass sowohl Mann als auch Broch die Idee der Würde mit dem liberalen Staat verbinden und so zu der seismischen Verschiebung beitragen, welche die politische Würde auf die zeitgenössische Tagesordnung setzte. Ihre Vorschläge trafen sich mit dem besser bekannten Plädoyer für die Menschenwürde durch den katholischen Intellektuellen Jacques Maritain, dem »indirekten Architekten« der UN-Charta, der die einflussreiche katholische Doktrin der Würde vertrat.<sup>154</sup> Broch korrespondierte mit Maritain vor dem Krieg,<sup>155</sup> und beide trafen sich in Princeton, wo Broch von 1941 bis 1948 lebte und Maritain von 1941 bis 1944 lehrte. Auch Mann hielt sich zu dieser Zeit dort auf. In einem 1937, nach Rücksprache mit Mann, geschriebenen Brief hatte

151 Thomas Mann, Vom zukünftigen Sieg der Demokratie (1938), in: ders., Essays IV. Achtung Europa! 1933–1938, hrsg. von Hermann Kurzke und Stephan Stachorsky, Frankfurt am Main 1995, S. 214–244, hier: S. 222.

152 Ebd., S. 223.

153 Herbert Agar u. a., The City of Man. A Declaration on World Democracy, New York 1941. Vgl. Paul Michael Lützeler, Visionary in Exile: Broch's Cooperation with G. A. Borgese and Hannah Arendt, in: Hermann Broch. Visionary in Exile. The 2001 Yale Symposium, ed. by Paul Michael Lützeler, Rochester, NY 2016, S. 67–88.

154 Vgl. Paul Valadier, Jacques Maritain's Personalist Idea of Human Dignity, in: The Cambridge Handbook of Human Dignity (Anm. 29), S. 260–268, hier: S. 260; Moyn, The Secret History of Constitutional Dignity (Anm. 128), S. 57–60.

155 Broch an Maritain, 14. November 1937, in: ders., Völkerbund-Resolution (Anm. 149), S. 78–91.

Broch versucht, eine andere Koryphäe aus Princeton, Albert Einstein, für sein Projekt für die Vereinten Nationen zu gewinnen, indem er an ihn appellierte, »sich für den Schutz der Menschenwürde zu deklarieren«. <sup>156</sup> Daraus wurde nichts. Aber Einstein teilte diese Sympathien, wie sein Eintreten für die AEMR zeigt. <sup>157</sup> So bildete Princeton einen Knotenpunkt: Es war der Sitz einer neuen Weltordnung. Kennzeichnend für diese neue Position war, dass diese unterschiedlichen Intellektuellen eine personalistische mit einer kollektiven Anschauung der Würde verbanden. <sup>158</sup> Das Zusammenfließen ihrer Ansichten trug zweifellos dazu bei, die Suche nach internationalen Instrumenten zur Wahrung der Würde und der Rechte zu fördern. Die Rolle, die Broch bei diesem Projekt spielte, geht aus seinem Memorandum für eine internationale Bill of Rights von 1945/46 hervor. <sup>159</sup> Damit spielt er auf das klassische Gesetzeswerk von 1688 an. Sein vorausschauender Text enthält den ersten formulierten Vorschlag für ein allgemein verbindliches Gesetz zum Schutz der Menschenwürde. <sup>160</sup> Er war für die Diskussion mit den Verfassern der AEMR bestimmt. Broch sandte eine Kopie an Eleanor Roosevelt, <sup>161</sup> die Vorsitzende der UN-Kommission, welche sich mit der AMER befasste. Ihre Reaktion ist nicht überliefert, doch lässt sich feststellen, dass ein Element von Brochs utopischer Vision in das endgültige Dokument eingeflossen zu sein scheint. Von hier führt der Weg direkt zu Artikel 1 des deutschen Grundgesetzes. Nach Christopher McCrudden war es nicht Maritain allein, sondern es waren auch Broch und Mann, die das Ideal der Würde in den Bereich des modernen

156 Doren Wohlleben, Friedenspolitik: Perspektiven einer literaturwissenschaftlichen Friedensforschung am Beispiel von Hermann Brochs Vergil-Erzählungen, in: Politische Literatur. Begriffe, Debatten, Aktualität, hrsg. von Christine Lubkoll, Manuel Illi und Anna Hampel, Stuttgart 2018, S. 217–233, hier: S. 221.

157 Albert Einstein, Culture Must Be One of the Foundations for World Understanding (1951), in: ders., Ideas and Opinions, New York 1952, S. 163–165.

158 Vgl. Valadier, Jacques Maritain's Personalist Idea of Human Dignity (Anm. 154), S. 263–265.

159 Hermann Broch, Bemerkungen zur Utopie einer »International Bill of Rights and Responsibilities«, in: ders., Politische Schriften, hrsg. von Paul Michael Lützeler, Frankfurt am Main 1978, S. 243–277.

160 Ebd., S. 260–263.

161 Vgl. Barbara Picht, Politische Schriften, in: Hermann Broch Handbuch, hrsg. von Michael Kess und Paul Michael Lützeler, Berlin und Boston 2016, S. 401–432, hier: S. 428.

Völkerrechts einführten.<sup>162</sup> Sowohl Mann als auch Broch trugen, wie man sieht, Goethes Konzept der Würde nach Amerika, von wo aus es die Weltbühne betrat.

## IX.

Es stellt sich die Frage, warum der Begriff der Menschenwürde nach 1945 eine so zentrale Rolle gespielt hat. Man war sich darüber klar geworden, dass Rechte allein das Individuum nicht schützen können. Bereits Edmund Burke hatte das Problem erkannt: »Die angeblichen Menschenrechte dieser Theoretiker«, stellt er fest, »sind lauter Extreme; und je mehr sie im metaphysischen Sinne wahr sind, desto mehr sind sie politisch falsch.«<sup>163</sup> In einem grimmigen Ausspruch, der Burke zugeschrieben wird, werden die »unveräußerlichen Rechte« das »Recht des nackten Wilden« genannt.<sup>164</sup> Nach dem Zweiten Weltkrieg griff Hannah Arendt, die 1959 die erste ordentliche Professorin in Princeton wurde und eng mit Broch zusammengearbeitet hatte,<sup>165</sup> diese Formulierung auf und wandte sie auf die Opfer der Vernichtungslager an: »Vor der abstrakten Nacktheit des Menschseins hat die Welt keinerlei Ehrfurcht empfunden«, schreibt sie, »die Menschenwürde war offenbar durch das bloße Auch-ein-Mensch-sein nicht zu realisieren.«<sup>166</sup> Rechte allein machen den Menschen noch nicht aus, benötigt wird ein übergeordneter Schutz: »[Z]ur Achtung der Menschenwürde«, so Arendt, »gehört die Anerkennung meiner Mit-Menschen [...] als [...] Mit-

162 McCrudden, *Human Dignity and Judicial Interpretation of Human Rights* (Anm. 24), S. 662.

163 Edmund Burke, *Betrachtungen über die Französische Revolution*, übers. von Friedrich Gentz, bearb. und mit einem Nachwort von Lore Iser, Frankfurt am Main 1967, S. 111.

164 Die Formulierung dürfte nicht auf Burke, sondern auf dessen späteren Herausgeber E. J. Payne zurückgehen, der Burkes Ansichten damit drastisch zusammenfasst; vgl. ders., *Introduction*, in: Burke, *Selected Works*, ed. with introduction and notes by E. J. Payne, vol. 2, Oxford 1888, S. v–lxx, hier: S. xvii.

165 Vgl. Elisabeth Gallas, *The Struggle for a Universal Human Rights Regime. Hannah Arendt and Hermann Broch on the Paradoxes of a Concept*, in: *Shoah: Intervention, Methods, Documentation* 4/2 (2017), S. 123–130.

166 Hannah Arendt, *Elemente und Ursprünge totaler Herrschaft*, München 1986, S. 619 f.

erbauer einer gemeinsamen Welt.«<sup>167</sup> Tatsächlich hat Rafael Lemkin, der später den Begriff »Genozid« prägte, bereits 1933 den Akt der Barbarei als Verletzung der Würde bestimmt.<sup>168</sup> Primo Levi hatte dies in Auschwitz begriffen: »Eben darum, weil das Lager ein großer Mechanismus ist, der uns zu Tieren herabwürdigen soll, dürfen wir keine Tiere werden [...]. Wenn wir auch Sklaven sind«, schreibt er, »bar allen Rechts, jedweder Beleidigung ausgesetzt und dem sichern Tod verschrieben, so ist uns doch noch eine Möglichkeit geblieben, und die müssen wir, weil es die letzte ist, mit unserer ganzen Energie verteidigen: die Möglichkeit nämlich, unser Einverständnis zu versagen.«<sup>169</sup> Das Einvernehmen zwischen dem Opfer, den Anwälten und den Philosophen ist bemerkenswert.

Vor diesem Hintergrund suchten die Mütter und Väter des deutschen Grundgesetzes nach einer sicheren Grundlage für Rechte.<sup>170</sup> Dafür gab es einen starken Präzedenzfall. Wie Manfred Baldus gezeigt hat, beriefen sich neun deutsche Bundesländer in ihren Nachkriegsverfassungen noch vor der Aufstellung des Grundgesetzes auf den Begriff der Menschenwürde.<sup>171</sup> Der zwingende Grund dafür lag in der Ablehnung der nationalsozialistischen Verbrechen. Die Würde wurde als dem Staat vorgängig beschworen. Man glaubte, sie gehöre dem Individuum von Geburt an. Aber was für eine Art von Würde? Die Mütter und Väter des Grundgesetzes wollten einen für Deutungen offenen Grundsatz schaffen, der für religiöse und säkulare Inanspruchnahmen gleichermaßen empfänglich ist. Aber sie beschäftigten sich auch mit anderen Fragen. Man untersuchte die historischen Bedingungen, die

167 Hannah Arendt, Abschließende Bemerkungen, in: Über den Totalitarismus. Texte Hannah Arendts aus den Jahren 1951 und 1953. Aus dem Englischen übertragen von Ursula Ludz, Kommentar von Ingeborg Nordmann, Dresden 1999, S. 14–31, hier: S. 20.

168 Vgl. Ana Filipa Vrojlja, Human Rights and Genocide: The Work of Lauterpacht and Lemkin in Modern International Law, in: The European Journal of International Law 20 (2010), S. 1163–1194, hier: S. 1177.

169 Primo Levi, Ist das ein Mensch? / Die Atempause, München 1988 (italienisch zuerst 1958), S. 49.

170 Vgl. Der Parlamentarische Rat, 1948–1949: Akten und Protokolle, Bd. 5.1: Ausschluß für Grundsatzfragen 1, bearb. von Eberhard Pikart und Wolfram Werner, Boppard am Rhein 1993, S. 29.

171 Manfred Baldus, Kämpfe um die Menschenwürde. Die Debatte seit 1949, Berlin 2016, S. 29 f.

zur Unmenschlichkeit führten. Der cartesianische Mensch, so meinte man, der in eine denkende Substanz und einen physischen Körper aufgeteilt ist, deutet auf Spaltung, soziale Ausgrenzung und schließlich Vernichtung hin.<sup>172</sup> Konnte man den Menschen als reinen Körper auffassen, so konnte man ihn als reine physische Substanz vernichten. Dagegen bietet die organische Würde, die sich auf Denken und Fühlen stützt, einen zwar abgeschwächten, aber keineswegs unwirksamen Schutz, eine Würde, die dem Missbrauch besser widersteht.

Diese Gedanken fanden dann knapp ein Jahr nach der AEMR ihren Eingang in das Grundgesetz. Das Dokument wurde 1948/49 von dem Parlamentarischen Rat aus einundsiebzig Männern und Frauen ausgearbeitet. Er formulierte die Verfassung in ausdrücklicher Opposition zum Dritten Reich, auf das in ihren Beratungen häufig Bezug genommen und das sogar in einer frühen Fassung erwähnt wurde.<sup>173</sup> Die Gesetzgeber nahmen sich an der AEMR ein Beispiel. Es gibt aber auch eine aus der deutschen Problemsituation hervorgehende Erklärung für ihren Entschluss. Der Soziologe Wolf Lepenies schreibt: »Nach 1945 wollte man bei dem Versuch der moralischen Reparatur in Ost und West auf Goethe nicht verzichten.«<sup>174</sup> Allerdings fand Goethes Begriff des Individuums auf etwas umwegige Weise Eingang in das Grundgesetz. Carlo Schmid entwarf 1946 für die Verfassung von Baden-Württemberg einen Artikel, der sich auf Goethes Begriff des Individuums stützte. Schmid war Jurist, Föderalist, Europäer und Mitarchitekt des deutschen Grundgesetzes.<sup>175</sup> Er betrachtete sich als Anhänger Goethes und insbesondere des »Wilhelm Meister«. <sup>176</sup> Das hatte Auswirkungen auf seine Politik. Im ersten Artikel der von ihm entworfenen baden-württember-

172 H. G. Adler, *Theresienstadt 1941–1945. Das Antlitz einer Zwangsgemeinschaft. Geschichte, Soziologie, Psychologie*, 2., verbesserte und ergänzte Auflage, Tübingen 1960 (<sup>1</sup>1955), Nachdruck Göttingen 2012, S. 632 f. Vgl. Henry L. Feingold, *How Unique is the Holocaust?*, in: *Genocide. Critical Issues of the Holocaust*, ed. by Alex Grobman and Daniel Landes, Los Angeles 1983, S. 397–401; Raul Hilberg, *The Destruction of the European Jews*. Third edition, 3 vol., New York 1973, Bd. 1, S. 994.

173 Vgl. Michael F. Veldkamp, *Der Parlamentarische Rat 1948–1949*, Göttingen 1998, S. 44–58.

174 Wolf Lepenies, *Kultur und Politik. Deutsche Geschichten*, München 2006, S. 387.

175 Vgl. Christian Bommarius, *Das Grundgesetz. Eine Biographie*, Berlin 2009, S. 162–174.

176 Vgl. Petra Weber, *Carlo Schmid, 1896–1979. Eine Biographie*, München 1996, S. 9 f.

gischen Verfassung heißt es: »Der Mensch ist berufen, in der ihn umgebenden Gemeinschaft seine Gaben in Freiheit und in der Erfüllung des ewigen Sittengesetzes zu seinem und des anderen Wohl zu entfalten.«<sup>177</sup> Auch hier hält der Gedanke der Würde, wie er in ›Wilhelm Meisters Lehrjahre‹ erscheint, Einzug in die politische Sphäre Deutschlands. Carlo Schmid's Verfassungsrevolution überträgt Goethes Verständnis des Individuums in ein deutsches Grundgesetz.

Es liegt sehr nahe, dass Schmid hier seinem literarischen Helden folgt. In seiner Rede zur Verleihung des Goethepreises 1967 hat Schmid sein Credo dargelegt, wie ein moderner Staatsmann eine Demokratie im Sinne von Goethes Ethik aufbauen könnte. Dabei erläutert er seine Idee von »Bildung«, in der er ein politisches Ziel sieht:

Die uns gestellte Aufgabe ist die Entwicklung zur Persönlichkeit im Zeichen der Humanität. Entwicklung aber ist – Goethe hat es uns gesagt – nicht die ursächliche Verknüpfung aufeinanderfolgender Zustände, sondern die Entfaltung jedes einzelnen dieser Zustände aus dem Urphänomen, jener Entelechie, darin all unser Sein-Können begriffen ist. Wenn Goethe bis in seine Lebensmitte im Streben nach voller Entfaltung der Einzelpersönlichkeit die eigentliche Pflicht sah, so erkannte er in der geläuterten Weisheit des Alters mehr und mehr den Wert der Persönlichkeit und den Rang ihrer Bildung in der in einem tätigen Leben erworbenen Kraft, ihr Eigentlichstes denkend und handelnd in den Dienst einer von ihr gewollten Gemeinschaft zu stellen. Was der Mensch wert ist, erweist er uns durch seine Leistung für diese, und am stärksten und wirksamsten, wenn er darin einbringt, was er auf dem Wege zu sich selber sich erwarb. In der sozialen Einordnung dessen, was er auf der Suche nach dem Unbedingten fand, wird seine Bildung gerade in der Bedingtheit, die jede Einordnung wirkt, fruchtbar werden.<sup>178</sup>

Schmid zeichnet (trotz gelegentlicher Abschweifungen) ein genaues Bild des Goetheschen Bildungsideals: Er erinnert an die Ausbildung des

177 Verfassung des Landes Baden-Württemberg vom 11. November 1953, <http://www.verfassungen.de/bw53-i.htm>. Vgl. Bommarius, Das Grundgesetz (Anm. 175), S. 118.

178 Carlo Schmid, Gemessen an Goethe ..., in: Die Zeit, Nr. 35 vom 1. September 1967.

Individuums zu einer »Einzelpersönlichkeit« in den ›Lehrjahren‹ und zu einem sozial verantwortlichen Mitglied der Gemeinschaft in den ›Wanderjahren‹. Das wiederholt verwendete Wort »Entfaltung« in seinem Text zeigt sein Gespür für die Bedeutung von Wachstum und Selbstverwirklichung.

Dieselbe goethische Sicht des Individuums findet sich in Artikel 2 des Grundgesetzes, das am 29. Mai 1949, drei Monate vor Goethes Zweihundertjahrfeier, verabschiedet wurde: »Jeder hat das Recht auf die freie Entfaltung seiner Persönlichkeit, soweit er nicht die Rechte anderer verletzt und nicht gegen die verfassungsmäßige Ordnung oder das Sittengesetz verstößt.« Diese Formulierung stammt nicht allein von Schmid, wie aus den Protokollen des parlamentarischen Rats hervorgeht.<sup>179</sup> Die ›Revolution in der Verfassung‹<sup>180</sup> – Schmid nannte sie »Metanoia«<sup>181</sup> – war das Ergebnis eines Dialogs zwischen mehreren Juristen. Schmid lieferte den ersten Entwurf für Artikel 2.<sup>182</sup> Den endgültigen Text verfasste Hermann von Mangoldt.<sup>183</sup> Ungeachtet seiner Vergangenheit war Mangoldt jetzt ein überzeugter Demokrat. Als Vorsitzender des Unterausschusses setzte er sich dafür ein, die Würde des Menschen als Grundlage des neuen Gesetzes einzusetzen.<sup>184</sup> In der Redaktionssitzung des Parlamentarischen Rats berief er sich zudem auf die AEMR.<sup>185</sup> Sowohl über die AEMR als auch über Schmidts Bewunderung für Goethe fand demnach dessen Vorstellung von der Menschenwürde Eingang in das deutsche Grundgesetz.

Das in Artikel 2 des Grundgesetzes bekräftigte Recht auf Selbstentfaltung war einzigartig im europäischen Recht. Was hier als Recht anerkannt wird, kann als ein wesentliches Element der in Artikel 1 proklamierten Menschenwürde angesehen werden. Dies bringt mich zu

179 Entstehungsgeschichte der Artikel des Grundgesetzes. Neuausgabe des Jahrbuchs des öffentlichen Rechts der Gegenwart, hrsg. von Peter Häberle, 2. erweiterte Auflage mit neuer Einleitung, Bd. 1, Tübingen 2010.

180 Bommarius, Das Grundgesetz (Anm. 175), S. 117 f.

181 Der Parlamentarische Rat (Anm. 170), Bd. 5/1, S. 68.

182 Entstehungsgeschichte der Artikel des Grundgesetzes (Anm. 179), S. 54.

183 Ebd., S. 57.

184 Christian Starck, Hermann von Mangoldt (1895–1953). Mitglied des Parlamentarischen Rates und Kommentator des Grundgesetzes, in: Archiv des öffentlichen Rechts 121 (1996), S. 438–447.

185 Entstehungsgeschichte der Artikel des Grundgesetzes (Anm. 178), S. 57.

einem der eigensinnigsten Punkte im deutschen Konstitutionalismus, nämlich der Bedeutung des berühmten Artikels 1: »Die Würde des Menschen ist unantastbar.« In den Worten von Heinz Müller-Dietz ist diese Aussage keine Beschreibung des Status quo, sondern ein »normatives Gebot«.<sup>186</sup> Doch woher stammt es? Christoph Goos kritisiert in einer gründlichen Quellenstudie die lange Zeit vertretene Ansicht, Artikel 1 sei kantianisch, und betont stattdessen die Bedeutung von Epiktet und Luther. Er unterstreicht insbesondere den Ort der »inneren Freiheit« als eine Facette der Würde.<sup>187</sup> Ich glaube jedoch, dass Goethe auch hier eine Rolle spielte, vielleicht die wichtigste. Denn dieses seltsam unbestimmte, so heiß diskutierte Gebot wird klarer, wenn man den Hauptverfasser Carlo Schmid und seinen früheren Entwurf der württembergischen Verfassung betrachtet. Was die Gesetzgeber mit dem Begriff »Würde« in Artikel 1 im Sinn hatten, war, so meine ich, zu einem großen Teil die zuerst von Pico formulierte und von Goethe stark erweiterte Fähigkeit jedes einzelnen, sich frei zu entfalten. Diese Freiheit würde jede andere Freiheit untermauern. Diese Interpretation würde den scheinbar »weichen« und »unbestimmten«, um nicht zu sagen »unklaren« Charakter des Begriffs der »Menschenwürde« im Grundgesetz erklären. Und es gibt noch einen weiteren Punkt. Prämisse für diese Lesart von Artikel 1 ist, dass er sich nicht einfach nur an das Individuum wendet, wie gemeinhin angenommen wird. Es geht, Herder und Goethe folgend, um die Menschheit als Ganzes. In dieser grundsätzlichen Hinsicht ist die Formulierung in Artikel 1 keine Richtlinie, sondern eine empirische Beschreibung. Sie schließt das Kollektiv mit ein. Carlo Schmid ist deutlich: »In der sozialen Einordnung [...] wird [die] Bildung gerade in der Bedingtheit, die jede Einordnung wirkt, fruchtbar werden.«<sup>188</sup> Schmid versteht darunter das, was ich soziale Würde nenne. In Abwandlung von McCruddens »Kern«-Vorschlag weist diese auf eine neue Typologie hin: 1. die intrinsische Würde, 2. die extrinsische Würde; 3. die organische Würde; 4. die soziale Würde; 5. die Rechtswürde. Damit die Würde des Individuums zu

186 Heinz Müller-Dietz, *Menschenwürde und Strafvollzug*, Berlin und New York 1994, S. 8.

187 Christoph Goos, *Innere Freiheit. Eine Rekonstruktion des grundgesetzlichen Würdebegriffs*, Göttingen 2011, S. 191–216.

188 Schmid, *Gemessen an Goethe* (Anm. 178).

einer wirksamen Kraft werden kann, wie René Cassin es verstand, muss sie in die Gesellschaft eingebettet sein. Die menschliche Gesellschaft – sofern es keine metaphysische Instanz gibt – muss diese Würde bekräftigen. Diese Bekräftigung, so Cassin, ist der stärkste Garant für Frieden, da die Wahrung dieser sozialen Normen das Gemeinwesen schützt.<sup>189</sup>

Meine These von der Bedeutung Goethes für die Entwicklung des Begriffs der Würde wird auch durch Überlegungen Carlo Schmidts an anderer Stelle gestützt. In einer Reflexion über die menschliche Freiheit aus dem Jahr 1950 kommt er zu dem Schluss: »Frei ist der Mensch nicht dort, wo er erträglich behandelt wird, sondern wo er von sich aus die Formen und Inhalte seines Lebens gestalten kann.«<sup>190</sup> In ähnlicher Weise kommt er zu dem Schluss:

Mensch sein heißt unter vielen anderen auch – und wesentlich –, sich entscheiden müssen und sich entscheiden können, und es liegt die Würde des Menschen ganz wesentlich darin, daß er die Möglichkeit hat, ja, daß ihm aufgegeben ist, zwischen verschiedenen Möglichkeiten für deren jede es gute Argumente gibt, zu entscheiden. [...] Wir wollen nicht nur zu dieser inneren Freiheit die Möglichkeit haben, sondern auch die Möglichkeit zu einer Freiheit, die den Menschen in Stand setzt, alle menschlichen Vermögen auch nach außen zu entfalten.<sup>191</sup>

Meine Lesart von Artikel 1 des Grundgesetzes wird durch die Standardkommentare gestützt. In den Originalausgaben des Maunz/Dürig schreibt Günter Dürig:

Jeder Mensch ist Mensch Kraft seines Geistes, der ihn abhebt von der unpersönlichen Natur und ihn aus eigener Entscheidung dazu befähigt, seiner selbst bewußt zu werden, sich selbst zu bestimmen und sich und die Umwelt zu gestalten.<sup>192</sup>

189 René Cassin, The Charter of Human Rights, Nobelpreis-Rede, 11. Dezember 1968, <https://www.nobelprize.org/prizes/peace/1968/cassin/lecture/>.

190 Protokoll der Verhandlungen des Parteitags der SPD vom 21. bis 25. Mai 1950 in Hamburg, o.O., o.J., S. 225. Vgl. Goos, Innere Freiheit (Anm. 187), S. 110.

191 Protokoll der Verhandlungen des Parteitags der SPD, a.a.O., S. 257. Vgl. Goos, a.a.O., S. 112.

192 Günter Dürig, Der Grundrechtssatz von der Menschenwürde: Entwurf eines praktikablen Wertsystems der Grundrechte aus Art. 1 Abs. 1 GG in Verbindung

Habermas bringt es auf den Punkt, dass »die universalisierte Würde, die allen Personen gleichermaßen zukommt, [...] auf sozialer Anerkennung beruht«. <sup>193</sup> Die Menschenwürde existiert an der Schnittstelle zwischen Öffentlichem und Privatem. Zugleich ist die Würde aber auch eine Macht: Sie validiert Rechte, sie schützt das Individuum und übt damit einen Zwang zugunsten des Bürgers gegenüber dem Staat aus. Die intrinsische Würde behauptet das heilige Selbst des Menschen und fördert sein Wohlergehen gegenüber dem Handeln des Leviathan. In diesem komplexen Bereich spielt Goethes Theorie insofern eine Schlüsselrolle, als sie als erste die Würde als Eigenschaft eines Lebewesens behandelt, das organisch wächst, sich verändert und entwickelt, um sein volles Potential in Körper und Geist zu erreichen. Das Bundesverfassungsgericht hat in wichtigen Beschlüssen die Würde des ungeborenen Lebens bestätigt. <sup>194</sup> Seine Beschlüsse zu diesem Thema sind durchaus in Goethes Sinn. <sup>195</sup>

## X.

Seit James Boyd Whites Buch ›The Legal Imagination‹ aus dem Jahr 1973 <sup>196</sup> und Allen Smiths Prophezeiung einer »kommenden Renaissance in Recht und Literatur« <sup>197</sup> ist der Bereich Literatur und Recht stark angewachsen, sei es durch die Zustimmung von Gelehrten wie Ian Ward <sup>198</sup> oder die Skepsis von Richard Posner. <sup>199</sup> Dennoch beschränkt sich das Unterfangen im allgemeinen auf eine binäre Paarung: Literatur

mit Art 19 Abs. II des Grundgesetzes, in: Archiv des öffentlichen Rechts 81 (1956), S. 117–157, hier: S. 125. Siehe auch Bruno Schmidt-Bleibtreu und Franz Klein, Kommentar zum Grundgesetz für die Bundesrepublik Deutschland, Neuwied <sup>3</sup>1973, S. 152 f.

<sup>193</sup> Habermas, Das Konzept der Menschenwürde (Anm. 2), S. 350.

<sup>194</sup> BVerfGE 19, 1 [17].

<sup>195</sup> BVerfGE 64, 274 in 2279–2280.

<sup>196</sup> James Boyd White, The Legal Imagination, Boston 1973, passim.

<sup>197</sup> J. Allen Smith, The Coming Renaissance in Law and Literature, in: Journal of Legal Education 30 (1979), S. 13–26.

<sup>198</sup> Ian Ward, Law and Literature. Possibilities and Perspectives, Cambridge, MA 1995.

<sup>199</sup> Richard Posner, Law and Literature. A Misunderstood Relation, Cambridge, MA 1988.

als Gesetz oder Gesetz als Literatur.<sup>200</sup> Die Literatur scheint keine neuen Rechtskonzepte zu liefern, auch wenn Martha Nussbaum vorgeschlagen hat, die literarische Vorstellungskraft im Recht einzusetzen, z. B. um die Würde zu schützen.<sup>201</sup> Die Literatur spielt zwar eine wichtige Funktion im öffentlichen Raum aller westlichen Demokratien, aber ihre Rolle wird nicht immer wahrgenommen. Der frühere englische Richter am Obersten Gerichtshof des Vereinigten Königreichs, Lord Jonathan Sumption, hat beispielsweise die These aufgestellt, dass das Recht im öffentlichen Leben dominiert: »Die Rolle des sozialen und religiösen Gefühls, die einst so entscheidend für das Leben unserer Gesellschaften war, ist weitgehend vom Recht verdrängt worden.«<sup>202</sup> Ich bin mir nicht sicher, ob dieses Bild vollständig ist. Sumption behandelt das Recht als Hauptinstanz der öffentlichen Sphäre, ohne auf die Sitten und die Ethik, die Medien und die Künste einzugehen, die unsere Praxis durchdringen. Die Literatur kommt trotz ihres Einflusses auf das Recht nicht vor. Die Literatur spielt jedoch als Hort der Werte und Würde eine entscheidende Rolle in der Öffentlichkeit. In ›Wilhelm Meisters Lehrjahren‹ und in den ›Wanderjahren‹ bahnt sich eine bedeutende soziale Wandlung an, die Abkehr von einer Prinzipienpolitik zu einer Wertepolitik.<sup>203</sup> Diese wird schließlich in Rudolph Lotzes Verständnis des Wertdenkens vollzogen.<sup>204</sup> Diese Entwicklung, wird heute allgemein akzeptiert. Es ist die in der Literatur entwickelte Vorstellung der

200 Vgl. Ward, *Law and Literature*, a. a. O., S. 3; Posner, *Law and Literature*, a. a. O., S. 11–23, 209–245.

201 Martha C. Nussbaum, *Poetic Justice. The Literary Imagination and Public Life*, Boston 1995, S. xvi.

202 Jonathan Sumption, *The Limits of Law* (2005), in: *Lord Sumption and the Limits of the Law*, ed. by N. W. Barber, Richard Ekins und Paul Yowell, Oxford 2016, S. 15–26, hier: S. 17.

203 Vgl. Jeremy Adler, *The Great Transformation: The Contribution of German-Jewish Exiles to British Culture. The Fifth Martin Miller and Hannah-Norbert Miller Memorial Lecture*, London 2019, S. 29–32.

204 Rudolph Hermann Lotze, *Mikrokosmos. Ideen zur Naturgeschichte und Geschichte der Menschheit. Versuch einer Anthropologie*, hrsg. von Nikolay Milkov, mit einer Einleitung und Registern vom Herausgeber, 3 Bde. Hamburg 2017 (†1856–1864), Bd. 1, S. 269–298, 386–415. Vgl. William R. Woodward, *Hermann Lotze. An Intellectual Biography*, Cambridge 2015, S. 76–78, 103–105, 116–119, 191–193.

modernen *Wertekultur*, die meiner Ansicht nach den Einzug der Idee der Menschenwürde ins Rechtsdenken ermöglicht hat.

Denn die Literatur stellt einen allgemein geteilten Bestand an Weisheit dar, der die Macht hat, Werte zu bilden, zu verändern und zu vermitteln. Dadurch vermag sie, Meinungen in der Öffentlichkeit zu gestalten. Es reicht nicht aus, Philosophie und Religion einander in ihrem Kampf um das Recht gegenüberzustellen, wie es Leo Strauss getan hat.<sup>205</sup> Man muss auch die Literatur mit einbeziehen, um das Feld zu definieren, aus dem das Recht hervorgehen kann. Zwar ist Goethes Roman ›Wilhelm Meisters Lehrjahre‹ vielleicht das einzige Werk, das ein Gesetzbuch, sogar eine Verfassung geprägt hat, aber dieser Fall mag dennoch beispielhaft sein. Es ist eine bemerkenswerte Leistung für einen Schriftsteller: Das in ›Wilhelm Meisters Lehrjahre‹ enthaltene Ideal der Selbstverwirklichung hat als Quelle der Rechte und als Fundament des Staates Eingang in eine moderne, liberale Verfassung gefunden. Und nichts könnte Goethes Bedeutung als Denker besser aufzeigen, als die Aufnahme seiner Ideen in das deutsche Grundgesetz. Durch die Vermittlung Goethes fand das alte Ideal der *humanitas* ihren Eingang in die Gesetzbücher. Ich denke, dass dies für die Zukunft der Demokratie ein guter Schritt war.

205 Leo Strauss, *Natural Right and History*, Chicago 1953, S. 75.

WOLFGANG BUNZEL

## Post aus Jena

### Clemens Brentanos Brief an seinen Ex-Kommilitonen Matthias Thiel vom April 1799

Obwohl die gut zwei Jahre, die Clemens Brentano zwischen Juni 1798 und August 1800 in Jena verbrachte, eine entscheidende Phase in seinem Leben waren, haben sich nur rund 20 Briefe aus diesem Zeitraum erhalten. Das Schreiben an den aus Riga stammenden ehemaligen Kommilitonen Matthias Thiel (1775–1843) ist eines dieser raren Dokumente. Ihm kommt in mehrfacher Hinsicht eine Sonderstellung in Brentanos früher Korrespondenz zu. So handelt es sich dabei nicht nur um das einzige Schreiben, das von Jena aus an einen Studienkollegen gerichtet war (die Briefe an Stephan August Winkelmann wurden allesamt in Altenburg oder Frankfurt geschrieben), es ist auch der einzige Freundschaftsbrief aus jener Lebensphase. Zugleich scheint darin bereits ansatzweise jenes imaginative Potential auf, das Brentano in der Folgezeit so weit steigern wird, dass jene Form »ästhetischer Subjektivität« entsteht, die Karl Heinz Bohrer als Kennzeichen des »romantischen Briefs« benannt hat.<sup>1</sup> Das singuläre und mutmaßlich unbeantwortet gebliebene Schreiben kann daher als epistolares Leitfossil der Briefschreibkunst Clemens Brentanos angesehen werden.

Der Wortlaut des Briefes ist seit längerem bekannt. Erstmals gedruckt wurde das Schreiben 1988 in der Frankfurter Brentano-Ausgabe mit der Angabe »Privatbesitz«.<sup>2</sup> 2023 ist das Original nun in die Sammlungen des Freien Deutschen Hochstifts übergegangen – als Geschenk

- 1 »Es ist für die Genesis des ästhetischen Bewußtseins [...] erhellend, daß an die Stelle der diskursiven Erläuterung [...] die imaginative Rede tritt«; Karl Heinz Bohrer, *Der romantische Brief. Die Entstehung ästhetischer Subjektivität*, München und Wien 1987, S. 89.
- 2 Clemens Brentano, *Sämtliche Werke und Briefe. Historisch-kritische Ausgabe*. Veranstaltet vom Freien Deutschen Hochstift, Bd. 29: Briefe I (1792–1802). Nach Vorarbeiten von Jürgen Behrens und Walter Schmitz hrsg. von Lieselotte Kinskofer, Stuttgart, Berlin, Köln, Mainz 1988, S. 599 (Abdruck des Briefes: S. 165–168).

Michael von Brentanos (London), dem hiermit ganz herzlich für seine Großzügigkeit gedankt sei. Der in Frankfurt verwahrte Schatz an Brentano-Handschriften ist damit weiter angewachsen und hat mit dem Brief an Thiel eine wichtige Ergänzung erfahren.

*Der Adressat: Matthias Thiel aus Riga*

Der am 21. August 1775 in Riga geborene Matthias Thiel stammt – wie Brentano selbst – aus einer Kaufmannsfamilie. Sein Vater Franz Johann Thiel, der offenbar früh, nämlich »vor 1796« starb,<sup>3</sup> war mit Anna Dorothea geb. Ehlers verheiratet und seit 1780 als Bierbrauer tätig.<sup>4</sup> Als einer von zwei »Vorsteher[n]« der »Administration der Stiftung der milden Gift«, die »im Jahr 1558 zum Besten der Prediger, Kirchendiener und Schullehrer, auch zum Studiren armer Bürgerkinder, wenn sie sich dem Predigtamt widmen, von 45 rigischen Bürgern gestiftet« worden war,<sup>5</sup> scheint er den späteren Berufsweg seines Sohnes als Geistlicher vorbestimmt zu haben. Denn generell galt für die Studierenden aus dem Baltikum:

Die Berufswahl mußte schon mit 14–15 Jahren getroffen worden sein [...]. In die Secunda und Prima gingen [...] nur diejenigen, die einen festen Willen hatten, an der Universität weiter zu studieren. [...] die Kosten (Studiengeld, Kostgeld, Bezahlung für die Überführung in die höhere Klasse, Kosten für Studienliteratur) waren be-

3 Lexikon der Studenten aus Estland, Livland und Kurland an europäischen Universitäten 1561–1800. Bearbeitet von Arvo Tering unter Mitarbeit von Jürgen Beyer, Köln, Weimar, Wien 2018 (= Quellen und Studien zur baltischen Geschichte 28), S. 687, Nr. 5130.

4 »Herr Franz Johann Thiel, der in der Jacobstrasse wohnt, wird nunmehr anfangen, sich der Brau-Nahrung zu bedienen, und jederzeit beflissen seyn, einen Jeden mit gutem gekochten Bier sowohl in Bout[ei]l[en]. als in Tonnen aufzuwarten«; Rigische Anzeigen von allerhand Sachen, deren Bekanntmachung dem gemeinen Wesen nöthig und nützlich ist, XXII. Stück, 1. Juni 1780, S. 172. Er gehörte der dritten der insgesamt »drey Gilden« von »Kaufleute[n] und Bürgern« in Riga an; Rigisches Adreßbuch. Vom Jahre 1790, o. O. [Riga] o. J., S. 72 (Namensnennung: S. 83). Im »Rigischen Adreßbuch« wird er in der Rubrik »Brauereicompangieverwandte« aufgeführt; ebd. S. 91.

5 Ebd., S. 65 (in der Vorlage fälschlich »59«).

trächtlich. Die Prima, wo man je nach Begabung zwei bis drei Jahre studierte, absolvierten jährlich drei bis fünf Schüler.<sup>6</sup>

Matthias Thiel kam 1784 in die Quinta, 1790 in die Sekunda und 1793 in die Prima der Domschule in Riga,<sup>7</sup> die er 1795 verließ, um im Frühherbst mit dem Studium zu beginnen. »Das wirtschaftlich wohlhabende Riga« war dabei »die einzige Stadt im evangelischen Baltikum, die imstande war, Gelehrte mit örtlicher Herkunft – Juristen, Geistliche und Mediziner – für den städtischen Dienst vorzubereiten«.<sup>8</sup>

Dass bei Thiel die Wahl auf Jena als Studienort fiel – das Baltikum verfügte im 18. Jahrhundert noch nicht über eine eigene Universität –, kann nicht überraschen, denn nicht nur die Söhne liv- und kurländischer Geistlicher (Pröbste und Diakone),<sup>9</sup> sondern auch die übrigen für das Predigeramt vorgesehenen jungen Männer aus den baltischen Provinzen ließen sich im 18. und frühen 19. Jahrhundert häufig in der Stadt an der Saale akademisch ausbilden. So wurde die dortige Universität letztlich zur »bevorzugtesten Hochschule für die baltischen Provinzen Rußlands überhaupt«.<sup>10</sup> Üblicherweise brachen die Absolventen »vor dem Beginn großer Stürme im Herbst«<sup>11</sup> von Zuhause auf:

- 6 Arvo Tering, Die est-, liv- und kurländischen Studenten auf den europäischen Universitäten im 17. und frühen 18. Jahrhundert, in: Stadt und Literatur im deutschen Sprachraum der Frühen Neuzeit, hrsg. von Klaus Garber unter Mitwirkung von Stefan Anders und Thomas Elsmann, Bd. 1, Tübingen 1998 (= Frühe Neuzeit 39), S. 842–872, hier: S. 844.
- 7 Vgl. hierzu Bernhard Hollander, Geschichte der Domschule, des späteren Stadtgymnasiums zu Riga, hrsg. von Clara Redlich, Hannover-Döhren 1980 (= Beiträge zur baltischen Geschichte 10).
- 8 Tering, Die est-, liv- und kurländischen Studenten auf den europäischen Universitäten im 17. und frühen 18. Jahrhundert (Anm. 6), S. 846.
- 9 Vgl. Theodor Kallmeyer, Die evangelischen Kirchen und Prediger Kurlands. Ergänzt, bis zur Gegenwart fortgesetzt und im Auftrage der kurl. Gesellschaft für Literatur u. Kunst hrsg. von G.[ustav] Otto, Mitau 1890; zweite Ausgabe, Riga 1910, S. 491.
- 10 Arvo Tering, Baltische Studenten an europäischen Universitäten im 18. Jahrhundert, in: Aufklärung in den baltischen Provinzen Rußlands. Ideologie und soziale Wirklichkeit, hrsg. von Otto-Heinrich Elias in Verbindung mit Indrek Jürjo, Sirje Kivimäe und Gert von Pistohlkors, Köln, Weimar, Wien 1996 (= Quellen und Studien zur baltischen Geschichte 15), S. 125–154, hier: S. 130.
- 11 Tering, Die est-, liv- und kurländischen Studenten auf den europäischen Universitäten im 17. und frühen 18. Jahrhundert (Anm. 6), S. 844.

Die an die Universitäten reisenden est- und livländischen Studenten fuhren mit einem Handelsschiff nach Travemünde und von dort nach Lübeck, wo man bei Bekannten oder Verwandten übernachten konnte. Von Lübeck aus fuhr man mit der Kutsche weiter in die Universitätsstädte.<sup>12</sup>

Thiel kam offenbar Mitte September in Deutschland an und nutzte die Gelegenheit, auf dem Weg zu seinem Studienort Sehenswürdigkeiten zu erkunden. So besuchte er beispielsweise die östlich von Elbingerode gelegene Tropfsteinhöhle im Bielstein, die seit 1788 durch den »Einbau steinerner Treppen und hoher Leitern« begehbar gemacht worden war.<sup>13</sup> Im dortigen Besucherbuch findet sich die Bemerkung: »Matthias Thiel durchfuhr mit lebhaftem Gefühl der Erhabenheit der Naturscenen die Biels-Höhle am 20sten Sept.[ember] d.[er] Th.[eologie] Bfl.[issen] aus Livland.«<sup>14</sup> In Jena scheint er am 25. September eingetroffen zu sein.<sup>15</sup> Er hatte deshalb genügend Zeit, um sich eine zu seiner – wohl recht begrenzten – finanziellen Ausstattung passende Unterkunft zu suchen. Die Einschreibung an der Jenaer Universität erfolgte dann einen Monat später gemeinsam mit dem gleichfalls an der Rigaer Domschule ausgebildeten Gotthard Tobias Tielemann (1773–1846)<sup>16</sup> und dem aus

12 Ebd., S. 847.

13 F.[riedrich] Stolberg, Die Bielhöhle bei Rübeland im Bielstein, <http://www.argekh.de/mainnav/berichte-und-forschung/besondere-hoehlen-im-arbeitsgebiet/bielshoehle.html> (9.5.2024).

14 Christian Friedrich Schröder, Naturgeschichte und Beschreibung der Baumans- und Bielhöhle wie auch der Gegend des Unterharzes. Nebst den Jahrbüchern der Bielhöhle von 1788 bis 1796, Berlin 1796, S. 219 (S. 141–222: Die Jahrbücher der Bielhöhle oder Verzeichniß derer, welche die Bekkerbielsteinshöhle befahren haben. Erster Theil vom Jahr 1788 bis 1795. Besorgt von Christian Friedrich Bekker). 1795 besuchten insgesamt 201 Gäste die Höhle; vgl. ebd., S. 222.

15 Dies lässt sich aus einem am 26. September 1796 verfassten Brief an seine Mutter und seine Schwestern erschließen, heißt es darin doch: »Gestern feierte ich, in Gedanken, den Tag meiner Ankunft in Jena, er ist mir sehr gegenwärtig und erinnert mich nur zu lebhaft, daß schon ein ganzes Jahr meiner academischen Lebenszeit verflossen ist.« (Gabriele von Mickwitz, Studiosus Thiel, Jena, in: Jahrbuch des baltischen Deutschtums 2011 [erschienen: 2010], S. 51–73, hier: S. 55)

16 Siehe hierzu EEVA (Digitale Textsammlung älterer Literatur Estlands), <https://utlib.ut.ee/eeva/index.php?lang=de&do=autor&aid=185> (9.5.2024). Vgl. auch Lexikon der Studenten aus Estland, Livland und Kurland an europäischen Universitäten 1561–1800 (Anm. 3), S. 690, Nr. 5147.

Reval stammenden Theodor Johann Middendorf (1776–1856).<sup>17</sup> Am 20. Oktober 1795 vermerkt das Matrikelbuch: »Matthias Thiel, Livonus.«<sup>18</sup>

Thiel bemühte sich von Anfang an um Anschluss zu anderen Studierenden und versuchte auch, Zugang zu bereits bestehenden akademischen Gruppierungen zu finden. Und da es damals »unter den Studenten [...] als ein Ehrentitel« galt, »zu den freien Männern zu gehören«,<sup>19</sup> knüpfte er Kontakt zur Literarischen Gesellschaft der freien Männer an.<sup>20</sup> Deren Protokollbuch vermerkt am 18. November, also wenige Wochen nach der Immatrikulation: »[Johann Georg] Rist aus d[em] Hollsteinischen und Thiel aus Livland wurden zu neuen Mitgliedern vorgeschlagen, beiden wurde erlaubt Probe-Aufsätze einzuliefern.«<sup>21</sup> Und tatsächlich gehörte es zu den Zielen dieses Zusammenschlusses junger Akademiker, »persönliche Bekanntschaften der Mitglieder untereinander zu wege (!) zu bringen.«<sup>22</sup> Gegründet worden war die Gesellschaft im Frühjahr bzw. Frühsommer 1794, kurz nach dem Weggang des in Jena als Philosophie-Professor lehrenden Kant-Anhängers

17 Siehe ebd., S. 483, Nr. 3352. Im Matrikelbuch findet sich allerdings die Herkunftsangabe »Livonus«; Matrikel der Universität Jena 1764–1801, 139<sup>r</sup> [282], [https://zs.thulb.uni-jena.de/rsc/viewer/jportal\\_derivate\\_00252812/Ms-Prov-f-116\\_0000\\_00.tif?logicalDiv=jportal\\_jparticle\\_00546380](https://zs.thulb.uni-jena.de/rsc/viewer/jportal_derivate_00252812/Ms-Prov-f-116_0000_00.tif?logicalDiv=jportal_jparticle_00546380) (9.5.2024).

18 Ebd.

19 Johann Georg Rists Lebenserinnerungen, hrsg. von G.[ustav] Poel, Erster Theil, Gotha 1880, S. 56.

20 In Abschnitt IV. § 2 der »Constitution« war festgelegt: »Die Aufnahme für die ganze Gesellschaft geschieht durch die besondre Versammlungen. Wer aufgenommen zu werden verlangt, meldet sich bei einer von diesen entweder schriftlich, oder lässt sich durch ein Mitglied vorschlagen.« Constitution der Literarischen Gesellschaft zu Jena, o. O. [Jena] 1795, S. 20; wiederabgedruckt in Felicitas Marwinski, »Wahrlich, das Unternehmen ist kühn ...«. Aus der Geschichte der Literarischen Gesellschaft der freien Männer von 1794/99 zu Jena, Jena und Erlangen 1992 (= Schriften zur Stadt-, Universitäts- und Studentengeschichte Jenas 4).

21 Paul Raabe, Das Protokollbuch der Gesellschaft der freien Männer in Jena 1794–1799, in: Festgabe für Eduard Berend zum 75. Geburtstag am 5. Dezember 1958, hrsg. von Hans Werner Seiffert, Weimar 1959, S. 336–383, hier: S. 359, Nr. 46.

22 Constitution der Literarischen Gesellschaft zu Jena, S. 13; zitiert nach Marwinski, »Wahrlich, das Unternehmen ist kühn ...« (Anm. 20).

Karl Leonhard Reinhold (1757–1823) nach Kiel. Wie Johann Smidt (1773–1857) in seinem Tagebuch vermerkt, trafen sich

[...] am Nachmittag des 1. Juni 1794 [...] 10 Studenten verschiedener Fachrichtungen, um über die »Errichtung eines literarischen Klubs oder einer Gesellschaft freier Männer zu beraten«. Zu ihnen gehörten die Freunde Johann Ludwig Bernhard Meister und Johann Smidt aus Bremen, Friedrich Ludwig Lindner aus Mitau, Ludwig Reinhold Stegmann aus Dorpat, Paul Wilhelm von Pomian Pesarovich aus Wolmar, Claude-Camille Perret aus Dijon, Wilhelm Georg Krüger aus Lüneburg, Johann Eduard Pohrt aus Riga, Anton Heinrich Bärnhoff aus Riga und Moritz von Vegesack aus Livland. [...] Auffällig ist die starke Beteiligung von Studenten aus dem Baltikum.<sup>23</sup>

Von den insgesamt zehn Gründerfiguren stammten nicht weniger als »sechs [...] aus Livland und Kurland«.<sup>24</sup>

Um die Ernsthaftigkeit der eigenen Ziele zu unterstreichen, beschlossen die Mitglieder schon kurz nach der Gründung, die Aktivitäten der Gesellschaft schriftlich festzuhalten; die Eintragungen im Protokollbuch beginnen »mit dem Bericht über die Zusammenkunft am 18. Juni 1794«.<sup>25</sup> Wie sich zeigt, orientierte man sich stark am Ethos, das Johann Gottlieb Fichte (1762–1814) in seinen ›Vorlesungen über die Bestimmung des Gelehrten‹ (1794) entfaltete. Und so fanden die einstigen Reinhold-Anhänger nun im Zeichen seines Nachfolgers zusammen, der am 4. September 1794 sogar selbst einer Sitzung beiwohnte.<sup>26</sup> Status und Ziele der Literarischen Gesellschaft wurden am

23 Ebd., S. 20–24.

24 Heinrich Bosse, *Bildungsgeschichten aus Jena. Deutschbaltische ›Freie Männer‹, die livländische Landsmannschaft, das Liebhabertheater der Liv-, Est- und Kurländer und Schillers *Räuber**, in: *Buch und Bildung im Baltikum. Festschrift für Paul Kaegbein zum 80. Geburtstag*, hrsg. von Heinrich Bosse, Otto-Heinrich Elias, Robert Schweitzer, Münster 2005 (= *Schriften der Baltischen Historischen Kommission* 13), S. 253–293, hier: S. 253.

25 Marwinski, »Wahrlich, das Unternehmen ist kühn ...« (Anm. 20), S. 28 f.

26 Von einem »Fichtebund« zu sprechen wird allerdings weder der Gründungssituation noch den später eingetretenen Mitgliedern gerecht. Blumenthal überschätzt die Bedeutung und verzerrt den Charakter der Literarischen Gesellschaft der freien Männer, wenn er sie zu einer Nebenformation des Schlegel-Kreises er-

22. September 1794 in Form einer listenartigen Übersicht festgehalten: »Deutlich grenzte sich die Gesellschaft zu schlagenden Verbindungen ab«; »ebenso wurden Standesvorurteile abgelehnt«. <sup>27</sup> Das eigene Selbstverständnis fand seinen Niederschlag in einer ausformulierten »Constitution«, die als gedruckte Broschüre verbreitet wurde. <sup>28</sup>

In der Literarischen Gesellschaft schlossen sich Studierende aus allen Fakultäten und Landsmannschaften zusammen. Neben ihren Studien wollten sie sich über die neuesten geistigen Strömungen der Zeit orientieren, Zugang zu Informationen gewinnen, über Zeitereignisse diskutieren und selbst schriftstellerisch tätig werden. Zum Vereinstyp der Literarischen Gesellschaft gehörte es, daß die Mitglieder Aufsätze zu selbstgewählten Themen anfertigten, sie öffentlich vorlasen und in der Gruppe eingehend besprachen; es wurden eigene poetische Versuche mitgeteilt, gleichsam »Dichterlesungen« veranstaltet, und Werke fremder Autoren auszugsweise vorgestellt. <sup>29</sup>

Johann Georg Rist erinnert sich später: »Alle vierzehn Tage versammelte man sich; es wurden nach der Reihe eigene Aufsätze und Beurtheilungen geliefert, dann etwa eins und das andere Neue vorgelesen, und der Abend mit einem frugalen, aber heitern Mahl beschlossen.« <sup>30</sup> Wie sehr man bei der Auswahl der präsentierten Texte auf Aktualität bedacht war und wie viele Neuerscheinungen berücksichtigt wurden, zeigt das Protokollbuch. So wurde im Lauf des Jahres 1795 beispielsweise »eine Stelle aus Wilh. Meister declamirt«, <sup>31</sup> Dichtungen von

klärt: »Man unterscheidet neben der Schlegel'schen Athenäumsgruppe eine zweite Vereinigung, die den Mittelpunkt einer *besonderen frühromantischen Bewegung* bildet, welche *unmittelbar* von Fichte ausgeht und eine eigene Entwicklung nimmt. Das ist jener Bund der 56 freien Männer, der in den Jahren 1794–99 in Jena als akademische Gesellschaft bestanden hat.« Alfred Blumenthal, Verschollene Heimatgenossen (Die Balten im Jenaer Fichtebund.), in: Rigasche Zeitung, Nr. 169 vom 26.7.1935, Beilage, o. S.

<sup>27</sup> Marwinski, »Wahrlich, das Unternehmen ist kühn ...« (Anm. 20), S. 33.

<sup>28</sup> Siehe Anm. 20.

<sup>29</sup> Marwinski, »Wahrlich, das Unternehmen ist kühn ...« (Anm. 20), S. 9 f.

<sup>30</sup> Johann Georg Rists Lebenserinnerungen (Anm. 19), Teil 1, S. 57.

<sup>31</sup> Raabe, Das Protokollbuch der Gesellschaft der freien Männer in Jena 1794–1799 (Anm. 21), S. 357, Nr. 36.

Klopstock, »Gedichte aus Herders Terpsichore«<sup>32</sup> und »Gedichte aus den Horen wurden vorgelesen«,<sup>33</sup> und man diskutierte über einen Text »von Schelling aus Niethammers philosophischem Journal«<sup>34</sup> sowie über Herbarts »Aufsatz [...] Über die Fichtischen Prinzipien des Naturrechts«,<sup>35</sup>

Allerdings schrumpfte die Literarische Gesellschaft der freien Männer durch den Weggang mehrerer Mitglieder bald erheblich, so dass die Verbliebenen genötigt waren, sich nach Ersatz umzusehen. Zu den Nachrückern gehörten u. a. Johann Georg Rist und Matthias Thiel; letzterer wurde am 13. Januar 1796 »einstimmig aufgenommen«. <sup>36</sup> Am 29. Januar teilt Johann Friedrich Herbart seinem Kommilitonen Johann Smidt mit: »Es sind 3 neue Mitglieder aufgenommen; der Liefländer Thiel, und die beyden Hamburger Rist und Gries. Den ersteren kenne ich wenig die beyden letzteren sind ein paar Menschen von trefflichem Kopf und Charakter, und jetzt mein liebster Umgang.«<sup>37</sup> Durch die Neuzugänge veränderte sich der Charakter der Gruppierung erheblich. Obschon auch Thiel »die Vorlesungen v. Fichte und Niethammer« hörte,<sup>38</sup> war sein Interessenfokus doch ein anderer. Der anfängliche Kreis von Fichte-Schülern und -Anhängern<sup>39</sup> durchmischte sich nun mit dem Ergebnis, dass bei den Zusammenkünften auch das Spektrum der erörterten Themen vielfältiger wurde.

32 Ebd., S. 360, Nr. 47.

33 Ebd., S. 361, Nr. 51.

34 Ebd., S. 360, Nr. 48.

35 Ebd., S. 360, Nr. 47.

36 Ebd., S. 361, Nr. 52.

37 Joh.[ann] Fr.[iedrich] Herbart's sämtliche Werke. In chronologischer Reihenfolge hrsg. von Karl Kehrbach und Otto Flügel, Bd. 16: Briefe von und an J. F. Herbart. Urkunden und Regesten zu seinem Leben und seinen Werken, Bd. 1 (Von 1776–1807), hrsg. von Theodor Fritzsche, Langensalza 1912, S. 13.

38 Lexikon der Studenten aus Estland, Livland und Kurland an europäischen Universitäten 1561–1800 (Anm. 3), S. 687, Nr. 5130. In den wenigen Briefen, die aus seiner Jenaer Zeit erhalten sind, »[...] erwähnt er unter anderen Fichte, Schelling, Niethammer (!) und Jean Paul. Auch Garlieb Merkel begegnet er in Jena, kennt dessen neueste Schriften und äußert sich über sie.« (Mickwitz, Studiosus Thiel, Jena [Anm. 15], S. 52)

39 Raabe spricht zu Recht von einem »geschlossenen Freundeskreis«; Raabe, Das Protokollbuch der Gesellschaft der freien Männer in Jena 1794–1799 (Anm. 21), S. 336.

Thiel lieferte nicht weniger als fünf Beiträge für die Literarische Gesellschaft. Den ersten steuerte er zur Sitzung am 13. Januar 1796 bei; er sollte über seine Aufnahme in den Bund entscheiden. Das Protokollbuch vermerkt an diesem Tag: »Thiels Probeaufsatz: Versuch aus der natürlichen Unzufriedenheit der Menschen mit der Gegenwart die größten Weltbegebenheiten u.s.w. zu erklären ward vorgelesen.«<sup>40</sup> Eine Woche später ist darin zu lesen: »Thiel besuchte die Gesellschaft zum erstenmahl.«<sup>41</sup> In Präsenz hielt er seinen ersten Vortrag »Über die bisherige Methodik des Unterrichts in alten Sprachen« am 23. Februar 1796. Am 2. Juni findet sich im Protokollbuch der Eintrag: »Thiel laß einen Versuch über Schillers Gedicht: Spruch des Confuzius.«<sup>42</sup> Unter dem 16. Juni ist vermerkt: »Thiel laß einen Aufsatz vor: Über den Einfluß des Ritterwesens auf Sitten.«<sup>43</sup> Und am 20. Juli heißt es: »Thiel laß Über den kirchlichen Zustand in Jena.«<sup>44</sup> Doch schon nach einem guten halben Jahr endete Thiels Engagement für die Literarische Gesellschaft. Am 10. September findet sich im Protokollbuch der Eintrag: »Thiel blieb aus.«<sup>45</sup> Sein Fehlen ist ein deutliches Anzeichen dafür, dass er das Interesse an den Zusammenkünften zu verlieren begann. Abwesenheit wurde von den Statuten streng geahndet. In Abschnitt IV. (»Von der Aufnahme neuer Mitglieder, und ihre Vertheilung in besondere Versammlungen, dem Austritte, und der Ausschliessung alter Mitzglieder«), § 9 der »Constitution« war ausdrücklich festgelegt: »Wer ohne seinen Namen einzusenden, zweymal nacheinander seine Gesellschaft nicht besucht hat, wird angesehen, als ob er, aus der ganzen Gesellschaft ausgetreten sey.«<sup>46</sup> Tatsächlich scheint Thiel an keinem weiteren Treffen mehr Teil genommen zu haben. Der summarische »Kurze Ab-

40 Ebd., S. 361, Nr. 52.

41 Ebd., S. 361, Nr. 53.

42 Ebd., S. 365, Nr. 67. Überhaupt scheint Thiel sich sehr für zeitgenössische Literatur interessiert zu haben. Wie aus dem Brief an einen Freund vom 14. November 1797 hervorgeht, schaffte er sich gleich nach dem Erscheinen »Göthes Hermann und Dorothea« an, las auch umgehend den »Schillersche[n] Musenalmanach« auf das Jahr 1798 und war darüber informiert, dass sich »nach Beendigung der Lieferungen von Wielands Werken [...] seine Jugendschriften anschließen« sollen; Mickwitz, Studiosus Thiel, Jena (Anm. 15), S. 61 f.

43 Raabe, Das Protokollbuch der Gesellschaft der freien Männer in Jena 1794–1799 (Anm. 21), S. 366, Nr. 69.

44 Ebd., S. 367, Nr. 73.

45 Ebd., S. 368, Nr. 79.

46 Zitiert nach Marwinski, »Wahrlich, das Unternehmen ist kühn ...« (Anm. 20), S. 22.

riss der Versammlungen im Winter 96–97« hält dann lapidar fest: »Thiel trat aus.«<sup>47</sup>

Die Gründe für seinen Rückzug sind vor allem in der sinkenden Mitgliederzahl der Gesellschaft zu suchen. Viele Beteiligte aus der Anfangszeit lebten mittlerweile an anderen Orten. Der gleichzeitig mit Thiel eingetretene Johann Georg Rist beispielsweise »verließ Jena schon im März 1796, war aber ständig brieflich und persönlich mit dem Bunde und den Mitgliedern in lebhafter Verbindung«.<sup>48</sup> Zugleich stockte die Rekrutierung von Nachrückern, weil viele Ankömmlinge an der Universität in ihrer Freizeit eher Zerstreung suchten und weil der Kreis der Verbliebenen zu heterogen geworden war, um die unterschiedlichen thematischen Interessen noch bündeln zu können. Ernüchert schreibt Johann Friedrich Herbart Anfang Dezember 1796 an Johann Smidt:

Unsere Gesellschaft ist tief von ihrer Höhe herabgesunken. Die Mitglieder sind so wenige [...]. Daß sie mir jetzt unendlich weniger, als Anfangs Bedürfniß sey, wirst Du Dir wohl erklären können. Ihr Schatten existirt indessen noch [...]. Jetzt kommt die Gesellschaft nur zusammen, wenn sie berufen wird.<sup>49</sup>

Immerhin war Thiel außer zu Gries und Herbart auch in näheren Kontakt zu August Ludwig Hülsen (1765–1809), einem Philosophen mit Kontakten zum Schlegel-Kreis, und Casimir Ulrich Boehlendorff (1775–1825), dem späteren Bekannten Hölderlins, gekommen. Auch wenn sich nur spekulieren lässt, wer Thiels wichtigster akademischer Lehrer war, gibt es dafür doch einen klaren Hinweis, denn: »Die freien Männer studierten Theologie, vor allem bei Heinrich Eberhard Gottlob Paulus (1761–1851) in Jena.«<sup>50</sup> In der letzten Phase seines Aufenthalts scheint dann freilich auch Friedrich Immanuel Niethammer (1766–1848) eine bedeutende Rolle gespielt zu haben. Von ihm wurden Thiel und seine Kommilitonen Gotthart Tobias Tielemann (1773–1846) und Dietrich

47 Raabe, Das Protokollbuch der Gesellschaft der freien Männer in Jena 1794–1799 (Anm. 21), Nr. 369, Nr. 81.

48 Ernst Zunker, Casimir Ulrich Boehlendorff und die pommerschen Freunde aus der Gesellschaft der freien Männer und im Einflußbereich Hölderlins, in: Baltische Studien N.F. 60 [106] (1974), S. 101–126, hier: S. 104, Anm. 13.

49 Briefe von und an J. F. Herbart, Bd. 1 (Anm. 37), S. 44.

50 Raabe, Das Protokollbuch der Gesellschaft der freien Männer in Jena 1794–1799 (Anm. 21), S. 375, Anm. 89.

Georg Mickwitz (1778–1846) sogar angeleitet, Rezensionen zu verfassen. Dem Freund Martin Balthasar Berkholz berichtet Thiel am 15. Juli 1798 stolz, dass er »[...] bald geschickt sein werde ein Wörtchen mitzusprechen in den literarischen Kriegen (der Literaturzeitung). Wir haben auch schon die Manier weg, wie man rezensentisch spricht – Hiebe oder Zuckerbrodt austheilt.«<sup>51</sup>

### *Clemens Brentano als Student in Jena (1798–1800)*

Nach dem Ausscheiden aus der Literarischen Gesellschaft fehlten Thiel zunächst aber geeignete Gesprächspartner. Es hat den Anschein, dass er sich in der Folgezeit stärker an Personen aus seiner Herkunftsregion angeschlossen hat – zumal im Lauf des Jahres 1796 weitere junge Männer aus dem Baltikum nach Jena gekommen waren. Die Matrikelliste nennt am 11. Mai »Petrus ab Fircks, Curonus.«, am 23. Mai »Ernest. ab Firks, Curonus.«, am 16. August »Ludovic. Wrangel Esthong« und am 11. Oktober »Chrstn. Georg. Kupfer, Curon.«<sup>52</sup> Die landsmannschaftlichen Verbindungen hatten seit je her einen relativ engen Zusammenhalt, durften sich wegen des 1793 auf dem Regensburger Reichstag erlassenen Verbots der Studentenorden aber nicht mehr offiziell organisieren.<sup>53</sup> Doch »erst seit 1797 sind die Orden nach und nach zerschlagen und die während der peniblen Untersuchungen bekannt gewordenen Ordensmitglieder relegiert worden.«<sup>54</sup> Stattdessen bildeten sich nun

51 Mickwitz, Studiosus Thiel, Jena (Anm. 15), S. 63.

52 Matrikel der Universität Jena 1764–1801 – [https://zs.thulb.uni-jena.de/rsc/viewer/jportal\\_derivate\\_00252812/Ms-Prov-f-116\\_0000\\_00.tif?logicalDiv=jportal\\_jparticle\\_00546380](https://zs.thulb.uni-jena.de/rsc/viewer/jportal_derivate_00252812/Ms-Prov-f-116_0000_00.tif?logicalDiv=jportal_jparticle_00546380) (9.5.2024), 141<sup>v</sup> [287] und 142<sup>v</sup> [289].

53 Siehe hierzu besonders Otto Dann, Jena. Eine akademische Gesellschaft im Jahrzehnt der Französischen Revolution, in: Soziale Unruhen in Deutschland während der Französischen Revolution, hrsg. von Helmut Berding, Göttingen 1988 (= Geschichte und Gesellschaft, Sonderheft 12), S. 166–188. Vgl. aber auch die älteren Arbeiten von W.[ilhelm] Ficht, Die Entstehung und der Niedergang der Studentenorden des 18. Jahrhunderts und deren enge Verwandtschaft mit der Freimaurerei, Bayreuth 1914, und Hans-Joachim Schoeps, Zur Geschichte der studentischen Orden des 18. Jahrhunderts, in: Zeitschrift für Religions- und Geistesgeschichte 2 (1949/50), S. 264–271.

54 Ulrich Rasche, Umbrüche – Zur Frequenz der Universität Jena im ausgehenden 18. und frühen 19. Jahrhundert, in: Die Universität Jena. Tradition und Innova-

lockere, informelle Gruppierungen, die an öffentlichen Orten zusammen kamen, um nicht den Verdacht auf sich zu ziehen, man wolle das Verbot unterlaufen und konspiriere im Geheimen.

Einer dieser Zirkel, der sich bewusst »in Opposition zu den Landsmannschaften« verortete,<sup>55</sup> traf sich regelmäßig im »sogenannten Rosen-Keller« (Abb. 1, 2 und 3),<sup>56</sup> wo auch sonst »eine beständige Gesellschaft« verkehrte.<sup>57</sup> Diese in der Johannisgasse gelegene Schankwirtschaft war das »Universitätswirtshaus«,<sup>58</sup> das seit 1570 durch herzogliches Dekret von der »Tranksteuer« und allen sonstigen Abgaben befreit war,<sup>59</sup> so dass an Professoren und Studenten alkoholische Getränke steuerfrei ausgeschenkt wurden (sog. Rosenprivileg). Die Kurzbezeichnungen »Zur Rosen« bzw. »Die Rose« sollen vom Namen des letzten »Privatbesitzers des vormals dagestandenen Back-Hauses Just Rosenhayn« abgeleitet worden sein.<sup>60</sup> Johann Caspar Kohler (1778–1844) charakterisiert diese Vereinigung folgendermaßen: »Die Gesell-

tion um 1800. Tagung des Sonderforschungsbereichs 482 »Ereignis Weimar-Jena. Kultur um 1800« vom Juni 2000, hrsg. von Gerhard Müller, Klaus Ries, Paul Ziche, Stuttgart 2001 (= Pallas Athene 2), S. 79–134, hier: S. 123.

55 Brentano-Chronik. Daten zu Leben und Werk. Zusammengestellt von Konrad Feilchenfeldt, München und Wien 1978 (= Reihe Hanser 259), S. 21.

56 Johann Ernst Basilius Wiedeburg, Beschreibung der Stadt Jena nach ihrer Topographisch- Politisch- und Akademischen Verfassung nebst vier Kupfer-Tafeln den Grund- und Auf-Riß nebst einer Karte über den nähern Distrikt, und einige denkwürdige Inschriften und Siegel darstellend, Jena 1785, S. 249.

57 [Anton Kühl,] Zeichnung der Universität Jena. Für Jünglinge welche diese Akademie besuchen wollen, Leipzig 1798, S. 84.

58 Geschichte der Universität Jena 1548/58–1958. Im Auftrag von Rektor und Senat verfaßt und hrsg. von einem Kollektiv der Histor. Inst. der Friedrich-Schiller-Universität Jena unter Leitung von Max Steinmetz, Bd. 2: Quellenedition zur 400-Jahr-Feier 1958: Archivübersicht, Quellen- und Literaturberichte, Anmerkungen, Abbildungskatalog, Literaturverzeichnis, Personen- und Ortsregister, Abkürzungsverzeichnis, Jena 1962, S. 644. Von dem Gebäude gibt es eine s/w-Photographie aus dem Jahr 1956, die sich im Universitätsarchiv Jena, Best. T, Abt. V, Photoalbum Geschichte Universität Jena, befindet.

59 Wiedeburg, Beschreibung der Stadt Jena (Anm. 56), S. 249.

60 Ebd., Anm. \*. Grund und Aufrisse finden sich im Aufsatz von Dorette Grumbt, »Domus Academica« und »Schennkstadt Zur Rosen«, in: Reichtümer und Raritäten, Bd. 2: Kulturhistorische Sammlungen, Museen, Archive, Denkmale und Gärten der Friedrich Schiller-Universität Jena. Im Auftrage des Rektors [...] hrsg. von der Abteilung Wissenschaftliche Publikationen sowie der Kustodie der Friedrich-Schiller-Universität, Jena 1981 (= Jenaer Reden und Schriften), S. 176–189.

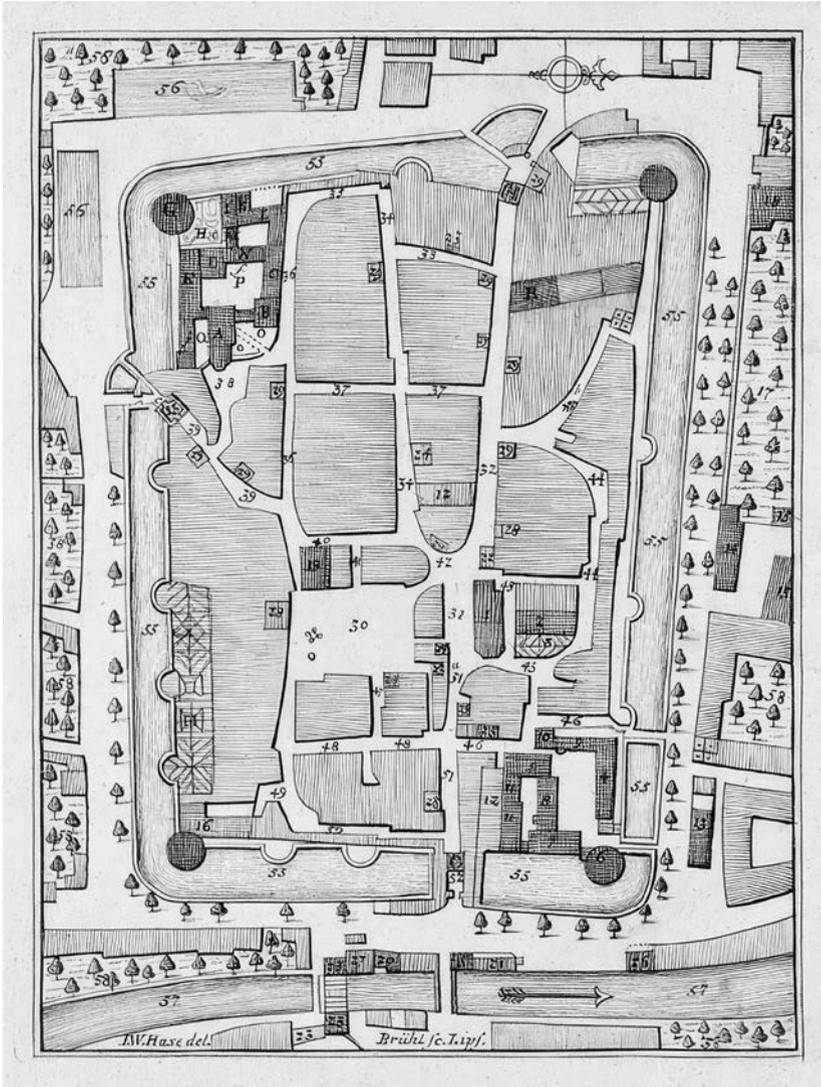


Abb. 1: Basilius Christian Bernhard Wiedeburg,  
 Ausführliche Nachricht von dem gegenwärtigen Zustande  
 der jenaischen Akademie, Jena 1751, Frontispiz.

Der Aufriss bietet ein Verzeichnis der innerhalb des Befestigungsringes  
 der Stadt Jena gelegenen Häuser und Straßen. Besonders ausgewiesen sind  
 dabei die »Akademischen Gebäude« (darunter »Die Rosen Kellerey«).

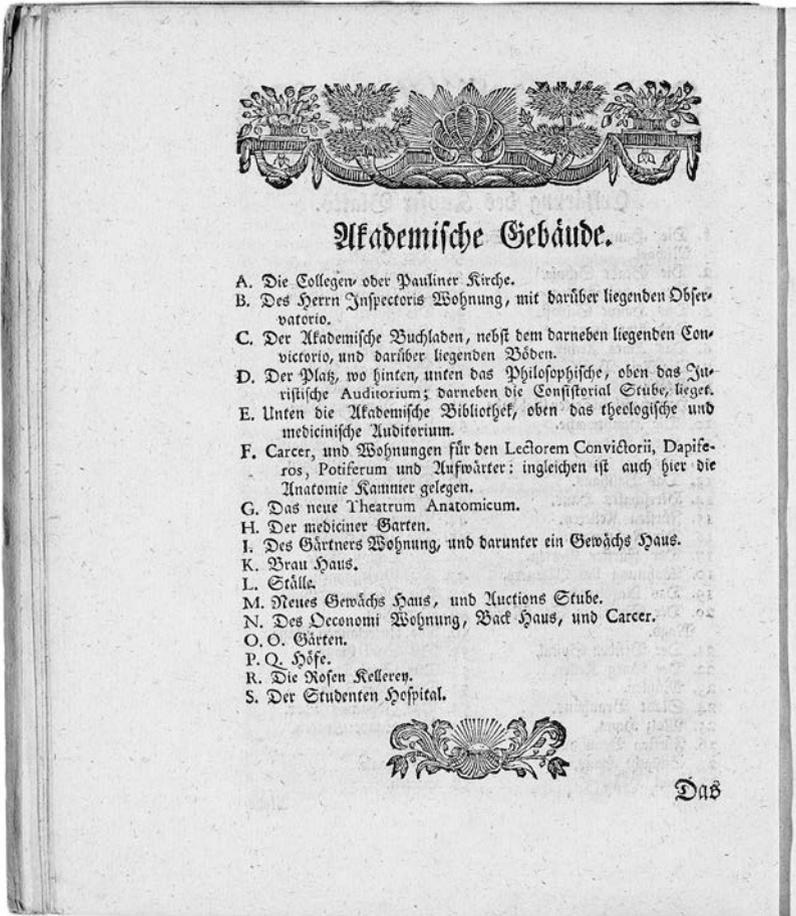


Abb. 2: Basilius Christian Bernhard Wiedeburg,  
 Ausführliche Nachricht von dem gegenwärtigen Zustande  
 der jenaischen Akademie, Jena 1751, »Akademische Gebäude«.



### Erklärung des Kupfer Blatts.

- |                                     |                           |
|-------------------------------------|---------------------------|
| 1. Die Haupt Kirche zu St. Michael. | 29. Back Häuser.          |
| 2. Die Stadt Schule.                | 30. Der Markt.            |
| 3. Der Schul Garten.                | 31. Lützen Markt.         |
| 4. Das Haupt Schloß.                | 32. Die Johannis Gasse.   |
| 5. Das Amt Haus.                    | 33. Die Juden Gasse.      |
| 6. Das Amtes Archiv.                | 34. Die Leiter Gasse.     |
| 7. Die Neit Wahn.                   | 35. Hinter der Dinnen.    |
| 8. Ställe.                          | 36. Die Collegen Gasse.   |
| 9. Herrschaftlich Seiten Gebäude.   | 37. Brüder Gassen.        |
| 10. Die Hauptwache.                 | 38. Der Nonnen Plan.      |
| 11. Korn Wöden.                     | 39. Die Iöber Gasse.      |
| 12. Die alte Regierung.             | 40. Hinter dem Rathhause. |
| 13. Das Ballhaus.                   | 41. Das Markt Gäßgen.     |
| 14. Herrschafts Haus.               | 42. Das Kreuz.            |
| 15. Fürsten Kellerey.               | 43. Hinter der Kirche.    |
| 16. Der Festsboden.                 | 44. Beym Schlucein.       |
| 17. Der Fürsten Garten.             | 45. Die Jener Gasse.      |
| 18. Wohnung des Gärtners.           | 46. Die Schloß Gasse.     |
| 19. Das Rathhaus.                   | 47. Das Greisgäßgen.      |
| 20. Der Spital zu St. Maria Magd.   | 48. Die Oberlauen Gasse.  |
| 21. Der Brüder Spital.              | 49. Der Platz.            |
| 22. Der Burg Keller.                | 50. Die Unterlauen Gasse. |
| 23. Mühlen.                         | 51. Die Saal Gasse.       |
| 24. Stadt Brauhaus.                 | 52. Das Saal Thor.        |
| 25. Malz Haus.                      | 53. Das Iöber Thor.       |
| 26. Fürsten Brauhaus.               | 54. Das Johannis Thor.    |
| 27. Schlacht Haus.                  | 55. Der Stadt Graben.     |
| 28. Gast Höfe.                      | 56. Teiche.               |
|                                     | 57. Die Saale.            |
|                                     | 58. Gärten.               |

Atade

Abb. 3: Basilius Christian Bernhard Wiedeburg, Ausführliche Nachricht von dem gegenwärtigen Zustande der jenaischen Akademie, Jena 1751, »Erklärung des Kupfer Blatts«.

schaft zur Rose war [...] weder Landsmannschaft, noch Bursche, noch Orden.«<sup>61</sup> Auch wenn Kohler erst einige Zeit nach Thiels Weggang von Jena in diesen Kreis trat, dominierten damals immer noch »die Lief- und Kurländer«.<sup>62</sup>

Brentano, der seit Mai 1797 für das Studium der Cameralwissenschaften an der Universität Halle eingeschrieben war, wechselte im Jahr darauf an die Universität Jena, wo er sich am 5. Juni 1798 in der medizinischen Fakultät immatrikulierte.<sup>63</sup> Welches die neuen Kommilitonen waren, mit denen er zuerst in Kontakt kam, geht aus seinem 1814 verfassten Text ›Steffens Contra Brentano in Sachen Grieß‹ hervor. Dort schreibt er rückblickend: »Als ich als Student nach Jena kam gerieth ich in Umgang mit mehreren Liefländern, Thiele, Wrangl, zweien von Firx [= Fircks], Kupfer und einem Braunschweiger Herr von Brehn.«<sup>64</sup> Im einzelnen waren dies:

- Peter (1775–1807) und Ernst Johann von Fircks (1777–ca. 1843) stammten aus Kurland und waren Söhne des deutschbaltischen Gutsherrn Ulrich Johann von Fircks (1746–1787) auf Lesten und seiner Frau Anna Charlotte geb. von Korff (ca. 1748–1795).<sup>65</sup> Be-

61 Clemens Brentano's Gesammelte Schriften, Bd. 8: Gesammelte Briefe von 1795 bis 1842. Mit vorangehender Lebensbeschreibung des Dichters, Bd. 1, Frankfurt am Main 1855, S. 38, Anm. \*.

62 Ebd.

63 Im Matrikelbuch eingetragen wurde er allerdings als »Car. Brentano Erfor. a/m.«; Matrikel der Universität Jena 1764–1801, 149<sup>r</sup> [302], [https://zs.thulb.uni-jena.de/rsc/viewer/jportal\\_derivate\\_00252812/Ms-Prov-f-116\\_0000\\_00.tif?logicalDiv=jportal\\_jparticle\\_00546380](https://zs.thulb.uni-jena.de/rsc/viewer/jportal_derivate_00252812/Ms-Prov-f-116_0000_00.tif?logicalDiv=jportal_jparticle_00546380) (9.5.2024). Ob dies ein Hör- bzw. Schreibfehler war oder ob Brentano selbst hier Mystifikation mit seinem Vornamen betrieb, bleibt offen.

64 Clemens Brentano, Sämtliche Werke und Briefe. Historisch-kritische Ausgabe. Veranstaltet vom Freien Deutschen Hochstift, Bd. 21,2: Kleine Prosa 1800–1817. Text, hrsg. von Michael Grus und Armin Schlechter, Stuttgart 2022, S. 274–277, hier: S. 274.

65 Sie hatten weitere Geschwister: Ferdinand Ulrich (1771–1848), Carl Gerhard Levin (1774–1827) und Caroline Juliane Maria von Fircks (1786–1813). Härtsl Angabe: »Für Brentanos Studienzeit in Jena vom Sommer 1798 bis Sommer 1800 ist in der Matrikel der Universität nur ein kurländischer Student namens Fircks nachweisbar: Peter (Petrus) von Fircks (1775–1807), immatrikuliert am 11. Mai 1796.« kann daher korrigiert werden; Ludwig Achim von Arnim, Bettina von Arnim, Clemens Brentano, »Anekdoten, die wir erlebten und hörten«, hrsg. von Heinz Härtsl, Göttingen 2003, S. 74.

sonders eng war deren Verbindung zu Casimir Ulrich Boehlendorff. So ist bekannt, »[...] daß [...] Peter von Fircks schon während seines Studiums in Jena um 1797 zu den Freunden Boehlendorffs gehört hatte und ihn wohl schon damals finanziell unterstützte. Boehlendorff widmete ihm ein 21 Stenzen umfassendes Gedicht ›Meinem Peter von Fircks‹.«<sup>66</sup>

- Christian Georg Kupfer, von dem die genauen Lebensdaten nicht bekannt sind, entstammt vermutlich einer kurländischen Kaufmannsdynastie, die zu den »reichsten deutschen Familien in [der Stadt] Talsi«<sup>67</sup> gehörte.<sup>68</sup> Brentano traf mit ihm später in Heidelberg noch einmal kurz zusammen.<sup>69</sup>
- Als »Sohn des braunschweigischen Oberhofmeisters Klaus Joachim von Preen«,<sup>70</sup> Gutsherr auf Dummerstorf, und seiner Frau Anna Sophie geb. von der Lühe, war der am 13. Mai 1797 immatrikulierte Jura-Student August Klaus von Preen (1776–1821) Abkömmling einer alten mecklenburgischen Familie. Er studierte nur knapp ein-einhalb Jahre in Jena und wechselte im Oktober 1798 an die Universität Göttingen.<sup>71</sup>
- Gustav Ludwig Johann von Wrangel[l] (1770–1811) war der »Sohn des estländischen Gutsbesitzers, Oberstleutnants und Kammerherrn

66 Zunker, Casimir Ulrich Boehlendorff und die pommerschen Freunde aus der Gesellschaft der freien Männer und im Einflußbereich Hölderlins (Anm. 48), S. 101.

67 [Art.] Talsi, in: Wikipedia; <https://de.wikipedia.org/wiki/Talsi> (10.5.2024).

68 Sie ist nicht zu verwechseln mit der Adelsfamilie von Ertzdorff-Kupffer; vgl. F.K. Kupffer, Die baltische Familie Kupffer. Stammliste, Manuskript, Riga 1933 (Universitätsbibliothek Tartu, Signatur: Estica A 4921).

69 So schreibt Brentano am 30. März 1805 aus Heidelberg an seinen Schwager Friedrich Carl von Savigny: »Ein Liefländer Kupfer den ich in Jena kannte ist vor kurzem hier durchgereißt und kam von Wien«; Clemens Brentano, Sämtliche Werke und Briefe. Historisch-kritische Ausgabe. Veranstaltet vom Freien Deutschen Hochstift, Bd. 31: Briefe III (1803–1807), hrsg. von Lieselotte Kinskofer, Stuttgart, Berlin, Köln 1991, S. 415.

70 Härtl, »Anekdoten, die wir erlebten und hörten« (Anm. 65), S. 75.

71 Vgl. Die Matrikel der Georg-August-Universität zu Göttingen 1734–1837. Im Auftrage der Universität hrsg. von Götz von Selle, Text, Hildesheim und Leipzig 1937 (= Veröffentlichungen der Historischen Kommission für Hannover, Oldenburg, Braunschweig, Schaumburg-Lippe und Bremen 9), S. 389, Nr. 18532.

Bernhard Gustav von Wrangel.«<sup>72</sup> »Er trat in kaiserlich russische Militärdienste und wurde 1787 Seconde-Lieutenant, nahm indessen sehr bald seinen Abschied.«<sup>73</sup> Jakob Friedrich Fries (1773–1843) schreibt, dass der ehemalige Offizier »wegen seiner Wunden zum Studium der Medicin übergegangen« sei.<sup>74</sup> Wrangel wurde nach Thiel zum besten Freund Brentanos und blieb bis 1801 in Jena, anschließend setzte er sein Medizin-Studium in Bamberg fort.<sup>75</sup> Als Fries im September 1800 nach Jena zurückkehrte, traf er auf eine Gruppe »fast gleichalteriger (!) junger Männer, welche sich für Philosophie, Medicin und Naturwissenschaft interessirten«; darunter waren »Ludwig von Wrangel aus Reval, [...] St. A. Winkelmann aus Braunschweig [...], Clemens Brentano«.<sup>76</sup>

Kohler berichtet darüber:

Ritter kam seltener. Brentano hielt sich zu dieser Gesellschaft, welche keine Statuten und keine Aufnahmegebühren hatte. [...] Das Verhältniß Brentano's zu uns war durchaus imponirend, weil ihm ein Schlagwitz zu Gebote stand, dem nicht leicht Einer widerstehen konnte. An Wrangel und auch an Kray [= Carl Joseph Krey] und Fries wagte er sich weniger.<sup>77</sup>

Wie eng Brentanos Verhältnis zu Wrangel nach Thiels Weggang war, geht aus seinen Briefen hervor. So schreibt er am 1. Juli 1800 aus Altenburg an Stephan August Winkelmann (1780–1806): »Gieb Wrangl

72 Heinz Ischreyt, Material zur Charakteristik des kulturellen Einzugsgebiets von Königsberg i. Pr. in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts, in: Königsberg und Riga, hrsg. von Heinz Ischreyt, Tübingen 1995 (= Wolfenbütteler Studien zur Aufklärung 16), S. 29–49, hier: S. 38.

73 [Heinrich von Baensch,] Geschichte der Familie von Wrangel vom Jahre Zwölfhundertfünfzig bis auf die Gegenwart. Nach Urkunden und Tagebüchern bearbeitet, Berlin und Dresden 1887, [Erste Hälfte,] S. 453.

74 Ernst Ludwig Theodor Henke, Jakob Friedrich Fries. Aus seinem handschriftlichen Nachlasse dargestellt, Leipzig 1867, S. 72.

75 Vgl. die Historische Matrikel der Universität Bamberg, <https://professorenkatalog.uni-bamberg.de/handle/profkat/14494> (11.5.2024).

76 Henke, Jakob Friedrich Fries (Anm. 74), S. 72.

77 Brentano, Gesammelte Schriften (Anm. 61), Bd. 8, S. 38 f., Anm. \*.

alle Nachricht von seinem Freund die du hast.«<sup>78</sup> Und als er sich in Frankfurt aufhält, bittet er ihn am 8. September 1800: »Grüße Wrangl und Coll, herzlich.«<sup>79</sup> Als eine Wiederbegegnung in Aussicht steht, meldet er Savigny in der zweiten Septemberhälfte 1801 voll Euphorie aus Frankfurt: »Heute, lieber, erhielt ich die frühe Nachricht [...], daß unser Wrangl von Bamberg hierher auf dem Weg ist, ich werde kindisch ihn zu sehen, er will an den Rhein, vielleicht mit uns – Savigny, das Wiedersehen, ist was allerliebstes.«<sup>80</sup> Tatsächlich kam Wrangel Ende September zu Besuch nach Frankfurt, ohne beide aber auf der Reise in den Rheingau zu begleiten. Um den Austausch mit ihm auf Dauer zu stellen, hegte Brentano die Idee, Wrangel solle sich in Frankfurt oder Marburg niederlassen. In diesem Sinn schreibt er Ende Oktober/Anfang November an Winkelmann: »Wrangl war hier, er gehört in Sav[ignys] Klasse, ich wünsche daß er hier Arzt wird, er wünscht es, schreibe ihm, bestärke ihn, und unterstütze ihn mit aller deiner Macht.«<sup>81</sup> Diese Pläne zerschlugen sich allerdings.

Im Frühjahr 1803 entschloss sich Wrangel dann dazu, dauerhaft in seine Heimat zurück zu kehren. Dem neuen besten Freund Achim von Arnim schreibt Brentano am 11. Mai 1803:

[...] so eben bin ich im Begrif nach Jena abzureißen, [...] ich gehe nur hin um meinen treuen Wrangl, der im Begriffe ist nach Rußland abzureißen, nochmahls zu sehn, und nochmals alles zu versuchen, um ihm das Bild so zu grundiren, und so zusammen zu winden in vertraulicher Nähe, daß keine Ferne drinne Plazz hat, ich will seinen

78 Brentano, *Sämtliche Werke und Briefe* (Anm. 2), Bd. 29, S. 220.

79 Ebd., S. 274.

80 Ebd., S. 383.

81 Ebd., S. 385. Dementsprechend ist Anfang Januar 1802 in einem Brief Johann Wilhelm Ritters an Carl Friedrich Ernst Frommann zu lesen: »Gestern Abend spät kamen wir an, d. i., ich, Brentano u. ein gewisser v. Wrangel – der mit diesem nach Marburg zu Savigny geht.« Der Physiker des Romantikerkreises Johann Wilhelm Ritter in seinen Briefen an den Verleger Carl Friedrich Ernst Frommann, hrsg. und mit Kommentaren versehen von Klaus Richter, Weimar 1988, S. 121. Und Savigny selbst, der zu dieser Zeit Privatdozent in Marburg war, berichtet Fries am 3. Februar 1802: »Seit einigen Wochen [...] habe ich durch zwei Ihrer Freunde, Brentano und Wrangel, vielerlei von Ihnen vernommen«; Henke, Jakob Friedrich Fries (Anm. 74), S. 293.

Plan wieder zurückzukehren, noch wo möglich befestigen, damit ich außer dir den besten Mann meines Herzens nicht verliere.<sup>82</sup>

Wenige Tage darauf lässt er auch Sophie Mereau wissen:

[...] einer der treuesten Freunde von mir Wrangl geht nach Rusland zurück, ich wollte ihn noch einmahl recht lieben, und versuchen, ob ich es ihm unmöglich machen könne, mich ganz zu verlieren, und wir sind schon einig, er liebt mich so, daß er wiederkömmt und bei mir bleibt.<sup>83</sup>

Die Hoffnung auf eine baldige Rückkehr erfüllte sich freilich nicht. Wrangel promovierte im Fach Medizin und wurde »Stadtphysikus in Reval«.<sup>84</sup> Anfang März 1805 schreibt Brentano desillusioniert aus Heidelberg an Savigny:

Wrangls Briefe haben mich wenig erquickt, das Anmuthige der Kameradschaftlichkeit ist wohl des Wrangls schönste Gabe, wer ihn hat, hat das beste von ihm, schreiben kann er nicht, sich nach einem zu erkundigen, einen wiederzusehen, hat er keine Talente, wo er ist weiß ich nicht, ich hörte kein Wort von ihm.<sup>85</sup>

Und wenige Wochen später, am 30. März, berichtet er Savigny mit geschäftsmäßiger Kühle:

Ein Liefländer Kupfer den ich in Jena kannte ist vor kurzem hier durchgereißt und kam von Wien, Wrangl ist biß ende Merz dort gewesen und wollte im April nach Baden bei Wien ins Bad, dann mit seinem Edelmann nach Hauß wollten sie ihm schreiben, so wäre der beste Weg nach Wien an seine erste Adresse, der Brief wird ihm dann wohl nachgeschickt. sie ist: An den Doct. med. v. Wrangel aus Liefland Begleiter des Baron v. Tiefenhausen aus Liefland in Wien in der Weihburgsgaße im v. Buchbergischen Hauße 1te Stock No 3.

82 Brentano, Sämtliche Werke und Briefe (Anm. 69), Bd. 31, S. 87f. Schon am 7. Mai 1803 hatte er Savigny mitgeteilt: »Ich denke noch diese Woche nach Jena abzureißen, um womöglich den Wrangl nochmals vor seiner Abreise zu sprechen.« (Ebd., S. 85)

83 Ebd., S. 92.

84 [Baensch,] Geschichte der Familie von Wrangel vom Jahre Zwölfhundertfünfzig bis auf die Gegenwart (Anm. 73), [Erste Hälfte,] S. 453.

85 Brentano, Sämtliche Werke und Briefe (Anm. 69), Bd. 31, S. 402.

Wenn Gundel [= Savignys Frau, Brentanos Schwester Gunda] den Brief an einen Bekannten in Wien sendet, so wird er ihm gewiß bestellt. – . ich selbst habe ihm nichts zu sagen.<sup>86</sup>

Bevor Brentano mit Wrangel in näheren Kontakt kam, hatte er in Jena aber nur einen wirklich engen Freund: Matthias Thiel. Das Ausmaß der Nähe überrascht auch deshalb, weil beiden nur wenige Wochen blieben, um zueinander zu finden. In den letzten Mai- oder den ersten Juni-Tagen des Jahres 1798 reiste Brentano mit seinem Bekannten Johann Christian von Bostel von Wetzlar aus nach Jena und quartierte sich dort »im Schrammschen Hauße«<sup>87</sup> »bei der Witwe von Johann Gottfried Müller (1728–1792), der seit 1776 Professor der Geschichte und Bibliothekar an der Universitätsbibliothek« gewesen war,<sup>88</sup> ein. Da er sicher schon sehr bald die Gastwirtschaft ›Zur Rosen‹ aufgesucht hat, dürften er und Thiel sich in der ersten Juni-Hälfte erstmals begegnet sein. Gewisse Gemeinsamkeiten erleichterten das Kennenlernen: Beide stammten aus bürgerlichen Verhältnissen und hatten einen Kaufmann zum Vater, der zu diesem Zeitpunkt aber nicht mehr lebte; Thiel war Halbweise, Brentano seit 1797 Vollweise, und beide hatten mehrere Schwestern.

Der entscheidende Katalysator, der die gegenseitige Annäherung beschleunigte, war aber das näherrückende Ende von Thiels Aufenthalt in Jena. Schon im Brief an einen Freund – vermutlich handelt es sich dabei um Martin Balthasar Berkholz (1775–1844) – vom 14. November 1797 ist zu lesen: »ich werde nächstens meine Mutter um Erlaubnis bitten, noch ein halbes Jahr länger hier bleiben zu dürfen«.<sup>89</sup> Diese Bitte scheint Thiels Mutter gewährt zu haben. Allerdings vereitelten dann die politischen Rahmenbedingungen eine weitere Fortsetzung

86 Ebd., S. 415.

87 Clemens Brentano an Heinrich Remigius Sauerländer, Anfang September 1798; Brentano, Sämtliche Werke und Briefe (Anm. 2), Bd. 29, S. 144. Es handelt sich dabei um »das Eckhaus vom Jenerplatz und vom ›Schluckein‹, dem Brunnen gerade gegenüber, ein mehrstöckiger Bau, mit zwölf Fenstern Front«; Schiller in Jena. Eine Festgabe zum 26. Mai 1889 aus dem deutschen Seminar, hrsg. von Berthold Litzmann, Jena 1889, S. 95. Benannt ist es »nach der Familie Schramm, in deren Besitz es etwa seit 1750« war; ebd., S. 96. »Hier hat, im ersten Stock, Schiller von 1789 bis 1793 [...] ununterbrochen gewohnt.« (ebd.)

88 Härtl, »Anekdoten, die wir erlebten und hörten« (Anm. 65), S. 79 f.

89 Mickwitz, Studiosus Thiel, Jena (Anm. 15), S. 61.

des Aufenthalts in Deutschland. Denn der russische Zar Paul I. untersagte am 9. April 1798 seinen Untertanen zunächst, ein Studium im Ausland aufzunehmen. Sie sollten so »vor dem Gift der« dort gelehrten »verderblichen Grundsätze« bewahrt werden, was sich im wesentlichen auf »die kritische Philosophie, die philosophirende Theologie und Politik« bezog.<sup>90</sup> Am 17. Juni ordnete er dann sogar an, dass die bereits an ausländischen Universitäten Eingeschriebenen »im Laufe von zwei Monaten«<sup>91</sup> ihre Studienorte zu verlassen hatten. Es wurde festgelegt, »daß alle jungen Leute aus den russischen Provinzen« bis zum »28. Aug.[ust] in ihr Vaterland zurückgekehrt sein müssen, widrigenfalls ihre Güter confiscirt werden«.<sup>92</sup> Welche Auswirkungen dieser Ukas hatte, benennt der Berichterstatter in der ›National-Zeitung der Teutschen‹: »Jena allein verliert durch diesen durchgreifenden kaiserlichen Akt über 60 Studenten und jährlich im Durchschnitte eine Summe von 25,000 rthr [Reichstaler] die durch sie in Umlauf kam.«<sup>93</sup> Von Eckardt, der nach eigener Aussage zu den »Freunden und Campanen« Thiels gehörte, schildert, wie drakonisch die verhängten Strafmaßnahmen tatsächlich waren: Das russische

[...] Repressionssystem war im Jahre 1798 auf seinem Gipfelpunkt angelangt und von der pedantischen Aengstlichkeit und Strenge der Rigaer Beamten noch über sein natürliches Maaß hinaus verschärft worden. Verboten war alles, was nicht ausdrücklich erlaubt war, und

90 National-Zeitung der Teutschen, 25stes Stück, 21.6.1798, Sp. 518. Die entsprechende Verordnung lautete in deutscher Übersetzung folgendermaßen: »Se[in]e. Kays[erliche]. Maj[estät]. haben wegen der sich jetzt auf auswärtigen Schulen eingeschlichenen verderblichen Grundsätze, welche nur dahin abzwecken, den noch unreifen Verstand für ungezügelter und verkehrter Vernünfteley zu entflammen, und statt des Vortheils, den man von der Erziehung der dorthin gesendeten jungen Leute erwartete, nur ihr Verderben nach sich ziehen, allerhöchst zu befehlen geruhet: ihre Versendung nach *auswärtigen Erziehungs-Instituten gänzlich zu verbieten*«; ebd.

91 Arvo Tering, Balten an deutschen Universitäten um 1798, in: Festschrift für Vesso Helk zum 75. Geburtstag. Beiträge zur Verwaltungs-, Kirchen- und Bildungsgeschichte des Ostseeraums, hrsg. von Enn Küng und Helina Tamman, Tartu 1998 (= Universität Tartu. Estnisches Historisches Archiv), S. 259–295, hier: S. 260.

92 National-Zeitung der Teutschen, 32stes Stück, 9.8.1798; zitiert nach: ebd., S. 262.

93 Ebd.

erlaubt war nichts, was auch nur möglicher Weise zu einem Mißbrauch und zur Nahrung »schädlicher Ideen« führen konnte. Jedes Buch, das für erlaubt gelten sollte, mußte auf seinem Titelblatt abgestempelt sein und mit dieser Vorschrift wurde es so genau genommen, daß eine Verletzung derselben die sofortige Versendung des Schuldigen nach Sibirien zur Folge haben konnte.<sup>94</sup>

Brentanos Beziehung zu Thiel stand also von Anfang an unter dem Vorzeichen eines nahen Endes, was den Prozess des Kennenlernens aber nicht etwa erschwerte, sondern umgekehrt den Freundschaftschluss erheblich beschleunigte. Für beide war die gemeinsame Zeit kostbar, deshalb fanden sie rasch zu einem sehr vertraulichen Umgang. Bezeugt wird dies durch Briefe der Kommilitonen. So heißt es in einem Brief von Isaak Elias Itzig (1780–1849) an Brentano vom 9. Juli 1798:

Daß Du viel mit Thiel bist freut mich ungemein, denn ich halte ihn (soviel mir nach so kurzer Bekanntschaft ein Urtheil ziemt) für den ersten Deines Umgangs. Er scheint ein Gefühl mit vielem Kopfe zu verbinden, und das Originelle seiner tournure supplirt den Makel den ihm die Gewöhnlichkeit der gemeinen Ordensbrüder noch anhängen könnte.<sup>95</sup>

Und Jakob Ludwig Salomon (1779–1825) schrieb am Folgetag: »Sehr lieb war es mir Dich mit Thiele in so harmonische Freundschaft verwickelt u verknault zu sehen (schöner Ausdruck). Von allen Seiten erschallt mir sein Lob u ich bin wohl begierig ihn zu kennen.«<sup>96</sup> Von Ende Juni bis Anfang Juli unternahm Thiel in Begleitung einiger Kommilitonen – ohne Brentano – eine Reise nach Dresden mit Ausflügen in die Sächsische Schweiz. Im Brief an Berkholz vom 15. Juli erwähnt er »die Wanderungen im Liebethale, im Bettenwälder Grunde, auf den Wänden« und die »Rückfahrt auf der Elbe von Wehlen 6 Stunden von Dresden«: »14 Tage lebten wir allein in Dresden, die anderen 14 Tage

94 [Julius Wilhelm Albert von Eckardt,] *Memoiren eines Livländers*, Bd. 1: Erzählungen meines Großvaters, Leipzig 1883, S. 72.

95 Clemens Brentano, *Sämtliche Werke und Briefe*. Historisch-kritische Ausgabe. Veranstaltet vom Freien Deutschen Hochstift, Bd. 38,1: Briefe 1792–1802. Erläuterungen, hrsg. von Ulrike Landfester, Stuttgart 2003, S. 229.

96 Ebd.

brauchten wir zum Hin- und Rückgange.«<sup>97</sup> Im Anschluss daran begleitete er seinen Freund »Wrangel ins Carlsbad.«<sup>98</sup> Nach der Rückkehr hat Thiel, der ursprünglich »in Göttingen weiterstudieren« wollte, »in Jena« noch seine »Probepredigt gehalten«,<sup>99</sup> so dass er befähigt war, künftig als Geistlicher tätig zu sein.<sup>100</sup>

Zu den ersten Studenten, die die Stadt verließen, gehörte Thiels gering bemittelter Kommilitone Carl Gottfried Baumgarten aus Riga, der in Jena Medizin studiert hatte. »Gemäss einem Brief v.[on] Matthias Thiel vom 15.7.1798 hat er [die] Heimreise über Lübeck nach Riga angetreten.«<sup>101</sup> Doch auch Thiel selbst brach wenig später auf. Am 20. Juli trug er sich noch in das Stammbuch seines Kommilitonen Eckardt Carl August Friedrich Hincke (1774–1830) aus Kölzow bei Ribnitz ein und versah dabei seinen eingeklebten Schattenriss mit der aufschlussreichen Bemerkung: »Vergiß auch ohne dies Blatt anzusehen nie deinen aufrichtigen Freund, der mit den Genossen seines Schicksals, gleich einem Gefangenen in sein unglückliches Vaterland geschickt wird.«<sup>102</sup> (Abb. 4 und 5) Die übrigen Studienkollegen aus dem Baltikum traten ebenfalls bald die Heimreise an, nicht selten in kleineren und größeren Gruppen. Ein wichtiger Verteilerort war dabei die preußische Hauptstadt. So traf im Spätsommer »des Jahres 1798 [...] eine große Zahl der aus Deutschland abgerufenen liv-, est- und kurländischen Stu-

97 Mickwitz, Studiosus Thiel, Jena (Anm. 15), S. 64.

98 Ebd., S. 63.

99 Lexikon der Studenten aus Estland, Livland und Kurland an europäischen Universitäten 1561–1800 (Anm. 3), S. 687. Seinem Freund Berkholz berichtet er am 15. Juli 1798: »Die neuen Mitglieder predigen in der großen Kreuzkirche – Freitags früh um 7 [...]. Ich predigte über Römer 6, 3–11 von der Pflicht, sich frühzeitig an Auferstehungen zu gewöhnen.« (Mickwitz, Studiosus Thiel, Jena [Anm. 15], S. 63) Da der 15. auf einen Sonntag fiel, dürfte Thiel seine Probepredigt am 13. Juli gehalten haben.

100 »Die Person, welche zum Pfarrer bestellt werden soll, muß der Gemeine vorher bekannt gemacht werden, welches mittelst einer von demselben zu haltenden Probepredigt geschieht.« (Adolph Friedrich Riedel, Magazin des Provinzial- und statutarischen Rechts der Mark Brandenburg und des Herzogthums Pommern, Ersten Bandes zweite Abtheilung, Berlin 1837, S. 391)

101 Lexikon der Studenten aus Estland, Livland und Kurland an europäischen Universitäten 1561–1800 (Anm. 3), S. 125.

102 Universitätsbibliothek Rostock, Mss. Meckl. P 37/5, Bl. 44r. Ich danke Frau Anika Bostelmann für die Anfertigung von Bilddigitalisaten.

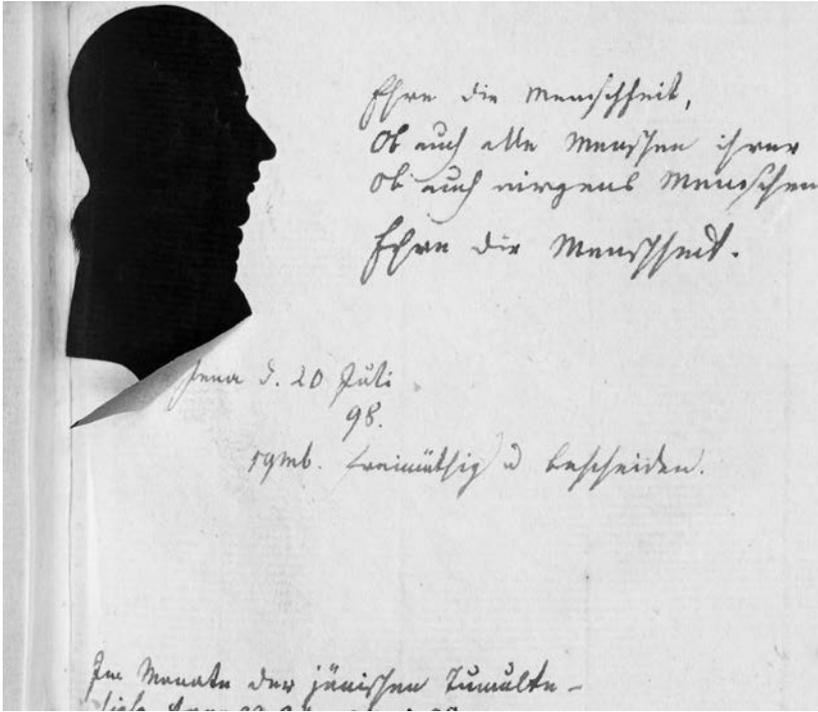


Abb. 4: Schattenriss Matthias Thiels im Stammbuch  
des Jenauer Kommilitonen Eckardt Carl August Friedrich Hincke  
(1774–1830), 20. Juli 1798; Universitätsbibliothek Rostock,  
Mss. Meckl. P 37/5, Bl. 44<sup>r</sup> (Ausschnitt oben links).

denten in Berlin zusammen, um sich auf die Heimreise zu begeben«. <sup>103</sup>  
Thiels »Ankunft in Riga« erfolgte am »23.8.1798«. <sup>104</sup> Der Kontakt zu  
Brentano hat also nicht länger als höchstens zweieinhalb Monate ge-  
dauert; zieht man Thiels im Sommer mit Kommilitonen unternom-  
mene Reise nach Dresden ab, waren es wohl nur rund sechs Wochen.

<sup>103</sup> [Julius Wilhelm Albert von Eckardt,] Memoiren eines Livländers (Anm. 94),  
Bd. 1, S. 68.

<sup>104</sup> Lexikon der Studenten aus Estland, Livland und Kurland an europäischen Uni-  
versitäten 1561–1800 (Anm. 3), S. 687.



überrascht es, dass Brentano sich acht Monate später dann doch dazu entschloss, an den ehemaligen Freund zu schreiben. Der undatierte<sup>105</sup> Brief stammt sehr wahrscheinlich aus dem »letzten Drittel [des] April 1799« (Abb. 6 bis 9).<sup>106</sup> Es ist ein umfangreiches Schreiben, in dem Brentano dem Adressaten schildert, was in der mittlerweile vergangenen Zeit in Jena vorgegangen ist und welche Ereignisse in der näheren Zukunft zu erwarten sind:

Lieber treuer Mathias!

Ich nenne dich so, weil ich mir gern erträume, was mir wohlthut, und so denke ich denn auch, daß du mich nicht vergeßen, und daß dein Herz so oft als das meinige an der Zeit zum Veräther wird und sich trotz ihres nagenden Zahns<sup>107</sup> mit mir beschäftigt. Lieber Thiel es ist noch keine der traulichen Stunden verlohren gegangen, die wir

105 Viele der in Jena geschriebenen Briefe tragen keine Datumsangabe.

106 Härtl, »Anekdoten, die wir erlebten und hörten« (Anm. 65), S. 73. »Sophie Mereaus Tagebuch verzeichnet seine Rückkunft nach Jena für den 19. April.« (Clemens Brentano, Sämtliche Werke und Briefe [Anm. 2], Bd. 29, S. 599) Es ist deshalb nicht recht einsichtig, weshalb die Frankfurter Brentano-Ausgabe die Datumsangabe weiter fasst und als Abfassungszeitraum »Mitte bis Ende April 1799« angibt; ebd. S. 165. Thiel verdingte sich da als »Hauslehrer bei v. Landsberg in Kurl.[and]«, was Brentano aber kaum gewusst haben dürfte; Lexikon der Studenten aus Estland, Livland und Kurland an europäischen Universitäten 1561–1800 (Anm. 3), S. 687, Nr. 5130. Ulrike Landfester dagegen meint, dass »der Brief [...] nicht nach Riga [...], sondern nach Kurland adressiert« war; Brentano, Sämtliche Werke und Briefe (Anm. 95), Bd. 38,1, S. 229.

107 Diese schon in der antiken Dichtung nachweisbare Metapher wurde durch William Shakespeares Drama »Measure, For Measure« (»Maß für Maß«) weithin bekannt (»the tooth of time«) und erlangte im 18. Jahrhundert weite Verbreitung. So ist etwa in Johann Nikolas Götz' »Ode an die Frau Gräfinn von Str ....« von »der Zeit | Alles nagendem Zahn« die Rede; Vermischte Gedichte von Johann Nikolas Götz, hrsg. von Karl Wilhelm Ramler, Zweiter Theil, Mannheim 1785, S. 50. Brentano gebraucht sie später u. a. im Roman »Godwi« und im Drama »Gustav Wasa«; vgl. Clemens Brentano, Sämtliche Werke und Briefe, Bd. 16: Godwi oder Das steinerne Bild der Mutter, hrsg. von Werner Bellmann. Text, Lesarten und Erläuterungen, Stuttgart, Berlin, Köln, Mainz 1978, S. 85, und ebd., Bd. 12: Dramen I/Prosa zu den Dramen, [Text,] hrsg. von Hartwig Schultz, Stuttgart, Berlin, Köln, Mainz 1982, S. 21.

Lieber kleiner Muschel!

Hilf mir denn hier zu, es ist ein mir gantz unbekanntes  
 und mir ungewohntes, und so denke ich  
 dann auch, daß du mir nicht nachgesehen,  
 und daß dein Gang zu oft all dem meininge  
 an der Zeit zum Vortheil nicht sind, wie ich  
 es dir anzeigen zu sol mit mir beschickte.  
 Lieber Thiel es ist mir keine der künzlichsten  
 Gedanken zu schreiben, die mir von  
 Lieblichkeit begehren den Minutierung in der  
 gepflanzten haben; ich habe dir alle wieder  
 gefunden; dann ist eine in der mein allein,  
 wo mir noch freundlich den Quell der  
 von Buchen in der Dornenpfad der  
 den und ich, wenn die Dornen frucht, wo von  
 Leben abends das Gewebe hat Leben, mit der  
 füllman Sengen sein gantz Buch in der  
 zum gantz Gange in der Dornen  
 mein Abendzeit blühen alle ist es  
 ich habe dir die künzlichste  
 geben angeht der ein einer  
 das Leben zum anstehen  
 ist ein Geseß von Geseßlichkeit,  
 zu große Menge von Mensch  
 dan, wie nicht künzlich  
 und gewöhnliche Lieber, von  
 diesen künzlich zu gehen.  
 und was die, ich denke die  
 nicht, ich habe dir  
 fast keinen mehr zu geben.  
 es ist ein, das mich alle  
 die mich, und mich große  
 Menschen Leben. mit  
 geworden, und es ist  
 es ist mein einziges  
 ich habe

Abb. 6: Clemens Brentano an Matthias Thiel, April 1799;  
 FDH, Hs-31406 (Seite 1).







am Lieblingsplätzchen<sup>108</sup> in den Maienkranz<sup>109</sup> unsres Lebens geflochten haben, ich habe sie alle wieder gefunden; denn oft ruhe ich da nun allein, wo wir sonst freundlich den schnell verschlungenen Knoten unsrer Freundschaft<sup>110</sup> bewunderten und, wenn die Sonne sank, wie am Lebensabende das Gewebe des Lebens, mit behutsamen Finger seine zarten Fäden in unsren guten Herzen einzeln aufsuchten. Mein akademisches Blütenalter<sup>111</sup> ist vorüber, ich habe das freie freudige verlohren, das jeden ergreift der auf einer ersten Stufe des Lebens zum erstenmal auftritt, es ist ein Gefühl von Hülfllosigkeit, eine zu grose Menge von Neuheit dann vorhanden, um nicht Freundschaften zu schließen und schwärmerische Lieder »vom unzertrennlichen Band«<sup>112</sup> zu singen. – Waß du vorsahst, und worüber, ich danke dirs innig, du dich hienaussetztest, ist eingetroffen. Es

- 108 Brentano zitiert sich hier selbst. Vom 10. April 1797 stammt das von Ironie durchzogene Gedicht ›An mein Lieblingsplätzchen im Garten‹, das er vier Wochen später – am 11. Mai – an seine Schwester Sophie schickte; vgl. Brentano, *Sämtliche Werke und Briefe* (Anm. 2), Bd. 29, S. 110.
- 109 »Eigentlich ein Kranz aus Blumen, die im Mai blühen; ein Frühlingskranz.« (Brentano, *Sämtliche Werke und Briefe* [Anm. 106], Bd. 38,1, S. 229) In dieser Bedeutung findet sich die Bezeichnung u. a. in Goethes Schäferspiel ›Die Laune des Verliebten‹ (Uraufführung 1779), das Brentano aber wohl nicht geläufig war, weil der Text erst 1806 im Druck erschien. Kennen konnte er aber Hermann Zechs Gedicht ›Das Leben‹, wo der Ausdruck in der Pluralform begegnet; vgl. *Almanach und Taschenbuch für haeusliche u. gesellschaftl:[iche] Freuden*. 1797, Frankfurt am Main und Heilbronn o. J., S. 256.
- 110 Die Metapher gehört im 18. Jahrhundert zu den gängigen Beschreibungsformeln der Freundschaft und begegnet etwa in Adam F. Geislers ›Graf von Herrmannsfeld und Marie von Holdenau. Oder: Die versammelten Freunde am Grabe des Edeln‹ betitelter »Duellgeschichte in Briefen« (Wertheim und Leipzig 1783, S. 31) oder in Friedrich Maximilian Klingers fünftaktigem Lustspiel ›Die zwei Freundinnen‹ (F. M. Klinger's neues Theater, Zweyter Theil, St. Petersburg und Leipzig 1790, S. 214).
- 111 Anspielung auf Sophie Mereaus ersten Roman ›Das Blütenalter der Empfindung‹ (1794); siehe unten.
- 112 Auch diese Formulierung findet sich in zahlreichen Schriften des 18. Jahrhunderts. In einer »Sittenschrift für alle Stände des menschlichen Geschlechtes« (unpag. Vorrede) von Bernhard Strehlin etwa heißt es pointiert: »Die Freundschaft ist, oder soll doch seyn ein unzertrennliches Band zweyer Herzen, Sinne und Gedanken.« (Dorians Briefe von der Freundschaft an eine vornehme Freundinn, Erster Band, Augsburg und Leipzig 1767, S. 16)

liebt mich fast keiner meines gleichen. Das ich es nicht verdiene, beweist mir, das mich alle Guten die mich kennen, und auch große vortrefliche Menschen lieben. – Mit Wrangel bin ich Freund geworden, und er hat mein ganzes Zutrauen, er ist mein einziger Umgang, ich betrete gerne, die heiligen Schattengewölbe<sup>113</sup> eines Herzens, unter denen du wandeltest, ich trete gerne in deine zurückgelaßenen Fußstapfen, und oft schallt mir ein ferner Ruf ein fernes Wort, von dir aus seinem Herzen wie Echo entgegen. Ich glaube daß er mir gut, denn er kennt mich, und wirklich der Glaube ist süß, wenn man unter Freigeistern in der Freundschaft wandelt.<sup>114</sup>

Waß mir leid ist, ist daß du meine Worte zu meiner für dich nun verschwundnen Erscheinung nicht reihen kannst, es müste ein freundlicher Engel dir das Wachsen meines Herzens im Traume gezeigt haben, wenn du mich in diesen stillen freundlichen Worten wieder sehen solltest, er müste der Bruder des Engels sein unter deßen Fittich ich so gedheite, und der die Pflanze mit seinen Sonnenaugen<sup>115</sup> erwärmt, und seinen Trähnenthau<sup>116</sup> getränkt hat. – Ich bin ruhiger geworden, aber die Hörner habe ich nicht abgestoßen, denn ich trug keine,<sup>117</sup> nein vieles hat sich an mich geschmiegt und meine wilde Regung sanft umhüllt, und das viele ist so schön, daß ich gerne mehr

- 113 Eine vor allem in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts beliebte Naturmetapher, die sich u. a. bei Friedrich von Matthisson (›An Phädon‹, ›An Thomann‹), bei Friedrich Leopold von Stolberg (›An meinen Freund Wasserschlebe‹) und bei Karl Victor von Bonstetten (›Daphnis und Alzidor‹) nachweisen läßt.
- 114 Auch hier dürfte es sich um eine Anspielung auf ein Werk des 18. Jahrhunderts handeln. So begegnet im ›Sendschreiben eines Freigeistes an den Herrn Hofpred.[iger] Sack‹ die Anrede: »voll[!]kommen liebwerthester Freund im Reiche der Freigeister«; Nachrichten von einer Hallischen Bibliothek, [hrsg. von Siegmund Jakob Baumgarten,] Zwölftes Stück, Halle 1748, S. 574.
- 115 Die schon vorher in religiösen Schriften verbreitete Metapher fand durch Jean Paul Eingang in die Literatur; vgl. Jean Paul, Leben des Quintus Fixlein, aus funfzehn Zettelkästen gezogen; nebst einem Mustheil und einigen Jus de tablette, Bayreuth 1796, S. 69.
- 116 Eine in der Literatur weit verbreitete Metapher; vgl. etwa Philipp Jacob Croph, Die unter häufigem Thränen-Thau hervor grünende Lorbeer-Zweige unvergeßlichen Tugend-Ruhms [...], Augspurg o. J. [1732].
- 117 »Kontamination von zwei sprichwörtlichen Wendungen: ›Sich die Hörner abstoßen‹ und ›Hörner tragen‹«; Brentano, Sämtliche Werke und Briefe (Anm. 106), Bd. 38,1, S. 231.

als mich zurückzöge, gerne mich selbst verließ, wenn es noch näher kommen könnte.

Ich war die letzten Ferien zu Hause,<sup>118</sup> und freue mich herzlich, daß ich keiner Bruderliebe brauche, um von der Liebenswürdigkeit der Wesen gefeßelt zu werden, die meiner vortreflichen Mutter<sup>119</sup> verlaßne Lebensweg als freundliche Denkmäler in den Herzen ihrer Freunde bezeichnen werden.

Mein ältester Bruder Franz,<sup>120</sup> von dessen eiserner Rechtschaffenheit, Bruderliebe, Sittenreinheit ich dir so oft erzählte, hat sich eine vortrefliche Gattin<sup>121</sup> zugesellt, die wir und ich mehr als allerecht herzlich lieben. Verzeihe daß ich dich mit solchen Dingen unterhalte, aber dieß ist nun mal meine große Welt, und mein Politisches großes Ereigniß, den dies ist die verdienteste errungenste Myrthenkrone<sup>122</sup> des Verdienstes, die ich kenne, willst du von Lorbeeren lesen, so laße die Erhebung eures Suwarows zum K.K. feldmarschall in Wien.<sup>123</sup>

- 118 »Brentano hielt sich Ostern 1799 (Ostersonntag: 24. März) in Frankfurt auf. Am 7. März war er von Jena abgereist, wo er am 19. April wieder eintraf«; ebd., S. 220.
- 119 Maximiliane Brentano (1756–1793) war eine Tochter der Schriftstellerin Sophie von La Roche (1730–1807).
- 120 Clemens Brentanos Halbbruder Franz (1765–1844) war nach dem Tod des Vaters der Vormund seiner jüngeren Geschwister und verwaltete ihr Vermögen. Ihm kam somit die Rolle des Familienoberhaupts zu.
- 121 »Franz Brentano hatte am 23. Juli 1798 Antonia von Birkenstock aus Wien geheiratet.« (Brentano, *Sämtliche Werke und Briefe* [Anm. 106], Bd. 38,1, S. 220)
- 122 »Als der Aphrodite geheiligt war die Myrte schon in der griechischen Mythologie Liebessymbol. Später wurde sie Zeichen der Reinheit und Unberührtheit« und in dieser Funktion zur »Brautpflanze« schlechthin; Ellen Kohlhaas, *Interpretationsbeiträge zu den Märchen Clemens Brentanos*, Magisterarbeit (masch.), Johann Wolfgang Goethe-Universität, Frankfurt am Main o. J. (1967), S. 57 f.
- 123 Der von Zarin Katharina II. mehrfach geehrte General Aleksandr Vasil'evič Suvorov-Rymnikskij (1730–1800) wurde 1797 von ihrem Nachfolger Paul I. unehrenhaft aus der Armee entlassen und im Jahr darauf sogar unter Aufsicht gestellt. Erst am 24. Februar 1799 setzte man ihn wieder als Oberbefehlshaber ein und ernannte ihn zum Generalfeldmarschall der russisch-österreichischen Truppen im Zweiten Koalitionskrieg gegen das revolutionäre Frankreich. Das »Frankfurter Journal« brachte in Nr. 62 vom 15. April 1799 folgende Meldung: »Se. Majestät [Kaiser Franz II.] haben allergnädigst geruhet, den Rußisch-Kaiserl. Feldmarschallen, des heil. röm. Reichs Grafen v. Suwarow-Rimnisky, auch zum K.K. Feldmarschalle, zu ernennen.« Zitiert nach Brentano, *Sämtliche Werke und Briefe* (Anm. 106), Bd. 38,1, S. 231.

Meine Schwester Sophie mit dem einen grosen Auge,<sup>124</sup> wirst du auch aus meinen traulichen Herzensergießungen<sup>125</sup> kennen, sie ist wieder von Wien nach Frankfurt, sie liebt mich, und ich wollte ich wäre es von den Seiten die sie kennt so wehrt, wie ich es vor denen wirklich bin, die sie nicht kennt. Ich habe ihr auch viel von dir erzählt und sie grüßt dich.

Izt aber erst kommt eine rechte Neuigkeit.

Meine liebe Alte Grosmutter, die mir ein bischen übernatürlich, denn ich kann warlich nicht begreifen, warum gut ist, kömmt im May mit eben dieser raren Schwester hier her,<sup>126</sup> um ihren alten Wieland zu besuchen, und den verunglückten Brautkranz mit ihm von den Loken der Jünglingsjahre, dieses Seculums herabzunehmen<sup>127</sup> und ihn ein bischen wieder mit Freundlichen pensees,<sup>128</sup> und Stiefmütterchen<sup>129</sup> zu schmücken und dann geht sie mit meinen

- 124 Sophie (1776–1800) war die älteste Tochter von Peter Anton Brentano und seiner zweiten Ehefrau Maximiliane geb. von La Roche. Als sie im Alter von vier Jahren beim Spielen verunglückte, verlor sie ihr linkes Auge. Zu ihrem Bruder Clemens Brentano hatte sie ein besonders enges Verhältnis. Im Herbst 1797 reiste sie mit ihrer Stiefmutter Friederike geb. von Rottenhof (1771–1817) nach Wien, um Johanna Antonia Edle von Birkenstock als Braut für den Halbbruder Franz Brentano zu werben.
- 125 Anspielung auf die von Wilhelm Heinrich Wackenroder und Ludwig Tieck verfassten, aber anonym erschienenen ›Herzensergießungen eines kunstliebenden Klosterbruders‹ (1797), eine zentrale kunsttheoretische Publikation der Frühromantik.
- 126 »Sophie von La Roche reiste wegen einer Erkrankung Sophie Brentanos nicht im Mai, sondern erst am 11. Juli 1799 mit ihr zu ihrem einstigen Jugendfreund Christoph Martin Wieland auf sein Gut Oßmannstedt bei Weimar«; Brentano, *Sämtliche Werke und Briefe* (Anm. 106), Bd. 38,1, S. 231.
- 127 Anspielung auf die »im Sommer 1750 geschlossene, bald darauf aber wieder gelöste Verlobung zwischen Sophie von Gutermann (später: La Roche) und Wieland«; ebd., S. 232.
- 128 (Frz.) Gedanken.
- 129 Da Stiefmütterchen in der französischen Sprache den Namen »(herbe de la) pensée« (»Pflanze des Gedenkens«) trugen, handelt es sich hier um eine Wortspiel. Generell gelten Stiefmütterchen als Symbol des Andenkens bzw. der Erinnerung.

Oncle Carl<sup>130</sup> nach Schoenebek. Da wäre es nun eben so schön als unmöglich, daß ich dich hier hätte, und bei diesen ehrlichen Leuten, wie die Mutter der Gracchen mit ihrem Geschmeide, mit dir prangte.

Auch war ich mit einem andern Voltaire<sup>131</sup> dem president du mont Tonnerre<sup>132</sup> Bürger Link<sup>133</sup> in Mainz, strasburg,<sup>134</sup> ect und kenne nun das französische Unwesen aus dem Kern, Der Mensch ist mein Freund, obschon er 40 Jahr alt, gescheid wie der Teufel, Gut

- 130 »Am 11. August holte« Brentanos Onkel Carl Georg von La Roche seine Mutter und seine Nichte »von Oßmannstedt nach Schönebeck ab«; Brentano, Sämtliche Werke und Briefe (Anm. 106), Bd. 38,1, S. 231 f. Sophie von La Roche schildert den Verlauf dieser Unternehmung in ihrem Buch ›Reise von Offenbach nach Weimar und Schönebeck im Jahr 1799‹ (Leipzig 1800).
- 131 »Anspielung auf den französischen Philosophen und Schriftsteller Voltaire (eigtl. François Marie Arouet)«; Brentano, Sämtliche Werke und Briefe (Anm. 106), Bd. 38,1, S. 232.
- 132 Am 5. September 1797 wurde von der französischen Besatzungsmacht in den linksrheinischen Gebieten eine Tochterrepublik ausgerufen, die nach dem Vorbild der revolutionären Verwaltungsgliederung am 4. November vom Direktorium in vier Départements eingeteilt wurde: das südöstlichste war das Département Donnersberg (Mont-Tonnerre). An der Spitze des Département du Mont-Tonnerre stand der Präfekt.
- 133 »Brentano lernte den Richter Heinrich Link des Anfang 1798 berufenen Zivilgerichts für das Département Donnersberg wahrscheinlich in Mainz kennen, von dem dort eine vom 20. Prair[ia]l VII (8. Juni 1799) datierte Flugschrift mit dem Titel ›Seinen Mitbürgern in den vier neuen Departementen‹ erschien und der Ende 1799 durch den neuen frz. Generalkommissar abgesetzt wurde. [...] Heinrich Link hatte in seiner Geburtsstadt Heidelberg als Privatgelehrter gelebt, sich mehrere Jahre in England aufgehalten, soll seine Anstellung in Mainz wegen Unterschlagungen verloren haben und bekam dann einen untergeordneten Posten als frz. Kommissar in Rüdesheim. [...] Von Link sind Ged.[ichte] für Charlotte und Pauline Servièrè, Claudine Piatuz, Kunigunde und Antonie Brentano bekannt«; Brentano, Sämtliche Werke und Briefe (Anm. 106), Bd. 38,1, S. 232 f.
- 134 »Ein Aufenthalt 1799 in Straßburg ist nur hier belegt. Der Anblick des Straßburger Münsterturms, [...] der in beiden Fassungen der ›Chronica des fahrenden Schülers‹ geschildert wird [...], würde demnach auf persönlichen Erfahrungen Brentanos beruhen.« (Ebd., S. 234)

wie Hiob,<sup>135</sup> Lustig wie Momus,<sup>136</sup> verliebt wie Rousseau<sup>137</sup> Gelehrt wie Pütter<sup>138</sup> und naiv wie ein Jesus Kind ist und so aussieht.

Preen ist hier durchgereist [Zeichnung Bürger Link]  
er grüßt dich herzlich.

als ich mit ihm reiste nannte uns einmal ein  
Bauer deux physionomies de bruleur de  
maisons bruleur de maison Grandpapa  
————— petit fils.<sup>139</sup> —

Ich begehre keine Zeile von dir weil ich nichts  
von meinen Freunden begehre.

Clemens Brentano.

Brentano beginnt mit einem Rückblick auf die gemeinsam verbrachte Zeit in Jena und versichert seinem Gegenüber in seltsam konventioneller Freundschaftstopik, dass er das gemeinsame »Lieblingsplätzchen«,

- 135 »Der leidende Hiob als beispielhafte biblische Figur des gottgehorsamen Guten.« (ebd.)
- 136 Momos (altgriechisch Μῶμος Mōmos) ist gemäß der Theogonie Hesiods einer der vielen Söhne der Nyx und die Personifikation des Tadels und der Schmähsucht. Er gilt als Meister scharfzüngiger Kritik, dessen Spott auch vor den Göttern nicht haltmachte.
- 137 Jean-Jacques Rousseaus unter dem Titel »Julie ou la Nouvelle Héloïse« bekannt gewordener Briefroman »Lettres de deux amans« (1761) – deutsche Übersetzung: »Julie oder Die neue Heloise. Briefe zweier Liebender« (1761 und 1776) –, ein leidenschaftliches Plädoyer für die Liebeshe, war einer der größten Bucherfolge des 18. Jahrhunderts. Es ist ungewiss, ob sich Brentanos Hinweis daneben auch auf Rousseaus eigene Biographie bezieht, der »unverheiratet mit der Wäscherin Thérèse Levasseur« zusammenlebte; Brentano, Sämtliche Werke und Briefe (Anm. 106), Bd. 38,1, S. 234.
- 138 Der Jurist Johann Stephan Pütter (1725–1807) lehrte seit 1746 an der Universität Göttingen. »Seinerzeit galt Pütter als der wohl bedeutendste und erfolgreichste Staatsrechtslehrer, wenn nicht Rechtslehrer überhaupt. [...] Durch Pütter wurde Göttingen zum Mekka der Adepten des Staats- und Verfassungsrechts.« (Gerd Kleinheyer, Johann Stephan Pütter [1725–1807], in: Deutsche Juristen aus fünf Jahrhunderten. Eine biographische Einführung in die Geschichte der Rechtswissenschaft, hrsg. von Gerd Kleinheyer und Jan Schröder, 5. Auflage, Heidelberg 2008 [= Uni-Taschenbücher 578], S. 345–349, hier: S. 346)
- 139 »(Frz.) Zwei Brandstiftergesichter. Großvater Brandstifter ... Enkel Brandstifter.« (Brentano, Sämtliche Werke und Briefe [Anm. 106], Bd. 38,1, S. 234)

an dem beide sich so gern aufgehalten haben, im Gedächtnis behalte und nun selbst aufsuche, um die Erinnerung an den Abwesenden wach zu halten. Bei genauerer Betrachtung erweist sich vor allem die erste Hälfte des Briefs als eine Ansammlung gängiger, aber nichtssagender vorgestanzter Formulierungen. Nicht nur die Rede vom »nagenden Zahn« der Zeit, den »traulichen Stunden«, dem »Maienkranz unsres Lebens«, dem »schnell verschlungenen Knoten unsrer Freundschaft« und den »heiligen Schattengewölben« des »Herzens«, auch die abgenutzte Metaphorik von der sinkenden Sonne, dem »Lebensabend« und dem »Gewebe des Lebens« mit seinen »zarten Fäden« lässt erkennen, dass Brentano hier vertraute Ausdrucksmuster aufruft und zu einem Pastiche empfindsamer Redensarten und weitverbreiteter poetischer Floskeln zusammenfügt. Er scheint hier erproben zu wollen, inwieweit sich abgegriffene Redeformen zur Beschreibung individueller Empfindungen eignen. Auch dies ist eine Facette des von Karl Heinz Bohrer konstatierten »ästhetischen Status seiner Briefrede«. <sup>140</sup> Zugleich stellt er so die Frage, was Freundschaft eigentlich ist bzw. sein kann.

Die arrangierte Dekonstruktion konventionalisierter Sprache vermengt Brentano freilich mit dem Versuch einer Analyse seines eigenen Entwicklungsprozesses. Mit Ernüchterung konstatiert er: »ich habe das freie freudige verloren«, und reflektiert rückblickend über die jugendliche Bereitschaft, »Freundschaften zu schließen und schwärmerische Lieder ›vom unzertrennlichen Band‹ zu singen«, die auch zur raschen Annäherung an Thiel geführt habe. Indem er hier eine weitere topische Charakterisierung von Freundschaft in Anführungszeichen setzt, macht er sie als Zitat erkennbar und deutet an, wie hohl solche Sprachschablonen sind und wie wenig sie das tatsächlich Gefühlte und Erlebte zu fassen vermögen. Das demonstrative Vorführen konventionalisierter Redewendungen dient Brentano auch dazu, sich von der – vorgeblich – hoffnungsfrohen Zeit unbekümmerten menschlichen Zueinanderfindens zu distanzieren. Der Brentano, der im Frühjahr 1799 an Thiel schreibt, ist nicht mehr derselbe, der sich im Sommer 1798 bereitwillig dem Gegenüber geöffnet hat. Er zieht vielmehr selbstkritisch Bilanz und konstatiert in bezeichnend ironischer Doppelsinnigkeit: »ich bin ruhiger geworden«.

140 Bohrer, *Der romantische Brief* (Anm. 1), S. 62.

Zugleich bestätigt er dem Freund, wie treffend dieser ihn eingeschätzt habe: »Waß du vorsahst, [...] ist eingetroffen. Es liebt mich fast keiner meines gleichen.« Illusionslos erkennt Brentano seine Einsamkeit und das mangelnde Interesse seiner Bekannten. Hier zeigt sich, wie sehr Brentano auf eine enge Bezugsperson angewiesen ist, um aus der Verkapselung seines Ich herauszufinden. Dieses Bedürfnis nach einem vertrauten Freund erweist sich letztlich als Konstante in den Jahren vor der Eheschließung. Der erste in dieser Reihe war Heinrich Remigius Sauerländer (1776–1847), »der nach dem Abschluß der Buchhändlerlehre als Gehilfe in der Frankfurter Buchhandlung [von Johann Gottlob] Pech arbeitet[e]«. <sup>141</sup> Am 24. Juli 1797 schreibt Brentano von Halle aus an ihn:

Ich habe noch keine zwei Tage gelebt ohne Dich zu lieben, ohne Dich zu mir in meine Arme zu wünschen, guter Remi Freundschaft ist so rar im Preußischen, daß hier sicher keine zwei Freunde auftreten können wie wir es sind. Ich kann dir die Gefühle nicht verwörtlichen die ich fühle [...]<sup>142</sup>

Und auch im am selben Tag geschriebenen Brief an Amalie Welsch bezeichnet Brentano Sauerländer als seinen »einzigsten« Vertrauten.<sup>143</sup> Dementsprechend redet er ihn in seinem Brief vom 9. September auch mit »theurer einziger Freund« an.<sup>144</sup>

Auf Sauerländer folgte Matthias Thiel, zu dem der Kontakt besonders kurz war. Immerhin hinterließ Thiel Brentano als gemeinsamen Ansprechpartner Gustav von Wrangel, der nun seine eigene Stelle einzunehmen begann:

Mit Wrangel bin ich Freund geworden, und er hat mein ganzes Zutrauen, er ist mein einziger Umgang, ich betrete gerne, die heiligen Schattengewölbe eines Herzens, unter denen du wandeltest, ich trete gerne in deine zurückgelaßenen Fußstapfen, und oft schallt mir ein

<sup>141</sup> Horst Dieter Hayer, Brentanos ›Godwik‹. Ein Beispiel des frühromantischen Subjektivismus, Frankfurt am Main und Bern 1977 (= Europäische Hochschulschriften 1/188), S. 80.

<sup>142</sup> Clemens Brentano, Sämtliche Werke und Briefe (Anm. 2), Bd. 29, S. 117.

<sup>143</sup> Ebd., S. 121.

<sup>144</sup> Ebd., S. 134.

ferner Ruf ein fernes Wort, von dir aus seinem Herzen wie Echo entgegen.

In der Person Wrangels blieb Thiel also für Brentano in gewisser Weise greifbar. Außer zu Wrangel intensivierte sich nun auch der Kontakt zu Stephan August Winkelmann (1780–1806), der sich am 6. Mai 1799 an der Universität Jena immatrikuliert hatte.<sup>145</sup> In den von Winkelmann stammenden ›Nachrichten von den Lebensumständen des verstorbenen Maria‹, die sich am Ende von Brentanos Roman ›Godwi‹ (1801) finden, gibt der Verfasser einen Rückblick auf die späte Phase, die er in Jena verbrachte. Er überblendet dabei vexierbildhaft die Person Clemens Brentanos mit der von ihm geschaffenen Kunst-Figur Maria und charakterisiert die Geselligkeit des Ortes folgendermaßen:

Seine äußere Erscheinung bizarr oder angenehm, aber immer anziehend – seine Unterhaltung schnell, sehr lebhaft, immer witzig – vielen fremd, einigen sehr lieb – in seinem ganzen Daseyn ein gewaltiges Ringen seines Gemüths und der äußern Welt – so sah ich Maria zuerst in J.[ena] und fühlte mich schnell zu ihm hingezogen. Keiner, der in J.[ena] war, nennt diesen Abschnitt seines Lebens ohne Dankbarkeit und angenehme Erinnerung! – [...] Dieser Sommer, in dem ich Maria kennen lernte und das Jahr, das wir mit einander verlebten, sind mir unvergeßlich. Wie es überhaupt Ton in J.[ena] war, mit allen bekannt, mit wenigen vertraut zu seyn – denn eine anständige Freiheit schuf eine glückliche Geselligkeit, in der jeder leicht den fand, den er suchte – so fanden auch wir, Maria und ich, uns bald in einem fröhlichen Kreise gleichgesinnter Freunde. Ihr

145 Den Ablauf der von Brentano arrangierten Zusammenkunft mit Winkelmann und anderen Kommilitonen »in der Neujahrsnacht 1799« hat Martin Lichtenstein festgehalten; zitiert nach: Der Briefwechsel zwischen Friedrich Carl von Savigny und Stephan August Winkelmann (1800–1804) mit Dokumenten und Briefen aus dem Freundeskreis. Gesammelt, hrsg. und kommentiert von Ingeborg Schnack, Marburg 1984 (= Veröffentlichungen der Historischen Kommission für Hessen 23,3: Hessische Briefe des 19. Jahrhunderts 3), S. 289–292, hier: S. 289. Das Manuskript seines Berichts wird von der Universitätsbibliothek Mainz aufbewahrt (Signatur: Ms 87–25) und ist in digitaler Form zugänglich unter <https://guttenberg-capture.ub.uni-mainz.de/autographen/content/titleinfo/1960> (21.5.2024).

guten Jünglinge, du vor allen treuer Wr.[angel], wo ihr auch seydt, entfernt, zerstreut – Maria hat euch nie vergessen.<sup>146</sup>

Nachdem Brentano im Mai 1801 an die Universität Göttingen gewechselt war, folgte auf Winkelmann als engster Beziehungsperson<sup>147</sup> schließlich Ludwig Achim von Arnim. In ihm fand er nicht nur, was er über die Jahre hinweg so sehnlich gesucht hatte, hier entwickelte sich endlich auch eine über Jahre hinweg andauernde Freundschaftsbeziehung.

In der zweiten Hälfte des Briefes schildert Brentano einzelne Mitglieder seiner Familie: den ältesten Halbbruder Franz, die jüngere Schwester Sophie und die Großmutter Sophie von La Roche.<sup>148</sup> Von den ersten beiden hatte er Thiel bereits im mündlichen Austausch mehrfach berichtet. Offenbar neu erwähnt wird Sophie von La Roche. Anlass dafür ist der bevorstehende Besuch bei ihrem Jugendfreund Christoph Martin Wieland in Oßmannstedt.<sup>149</sup> Des weiteren erzählt Brentano von Besuchen in Mainz und Straßburg in Begleitung von »Bürger Link« (Abb. 10). Über die Identität dieser Person ist wenig bekannt. In jedem Fall war Heinrich Link nicht »president du mont Tonnerre«, er war aber vorübergehend Teil der Administration des Départements Donnersberg (Monte-Tonnerre) und wurde im Januar 1798 zum Richter am – auch als »peinliches Tribunal« bezeichneten – Civiltribunal (»juge du tribunal«) ernannt.<sup>150</sup> Da er vor seiner Ernennung einen Aufsatz über die Kontributionszahlungen der linksrheinischen Gebiete an Frankreich verfasst hatte, wurde ihm offenbar auch die »Hebung der Contribution übertragen«.<sup>151</sup> Die Erwähnung Links dient da-

146 Brentano, *Sämtliche Werke und Briefe* (Anm. 107), Bd. 16, S. 563.

147 Zur Freundschaft beider siehe Ingeborg Schnack, Stephan August Winkelmann (1780–1806). Philosoph, Poet und Arzt; Professor in Braunschweig, in: *Braunschweigisches Jahrbuch* 68 (1987), S. 83–112, besonders S. 87–94.

148 Die Porträts ähneln dabei den Charakterisierungen seiner Angehörigen im Roman ›Godwi‹ (1801), an dem Brentano zu dieser Zeit schon arbeitete; vgl. Brentano, *Sämtliche Werke und Briefe* (Anm. 107), Bd. 16, S. 228–235.

149 Zum Verhältnis beider siehe etwa Heinrich Bock, Wieland und Sophie von La Roche, in: Heinrich Bock, ›Einen oder zween Sparren zuviel‹. Biberacher Wieland-Vorträge, Eggingen 2006, S. 168–181.

150 »Der Präsident des peinlichen Tribunals, unter dessen Mitglieder[n] uns die Bürger Link, Rebmann und Blau bekannt sind, ist Bürger Macke.« (Wochentliches (!) Extrablatt der Hanauer Neuen Europäischen Zeitung, Nr. 8, 23.2.1798, o. S.)

151 *Neueste WeltKunde*, Bd. 1, Nr. 15, 15.1.1798, S. 62.



Abb. 10: Clemens Brentano an Matthias Thiel, April 1799;  
FDH, Hs-31406 (Zeichnung »Bürger Link«).

bei der Bestätigung von Brentanos Befund, dass ihn zwar »fast keiner« seines »gleichen« wirklich verstehe, er aber von »große[n] vortrefliche[n] Menschen« geschätzt werde. Um dem Adressaten eine Vorstellung dieses »andern Voltaire« zu geben, fügt er eine Zeichnung hinzu.<sup>152</sup> Im Postskriptum erwähnt Brentano schließlich noch, dass August Klaus von Preen, der mittlerweile in Göttingen studierte, »durchgereist« sei, und richtet Grüße von ihm aus. Er schlägt damit den Bogen zurück zum Anfang seines Schreibens und stellt mit der Nennung von Preens Namen einen Bezug zur – vergangenen – gemeinsamen Geselligkeit in Jena her.

Auf den ersten Blick scheint der Brief an Thiel ein zwar in vielerlei Hinsicht informationsgesättigtes, ansonsten aber reichlich konventionelles Schreiben zu sein. Was ihn aus der Masse der übrigen heraushebt, ist einmal der Umstand, dass er an einen Freund gerichtet ist, der zudem der wichtigste Ansprechpartner Brentanos in Jena war. Nur durch die Existenz dieses Dokuments wissen wir von der bedeutsamen Rolle Thiels in der Reihe der engen männlichen Bezugspersonen während Brentanos Ausbildungs- und Studienzeit. Zum anderen lässt sich hier aber auch eine Besonderheit beobachten, die erst in den Folgejahren zur vollen Ausprägung gelangt. Gemeint ist der Gestus des projektiven Schreibens, der als ein wesentliches Element ästhetischer Subjektivität angesehen werden kann.<sup>153</sup> So verbindet Brentano die Ankündigung des Besuchs von Großmutter und Liebblingsschwester mit dem Wunsch, Thiel wäre während dieser Zeit anwesend: »Da wäre es nun eben so schön als unmöglich, daß ich dich hier hätte, und bei diesen ehrlichen Leuten, wie die Mutter der Gracchen mit ihrem Geschmeide, mit dir prangte.« Mit dieser Formulierung spielt Brentano auf die Ehe-

152 Mittlerweile liegt zu den Text-Bild-Beziehungen in Brentanos Briefen eine Monographie vor; siehe hierzu Maria Frommhold, *Briefzeichnungen. Clemens Brentanos Kunst der Kommunikation*, Heidelberg 2021 (= *Germanisch-Romanische Monatsschrift*, Beiheft 105), besonders S. 283 f.

153 Dennoch gilt: »noch in den solipsistischsten Briefen Brentanos« gibt es »einen klaren Bezug auf das Gegenüber, auch wenn dieses nur noch in Form einer phantasmatischen Projektion auftaucht«; Wolfgang Bunzel, *Nach Bohrer. Überlegungen zum ›romantischen Brief‹*, in: *Die Geschichtlichkeit des Briefs. Kontinuität und Wandel einer Kommunikationsform*, hrsg. von Norman Kasper, Jana Kittelmann, Jochen Strobel und Robert Vellusig, Berlin und Boston 2021, S. 141–163, hier: S. 150.

frau des römischen Konsuls Tiberius Sempronius Gracchus an, die als Inkarnation einer stolzen Mutter galt. Sie wies nach dem frühen Tod ihres Gatten alle um sie werbenden Männer ab – darunter den ägyptischen König Ptolemaeus –, um sich ganz der Erziehung ihrer Kinder widmen zu können. Als sie einmal Besuch von einer vornehmen Dame erhielt, die ihren prachtvollen Schmuck präsentierte, soll sie – wie der römische Schriftsteller Valerius Maximus berichtet – ihre Kinder geholt und gesagt haben: »Und das ist mein Schmuck.«<sup>154</sup> Hier kommt ein weiteres Mal die enge Verbundenheit mit Thiel zum Ausdruck, erscheint die Freundschaft zu ihm doch als das Wertvollste, über das Brentano verfügt. Allerdings wird diese auffällige Verbundenheitsrhetorik im Wissen um die Unerfüllbarkeit des artikulierten Wunsches konjunktivisch relativiert. Die Vorstellung ist »schön«, ihre Realisierung aber »unmöglich«.

Diese Spannung zwischen der Imagination und der Wirklichkeit, zwischen artikulierter Sehnsucht und dem Wissen um die tatsächlich bestehenden Gegebenheiten prägt den Gesamtgestus des Schreibens. So weist der Brief eine doppelte Anrede auf. Die an zweiter Stelle gebrauchte – »Lieber Thiel« – entspricht dabei den studentischen Umgangsformen unter befreundeten Kommilitonen. Ihr korrespondiert die Unterschrift »Clemens Brentano«, schließlich sprach man sich damals üblicherweise mit dem Nachnamen an. Um so mehr fällt auf, dass Brentano sein Gegenüber anfangs mit »Lieber Matthias« anredet und damit sprachlich eine Form enger Vertrautheit wählt, die von der realen, in Jena geübten Praxis abweicht. Die Begründung dafür liefert er gleich im Anfangssatz: »Ich nenne dich so, weil ich mir gern erträume, was mir wohlthut«. Indem Brentano den realen Adressaten durch einen imaginierten ersetzt, nimmt er sich auch die Freiheit, die Beziehung zu seinem Gegenüber im Medium der Schrift nach Belieben zu modellieren. Thiel wird so zur Projektionsfläche eigener Wünsche und Bedürfnisse, was dem Brief trotz des Rekurses auf gemeinsame Erlebnisse und trotz der vielen mitgeteilten Informationen eine monologische Komponente verleiht.<sup>155</sup> Hier zeigt sich letztlich »Brentanos monologische

154 Des Valerius Maximus denkwürdige Beispiele. Ins Teutsche übersetzt von M. G. Chr. E. Westphal, Lemgo 1780, S. 275.

155 »Man könnte sie deshalb als adressierte Monologe bezeichnen.« (Bunzel, Nach Bohrer [Anm. 152], S. 153)

Isolation«, die sich nur »punktuell aufbrechen« lässt.<sup>156</sup> Deshalb beschließt Brentano sein Schreiben auch mit der paradox anmutenden Formulierung: »Ich begehre keine Zeile von dir weil ich nichts von meinen Freunden begehre.« Hinter der vermeintlichen Bescheidenheit verbirgt sich, rhetorisch geschickt getarnt, eine Haltung stolzer Unabhängigkeit, die Freundschaft gerade nicht als Form des Austausches, sondern als Akzeptanz solipsistischer Individualität denkt.

Brentano konzipiert den Brief also nicht als Gesprächsangebot, sondern als Akt der Mitteilung, der seinem aktuellen Bedürfnis nach Selbstaussprache Ausdruck verleiht. Dabei ist das Gegenüber immer zugleich gemeint (weil nicht oder nicht ohne weiteres durch einen anderen Adressaten ersetzbar) und nicht gemeint (weil es hinter dem vom Schreiber errichteten imaginativen Konstrukt zu verschwinden droht). Dies wirft die Frage nach dem eigentlichen Grund für die Abfassung des Briefes auf. Zwar mag er tatsächlich aus einer momentanen Stimmung heraus geschrieben worden sein,<sup>157</sup> doch dürften daneben weitere Motive eine Rolle gespielt haben. Auffällig ist besonders die illusionslos-klare Aussage »Mein akademisches Blütenalter ist vorüber«. Mit dieser Formulierung greift Brentano – für Thiel zweifellos leicht erkennbar – den Titel von Sophie Mereaus erstem Roman ›Das Blütenalter der Empfindung‹ (1794) auf. Offensichtlich geht es ihm darum, eine lebensgeschichtliche Phase für abgeschlossen zu erklären, den damit verbundenen Sprechakt der rückblickenden Bilanzierung aber auch als zitathaften Gestus zu ironisieren.

Jena hat sich, seitdem Brentano dorthin übersiedelt ist, nicht nur durch den Weggang der baltischen Kommilitonen im August 1798, sondern im Frühjahr 1799 noch durch ein weiteres Ereignis nachhaltig verändert. Schließlich war am 1. April der seit 1794 an der Universität Jena lehrende Johann Gottlieb Fichte im Zuge des sog. Atheismusstreits entlassen worden.<sup>158</sup> Er hatte daraufhin die Stadt an der Saale verlassen und war nach Berlin gegangen. Da das Verhältnis der Studierenden zu

<sup>156</sup> Bohrer, *Der romantische Brief* (Anm. 1), S. 69.

<sup>157</sup> Bohrer spricht in diesem Zusammenhang von der »momentanistischen Struktur seines Denkens«; ebd., S. 103.

<sup>158</sup> Siehe hierzu besonders Karl-Heinz Fallbacher, *Fichtes Entlassung. Ein Beitrag zur Weimar-Jenaischen Institutionengeschichte*, in: *Archiv für Kulturgeschichte* 67 (1985), S. 111–135.

ihrem akademischen Lehrer besonders eng war,<sup>159</sup> wurde dieses Ereignis allgemein als Zäsür empfunden, nicht wenige verließen Jena in der Folgezeit. Dass Brentano die Abreise Fichtes – und damit den Hauptgegenstand der gegenwärtigen Diskussion – im Brief selbst nicht erwähnt, dürfte mit der rigiden (Brief-)Zensur im Baltikum zusammenhängen. Thiel, der ja Lehrveranstaltungen Fichtes besucht hatte, wird den Freund vor seiner Rückkehr nach Riga darüber unterrichtet haben, was brieflich mitteilbar war und was nicht.

Nicht zuletzt wegen der schwierigen Zustellungsbedingungen stellt sich die Frage, ob Brentano sein Schreiben überhaupt abgeschickt bzw. ob es den Adressaten auch tatsächlich erreicht hat.<sup>160</sup> Da das mittig gefaltete und auf allen vier Seiten eng beschriebene Blatt über keine Adressaufschrift verfügt, muss es entweder in ein Couvert eingelegt oder einem anderen Schreiben beigefügt worden sein. Eine derartige postalische Transporthilfe hat sich freilich nicht erhalten. Auch ist unklar, wie das Schriftstück in den Nachlass Clemens Brentanos gelangt sein kann. Dass der ein Jahr nach Brentano gestorbene Thiel selbst oder seine Angehörigen es an den Schreiber bzw. dessen Nachkommen zurückgegeben haben, kann ausgeschlossen werden. Es bleiben deshalb nur zwei plausible Erklärungen, was mit dem Brief geschehen ist. Er könnte tatsächlich abgeschickt, wegen Problemen bei der Beförderung aber nicht zugestellt und deshalb an den Versender zurück expediert worden sein. In diesem Fall dürfte Brentano aber Wrangel davon berichtet haben. Die wahrscheinlichste Annahme ist daher die, dass Brentano den fertigen Brief gar nicht abgesendet hat, so dass dieser im Ge-

159 Am »24./25. März« 1797 waren einige baltische Studenten vor ihrem Abschied von Jena sogar mit Fichte zusammen; so notiert Casimir von Boehlendorff: »24./25. März: Abschiedsabend der freien Männer bei Peter von Fircks, dann von Mitternacht bis früh um 4 Uhr bei Fichte.« (Casimir Ulrich Boehlendorff, Werke in drei Bänden, hrsg. von von Frieder Schellhase, Bd. 1: Autobiographische Aufzeichnungen. Briefwechsel. Dokumente zur Person und Biographie, Frankfurt am Main und Basel 2000, S. 487)

160 In einem Schreiben an seine Mutter und seine Schwestern vom 26. September 1796 erwähnt Thiel, dass sein Kommilitone Baumgarten »mehrere« Briefe an seinen Vater nach Riga geschrieben habe, die aber nicht angekommen seien, und vermutet, dass diese »aufgefangen« wurden; Mickwitz, Studiosus Thiel, Jena (Anm. 15), S. 55. Dass postalische Sendungen nach Livland nicht ankamen, scheint also öfter vorgekommen zu sein.

samtkonvolut der Korrespondenz bis zu seinem Tod aufbewahrt und im Anschluss daran innerhalb der Familie von Generation zu Generation weitergegeben wurde. Sollte dies zutreffen, dann wäre es wohl das zeitlich früheste Beispiel für einen nicht abgeschickten Brief. Abgebrochene epistolare Kommunikationsversuche sind bei Brentano jedenfalls nichts Ungewöhnliches. So haben sich aus den 1810er Jahren mit Briefen an Friedrich de La Motte Fouqué und E. T. A. Hoffmann gleich zwei solcher Schreiben erhalten,<sup>161</sup> allerdings sind beide – im Gegensatz zum Brief an Thiel – nicht fertiggestellt worden. Was alle drei aber miteinander verbindet, ist der Umstand, dass es sich jeweils um kommunikative Einzelanläufe handelt, denen keine weiteren Schreiben folgten und die auch ohne Gegenbriefe blieben.

161 Vgl. Wolfgang Bunzel, »nicht vollzogene Gesandtschaften«. Clemens Brentanos unabgeschickte Briefe an E. T. A. Hoffmann und Fouqué, in: Schreibszenen. Kulturpraxis – Poetologie – Theatralität, hrsg. von Christine Lubkoll und Claudia Öhlschläger, Freiburg im Breisgau 2015 (= Rombach Wissenschaften – Reihe Litterae 213), S. 233–253.

ALEXANDER KNOPF

## Intime Kommunikation

Romantische Liebe als soziale Praxis  
in Bettina von Arnims ›Clemens Brentanos  
Frühlingskranz‹ und ›Die Günderode‹<sup>1</sup>

Wenn mir mein Feind das Messer an die Kehle gesetzt hätte und ich hätte so viele bewiese seiner liebe, so freundliche so aufrichtige Briefe von ihm in Händen gehabt, ich würde ihm dennoch getraut haben, die Briefe must du mir wieder geben, denn du kömmt mir falsch vor so lang du sie besizest, auch leg ich einen Werth darauf, ich habe mein Herz hinein geschrieben.<sup>2</sup>

Dies sind die letzten Worte, die Bettina Brentano (spätere von Arnim) an Karoline von Günderode richtete, nachdem diese ihr die kaum zwei Jahre alte Freundschaft einseitig aufgekündigt hatte (Abb.). In ihnen spricht sich das unerschütterliche Vertrauen aus, das Brentano noch in dieser ausweglosen Situation in die Schrift setzte. Sie sieht in ihren Briefen Zeugnisse einer Liebe, die alle Zweifel an ihrer Wahrhaftigkeit zerstreut haben würden. Allein die Schrift wäre zu prüfen gewesen, wenn auch alles andere gegen sie gesprochen hätte. Die enge Verbindung zwischen Liebe und Kommunikation, die sich in diesem Vertrauen bekundet, darf als einer der Grundpfeiler gelten, auf denen Brentanos Denken und Handeln ruht. Dennoch fällt auf, dass die Semantik der Liebe in einem Verhältnis Anwendung findet, das keine Liebesbeziehung im engeren Sinne ist. Die folgenden Überlegungen suchen eine Erklärung für dieses Phänomen. Anhand ausgewählter Texte Brentanos wird versucht, Liebe als eine soziale Praxis zu be-

- 1 Eine englischsprachige Version dieses Textes erscheint in: *Where Love Happens: Changing Social Practices of Love in the Long Nineteenth Century*, ed. by Helene Grøn, Lene Østermark-Johansen and Victoria de Rijke, Oxford 2025 (= *Cultural Interactions: Studies in the Relationship between the Arts* 51).
- 2 Brief vom Juli 1806 in: *Die junge Bettina*, hrsg. von Heinz Härtl und Ursula Härtl, 4 Bde., Berlin und Boston 2022, hier: Bd. 1: Briefwechsel 1796–1811, S. 186.

schreiben, die im Hinblick auf verschiedene Formen der Intimität genauer zu differenzieren ist.

In seiner klassisch gewordenen Studie beschreibt Theodore Schatzki Praktiken als »the site where understanding is structured and intelligibility (*Verständlichkeit* and *Bedeuten*) articulated (*gegliedert*)«. <sup>3</sup> Insofern »understanding« und »intelligibility« gleichermaßen den Raum des Sozialen und den des Individuellen strukturieren, versteht Schatzki Praktiken als dasjenige, was beide verbindet und organisiert. <sup>4</sup> Es ist demnach zuvörderst ihre kommunikative Funktion, die diesen Praktiken soziale Relevanz oder sogar konstitutive Wirksamkeit verleiht. Wenn Praktiken damit zwar als ein »fundamental social phenomenon« anzusehen sind, <sup>5</sup> heißt dies jedoch nicht, dass sie sich als autonome Entitäten isolieren ließen. Praktiken sind ihrerseits stets in einen sozialen Kontext eingebettet, der über die Bedingungen ihrer Möglichkeit mitentscheidet. Ihre Entwicklung ist an die Evolution sozialer Systeme gekoppelt, ohne dass hier ein eindeutiges Abhängigkeitsverhältnis unterstellt werden könnte. Mit zunehmender Komplexität des sozialen Systems werden die Anforderungen an die Praktiken ebenso steigen wie umgekehrt die Nuancierung derselben die Ausdifferenzierung der Gesellschaft weiter vorantreibt.

Wenn Praktiken dadurch sozial wirksam werden, dass sie ihre kommunikative Funktion erfüllen, dann hat die romantische Liebe als soziale Praxis par excellence zu gelten. Nach Niklas Luhmann ist die romantische Liebe als »Kommunikationsmedium« bzw. als ein »Code« anzusehen, <sup>6</sup> der sich um 1800 als Reaktion auf bestimmte gesellschaftliche Veränderungen herausbildete. Luhmann bezieht sich damit auf einen historischen, an die allmähliche Auflösung der stratifizierten

3 Theodore R. Schatzki, *Social Practices. A Wittgensteinian Approach to Human Activity and the Social*, Cambridge 1996, S. 12.

4 Ebd., S. 13: »Both social order and individuality [...] result from social practices.«

5 Ebd., S. 12.

6 Vgl. Niklas Luhmann, *Liebe als Passion. Zur Codierung von Intimität*, Frankfurt am Main 1994 (1982), S. 22 f., wo Luhmann klar zwischen der Liebe als einem Kommunikationsmedium und der Liebe als einem »Sachverhalt«, d. h. einem konkreten Liebesgefühl unterscheidet. Das Medium beziehe sich auf den Sachverhalt, aber es sei nicht dieser Sachverhalt selbst. Zugleich sei es allein das Medium, das uns Aussagen über die Liebe erlaubt. Das tatsächliche Gefühl bleibe uns unzugänglich, zumal in seiner Geschichtlichkeit.



reichte dieser Individualisierungsprozess seinen Höhepunkt in der Romantik. Die romantische Individualität umfasst die Person und ihren Weltbezug gleichermaßen.<sup>8</sup> Mit andern Worten: Individuell ist eine Person nicht zuletzt dadurch, dass sie eine eigene Weltsicht entwickelt. Indem persönliche und allgemeine, anonym konstituierte Weltsicht auseinandertreten, verdoppeln sich alle Informationen im Hinblick auf ihren jeweiligen Geltungsbereich. Soziale Beziehungen sind fortan vor das Problem gestellt, dass ein Individuum von dem anderen eine Entscheidung darüber verlangt, ob es seine idiosynkratische Weltsicht anerkennt oder ablehnt.<sup>9</sup>

Prinzipiell dienen symbolisch generalisierte Kommunikationsmedien wie Wahrheit, Liebe, Geld, Macht dazu, »unwahrscheinlichen Kommunikationen trotzdem Erfolg zu verschaffen«.<sup>10</sup> Dabei hat die Liebe das spezielle Problem der ›höchstpersönlichen‹ Kommunikation zu lösen, also derjenigen Kommunikation, durch die sich das Individuum von anderen abzugrenzen und zu unterscheiden sucht. Als Code stellt die Liebe die Regeln und die Semantik bereit, die es beiden Partnern erlauben, die wechselseitige Zumutung einer individuellen Weltsicht in einen Zustand der Überstimmung zu überführen, dessen Vollkommenheit selbst als höchster Ausdruck der Liebe gilt. Wie Luhmann ausführt, verlangt Liebe die Anerkennung der andern Weltsicht in ihrer Gesamtheit, denn nur auf diese Weise ist gewährleistet, dass die Person, die für diese Weltsicht einsteht, von der Liebe ganz erfasst wird. Die Verbindung, die durch Praktiken zwischen dem Bereich des Sozialen und dem des Individuellen hergestellt wird, zeigt sich im Fall der Liebe also auf besondere Weise darin, dass sie soziale Beziehungen ermöglicht, in denen das Individuum sich allererst als ein solches bestätigt sieht. Zugleich ist klar, dass die Bedeutung der Liebe über die

8 Zum romantischen Begriff der Individualität vgl. z.B. Markus Schwering, *Romantische Theorie der Gesellschaft*, in: *Romantik-Handbuch*, hrsg. von Helmut Schanze, Stuttgart <sup>2</sup>2003, S. 510–518; Gerald N. Izenberg, *Impossible Individuality. Romanticism, Revolution and the Origins of Modern Selfhood, 1787–1802*, Princeton 1992; *Abschied vom Individuum? Romantische Konzeptionen von Individualität und ihre Kritik*, hrsg. von María Verónica Galfione und Alexander Knopf, Paderborn 2021 (= *Schlegel-Studien* 14).

9 Vgl. Luhmann, *Liebe als Passion* (Anm. 6), S. 24–26.

10 Vgl. ebd., S. 21.

Zweierbeziehung hinausweist. Das Kommunikationsmedium dient der Stabilisierung und Entwicklung einer Gesellschaft, in der ebenderselbe Individualisierungsprozess die althergebrachte Institution der arrangierten Ehe außer Kraft gesetzt hat.

Luhmanns Überlegungen sind auf sexuell basierte Intimbeziehungen zugeschnitten. In derartigen Beziehungen zeichnet sich das Kommunikationsmedium der romantischen Liebe durch folgende fünf Eigenschaften aus: 1) Die Kommunikation findet unter weitgehendem Verzicht auf Kommunikation statt, d. h. dass der informative Gehalt der Kommunikation sich auf die permanente wechselseitige Versicherung reduziert, sich auch ohne Worte, etwa über den Austausch von Blicken vollständig zu verstehen. Das geht so weit, dass ein Zuviel an Kommunikation eine potentielle Bedrohung des Liebesverhältnisses darstellt, weil die damit einhergehende Gefahr des Nicht- oder Missverstehens die Haltlosigkeit der es begründenden Annahme eines bestehenden Einverständnisses offenbart. 2) Im Kommunikationsmedium wird die ›Passion‹ zum Leitsymbol erhoben. Liebe wird erlitten; sie überkommt die Liebenden wie eine Naturgewalt oder eine Krankheit, ohne dass die Möglichkeit der Gegenwehr besteht. Das liebende Subjekt ist prinzipiell passiv. 3) Kennzeichnend für das Kommunikationsmedium Liebe ist weiterhin die Symbolisierung des Körperbezugs in – wie Luhmann es nennt – ›symbiotische Mechanismen‹. Die Kommunikation bewegt sich im »Referenzraum der Sexualität«.<sup>11</sup> Sie findet nicht nur vermittelt über die Körper statt, sondern stützt auch die sprachliche Mitteilung mit einer sexuell grundierten Doppelbödigkeit aus. 4) Ein weiteres wesentliches Merkmal der romantischen Liebe ist die Selbstreferenz. Dazu gehört nicht nur, dass die Liebe sich aus sich selbst motiviert und begründet (ich liebe, weil ich liebe ...), sondern sich selbst transparent ist. Die Kommunikation erfolgt in dem Wissen, dass der oder die andere die Regeln des Codes kennt. 5) Luhmann beschreibt das Liebesverhältnis außerdem als asymmetrisch. Das darin herrschende Ungleichgewicht werde dadurch erzeugt, dass die Arbeit der Anerkennung der individuellen Weltsicht nur von einem Teil zu leisten sei, nämlich dem liebenden Teil, der dem geliebten eben darin seine Liebe bezeugt. Unverständlich an dieser Deutung bleibt, wieso

11 Ebd., S. 33.

Luhmann den Prozess der Anerkennung nicht als Leistung beschreibt, die wechselseitig zu erbringen ist und damit Symmetrie im Liebesverhältnis herstellt. So wie das Liebesverhältnis nicht nur aus einem liebenden und einem geliebten Teil bestehen darf, wenn es sich erfüllen soll, kann auch die Anerkennung nicht einseitig erfolgen. Reziprozität ist sogar eine der Bedingungen des Gelingens der Anerkennung. Ich kann niemanden anerkennen, der oder die mir die Anerkennung verweigert.<sup>12</sup>

Wer sich indes mit der deutschen Romantik beschäftigt, gelangt sehr schnell zu der Einsicht, dass das Kommunikationsmedium Liebe auch in Beziehungen zum Einsatz kommt, die sich zwar durch Intimität auszeichnen, aber nicht sexuell basiert sind. Prinzipiell bedroht die Tatsache, dass sich die sozialen Subjekte nicht nur als Individuum erfahren, sondern auf die Anerkennung ihrer Individualität beharren, den Erfolg jeder Kommunikation. Aber die Zumutung, die mit der Forderung nach Anerkennung verbunden ist, wird umso größer sein, je intimer die Beziehung ist. Diese Intimität bestimmt sich nach der Maßgabe dessen, was die Individuen von sich preisgeben. Das ist in der Liebe alles. Daher gilt die Liebe den Romantikern als das Ideal der Intersubjektivität.<sup>13</sup> In keinem andern Fall diesesseitigen Kommunizierens wird ein so hoher Grad des gegenseitigen Verstehens erreicht. In keinem andern Fall realisieren sich die individuellen Anschlussmöglichkeiten so vollständig wie hier. In keinem andern Fall verschwindet die Differenz zwischen ›Eigenem‹ und ›Fremdem‹ so restlos in einer höheren Synthese. In dieser Funktion, als Medium zur Erreichung eines kommunikativen Idealzustands, wird der Liebescode auch in nicht-sexuellen Intimbeziehungen (Freundschaft, Verwandtschaft etc.) mobilisiert. Auf derartige Beziehungen lässt sich Luhmanns Analyse aber nur zum Teil übertragen. Darüber hinaus vernachlässigt sie alle intimen Beziehungen, die nach

12 Vgl. Alexander Knopf, *Das Schweigen der Sirenen. Zum Begriff der Anerkennung in der Literaturwissenschaft*, in: *Orbis Litterarum* 71 (2016), S. 525–548, hier: S. 533.

13 Vgl. Alexander Knopf, »Begeisterung der Sprache«. *Poesie und Poetik in Novalis' ›Heinrich von Ofterdingen‹*, Frankfurt am Main und Basel 2015, S. 143–157; ders., *Vom romantischen Individuum zur singularisierten Einheit des Sozialen. Individualität im Lichte von Andreas Reckwitz' Sozialtheorie*, in: *Abschied vom Individuum?* (Anm. 8), S. 177–211, hier: S. 204.

Ansicht der Partner den Idealzustand der Liebe noch nicht erreicht haben, in denen also der Verkehr miteinander mit der Erfahrung von Kommunikationsschwellen einhergeht, die die wechselseitige Verständigung beeinträchtigen oder verhindern.

In diesem Beitrag wird daher zum einen vorgeschlagen, Luhmanns Begriff der Intimität zu erweitern. Intim (lat. *intimus* für superlativisch ›innerste, geheimste und vertrauteste‹ Verhältnisse und Phänomene) werden alle diejenigen sozialen Beziehungen genannt, die sich durch eine besondere Nähe, Vertrautheit oder wechselseitige Hilfestellung auszeichnen.<sup>14</sup> Es ist das Merkmal der Intimität in diesem erweiterten Sinne, das sie zu höchstpersönlichen Beziehungen macht und die Kommunikation zwischen den Beteiligten erschwert. Zum ändern wird hier dafür plädiert, die von den Romantikern betriebene »Codierung von Intimität« auch auf die Fälle zu erweitern, in denen die Kommunikation problematisch erscheint. Als Zeugnisse höchstpersönlicher Kommunikation geben vor allem Briefe Auskunft darüber, mit welcher Aufmerksamkeit jeder Misston, jede Verstimmung, jedes Anzeichen eines Missverstehens registriert und thematisiert wird. Charakteristisch für den romantischen Briefverkehr ist die Ausbildung eines Metadiskurses, der den eigentlichen Diskurs, das Briefgespräch begleitet und die Sprache bzw. das Verstehen fortlaufend kommentiert. Dieselbe Reflexivität, die jede Äußerung sofort auf den Prüfstand stellt, ist jedoch auch in den dichterischen bzw. literarischen Texten am Werk. Auf Kommunikationsschwellen, die Intimität zu gefährden scheinen, wird mit der Ausbildung eines Codes reagiert, der diese wenn schon nicht abbaut, so doch zumindest sichtbar macht, und den Umgang mit ihnen ermöglicht.<sup>15</sup>

14 Es ist diese Art von Intimität, deren Entwicklung bis hin zur ›Ideologie‹ Richard Sennett in ›Verfall und Ende des öffentlichen Lebens. Die Tyrannei der Intimität‹ (übers. von Reinhard Kaiser, Frankfurt am Main 1983), beschrieben hat.

15 Vgl. dazu auch Alexander Knopf, Am Rande des Gesprächs. Untersuchungen zur epistolaren Kommunikation im Schlegel-Kreis (Friedrich Schlegel, Caroline Schlegel, Friedrich von Hardenberg/Novalis, Dorothea Veit), in: Literatur für Leser:innen 21/2 (2023), S. 125–139.

I. »Liebe ist [...] nur Göttergespräch«<sup>16</sup>

Die folgenden Überlegungen beschränken sich auf das in vielerlei Hinsicht einzigartige Werk Bettina von Arnims (1785–1859), insbesondere auf ihre Korrespondenzen mit dem Bruder Clemens Brentano (1778–1842) und der befreundeten Dichterin Karoline von Günderrode (1780–1806). Vielleicht hat keine andere Autorin der Romantik die Liebe so ausschließlich und unbedingt mit dem Ideal des vollkommenen Verstehens identifiziert wie Bettina von Arnim. Liebe ist nach ihrer Ansicht die Bedingung für das Gelingen der Kommunikation, in der sie sich zugleich erfüllt. Der enge Zusammenhang zwischen Liebe und Kommunikation kommt zum einen in der Tatsache zum Ausdruck, dass selbst diejenigen unter ihren intimen Beziehungen, die sich als Liebesbeziehungen im herkömmlichen Sinne qualifizieren lassen, über weite Strecken Briefbeziehungen waren. Sie wurden in hohem Maße durch die schriftliche Korrespondenz aufrechterhalten und genährt. Zum andern tritt dieser Zusammenhang darin zutage, dass auch in den nicht-sexuellen Intimbeziehungen die Grenzen zwischen Liebe und Freundschaft bzw. Liebe und Verwandtschaft verschwimmen, sofern sie mit der Erfahrung einhergehen, dass sich in ihnen ein Zustand des Einverständnisses einstellt.

Die Beobachtung, dass Bettina von Arnims Intimbeziehungen sich vor allem in der Schrift realisierten, wird überdies dadurch bestätigt, dass sie – mit Ausnahme Achim von Arnims – die aus ihnen hervorgehenden Briefwechsel in semi-fiktionale Briefbücher überführte. Im Falle von Karoline von Günderrode und Clemens Brentano sind die Briefbücher sogar die einzigen Zeugnisse, die uns einen Einblick in diese Beziehungen verschaffen können, denn die originalen Briefe sind bis auf wenige Dokumente verlorengegangen. Sowohl in den authentischen Briefen als auch in den literarischen Briefbüchern wird Kommunikation unentwegt thematisiert. Tatsächlich findet die jeweils besondere, noch näher zu charakterisierende Intimität dieser Beziehungen ihren Ausdruck in der bestimmten Weise, wie das wechselseitige Verstehen bzw. Missverstehen wahrgenommen und reflektiert wird.

16 Bettina von Arnim, Die Günderrode, in: dies., Werke und Briefe, hrsg. von Gustav Konrad, Bd. 1, Frechen und Köln 1959, S. 215–536, hier: S. 370.

Unerheblich ist dabei, ob diese Reflexionen authentisch sind oder sich dem nachträglichen Gestaltungswillen der Autorin verdanken. Zwar ist bekannt, dass Bettina von Arnim teilweise massiv in das Material eingriff, das sie in den Briefbüchern präsentierte.<sup>17</sup> Aber auch die Modifikation oder gar Manipulation der originalen Schriftstücke gehorcht den Regeln des Codes, um den es in dieser Untersuchung geht. Man kann die Briefbücher als den Versuch der Autorin verstehen, sich ihre Beziehungen nachträglich und vollends anzueignen. In diesem Sinne ließe sich bereits die Verwandlung ihrer intimen Briefwechsel in literarische Monumente als eine Weise des Umgangs mit Kommunikationsschwellen lesen. Die Briefbücher sind vielleicht auch späte Gesten der Versöhnung in Beziehungen, die nicht zuletzt am Unverständnis zerbrachen. Sie zeigen, dass Bettina von Arnims Bemühungen um angemessenes Verstehen noch andauerten, als der Briefwechsel längst eingestellt oder die Brieffpartner verstummt waren.

Noch ein Wort zu Bettina von Arnims biografischem Hintergrund. Die Brentanos gehörten zu den wohlhabenden Familien der Freien Reichsstadt Frankfurt.<sup>18</sup> Ihr Reichtum gründete sich auf das kaufmännische Geschick des Vaters Peter Anton (Pietro Antonio) Brentano. Als Bettina geboren wurde, war sie dessen dreizehntes Kind und das siebte Kind seiner zweiten Ehefrau Maximiliane (geb. La Roche). Sieben weitere Geschwister folgten. Bettina verlor ihre Mutter als Achtjährige. Mit elf Jahren war sie Vollwaise. Zwar trat der Halbbruder Franz als Oberhaupt der Familie und Geschäftsführer des Handelshauses an die Stelle des Vaters; aber klar ist dennoch, dass es innerhalb einer solchen Familienkonstellation mit besonderen Anforderungen verbunden ist, seine eigene Rolle zu finden und seine Position zu behaupten.<sup>19</sup> Dazu

17 Vgl. Waldemar Oehlke, *Bettina von Arnims Briefromane*, Berlin 1905; Lieselotte Kinskofer, *Zur Edition des ›Frühlingskranzes‹*, in: Clemens Brentano, *Sämtliche Werke und Briefe*, Bd. 30, hrsg. von ders., Stuttgart u. a. 1990, S. 355–376.

18 Vgl. *Die Brentano. Eine europäische Familie*, hrsg. von Konrad Feilchenfeldt und Luciano Zagari, Tübingen 1992; *Die Brentanos. Eine romantische Familie?*, hrsg. von Bernd Heidenreich, Evelyn Brockhoff, Anne Bohnenkamp-Renken, Wolfgang Bunzel, Frankfurt am Main 2016.

19 Vgl. z. B. die Schilderungen in Bettina von Arnim, Clemens Brentanos *Frühlingskranz*, in: dies., *Werke und Briefe (Anm. 16)*, Bd. 1, S. 11–214, hier. S. 142 f. und 161.

kommt, dass den Brentanos das Bürgerrecht verwehrt blieb, weil sie im streng lutherischen Frankfurt am katholischen Glauben festhielten. Die Randstellung, die die Familie aufgrund ihrer Konfession im sozialen Gefüge der Stadt einnahm, erzeugte einen gewissen Assimilationsdruck, der mit der Erwartung an ein normenkonformes Verhalten verbunden war.<sup>20</sup> Im Falle der weiblichen Familienmitglieder gehörte dazu die Erwartung, sich möglichst frühzeitig standesgemäß zu verheiraten. Bettina von Arnim reagierte darauf mit Verweigerung und Rebellion.<sup>21</sup> Die Konflikte mit der sozialen Umwelt, die ihre Haltung verursachte, erlebte sie als Unverständnis, Ablehnung und Isolation.<sup>22</sup>

Es sind diese besonderen Umstände, unter denen Bettina von Arnim ein hohes Bewusstsein von Individualität entwickelte und frühzeitig damit begann, für sich (und andere) das Recht auf die ungehinderte Entfaltung ihrer Neigungen und Anlagen einzuklagen. Diese forcierte Individualisierung lässt sich insbesondere in ihren Briefwechseln verfolgen.<sup>23</sup> In ihnen scheint dem Thema der Kommunikation deshalb soviel Gewicht zuzufallen, weil die Chance auf den Erfolg einer solchen im Falle des Zusammentreffens zweier komplexer, von der sozialen Norm stark abweichender Individuen von vornherein als äußerst gering angesehen wird. Umgekehrt ist gerade die Unwahrscheinlichkeit des Erfolgs einer solchen Kommunikation der Grund dafür, dass sie von den an ihr Beteiligten als einzigartiges Glück erfahren wird. Diese Erfahrung wird nicht nur von Bettina von Arnim mit dem Namen Liebe belehnt.

20 Vgl. Wolfgang Bunzel, »Die Welt umwälzen«. Bettine von Arnim geb. Brentano (1785–1859), Frankfurt am Main 2009, S. 5.

21 Vgl. Clemens Brentanos Frühlingskranz, S. 51, 146, 156, 163 f.; Die Günderode, S. 319. Vgl. auch Wolfgang Bunzel, Bettine Brentano/von Arnim. Selbstinszenierung als Wirkungsstrategie, in: Die Brentanos (Anm. 18), S. 171–190.

22 Vgl. Clemens Brentanos Frühlingskranz, S. 141; Die Günderode, S. 307, 316.

23 Vgl. Ulrike Growe, Das Briefleben Bettine von Arnims – Vom Musenanruf zur Selbstreflexion. Studie zu »Goethes Briefwechsel mit einem Kinde«, »Die Günderode« und »Clemens Brentanos Frühlingskranz« Würzburg 2003.

II. »Erste Geschwisterliebe«<sup>24</sup>

Die in ›Clemens Brentanos Frühlingskranz‹ (1844) versammelten Briefe aus Bettina von Arnims Korrespondenz mit ihrem Bruder entstammen ihrer Jugendzeit. Der erste Brief, von Clemens geschrieben, nachdem er Frankfurt verlassen hatte, datiert auf Ende April 1802. Bettina war zu diesem Zeitpunkt gerade siebzehn Jahre alt geworden; Clemens war dreiundzwanzig. Die Sammlung endet mit einem Brief vom September 1803. Der Frühling währte nicht einmal achtzehn Monate. Am Ende steht kein Zerwürfnis, aber doch eine Entfremdung. Insofern führt das Bild des Kranzes in die Irre. Die Harmonie der Seelen, mit der dieser Briefwechsel einsetzt und deren Zerfall er dokumentiert, bleibt gestört. Es sei denn, man will – wie es bereits vorgeschlagen wurde – in Bettina von Arnims Veröffentlichung selbst eine Geste der Versöhnung sehen.<sup>25</sup>

Bettina von Arnim hat sich das Andenken an die Bedeutung, die ihr Bruder für sie besaß, ein Leben lang bewahrt. Die »erste[ ] Geschwisterliebe«, die sie mit ihm verband, galt ihr auch in der Zeit, als das Verhältnis bereits zerrüttet war, als »das schmale grüne Fleckchen des Unvergeßlichen«, als »erste[ ] Erscheinung des Lebens«.<sup>26</sup> Das wechselseitige Gefühl der »Eintracht« und »Übereinstimmung in allem, wenn wir auch in manchem verschieden denken«,<sup>27</sup> aus dem dieser Briefwechsel hervorgeht, verdankt sich wohl in erster Linie der Resonanz auf den eigenen Charakter, die jeder der beiden im jeweils andern fand. Dass die Autonomie, mit der Bruder und Schwester, auf je eigene Weise, die Entfaltung der eigenen Individualität gegen alle Konventionen und sozialen Rollenmuster durchzusetzen suchten, sie von ihrer Umgebung isolierte, war eine Erfahrung, die sie teilten und die sie zusammenschloss. Wenn Bettina von Arnim sich ihrem Bruder verbunden fühlte, dann in seiner Selbständigkeit, in seinem Selbst-Sein:

24 Clemens Brentanos Frühlingskranz, S. 175.

25 Zum Verhältnis der Geschwister vgl. Hartwig Schulz, »Unsre Lieb aber ist außerköhren«. Die Geschichte der Geschwister Clemens und Bettine Brentano, Frankfurt am Main 2004.

26 Clemens Brentanos Frühlingskranz, S. 175.

27 Ebd., S. 33.

*Clemens*, Du bist so gut und so schön, wenn Du singst, bist Du so besonders liebend noch dazu, und mir der Liebste, der Trefflichste, nicht aller Menschen, denn Menschen kenne ich, glaub ich, gar nicht, mir sind sie nicht aufgestoßen, das lieblichste *Du selbst* bist Du mir, die andern sind mir kein Selbst, sie sind zusammengeliene, durch Umstände und Eigenheiten, die ich besser noch Verkehrt-heiten nenne, entstandne Unselbstheiten.<sup>28</sup>

Die Nähe und Vertrautheit der Geschwister, die beide von Beginn an als Liebe beschreiben, ist ein Effekt, der durch die ihnen gemeinsame soziale Außenseiterposition vielleicht nicht erzeugt, wohl aber intensiviert wurde. Anders formuliert: Das Unverständnis, auf das jedes der Geschwister in seinem jeweiligen sozialen Umfeld stieß, schuf die Basis für das Einverständnis untereinander. Eine sehr schmale Basis, wie sich bald herausstellte. Denn die Einheit, die der Widerstand nach außen ihrer Beziehung verlieh, verhinderte nicht, dass sich Differenzen innerhalb derselben einstellten, sobald sich beide einander zuwandten. Und diese Differenzen treten im Laufe des Briefwechsels mehr und mehr in den Vordergrund. Dass dabei vor allem Bettina von Arnim das wechselseitige Verstehen als Ausweis von Liebe ansieht, zeigt sich daran, dass sie diese Liebe alsbald in Frage stellt, wo das Verstehen ausbleibt. Imperativisch gewendet heißt es: »Versteh mich, das heißt, liebe mich darum!«<sup>29</sup>

Wie aus dem obigen Zitat hervorgeht, schließt für Bettina von Arnim die grundsätzliche Übereinstimmung, in der sich die Liebe bezeugt, Differenzen im Einzelnen nicht aus. Differenzen sind in einer Beziehung zweier komplexer Individuen unvermeidlich. Beide »bilden [sich] eine Welt«,<sup>30</sup> die nie vollständig mit der des jeweils andern zur Deckung gelangen kann. Die Individualität des anderen anzuerkennen, heißt daher vor allem, diese Differenzen anzuerkennen. Diese Anerkennung wird Bettina von Arnim jedoch von ihrem Bruder verweigert. Brentano will sie formen, und zwar nach seinen Vorstellungen.<sup>31</sup> Auf die großen

28 Ebd., S. 42.

29 Ebd., S. 147.

30 Ebd., S. 33.

31 Vgl. z. B. ebd., S. 64. Dazu auch Ursula Isselstein, Briefwechsel als Bildungsprojekt. Dialogische Konstellationen im ›Frühlingskranz‹ Bettine von Arnims, in: Die Brentano (Anm. 18), S. 208–218.

Erwartungen, die er hegt, und die strengen Forderungen, die er stellt, reagiert die so Bedrängte mit Befremden und Zurückweisung. So wie sich Bettina von Arnim immer vehementer gegen die Erziehungsversuche zur Wehr setzt,<sup>32</sup> muss sie letztlich erkennen, dass Brentano ein Bild von ihr liebt, dem sie nicht entspricht und nicht entsprechen will,<sup>33</sup> dass er folglich nicht *sie* liebt, und also gar nicht liebt.

[Clemens an Bettine:] Gott will's so haben, daß wir uns lieben und einander belehren sollen, ich sehe es in allen Dingen und gebe mich dem offen hin, denn ich will nicht mit der Wahrheit streiten, denn es ist nicht möglich, sich zu trennen von dem, in dem man sich begriffen fühlt.<sup>34</sup>

[Bettine an Clemens:] [...] ich fühl, daß solche tief durchdachte Gedanken, die Du an mich zwar richtest, doch vielmehr der Welt angehören [...] Hat's Gott gewollt, daß man euch liebe, wie der *Clemens* mir sagt: ich sei berufen mit ihm zusammen, daß wir einander lieben, wenn das so wär, daß Gott wolle, wo er gar nicht zu wollen hat, ich würde ihm widerspenstig sein und den grad nicht wollen lieben den er dazu geschaffen [...] Fühl ich mich hingezogen zu manchem, so ist's nicht aus vorbedachtem Gefühl, nicht weil ich glaub, Gott hab es so gewollt.<sup>35</sup>

Bettina von Arnims Eindruck, dass die Liebesbeteuerungen ihres Bruders zwar an sie gerichtet seien, nicht aber sie meinten, findet eine merkwürdige Entsprechung in einem seiner früheren Briefe. Es heißt dort: »Wolltest Du meinen, in Deinen Briefen spräche bloß Deine Liebe, Dein antwortender Geist zu mir, so täuschest Du Dich, sie sind Deine Liebe zu allem, so wie es Dein reflektierender Geist über alles und in allem ist, den Du mir anvertraust.«<sup>36</sup> Sie antwortet darauf nicht, aber angenommen werden darf, dass gerade das Gegenteil der Fall ist und sie immer den Bruder meinte, auch wenn sie sich mit ihrer Liebe nicht direkt an ihn richtete. Für Bettina von Arnim hat sich die Liebe als Verstehen allein an der Individualität des andern zu beweisen.

32 Vgl. Clemens Brentanos Frühlingskranz, S. 52, 66 f., 76, 87, 115.

33 Vgl. ebd., S. 66, 146 f., 201 f.

34 Ebd., S. 106.

35 Ebd., 109.

36 Ebd., 78.

Es ist also gerade und vor allem die von dem Bruder geäußerte Liebesauffassung, an der sich ihr zeigt, dass er sie nicht verstanden hat und also auch seine Liebe bestenfalls ein Irrtum, schlechtestenfalls eine Maskerade sein müsse. Ihr Gefühl hat sie vielleicht nicht getrogen, wie eine Stelle in einem Brief belegt, den Clemens Brentano am 8. September 1802 an Achim von Arnim schrieb: »Meine Liebe zu Ihr [d. i. Bettina] ist selbst nicht echt, ich stehe mit Scheu neben ihr, weil sie mir nichts zeigt, als ein schöneres Bild meiner selbst, ich kann sie nicht mehr begreifen, da ich ihr nicht aus ihrer Gefangenschaft helfen darf«. <sup>37</sup> Aber bereits mit dem Verdacht ist die Basis der intimen Beziehung weggebrochen. In der Folge häufen sich nicht nur die Missverständnisse; sie werden auch als solche thematisiert. Aus dem anfänglichen Befremden wird offene Ablehnung, die sich zunächst noch auf einzelne Briefe bezieht, <sup>38</sup> bis Bettina von Arnim feststellt, dass sie die »Tonart«, in welcher der Bruder ihr schreibe, nicht mehr übersetzen könne; dass sie zwei Sprachen sprächen, die sich nur scheinbar deckten, in Wahrheit aber einander fremd seien:

Du hast mich nicht in meiner Sprache gelesen; Du hast eine andre Natur herausgekriegt, die Dir nur *dann und wann* nicht gefällt, meistens aber doch. Wenn Du aber in der meinigen Sprache mich gefaßt hättest, so würde ich keinen Augenblick Dir gefallen, nein, davon nicht, von andern Dingen wär die Rede. Ein Gewimmel von Mißverständnissen. <sup>39</sup>

Man wird, wenn man das Briefbuch als Komposition begreift, das Bild des Kranzes vielleicht so verstehen dürfen, dass die jugendliche Briefautorin in der Beziehung zu ihrem Bruder auf sich selbst zurückgeführt wird. Die »Heimat«, die ihr seine Briefe gaben – »in ihnen bin ich geboren« <sup>40</sup> – hat sie verlassen, um in sich selbst eine neue Heimat zu finden. In der Korrespondenz vollzieht sich die Entdeckung dieses Selbst und dessen Verteidigung gegen die Ansprüche ihres Bruders, der seinerseits zu lernen hat, dass er es mit einer eigengesetzlichen Indivi-

37 Clemens Brentano, *Sämtliche Werke und Briefe*, Bd. 29, hrsg. von Lieselotte Kinskofer, Stuttgart u. a. 1988, S. 503.

38 Vgl. Clemens Brentanos *Frühlingskranz*, S. 66 und 107.

39 Ebd., S. 146.

40 Ebd., S. 147.

dualität zu tun hat. Bettina von Arnim beschreibt diesen Prozess sehr genau in einem Brief vom 13./14. Februar 1804, der nicht mehr in das Briefbuch eingegangen ist.<sup>41</sup> An der Passage zeigt sich nicht zuletzt, dass selbst im Falle geschwisterlicher Beziehungen auf verschiedene Liebeskonzeptionen zurückgegriffen wird, die in einer differenzierten Betrachtung der Codierung von Intimität herauszuarbeiten sind.

### III. »Geschrei meines Herzens nach Dir hin«<sup>42</sup>

Auch die Untersuchung der intimen Kommunikation zwischen Bettina von Arnim und Karoline von Günderode hat sich nahezu ausschließlich auf das Briefbuch »Die Günderode« (1840) zu stützen. Von der originalen Korrespondenz, die in die Jahre von 1804 bis 1806 fiel, sind ganze neun Briefe erhalten.<sup>43</sup> Tatsächlich lassen sich nicht einmal Aussagen darüber machen, wie umfangreich der Briefwechsel wirklich war. Von den Briefen, die in »Die Günderode« präsentiert werden, sind mehrere unecht; der Großteil unterliegt dem Verdacht, von der Autorin nachträglich verfasst worden zu sein.<sup>44</sup> Wenn sich aus dem Briefbuch

41 Brief an Clemens Brentano, in: Die junge Bettina (Anm. 2), Bd. 1, S. 49 f.: »Du glaubst ich liebe Dich weniger (oder viel mehr) nicht mehr recht – was nennst Du denn recht lieben? ehmal sagtest Du mir immer, ich sei in Dich verliebt und das wäre nicht recht, und da es anders zu sein scheint, so ist es wieder nicht recht. Sieh, ich will Dir den ganzen Unterschied meiner jetzigen und ehmaligen Liebe zu Dir aus einander setzen. Ehmal war ich wie ein blindes Kind, und Du wie mein Führer, ich kannte Niemand als Dich, ich war Niemand etwas schuldig als Dir, und warf also meine ganze Verehrung, meine Anbetung, die eigentlich der Natur, der Sonne, Mond und Sternen gehörten, nur auf Dich; und nun da ich sehend bin, sind mir alle diese Gegenstände vor Augen gekommen und ich kann ihnen meine Liebe nicht verweigern. Du hast mich geleitet, hast meinen unbehelflichen Kinderjahren geschmeichelt, hast jeden Keim von Frömmigkeit und Größe in mir aufgezogen, ich muß Dir ewig dankbar sein, ich muß Dich ewig als das erste Wesen achten und ehren und lieben, weil Du mich gepflegt hast in meiner Blindheit und mir das Gesicht gegeben hast. Daß Du meine Liebe jetzt nicht mehr so deutlich fühlst, ist weil sie jetzt mehr verbreitet ist, weil Du mich jetzt nicht mehr so wie sonst immer an Deiner Hand fühlst mit dem Begehren von Dir geleitet zu werden, dieß soll Dich freuen und nicht niederschlagen.«

42 Die Günderode, S. 480.

43 Vgl. Die junge Bettina (Anm. 2), Bd. 1, S. 51, 137, 140, 142, 144, 151, 156, 184, 185.

44 Vgl. Oehlke, Bettina von Arnims Briefromane (Anm. 17), S. 361 f.

ein Eindruck davon gewinnen lässt, wie die Beziehung zwischen den beiden jungen Frauen beschaffen war und welchen Ausdruck sie in den Briefen fand, so verdankt sich dieser vor allem einer nachträglichen Inszenierung.

Es ändert aber die Tatsache der Literarisierung nichts daran, dass sich an den Briefen ablesen lässt, wie durch die Codierung von Intimität das kommunikative Geschehen thematisiert wird. Dieser enge Zusammenhang von Intimität und Kommunikation, der sich auch in ›Die Günderode‹ findet, scheint nicht bloß nachträglich von der Autorin in den Briefwechsel hineingetragen worden zu sein. Das belegen die drei erhaltenen Briefe, von denen zwei diesen Zusammenhang ausdrücklich reflektieren. Dabei verrät der Brief Bettina von Arnims an Karoline von Günderode, den die Herausgeber auf das zweite Drittel 1805 datieren, zugleich etwas über den unsicheren Status der Freundschaft. Noch zu diesem späten Zeitpunkt in der Beziehung ist sich Bettina von Arnim nicht sicher, ob die Adressatin »genugsames Gewicht auf [ihre] Freundschaft« legt. Sie wünscht, die »Wahrheit der Gesinnung« zu erfahren, die Günderode über die Briefeschreiberin hegt, und es bekümmert sie der Gedanke, dass ihre Freundin beim Lesen des Briefes lachen und sie für einen »Narrn« halten könnte.<sup>45</sup> Diese Selbstzweifel kontrastieren deutlich mit der sicheren Vertrautheit, die in ›Die Günderode‹ von Anfang an herrscht. Der authentische Antwortbrief Günderrodes spiegelt in seiner Kürze und Nüchternheit das Ungleichgewicht wider, welche auch das ganze Briefbuch auszeichnet und darin selbst angesprochen wird.<sup>46</sup> Es gehört zu den Eigenheiten der intimen Beziehungen Bettina von Arnims, dass sie deren Einseitigkeit nicht stört, dass sie nur wenige *Zeichen* von Gegenliebe für ihre Liebe braucht.<sup>47</sup> Diese über weite Strecken monologische Situation – als Rede, die keiner Antwort be-

45 Die junge Bettina (Anm. 2), Bd. 1, S. 143 f.

46 Die Günderode, S. 489: »Dem *Clemens* hab ich geschrieben, einen langen Brief, und ihm auch von Dir gesagt, daß Du ihm gut bist, daß ich Dir lange Briefe schreibe, auf die Du nur kurz oder auch wohl gar nicht antwortest.«

47 Vgl. ebd., 483 f. So auch Ingrid Leitner, Kommunikationsstrukturen bei Bettine von Arnim. Ein Vergleich fiktiven Sprechens mit Gesprächen im Salon, in: Salons der Romantik. Beiträge eines Wiepersdorfer Kolloquiums zu Theorie und Geschichte des Salons, hrsg. von Hartwig Schulz, Berlin und New York 1997, S. 235–250, hier: S. 238.

darf – wird in ›Goethes Briefwechsel mit einem Kinde‹ (1835) ins Extrem geführt.

Wie eng Intimität und Schrift für Bettina von Arnim zusammengehören, wird aus dem letzten erhaltenen Brief an Günderrode ersichtlich. Dieser Brief wurde verfasst, nachdem Günderrode mit Bettina von Arnim gebrochen hatte und kurz bevor sich jene das Leben nahm. Über die Gründe ließ Günderrode sie im Dunkeln,<sup>48</sup> weshalb Bettina von Arnim den Bruch als umso schwerere Verletzung ihres Vertrauens empfand. Im oben bereits zitierten Postscriptum schreibt sie ohne jeden rhetorischen Gestus. Dieser Brief ist nicht ins Briefbuch eingegangen. Das Ende der Freundschaft bleibt darin ebenso wie das Ende der Dichterin ausgespart. Es darf das Briefbuch aber als Zeugnis dafür angesehen werden, welchen Anteil Bettina von Arnim zeitlebens an Karoline von Günderrode nahm. Es ist auch das Monument einer Freundschaft, die emphatisch als Liebe verstanden wird: »Es gibt nichts wie die Liebe! Doch weißt Du wohl! Menschen unterscheiden zwischen Lieb und Freundschaft und zwischen besonderer Treue für diesen oder jenen, aber nicht ich und Du?«<sup>49</sup>

Auch ›Die Günderrode‹ kann als Darstellung einer Emanzipation angesehen werden. Die um fünf Jahre ältere Karoline von Günderrode war bereits eine etablierte Dichterin, als sie in das Leben Bettina von Arnims trat. Sowohl in der Dichtung als auch in den philosophischen und historischen Wissenschaften betrachtete Bettina von Arnim sie als Autorität, der sie sich bereitwillig unterordnete.<sup>50</sup> Es ist, wie schon im Falle Clemens Brentanos, das dichterische Talent Günderrodes, ihre hohe sprachliche Sensibilität, die Nähe schafft. Und wiederum wird auch das kommunikativ erreichte Einverständnis als vereinzelte, nach außen hin abgeschlossene Dyade erfahren. Mehr noch als im Briefwechsel mit ihrem Bruder schlägt sich das in ›Die Günderrode‹ in Szenen der Exklusivität, im zurückgezogenen Beieinandersein nieder.<sup>51</sup> Dabei zeichnet sich das intime Einverständnis vor anderen sozialen Beziehungen nicht nur durch das Gefühl aus, ausschließlich vor und

48 Vgl. Dagmar von Gersdorff, »Die Erde ist mir Heimat nicht geworden«. Das Leben der Karoline von Günderrode, Frankfurt am Main und Leipzig 2006, S. 237–261.

49 Die Günderrode, S. 479.

50 Vgl. ebd., S. 230, 267, 283.

51 Vgl. ebd., S. 246, 300, 322.

mit der jeweils anderen sprechen zu können und von dieser verstanden zu werden;<sup>52</sup> vielmehr wird der gemeinsame Umgang als das Erreichen einer neuen sprachlichen Qualität erfahren: »Wir müssen uns miteinander abschließen, in der Natur, da müssen wir Hand in Hand gehen und miteinander sprechen nicht von Dingen, sondern eine große Sprache.«<sup>53</sup> Gleichzeitig begreift Bettina von Arnim gerade im Umgang mit Günderode, dass sie eine eigene Stimme besitzt und ihr Geltung zu verschaffen hat, um gehört zu werden. Wenn ihre Freundin auch behutsamer verfährt als ihr Bruder, so hat sich Bettina von Arnim doch auch bei ihr gegen Erwartungen, Ermahnungen und Bedenken zur Wehr zu setzen, die sie als Eingriff in ihre Entwicklung ansieht.<sup>54</sup>

Auf welche Mittel greift die Autorin zurück, um Kommunikation zu thematisieren und zu reflektieren? Zunächst ist festzuhalten, dass in ›Die Günderode‹, ausgeprägter noch als im ›Frühlingskranz‹, ein Repertoire an binären Oppositionen aufgeboten wird, um das Gelingen oder Scheitern von Kommunikation zu erklären. Eine zentrale Rolle kommt dabei der Musik zu. Bettina von Arnim fasst Musikalität als eine Eigenschaft der Schöpfung auf. Das Universum wird von Musik durchwirkt. Das Tier hat Musik, und auch dem Menschen ist eine ›Melodie‹ angeboren. Sie entscheidet darüber, wie nah oder fern ihm etwas steht. Denn Musik ist Geist. Sie setzt alles in Einklang, was sie zu empfinden vermag.<sup>55</sup> Sie ermöglicht ein ›Verstehen‹ auf einer tieferen Ebene als der des Verstandes und ist, wo sie sich äußert, ein Zeichen der Liebe: »[...] alle Sprache muß Musik sein, die erst ist der Geist, nicht der Inhalt, der wird nur Liebesgespräch durch die Musik der Sprache.«<sup>56</sup>

Die Vorstellung, dass Musik ein empfindendes Verstehen, einen Einklang im Gefühl ermöglicht, verweist auf eine Unmittelbarkeit, die als Bedingung für das Gelingen von Kommunikation angesehen wird. Der Ton, der die Rede grundiert, erlaubt keine Verstellung, folglich

52 Vgl. ebd., S. 228, 252, 277.

53 Ebd., S. 323.

54 Vgl. besonders deutlich ebd., S. 345: »Jetzt will ich Dir was sagen: ich will nicht mehr haben, daß Du voll Angst seufzest um mein Nichtstun!«

55 Vgl. ebd., S. 229, 288, 293.

56 Ebd., S. 371. Vgl. auch ebd., S. 228: »Der musikalische Klang jener Worte äußert sich wie der Pulsschlag Deiner Empfindung, das ist lebendige Liebe, die fühlst Du für mich.«

auch kein Missverständnis. In ihm offenbart sich die »Seele [...], nackt und bloß«.57 Damit ist ein weiterer Motivkomplex bezeichnet, durch den das Verstehen thematisiert wird. Verstehen ist überhaupt nur möglich, wo die Gesprächspartner ihr ›Innerstes‹ offenlegen.58 Das Selbst teilt sich aber nur ›authentisch‹ mit,59 wenn es seiner ›Natur‹ folgt. Natur ist ein Schlüsselbegriff in Bettina von Arnims Denken. Er verweist auf ein Gesetz, das die Individualisierung determiniert, dem Individuum selbst aber zunächst verborgen bleibt.60 Daher führt die gelungene Mitteilung das Individuum immer auch auf sich selbst zurück. Im Verstehen seines Gegenübers erkennt es sein eigenes Selbst. Der Prozess der Emanzipation, den ›Die Günderrode‹ darstellt, vollzieht sich auf der Grundlage einer fortschreitenden Selbsterkenntnis. So erkennt Bettina von Arnim erst im Gespräch mit der Dichterin, dass sie die Poesie, die andere ihr zuschreiben, nicht reflektierend in Worte fassen und in Buchform bringen kann,61 sondern dass ihre Natur bereits Poesie *ist* und deshalb nur unmittelbare Äußerungen derselben diese Poesie in sich aufbewahren. Dies ist die eigene Stimme, zu der sie nur findet, weil sie im Gegenüber ihren ›Widerhall‹ vernimmt.62 In den Worten, die sie Günderrode in den Mund legt, also auf sich selbst bezieht: »Du kannst nicht dichten, weil Du das bist, was die Dichter poetisch nennen«.63

Es gibt noch einen dritten Motivkreis, der für die intime Kommunikation in ›Die Günderrode‹ von Bedeutung ist. Man könnte ihn den

57 Ebd., S. 316.

58 Vgl. ebd., S. 352 f. In diesem Zusammenhang werden Schleiermachers ›Monologen‹ (1800) angeführt; eine der wenigen Stellen, an der ein philosophischer Referenztext genannt wird.

59 Zum Begriff der Authentizität vgl. Lionel Trilling, *Sincerity and Authenticity*, Cambridge, Mass. 1972; Charles Taylor, *The Ethics of Authenticity*, Cambridge, Mass. & London 1991.

60 Vgl. Knopf, *Vom romantischen Individuum zur singularisierten Einheit des Sozialen* (Anm. 13), S. 198–200.

61 Vgl. *Die Günderrode*, S. 310

62 Vgl. ebd., S. 299: »Du bist der Widerhall nur, durch den mein irdisch Leben den Geist vernimmt, der in mir lebt, sonst hätt ich's nicht, sonst wüßt ich's nicht, wenn ich's vor Dir nicht aussprach.«

63 Ebd., S. 318. Vgl. zu diesem Thema nach wie vor Karl Heinz Bohrer, *Der romantische Brief. Die Entstehung ästhetischer Subjektivität*, München und Wien 1987.

vegetabilischen Motivkreis nennen. Zu ihm gehören die verschiedenen Blumen, Bäume und andere Pflanzen, die im Text genannt werden. So findet die erste Begegnung, wie Bettina von Arnim sich erinnert, in einem Gartenhäuschen statt; ist der Name einer Pflanze »unser erst (!) Wort«. <sup>64</sup> Es ist an dieser Stelle nicht die Übereinstimmung der Worte – im Gegenteil, Günderrode tadelt Bettina von Arnim, weil sie das Wort »Hahnenfuß« gebraucht, und legt ihr nahe, die Pflanze »Geißblatt« zu nennen <sup>65</sup> –, sondern die Übereinstimmung von »Denken« und »Natur«, die Bettina von Arnim an Günderrode zu bemerken meint, durch die sie sich ihr nahe fühlt. <sup>66</sup> Man wird die vermittelnde Funktion der Pflanzen mit dem »dritten Göttlichen« in Verbindung bringen können, dessen »lebensvolles Wirken« dazugehört, »[w]enn zwei sich verstehen sollen«. <sup>67</sup> Dieses Dritte ist immer der Geist, als dessen Manifestationen Musik, Natur und Poesie auftreten.

Indes ist Intimität sowohl positiv als auch negativ codiert. Denn der Code dient nicht nur dazu, intimer Kommunikation zum Erfolg zu verhelfen; er ermöglicht auch den Umgang mit Kommunikationsschwellen, die das Verstehen potentiell stören oder verhindern. Im Falle von »Die Günderrode« zeigt sich diese doppelte Codierung daran, dass alle Motive einen Gegenpol besitzen. Während die Musik Harmonie stiftet, fährt die Philosophie »mit Hacken und Brecheisen in die Sprach« hinein, so dass der Gedanke dem Philosophen »wie ein Hobelspan von der Drechselbank« fällt. <sup>68</sup> Philosophie wie in den Büchern von Kant, Fichte und Schelling, die Bettina von Arnim von ihrer Freundin zum Studium empfohlen werden, teile daher auch keine Weisheit mit. Diesen ganzen Aufwand betreibe der Philosoph, »um den andern von oben herab den ersten Gedanken beizubringen, wie hoch er geklettert sei«. <sup>69</sup> Das gleiche gilt von der Geschichte. Von der lebendigen Natur ist die Beschäftigung mit der toten Geschichte ebenso weit entfernt wie die halsbrecherischen Abstraktionen der Philosophie vom empfundenen

64 Die Günderrode, S. 322.

65 Allerdings handelt es sich um zwei verschiedene Pflanzen: *Ranunculus* (Hahnenfuß) und *Lonicera caprifolium* (Gartengeißblatt).

66 Vgl. auch ebd., S. 328 u. 370.

67 Ebd., S. 305.

68 Ebd., S. 229.

69 Ebd., S. 282.

Klang. Die Natur des Individuums wiederum verträgt sich nicht mit den Konventionen, auf denen der soziale Umgang beruht. Wer sich ihren Forderungen beugt, verleugnet sich selbst und wird unwahr.<sup>70</sup> Ein letzter Gegensatz ist der zwischen Gefühl und Verstand. Der Verstand ist das Organ der Philister. Musik, Poesie und Natur bleiben ihm fremd.<sup>71</sup> Er verfehlt also genau das, was die Einheit des Verstehens bewirkt. Anders als die Etymologie andeutet, versteht der gerade nicht, der allein mit dem Verstand versteht.

### *Schluss*

Geradezu idealtypisch zeigt die Korrespondenz Bettina von Arnims, inwiefern Kommunikation an Individualisierungsprozesse gebunden ist. Dies lässt sich vor allem daran erkennen, wie das Beharren auf der eigenen Individualität, also auf einer Weltsicht, die vom gesellschaftlichen Konsens abweicht, die Kommunikation erschwert. Die Häufigkeit, mit der Kommunikation in diesen Briefen thematisiert wird, entspricht der Seltenheit, mit der sie gelingt. Daher wäre es auch unzutreffend, Bettina von Arnims Korrespondenz mit frühromantischen Ideen wie denen einer ›Symphilosophie‹ oder ›Geselligkeit‹ im Sinne Friedrich Schlegels oder Schleiermachers in Verbindung zu bringen.<sup>72</sup> Während Schleiermachers Theorie des geselligen Betragens auf eine Vermittlung von Individuum und Allgemeinheit abzielt,<sup>73</sup> schließen

70 Vgl. ebd., S. 323 u. 374.

71 Vgl. ebd., S. 287 u. 292.

72 Das tut Renata Fuchs, »I Drink Love to Get Strong«. Bettina Brentano von Arnim's Romantic Philosophy and Dialogue in ›Die Günderoede‹, in: *Women in German Yearbook* 32 (2016), S. 1–24. Daran, dass es sich dabei um einen Fehlschluss handelt, ändert auch Bettina von Arnims späteres Auftreten als Salonnière in Landshut und Berlin nichts. Wie Ingrid Leitner gezeigt hat, ist auch in ihrem Salon die Gesprächssituation hierarchisch gegliedert. Im Zentrum steht eine intellektuelle Autorität, häufig die Gastgeberin selbst, die zu einer zu beherrschenden Zuhörerschaft spricht; Leitner, *Kommunikationsstrukturen bei Bettine von Arnim* (Anm. 47), S. 236–239.

73 Vgl. Friedrich Daniel Ernst Schleiermacher, ›Versuch einer Theorie des geselligen Betragens‹, in: ders., *Kritische Gesamtausgabe*, Bd. I/2, hrsg. von Günter Meckenstock, Berlin und New York 1984, S. 163–184.

sich für Bettina von Arnim beide gegenseitig aus. Selbst die Idee einer Symphilosophie<sup>74</sup> verträgt sich kaum mit den Beziehungen, wie sie sich uns in den Briefwechseln Bettina von Arnims darstellen. Auf die monologische Grundsituation dieser Briefwechsel wurde bereits hingewiesen. Es ist aber generell so, dass bei Bettina von Arnim die Eigenheit, die jedes Individuum auszeichnet, auch im Falle geglückter Kommunikation sich behauptet. Den andern vollkommen zu verstehen, bedeutet nicht, dass die Differenz zwischen den Individuen eingeebnet wird. Individualität realisiert sich für Bettina von Arnim nur in der Beziehung zu einem anderen Individuum. In diesem Sinne begründet auch jeder einzelne ihrer Briefwechsel einen sorgfältig gegen die Außenwelt abgeschirmten Raum der Intimität. Diese Individualisierung der Beziehungen findet wiederum ihren Ausdruck in der Kommunikation. So wie sich die Beziehungen voneinander unterscheiden, findet Bettina von Arnim auch in ihren Briefwechseln zu einem jeweils eigenen Ton, einer besonderen Weise des Sprechens.

Vor diesem Hintergrund ist Luhmanns Analyse der Codierung von Intimität in mehrfacher Hinsicht zu ergänzen. Zunächst hat sich gezeigt, dass Liebe auch in nicht sexuell basierten Intimbeziehungen als Kommunikationsmedium zur Anwendung kommt. Auch in freundschaftlichen oder verwandtschaftlichen Beziehungen wird Liebe als das Ideal eines vollkommenen Einverständnisses aufgefasst und entsprechend reflektiert. Allerdings lässt sich anhand der hier untersuchten Texte auch feststellen, dass sich die Codierung von freundschaftlicher und verwandtschaftlicher Intimität anders vollzieht als die von körperlicher Liebe. Auf Kommunikation wird keineswegs verzichtet; schon deshalb nicht, weil sie im Falle freundschaftlicher und verwandtschaftlicher Intimität durch die körperliche Nähe nicht oder nur unzureichend ersetzt werden kann. Im Falle Bettina von Arnims wäre eher von einem kommunikativen Exzess zu sprechen. Intimität erzeugt Kommunikation, womit sich zugleich das Risiko ihres Mislingens erhöht. Anzunehmen ist daher, dass sich die Kommunikation an die Stelle der Körperlichkeit setzt, was nicht zuletzt darin zum Ausdruck kommt,

74 Zu Schlegels Idee der ›Symphilosophie‹ vgl. Birgit Rehme-Iffert, Skepsis und Enthusiasmus. Friedrich Schlegels philosophischer Grundgedanke zwischen 1796 und 1805, Würzburg 2001 (= Stiftung für Romantikforschung 19), S. 89–92.

dass das Merkmal der Symbolisierung des Körperbezugs weitgehend, wenn auch nicht vollständig fehlt. Bei Bettina von Arnim geht die Substitution so weit, dass sich selbst ihre Liebesbeziehungen mehr oder weniger vollständig in der Schrift realisieren. Das für Luhmann konstitutive Moment der ›passio‹ ist ebensowenig vorhanden. Die Liebe zur Freundin oder zum Bruder wird nicht erlitten. Vielmehr beruht sie auf einem freien Entschluss, der auf der Grundlage einer erkannten oder unterstellten Ähnlichkeit getroffen wird. Dagegen ist die Liebe auch in den vorliegenden Briefwechslern in hohem Maße selbstreferentiell. Sie thematisiert sich unentwegt selbst und reflektiert auf die Bedingungen ihres Gelingens oder Scheiterns. Insofern die Liebe jederzeit an den Erfolg der Kommunikation gekoppelt ist, mobilisiert der Code der Intimität vor allem Metaphern, Symbole und Ideen, die jeweils das Moment der Einheit oder das der Differenz hervorkehren. Gleichzeitig hat sich gezeigt, dass Bettina von Arnim nicht nur jede Liebe als einzigartig ansieht, sondern auch unterschiedliche Arten von Liebe kennt. Auch dahingehend wäre Luhmanns Untersuchung also zu modifizieren: dass die Vorstellung einer einzigen Art von Intimität einer Vielzahl von Intimitäten zu weichen hätte, die zwar alle unter dem Namen ›Liebe‹ firmieren, aufgrund ihres unterschiedlichen Charakters aber in der Codierung voneinander abweichen können.

BETTINA ZIMMERMANN

»Ich habe ein Manuscript,  
und völlig fertig, liegen«

Johann Wilhelm Ritter an den Verleger  
und Buchhändler Johann Georg Zimmer  
in Heidelberg, München, 20. Februar 1809

*Zum Kontext*

Ein knappes Jahr vor seinem Tod entschließt sich der romantische Naturwissenschaftler und Philosoph Johann Wilhelm Ritter (1776–1810) aus finanziellen Nöten heraus, die Publikation einer Auswahl von Fragmenten aus seinen Diarien in die Wege zu leiten. Bei diesen Diarien handelt es sich um ab Sommer 1796 geführte Denk- und Ideentagebücher, die einen reichen Fundus an kurzen Notaten aus allen Bereichen der Wissenschaft und Kunst enthalten, thematisch folglich ein äußerst breites Spektrum bieten. Lediglich eines davon hat sich bis heute erhalten.<sup>1</sup> Nachdem Ritter der Heidelberger Verlagsbuchhandlung von Jacob Christian Benjamin Mohr (1778–1854) und Johann Georg Zimmer (1777–1853) bereits Ende Januar 1809 in einem Brief angedeutet hatte, »einen Vorschlag unter Bedingungen zu thun [...], welche Sie gewiß acceptiren würden«,<sup>2</sup> bietet er nun in seinem Schreiben vom 20. Februar seine Fragmente zur Publikation an und weist darauf hin, dass das Manuskript bereits fertig sei.<sup>3</sup>

- 1 Dieses Diarium befindet sich in der Bayerischen Staatsbibliothek (BSB, Ritteriana 3). Zu Ritters Biographie vgl. Klaus Richter, *Das Leben des Physikers Johann Wilhelm Ritter. Ein Schicksal in der Zeit der Romantik*, Weimar 2003.
- 2 Brief vom 30.1.1809; Jean-Paul Guiot, *Sechs unveröffentlichte Briefe Johann Wilhelm Ritters (1776–1810)*, in: *Centaurus* 28 (1985), S. 218–243, hier: S. 230–232.
- 3 Mohr übernahm 1804 die Verlagsbuchhandlung des verstorbenen Buchhändlers August Hermann in Frankfurt und führte sie unter seinem eigenen Namen weiter, 1805 gründete er mit Zimmer als Teilhaber und Geschäftsführer in Heidelberg als Zweiggeschäft die Verlagsbuchhandlung Akademische Buchhandlung von Mohr

Ritter versteht es, selbstbewusst und geschickt für sich zu werben: Ausführlich legt er die Entstehung der Fragmente sowie deren inhaltliche Ausrichtung dar, beschreibt die potentielle Leserschaft und den Nutzen bzw. Anknüpfungsmöglichkeiten für zukünftige Forschungen Anderer – dass er nicht mehr lange zu leben hat, scheint er zu ahnen. Auch Angaben zu Aufbau und Umfang des Buches, Honorarvorstellungen, Erscheinungsdatum und Titelvorschläge fehlen nicht. Ein Antwortbrief ist nicht überliefert, Ritters gut durchdachter Vorschlag stößt beim Verlag aber offensichtlich auf Interesse: Nur kurze Zeit vor seinem Tod erscheinen die Fragmente, thematisch gegliedert in fünfzehn Abteilungen, nebst Vorrede und einem Aufsatz als Anhang, wahrscheinlich Mitte/Ende Dezember 1809 in zwei Bänden unter dem von Ritter bevorzugten Titel ›Fragmente aus dem Nachlasse eines jungen Physikers,‹<sup>4</sup> vordatiert auf das Jahr 1810.<sup>5</sup>

und Zimmer. Dort erschienen in den ersten fünf Jahren ihres Bestehens vor allem zahlreiche Werke der Heidelberger Romantik; der erste Band von ›Des Knaben Wunderhorn‹ von Achim von Arnim und Clemens Brentano war das Werk, mit dem die neu gegründete Verlagsbuchhandlung zur Michaelismesse (Herbstmesse) 1805 ihr Debut gab.

- 4 Fragmente aus dem Nachlasse eines jungen Physikers. Ein Taschenbuch für Freunde der Natur. Herausgegeben von J[ohann] W[ilhelm] Ritter. 2 Bände, Heidelberg: Mohr und Zimmer, 1810 (zitiert als *Fragmente*). Abweichend von Ritters Vorschlag am Ende des Briefes an Zimmer steht im Titel »Nachlasse« statt »Nachlaß«. Insgesamt 16 Fragmente sind bereits in Johann Friedrich Cottas ›Morgenblatt für gebildete Stände‹ vom 8. April 1807 (S. 335) publiziert worden. Vgl. Benjamin Specht, *Physik als Kunst. Die Poetisierung der Elektrizität um 1800*, Berlin und New York 2010 (= Studien zur deutschen Literatur 193), S. 180.
- 5 Angekündigt wurden die ›Fragmente‹ schon für die Herbstmesse 1809, die am 29. September begann; vgl. den Bücher-Messekatalog der Weidmannschen Buchhandlung: *Allgemeines Verzeichniß der Bücher, welche in der Frankfurter und Leipziger Michaelismesse des 1809 Jahres entweder ganz neu gedruckt, oder sonst verbessert wieder aufgelegt worden sind, auch inskünftige noch herauskommen sollen*, Leipzig, in der Weidmannschen Buchhandlung. Ritters ›Fragmente‹ sind in der Rubrik »Fertig gewordene Schriften in teutscher und lateinischer Sprache aus allen Fakultäten, Künsten und Wissenschaften« auf Seite 319 gelistet. Einige briefliche Quellen sprechen jedoch für ein Erscheinen erst gegen Ende des Jahres 1809; vgl. die Ausführungen von Olaf L. Müller in: Ritters ›Freude am Anticipiren‹. Einige Beobachtungen zu den Diarien und Fragmenten eines romantischen Physikers, in: *Neue Zeitung für Einsiedler* 16 (2022), S. 129–175, hier: 158–163. Die Messekataloge enthielten jene Titel, die die Verlage an die Redaktion gemeldet hatten und basierten nicht auf dem tatsächlichen Vorhandensein der Bücher. Für

Am 23. Januar 1810 stirbt Ritter. In der Vorrede gibt er sich als Herausgeber der ›Fragmente‹, die aus einem ihm anvertrauten Nachlass eines jungen, namentlich nicht genannten, befreundeten Physikers (»N.«<sup>6</sup>) stammen sollen, dessen Biographie Ritter schildert. In Wirklichkeit handelt es sich um Ritters Lebenslauf, der da geschrieben steht, und die 700 Fragmente sind seinen eigenen Papieren entnommen, welche mit Ritters Tod wenige Wochen nach der Publikation tatsächlich zum Nachlass eines jungen Physikers werden.

Ritters umfangreicher, 10 Seiten im Quartformat umfassender und von ihm selbst folierter, Brief aus dem Handschriftenbestand des Freien Deutschen Hochstifts wird hier zum ersten Mal vollständig publiziert,<sup>7</sup> nachdem er bei der Konzeption der naturwissenschaftlichen Station »Physik als Kunst. Johann Wilhelm Ritter experimentiert mit Strom und Licht (1797–1810)« für die Dauerausstellung im Deutschen Romantik-Museum in den Fokus der Aufmerksamkeit gerückt und dort seit September 2021 im Original ausgestellt ist. Bis dahin war er, eine bedeutende Quelle zur Entstehung und Publikation der ›Fragmente‹, unbeachtet.<sup>8</sup>

### *Zur Provenienz*

Im Jahr 1811 beginnt Zimmer neben seiner Tätigkeit im Buch- und Verlagsgeschäft ein Studium der evangelischen Theologie in Heidelberg, das er 1814 abschließt. Zum Juli 1815 verlässt er die Verlagsbuchhandlung, um fortan als Pfarrer zu arbeiten. Sein Jugendfreund Christian Friedrich Winter (1773–1858) übernimmt auf Zimmers Empfeh-

die Frage des Erscheinungstermins eines bestimmten Buches sind sie im Grunde irrelevant. Die Kataloge verzeichneten Titel, die bereits lieferbar waren, die zur Messe erstmals ausgeliefert wurden, die erst nach der Messe erschienen – oder überhaupt nie. Für die Beratung zum Thema Messekataloge sei Herrn Prof. Reinhard Wittmann und Herrn Dr. Mark Lehmstedt herzlich gedankt.

6 Vgl. Fragmente, S. 20.

7 Hs-21498.

8 Einzelne Textpartien daraus fanden jüngst Eingang in: Olaf L. Müller, Ultraviolett. Johann Wilhelm Ritters Werk und Goethes Beitrag, Göttingen 2021 (= Schriften der Goethe-Gesellschaft 80), S. 148 sowie ders., Ritters ›Freude am Anticipiren‹ (Anm. 5).

lung hin den Posten als Teilhaber neben Mohr. Nach mehreren Stationen wird Zimmer 1827 Pfarrer der Deutsch-reformierten Gemeinde in Frankfurt am Main, wo er bis zu seinem Tod bleibt.<sup>9</sup> Nach dem Ausscheiden aus dem Verlagsgeschäft nimmt Zimmer die an ihn gerichteten Korrespondenzen, so auch Ritters Brief, mit sich. Nach seinem Tod 1853 bleiben sie im Besitz der Familie.

Zimmers Sohn Heinrich Wilhelm Benjamin (1815–1893), selbst Verlagsbuchhändler, publiziert 1888 zum 100. Geburtstag des Vaters ein Buch über dessen Beziehungen zu den Romantikern – darin abgedruckt zahlreiche bis dato ungedruckte Briefe, nicht aber derjenige von Ritter.<sup>10</sup> Aus dem Vorwort und den Lebensdaten der Söhne Johann Georg Zimmers ergibt sich, dass Heinrich Wilhelm Benjamins einziger 1888 noch lebender Bruder Georg Ludwig (1828–1897) den Nachlass des Vaters verwaltet und ihn für die Jubiläumspublikation zur Auswertung zur Verfügung gestellt hat.

1905 erwirbt die Stadtbibliothek zu Frankfurt am Main, heute Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg, von den Erben des 1897 verstorbenen Georg Ludwig Zimmer »den Original-Briefwechsel, den Konsistorialrat und Pfarrer Johann Georg Zimmer (1788–1853) in den Jahren 1807–1814 mit hervorragenden Romantikern und bedeutenden Gelehrten [...] geführt hat.«<sup>11</sup> Insgesamt handelt es sich hier lediglich um einen Bruchteil des Zimmer'schen Nachlasses, nämlich um 104 Briefe. Der Wortlaut dieser Briefe ist größtenteils in die Publikation über Zimmer und die Romantiker eingegangen.<sup>12</sup>

9 Zu Zimmers Biographie vgl. die u. a. anhand der im Hochstift vorhandenen Archivalien erarbeitete und erst vor wenigen Jahren erschienene Publikation von Gudrun Perrey, *Johann Georg Zimmer (1777–1853). Die Geschichte des Heidelberger Verlegers*, Heidelberg 2018.

10 *Johann Georg Zimmer und die Romantiker. Ein Beitrag zur Geschichte der Romantik nebst bisher ungedruckten Briefen von Arnim, Böckh, Brentano, Görres, Marheineke, Fr. Perthes, F. C. von Savigny, Brüder Schlegel, L. Tieck, de Wette u. A.*, hrsg. von Heinrich W. B. Zimmer, Frankfurt am Main 1888.

11 Vgl. den Bericht über die Verwaltung der Stadtbibliothek zu Frankfurt am Main, 22. Jahrgang, 1. April 1905 bis 31. März 1906, S. 6. Für den Hinweis auf den Bericht und die Beantwortung weiterer Fragen danke ich Raschida Mansour (Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg) sehr herzlich.

12 So berichtete es auch die *Deutsche Literaturzeitung* vom 28. Oktober 1905, Nr. 43, Sp. 2625.

Der größte und unveröffentlichte Teil von Johann Georg Zimmers Hinterlassenschaft, Ritters Brief eingeschlossen, befindet sich nach 1905 noch in Familienbesitz und zwar aufgeteilt zwischen Georg Ludwig Zimmers Erben: seinen Söhnen Georg Friedrich (1854–1935), seit 1882 als Ingenieur in London niedergelassen, und Heinrich Robert (1862–1920), wohnhaft in Frankfurt am Main.<sup>13</sup>

Nach Heinrich Roberts Tod erbt dessen einziger Sohn Robert (1899–1966). Er heiratet 1934 Gertrud Niesen (1907–1989).<sup>14</sup> Als Robert 1966 stirbt, erbt schließlich Gertrud und entschließt sich, weil es keine Nachkommen gibt, fünf Jahre nach dem Tod ihres Mannes, Johann Georg Zimmers Hinterlassenschaft nach mehr als 100 Jahren in Familienbesitz an das Freie Deutsche Hochstift zu veräußern. Der Teilnachlass umfasst neben Ritters Brief an Zimmer rund 1300 weitere Handschriften, hauptsächlich Briefe an Zimmer bzw. die Verlagsbuchhandlung in Heidelberg. Unter den Absenderinnen und Absendern sind Achim von Arnim, Clemens Brentano, Jean Paul Friedrich Richter, Karoline Rudolphi, Philipp Otto Runge, Friedrich Karl von Savigny, August Wilhelm und Friedrich Schlegel, Ludwig Tieck u. v. a. Neben Korrespondenzen aus Zimmers Zeit als Buchhändler und Verleger finden sich auch zahlreiche Briefe aus den späteren Jahren.<sup>15</sup>

- 13 Vgl. die biographischen Informationen im Nachruf auf Georg Friedrich Zimmer in: *The International Journal for the History of Engineering & Technology* 17 (1936), H. 1, S. 239–243. Die Dissertation von Viktor Julius Alfred Kloß (1888–1973), »Die Heidelbergischen Jahrbücher der Literatur in den Jahren 1808–1816« (Leipzig 1916), belegt die Aufteilung des Nachlasses: Kloß sammelte damals Material für seine Doktorarbeit über die Anfangszeit der von Johann Georg Zimmer herausgegebenen Heidelbergischen Jahrbücher der Literatur, die 1916 erschien. Im Vorwort seiner Arbeit dankt Kloß »Herrn Heinrich R. Zimmer, Frankfurt am Main, und Herrn E. [!] F. Zimmer, London« und führt im Verzeichnis der handschriftlichen Quellen nicht nur die Stadtbibliothek in Frankfurt am Main an, sondern auch den »Nachlaß des Verlagsbuchhändlers Zimmer in Frankfurt a. M. und London«.
- 14 Für die Unterstützung bei der Recherche zu Gertrud Zimmer geb. Niesen und Heinrich Robert Zimmer danke ich Sandra Jahnke (Institut für Stadtgeschichte, Frankfurt am Main) sehr herzlich.
- 15 Vgl. den Erwerbungsbericht für das Jahr 1971 im Jahrb. FDH 1972, S. 433–435. Zum Teilnachlass gehören die folgenden Signaturen: Hs–18454–18478, Hs–18755–18964, Hs–18966–18969, Hs–18975–19000, Hs–19003–19015, Hs–19087–19223, Hs–20783–21225 sowie Hs–21227–21622. Was aus dem Londoner Teilnachlass Johann Georg Zimmers geworden ist, ist noch unerforscht.

*Editorische Zeichen:*

<del>Text</del>	Durchstreichung
「Text」	Einfügung über der Zeile
└Text┘	Einfügung unter der Zeile
[Text <sub>1</sub> >]Text <sub>2</sub>	Überschreibung
⟨Text⟩	editorische Ergänzung

Geminationsstriche werden stillschweigend zur Doppelschreibung aufgelöst.

Die Transkription erfolgt zeilen- und seitengetreu.



Blatt 1, Seite 1

München, den 20sten Februar, 1809.

Ew. Wohlgebohren

Antwort auf mein neuliches Schreiben an Dieselben habe ich erhalten, und danke Ihnen dafür aufs ergebenste. Zwar konnten  
 5 Sie meinem Hauptwunsche nicht Genüge leisten, dagegen aber waren mir Ihre anderweitigen Äußerungen um so angenehmer, für je reiner ich sie ansehen darf. Der Zufall giebt es, daß ich mich früher auf sie berufen kann, als sonst vielleicht es möglich gewesen wäre.

10 Ich habe ein Manuscript, und völlig fertig, liegen, welches ich eigentlich noch aufheben wollte, jetzt aber durch Verschiedenes bewogen 「werde」, es doch sogleich, und, wenn es angeht, noch für die Jubilatemeße, in den Druck zu geben. Ich selbst bin sein Verfaßer, aber sein Inhalt, u. die Art deßelben,  
 15 weichen bedeutend von denen meiner früher öffentlich gemachten Arbeiten ab. Seit 1796 widmete ich mich der Wissenschaft der Natur, und allem, was ein frisches, vorwärtsgreifendes, Gemüth interessirt, während ich, öffentlich, aus guten Gründen blos als Physiker erscheinen mochte.  
 20 Dennoch führte ich seit jener Zeit continuirlich sogenannte Diarien, in welche ich, so oft es mir gefiel, oder so oft mir das gefiel, was ich fand und suchte, niederschrieb; übrigens aber blos für mich, meine innere Oekonomie,



*Blatt 1, Seite 2*

und ohne daran zu denken, jemals etwas davon öffentlich  
 25 zu machen. Indeßen ließ ich ihm allemal die Form, unter  
 der es entstand, und bewahrte sie ihm, denn auch für  
 Geist u. Herz sind die Augenblicke der Empfängniß die  
 schönsten im ganzen Leben, <sup>1</sup>hier der Idee. Auch blieb so alles  
 völlig ehrlich, was ich dachte und schrieb. Wenn man zu-  
 30 nächst blos für sich selbst arbeitet, ist man es am ersten;  
 man fragt die Leute nicht, sondern den Gott in sich.

Es sind nicht diese Diarien, die ich drucken laßen will,  
 aber es sind eine Reihe kürzerer und längerer, immer  
 aber in sich geschloßener, Fragmente aus ihnen. Etwa  
 35 zur Hälfte sind sie schon noch, was man überall phy-  
 sikalisch nennt, zur andern reichlichern aber verlieren  
 sie sich in alle die Natur des Physikers umgebende Gebiete,  
 die ich Kunst, Religion, Moral, Psychik, und wie sonst  
 weiter, nennen würde, käme ich der Lexika wegen nicht  
 40 in Ungewißheit, was Sie dann darunter zu verstehen hätten.  
 Die ganze Auswahl bildet die Biographie eines, im Geheim  
 fast redlicher, als vor dem Volk, nach klarer Wahr-  
 heit Strebenden; die ganze Natur und ein gefülltes  
 Leben gingen binnen 12 Jahren an ihm vorüber; aber für  
 45 sich entschlug er sich der Theorie, und nahm die Ansicht,  
 wie sie sich ihm gab; nur so besaß er. Auch kam  
 er solchen Weges mit dem Angenommenen oft in große



*Blatt 2, Seite 3*

Differenz, aber er bitt nie auf angenommene Kinder etwas, sondern nur auf eigene.

50 Was den äußern Character dieser Fragmente betrifft, so haben sie zweymal Aehnlichkeit, das einmal mit denen von Novalis, das andere mit denen von Lichtenberg, doch mehr mit den ersten. Dieselbe würde noch größer seyn, wenn Novalis noch mehr Physiker gewesen wäre, die mit  
55 Lichtenberg ist dadurch nicht ganz vollkommen, daß dieser oft aus Achtung vor dem Witze stehen blieb, der weit mehr sein Herr, als er Herr deßelben, war. Allzuviel Witz hat oft die nemliche Wirkung, wie gar zu schöne Gedanken: man vergißt rein, was man noch sagen  
60 wollte.

Also finden Sie in diesen Fragmenten Astronomie, Geographie, Geognosie und Physiologie, Chemie, Physik, Mythologie und Baukunst, Sprache, Musik, Licht und Farbe, Seyn und Schein, Wahrheit und Irrthum,  
65 und was irgend das Leben gewährte, aus allen den Rücksichten genommen u. betrachtet, in die letzteres trat. – Was aber besonders den »physikalischen« Theil derselben betrifft, so ist er gemacht, daß viele Beute von ihm holen können, und fast eben so viele Abhandlungen  
70 möglich sind, als hier nur Fragmente. Ich habe mit Absicht vieles weggegeben, was ich wohl wirklich selbst noch



*Blatt 2, Seite 4*

schmücken könnte, 「und」 daß es selbst der Schule gefiele; denn es sind nur noch Procente des Gefundenen, die ich förmlich auszubilden Zeit habe, und ich wollte, ich könnte  
 75 mich einmal völlig leeren, – in dem Maaße würde ich mich auch völlig erneuen. –

Aber ich gebe diese Fragmente blos heraus; sie selbst sollen Nachlaß eines Verstorbenen seyn. Die Vorrede, – von mir, wie das Buch, unterschrieben, – giebt  
 80 seine innere Biographie, so gut ich sie, da es die meine ist, kenne. Dies indeß bleibt vor der Hand so lange blos dem Verleger, und des Verfaßers Freunden, bis, was kommen muß, man den Sinn des Betrugs und ihn selbst entdeckt. Daß dies nur nütze, eben  
 85 dafür ist gesorgt.

Der Titel ist einstweilen: Fragmente aus den Papiren 「Nachlaß」 eines angehenden 「jungen」 Physikers, (~~auch eines jungen~~  
~~oder wie immer es beßer klingt~~), allenfalls auch mit dem Zusatz: Ein Taschenbuch für Freunde des Lebens  
 90 und seiner Bedeutung, — oder der Natur und ihres Werths für uns, — oder p Auch kann es heißen:  
 »Magnetismen«<sub>7</sub> oder Fragmente p, »Turmaline«<sub>7</sub> oder Fragmente p, – beyde Titel ließen sich (in der Vorrede) noch besonders gut rechtfertigen. Hier kommt  
 95 es fast «blos» auf den Verleger 「an」, ob mir schon der einfache



Blatt 3, Seite 5

Titel: Fragmente p beßer dünkte.

Gelesen u. gesucht wird diese Sammlung, schon ihrer Vielseitigkeit wegen, gewiß. Die Physiker und Chemiker müßten sie schon ein für allemal haben, weil unentbehrliche Dinge für sie darinn vorkommen, und das Gerücht davon ihnen nicht ausbleiben kann. Aber auch, wer blos lebt, findet das Seine, u. vielleicht gerade recht viel. Kurz: wer Lichtenberg u. Novalis, u. Compendien der Physik u. Chemie p kaufte, der, muß nicht, aber wird auch diese Sammlung kaufen, – denn zum Excerptiren ist eben nicht viel darinn eingerichtet; es muß in natura gelesen werden, u. ließt sich auch wieder, u. vieles viele Male.

Da ich vom Nachlaß eines Verstorbenen rede, so müßen Sie es zu Gute halten, wenn ich die Wahrheit von ihm sage. –

Doch zur Sache: –

Ich gebe diese Sammlung, die ich noch aufgehoben hätte, jetzt heraus, weil ich ihren billigen Ertrag den Hinterlaßnen des Verstorbenen gewidmet habe. Sobald ich mit meinen übrigen Meßarbeiten, (der Herausgabe von Amoretti's Werk über die Rabdomantie, übersetzt von von Salis, und von mir mit mehreren Abhandlungen begleitet, – bey Reimer in Berlin; dann einem <sup>1</sup>größern<sup>1</sup> Werke über Magnetismus u. Electricität, welches die Akademie drucken läßt), fertig bin, muß ich mit meiner Familie eine Reise nach Sachsen



*Blatt 3, Seite 6*

und Schlesien antreten, und brauche ganz einfach Reisegeld dazu.

Dann aber befindet sich auch die Wissenschaft, besonders die Physik,  
jetzt auf einem Punkte, wo ihren Cultivatoren eine Menge  
125 Winke und Fingerzeige, die ihnen jene Fragmente geben, oft auch  
neue Gesetze geradezu, äußerst erwünscht kommen müssen. Auch  
sind darin eine Menge Gegenstände vindicirt, die die Physik sich bis  
daher kaum noch für Gegenstand hielt, und, für die bekannteren, An-  
sichten von Seiten aufgestellt, auf die man ganz und gar noch nicht  
130 trat. Auf jeden Fall ist auch in dieser Hinsicht jetzt die Zeit,  
zu der jene Fragmente am besten erscheinen, und – was sie thun werden  
– eingreifen. –

Das Manuscript beträgt zusammen 22–24 Bogen im Druck,  
wenn ich den Druck nehme, wie etwa in Novalis Schriften,  
135 oder auch noch compendiöser. Groß Octav schickt sich für  
eine solche Sammlung doch wohl nicht, lieber kleines, und ein  
angenehmer Satz wird für kurze runde Fragmente von selbst  
erfordert. Ich möchte indeß nicht nach dem Bogen bedingen  
sondern im Ganzen, und fordre für das gesammte Mscpt  
140 450 f., nebst [6>]12 Freyexemplaren auf feinem Velin, und 12  
auf gutem Schreibpapier, – worauf ich Ihnen dann den Druck  
einzurichten überlaße, wie er Ihnen gefällt. (Eine Parthie  
können Sie gewiß auf Schreibpapier drucken laßen, da  
man gewiß häufig diese Ausgabe wählen wird.) – Da ich  
145 endlich wirklich nicht zweifle, daß diese Fragmente eine zweyte  
Auflage erleben könnten, so ginge unser jetziger Vertrag



*Blatt 4, Seite 7*

blos auf die gegenwärtige erste, und für eine künftige zweyte,  
 (die dann auch leicht vermehrt werden kann), bedängen wir  
 <von> neuem; doch laße ich Ihnen die Stärke der gegenwärtigen  
 ganz zu Ihrer eignen Willkühr. – Sie werden meine Bedingungen  
 150 billig finden, und ich meinestheils wünsche dadurch noch zu be-  
 wirken, daß das Büchlein einen annehmlichen Preiß be-  
 halte. – Fällt mir noch <sup>1</sup>«eine<sup>1</sup> recht paßende Titelvignette bey,  
 so sende ich die Zeichnung dazu nach.

Ich bitte Sie ergebenst um baldige gefällige Antwort. Noch  
 155 kann das Buch recht gut zur Meße, aber es wird auch  
 gerade Zeit. Schließen Sie den Antrag aus, so würde ich das  
 Manuscript geradezu, d. i. ohne erst anzufragen, an Reimer nach  
 Berlin schicken, der es gewiß behielte, und der sich mir überhaupt  
 zu jedem Verlage anbot. Einstweilen <sup>1</sup>«aber<sup>1</sup> ziehe ich die Nähe vor, zu-  
 160 mal ich weiß, daß Sie keine Ursache haben werden, mit mir  
 unzufrieden zu seyn. – Ja ich stelle es Ihnen sogar <sup>1</sup>«noch<sup>1</sup> frey, mir  
 nach Empfang des Manuscripts daßelbe dennoch <sup>1</sup>«wieder<sup>1</sup> zurückzuschicken,  
 wenn es dem nicht entspräche, was ich hier von ihm angab; ich  
 kann dies thun, da es dasjenige betrifft, was ich am allerwenigsten  
 165 zu befürchten habe.

Noch muß ich aber anführen, daß ich mir die Hälfte des Honorars  
 gleich nach Empfang des Manuscripts, die andere Hälfte aber  
in zur Meße zahlbaren guten Papieren, – damit ich, (was nöthig  
 werden wird), unterdeßen Gebrauch davon machen kann, – aus-  
 170 bitten muß. Denn vermuthlich werde ich gleich nach Ostern  
 reisen müssen. Und hier kann man sich nicht einmal auf



*Blatt 4, Seite 8*

den Gehalt mit Zuversicht verlaßen, vollends nun jetzt wieder;  
so z. B. wurde der November erst vor ohngefähr 8 Tagen  
gezahlt, statt daß in 8 Tagen schon der Februar gezahlt seyn sollte.  
175 Und die Stockung kann noch größer werden.

Ich wiederhole nochmals die Bitte um baldige gütige Antwort.

Das Manuscript ist weit leserlicher, als dieser Brief ge-  
schrieben, z. B. so: – »Der Magnetismus scheint das Farben-  
bild des Lichts einer andern Welt zu seyn« p – dennoch  
180 kommen eine Menge Wörter vor, die nicht jeden Correctors Sache sind,  
(physikalische, chemische, p), ich bäte also, die letzte Correctur einem  
Sachverständigen zu geben, und schlage dazu Hn. Prof. Kastner  
vor, der aus alter Freundschaft zu mir dies <sup>1</sup>gern übernehmen  
wird, u. dem sie noch dazu vorzügliche Unterhaltung ge-  
185 wahren muß.

Die neue Ausgabe meiner akademischen Rede wird, jetzt,  
noch einige Zeit unterbleiben müssen. Sobald ich indeß darauf  
zurückkommen kann, werde ich Ihnen Nachricht davon geben. Gleiches  
Schicksal wird ein ~~Lehrbuch~~ <sup>1</sup>«Grundriß» des Galvanismus, <sup>1</sup>«besonders» zum Gebrauche  
190 für Vorlesungen, haben, den ich sonst diesen Sommer geendet  
hätte, denn die Hälfte liegt bereits fertig.

Vorläufig möchte ich Sie auch noch um etwas Anderes anfragen.  
Ich gab bey Reclam 1805 u 6. 3 Bände physikalisch=chemischer  
Abhandlungen heraus; ich hätte noch 2–3 Bände folgen zu  
195 laßen, aber Reclam wurde nicht damit fertig, was mir kein  
Wunder scheint, da er den Preiß enorm hoch setzte, u. über-  
haupt nicht viel Routine zu haben scheint. Ich bot ihm die Fort-  
setzung unter den billigsten Bedingungen an, er aber wollte schlechter-  
dings nicht weiter drucken. Mir aber kommt es noch immer darauf  
200 an, alle meine zerstreuten Abhandlungen beysammen zu haben, u. ich gebe die

*am linken Rand:* Materialien derjenigen Handlung, die mit Reclam fertig wer-  
den, d. i. ihm die letzten 3 Bände abkaufen kann u. mag, fast ganz umsonst,  
indem ich blos das Neu hinzukommende (darinn zum ersten mal gedruckt)  
honorirt, und für das Uebrige blos die unvermeidlichen Redactionskosten ver-  
205 gütet, haben will. So können sie wohlfeil gegeben werden, u. da Gottlob eine  
unzählige Menge mir völlig eigner Versuche u. Beobachtungen darinn enthal-  
ten ist, so mußte es schlecht seyn, wenn das Ganze nicht ein Artikel bliebe,  
der, aus guten Gründen, continuirlich nachgefordert würde. Es muß ja doch  
jeder eigentliche Physiker dasselbe haben. Und aufzuhelfen (s. Blatt 5.)



Blatt 5, Seite 9

210 wäre auch schon dadurch, daß man irgendwo einen Aufsatz gäbe, welcher ent-  
 hielt, was wirklich in der Sammlung schon ist, u. noch hineinkommt. Und zu  
 diesem erböte ich mich selbst am liebsten. Die besten Producte meines practischen  
 Fleißes sind darinn niedergelegt, gegen 4–5000 rh. Aufwand liegt den  
 Versuchen zum Grunde; so muß es doch wahrlich etwas seyn, womit der Wissen-  
 215 schaft und dem Gelehrten gedient ist. Jener anzeigende Aufsatz könnte recht  
 gut in Ihren Jahrbüchern seinen Platz haben, u. ich unterschreibe ihn  
dreist, um so mehr, da die Uebersicht zugleich kritisch ausfallen sollte.  
 – Die Fortsetzung selbst aber könnte ich mit einer ungemeinen Menge noch  
gar nicht bekannt gemachter Versuche ausstatten. Sie würden staunen,  
 220 wenn Sie die Anzahl Beobachtungsjournale sähen, die ich noch ganz  
unverarbeitet liegen habe. Sie dürfen deshalb allenfalls nur Prof.  
Kastner fragen, der recht gut darum weiß. – Hätten Sie also Lust,  
 gelegentlich zu entriren, so bitte ich Sie, es mir anzuzeigen. Vor  
 Michaelis wird freylich sich schwerlich an einen ernstlichen Anfang denken lassen,  
 225 und es ist Zeit, wenn die 2te Lieferung der Abhandlungen, oder von u. mit Band  
 IV. an, bis zur Jub. Meße 1810 erscheint; schaden aber kann es doch nicht,  
 bey Zeiten daran zu denken. Auch kann ich sogleich sagen, was ich haben  
 will, wenn (es) Ernst wird. Für neue oder in den »Abhandlungen« zum ersten  
 Mal erscheinende Aufsätze, 2 Carolin pro Bogen (d. i. daßelbe, was  
 230 ich in Gehlen's Journal dafür bekäme), und für die Redaction der  
 schon sonst wo gedruckt gewesenenen, für das Alphabet bloße 100 f.,  
 vom Ganzen dann noch 12 Freyexemplare.

Aber es ist Zeit, zu schließen. So wie Sie mir geantwortet haben, folgt  
 im Falle der Annahme der Fragmente das Mscpt auf der Stelle, denn  
 235 nichts fehlt mehr daran, als ein Stück der Vorrede noch, was aber in  
 diesen Tagen auch fertig wird. – Zur Meße hoffe ich Ihre persönliche  
 Bekanntschaft zu machen, denn um diese Zeit gehe ich sicher durch Leipzig;  
 – da könnten wir auch gleich zusammen sehen, wie wir mit Reclam fertig werden.

240 Noch habe ich auf die Rückseite dieses Blattes den Titel der Fragmente, wie  
 er etwa in den Meßkatalog kann, notirt.

Mit vorzüglicher Hochachtung

Ew. Wohlgebohren

ergebenster Diener  
 J. W. Ritter.

~~Gezeichnet~~

Gezeichnet nach dem Original nach jüngem Hf. Original.  
Gezeichnet von J. W. Kitter.

oder auf:

Originalen, oder Gezeichnet nach dem Original nach  
 jüngem Hf. Original in Gezeichnet von J. W. Kitter.

oder auf:

Originalen. Gezeichnet von J. W. Kitter.

oder auf:

Originalen. | Gezeichnet | von J. W. Kitter.  
 Aufdruck

Der erste Teil dieser Karte ist der ursprüngliche  
 Teil. Es ist der ursprüngliche. Mit dem  
 kann er auch sein.

Gezeichnet nach dem Original nach jüngem Hf. Original.  
 Es ist der ursprüngliche Teil der Karte. Gezeichnet  
 von J. W. Kitter.

2A498(3)

Blatt 5, Seite 10

Fragmente

245 Fragmente aus dem Nachlaß eines jungen Physikers.  
Herausgegeben von J. W. Ritter.

oder auch:

Magnetismen, oder Fragmente aus dem Nachlaß eines  
 jungen Physikers. Herausgegeben von J. W. Ritter.

250 oder auch:

Magnetismen. Herausgegeben von J. W. Ritter.

oder auch:

Turmaline.	Herausgegeben	von J. W. Ritter.
	Gesammelt	

255 Der erste Titel schiene mir der vorzüglichere  
 zu bleiben. Er ist der einfachste. Mit Zusatz  
 kann er auch heißen:  
 Fragmente aus dem Nachlaß eines jungen Physikers.  
 Ein Taschenbuch für Freunde der Natur. Heraus-  
 gegeben von J. W. Ritter.

260

*Erläuterungen*

- 1 München] Ritter wurde Anfang Dezember 1804 als ordentliches Mitglied an die Bayerische Akademie der Wissenschaften zu München berufen. Im Juni des folgenden Jahres übersiedelte er mit seiner Familie von Jena dorthin.
- 3 Dieselben] Ritter schrieb am 30.1.1809 an Zimmer. Das hier erwähnte Antwortschreiben ist nicht überliefert. Die Verwendung des Plurals bei der Formulierung »an Dieselben« erweckt auf den ersten Blick den Anschein, als sei der Brief sowohl an Mohr als auch an Zimmer gerichtet. Jedoch handelt es sich um die damals im Briefverkehr gängige Höflichkeitsform, die Adressatin oder den Adressaten als Zeichen des Respekts in der dritten Person Plural anzureden.
- 5 meinem Hauptwunsche] Ritter empfiehlt in seinem Brief vom 30.1.1809 ein Werk des mit ihm befreundeten Arztes Otto Franz Xaver Ritter Stransky von Stranka und Greiffenfels (1778–1845) zu verlegen.
- 13 Jubilatemeße] Die Jubilate- oder Ostermesse in Leipzig begann immer am dritten Sonntag nach Ostern (Jubilate), im Jahr 1809 am 23. April. Ritter ist mit seinem Wunsch, die ›Fragmente‹ noch zu dieser Messe erscheinen zu lassen, reichlich spät dran. Sie erschienen tatsächlich erst Ende 1809.
- 16 Arbeiten] Eine von Klaus Richter erarbeitete Bibliographie enthält unter anderem sämtliche wissenschaftlichen Publikationen Ritters; vgl. Richter, *Das Leben des Physikers Johann Wilhelm Ritter* (Anm. 1), S. 188–199.
- 52 Novalis] Die verschiedenen Fragmentsammlungen Friedrich von Hardenbergs erschienen erstmals 1798 (Blüthenstaub, in: *Athenaeum*, 1. Band, 1. Stück, Berlin 1798, S. 70–106; *Fragmente*, ebd., 1. Band, 2. Stück, 1798, S. 77–79; *Glauben und Liebe*, in: *Jahrbücher der preußischen Monarchie unter der Regierung von Friedrich Wilhelm III.*, hrsg. von Friedrich Eberhard Rambach, Bd. II (Juliheft), Berlin 1798, S. 269–286). Später boten sie Schlegel und Tieck in der postumen Werkausgabe: *Novalis, Schriften*, 2 Teile, hrsg. von Friedrich Schlegel und Ludwig Tieck, Berlin 1802.
- 52 Lichtenberg] Lichtenbergs *Fragmente* erschienen erstmals postum in dieser Ausgabe: *Georg Christoph Lichtenbergs vermischte Schriften nach dessen Tode aus den hinterlassenen Papieren gesammelt und herausgegeben von Ludwig Christian Lichtenberg und Friedrich Kries*, 9 Bde., Göttingen 1800–1806.
- 91 p] perge, »fahre fort; und so weiter«.

- 92 »Turmaline«] Einige von Ritters publizierten Fragmenten beschäftigen sich mit dem Turmalin. Dass Ritter als Titel »Turmaline« erwogen hat, war bislang unbekannt. Der aus Ceylon stammende Edelstein Turmalin, wegen seiner Farbvielfalt auch Regenbogenstein genannt, weckte seit Anfang des 18. Jahrhundert wissenschaftliches Interesse: Man beobachtete, dass er bei Erhitzung einem Magneten gleich Staub und Asche anzog, was der durch die Wärme hervorgerufenen elektrischen Polarität geschuldet ist. Ritter referiert mit diesem Titelvorschlag auf die im 18. Jahrhundert durchgeführten Polaritätsexperimente am Turmalin und stellt sich damit in die Tradition dieser Forschung. Zur Polaritätsforschung am Turmalin vgl. Gerhard Wiesenfeldt, Olaf Breidbach: »Könnte nicht also auch die Erdkugel ein großer Turmalin sein?« Ein Kristall, Lichtenberg und die Polaritätsdiskussion vor 1800, in: Sudhoffs Archiv 96 (2012), S. 95–109, zur Bedeutung des Turmalins bei Ritter vgl. Walter D. Wetzels, Johann Wilhelm Ritter. Physik im Spannungsfeld der deutschen Romantik, Berlin 1973, S. 70 f.
- 116 f. Amoretti's Werk über die Rabdomantie] Physikalische und historische Untersuchungen über die Rabdomantie oder animalische Electrometrie. Von Carlo Amoretti, [...]. Aus dem Italienischen von Carl Ulißes von Salis. Mit einigen ergänzenden Abhandlungen von J[ohann] W[ilhelm] Ritter. Erster Theil mit sechs Steintafeln, Berlin 1809.
- 133 Novalis Schriften] Siehe die Erläuterung zu Z. 52.
- 134 f. Groß Octav ... kleines] Für das handliche Oktavformat (egal ob Groß- oder Kleinoktav) wird ein Papierbogen dreimal gefaltet, so dass 8 Blätter bzw. 16 Seiten entstehen. Bei 22 Bogen ergibt das einen Buchumfang von 352 Seiten (22 Bogen x 16 Seiten), bei 24 Bogen von 384 Seiten. Der tatsächliche Umfang der »Fragmente« fiel mit 622 Seiten wesentlich höher aus. Bereits im letzten Viertel des 18. Jahrhunderts setzte sich immer mehr das handliche Oktavformat und noch kleinere Formate wie Duodez oder sogar Sedez durch, was dem veränderten Leseverhalten des bürgerlichen Lesepublikums geschuldet war. Vgl. Reinhard Wittmann, Geschichte des deutschen Buchhandels. Ein Überblick, München 1991, S. 184 f.
- 139 f.] Abkürzung für Florenus, lateinisch für Gulden. In Süddeutschland gängige Währung, meist mit fl. oder f. abgekürzt.
- 139 f. Velin ... Schreibpapier] Zimmer ließ die »Fragmente« im Oktavformat auf drei verschiedenen Papiersorten drucken – damals nicht unüblich: auf Velinpapier (die teuerste Variante: 4 Taler bzw. 7 Gulden 12 Kreuzer), auf Postpapier (gemeint ist Briefpapier bzw. Schreibpapier, mittlere Preisklasse: 3 Taler bzw. 6 Gulden 18 Kreuzer) sowie auf das güns-

tige Druckpapier (2 Taler 20 Groschen bzw. 5 Gulden 6 Kreuzer). Siehe das ›Verzeichnis der Verlagsbücher der Academischen Buchhandlung Mohr und Zimmer in Heidelberg 1810‹. Die ›Fragmente‹ finden sich auf Seite 21 des Verzeichnisses, mit dem tatsächlichen Erscheinungsjahr 1809. Dieser Gesamtkatalog wurde im Zuge von Mohrs Wechsel von Frankfurt nach Heidelberg erstellt. Er enthält nicht nur die in Heidelberg verlegten Titel, sondern auch diejenigen Mohrs aus Frankfurt. Vgl. Perrey, Johann Georg Zimmer (Anm. 9), S. 238.

- 144 f. zweyte Auflage] Eine zweite Auflage gab es nicht. Die Höhe der ersten Auflage ist nicht bekannt. Aus einer vom 31.12.1814 stammenden Inventarliste der Lagerbestände geht hervor, wie viele Exemplare der Erstauflage der ›Fragmente‹ zu diesem Zeitpunkt, fünf Jahre nach ihrem Erscheinen, im Lager von Mohr und Zimmer in Heidelberg noch vorrätig waren – nämlich 601 Exemplare. Davon waren 551 Stück für die Makulierung vorgesehen, d. h. sie galten als unverkäuflich; lediglich 50 sollten als »wahrscheinlicher Absatz« für den weiteren Verkauf vorgehalten werden. Vgl. Universitätsbibliothek Heidelberg, Geschäftspapiere des Verlags Mohr & Zimmer [mit Verlags-Inventarium vom 31.12.1814], Signatur: Heid. Hs. 2629. Für die unkomplizierte Zusendung von Fotos der entsprechenden Seiten mit den Informationen zu den »Fragmenten« danke ich Herrn Clemens Rohfleisch (Universität Heidelberg, Historische Sammlungen) sehr herzlich.
- 145 Vertrag] Der Vertrag zwischen Ritter und der Verlagsbuchhandlung ist nicht überliefert.
- 154 Antwort] Ein Antwortschreiben ist nicht erhalten.
- 155 Meße] Siehe die Erläuterung zu Z. 13.
- 157 Reimer] Der Verleger Georg Andreas Reimer (1776–1842), seit 1800 Leiter der Buchhandlung der Königlichen Realschule in Berlin.
- 171 hier] Ritter war seit 1804 bei der Bayerischen Akademie der Wissenschaften zu München angestellt.
- 178 f. »Der Magnetismus ... seyn«] Dieses Fragment ist im Druck als Fragment 379 im 2. Band der ›Fragmente‹ zu finden.
- 182 Kastner] Der in Heidelberg ansässige und mit Ritter befreundete Professor für Chemie Karl Wilhelm Gottlob Kastner (1783–1857). Auch Zimmer war mit Kastner gut bekannt, beide waren Mitglieder der Loge »Carl zur guten Hoffnung« und engagierten sich im Frühjahr 1809 für die Bildung einer Tochterloge – sie trafen sich folglich regelmäßig. Vgl. Perrey, Johann Georg Zimmer (Anm. 9), S. 220.

- 186 meiner akademischen Rede] Am 28. März 1806 hielt Ritter in der Akademie der Wissenschaften in München einen Vortrag über ›Physik als Kunst‹, der dann publiziert wurde: Die Physik als Kunst. Ein Versuch, die Tendenz der Physik aus ihrer Geschichte zu denken. Zur Stiftungsfeier der königlich-bairischen Akademie der Wissenschaften am 28sten März 1806 von Johann Wilhelm Ritter [...], München 1806. Eine neue Ausgabe erschien erst 1940: Die Physik als Kunst. Ein Versuch, die Tendenz der Physik aus ihrer Geschichte zu denken, Neudruck hrsg. von C. Graf von Klinkowstroem, München und Berlin 1940.
- 194 Abhandlungen] J[ohann] W[ilhelm] Ritter, Physisch-chemische Abhandlungen in chronologischer Ordnung, 3 Bände, Leipzig: C.H. Reclam, 1806.
- 213 rh.] Abkürzung für Reichstaler; in Norddeutschland gängige Währung.
- 216 Jahrbüchern] Von Heidelberger Professoren 1807 gegründet, erschienen die ›Heidelbergischen Jahrbücher der Literatur‹ ab 1808 bei Mohr und Zimmer, gegliedert in fünf Abteilungen (die 1810 aufgelöst wurden). Abtheilung 1: Theologie, Philosophie und Pädagogik, Abteilung 2: Jurisprudenz und Staatswissenschaften, Abtheilung 3: Medicin und Naturgeschichte, Abtheilung 4: Mathematik, Physik und Kameralwissenschaften, Abtheilung 5: Philologie, Historie, schöne Literatur und Kunst.
- 224 Michaelis] Der Michaelistag ist am 29. September. An diesem Tag begann die Herbstmesse.
- 225 2te Lieferung der Abhandlungen] Siehe die Erläuterung zu Z. 194.
- 226 Jub[ilate] Meße 1810] Der Beginn der Jubilatemesse in Leipzig fällt im Jahr 1810 auf den 13. Mai.
- 229 Carolin] Goldmünze.
- 230 Gehlen's Journal] Das von dem Münchner Chemiker Adolf Ferdinand von Gehlen (1775–1815) seit 1806 herausgegebene ›Journal für die Chemie, Physik und Mineralogie [...], Berlin: Realschulbuchhandlung.
- 231 Alphabet] Ein Alphabet ist eine Maßeinheit für den Umfang eines Buches und besteht aus 23 fortlaufenden Druckbogen, wobei die einzelnen Druckbogen mit Buchstaben des Alphabets (exklusive J, U und W) bezeichnet wurden. Ein Buch von beispielsweise 46 Bogen hat 2 Alphabete.

OLAF MÜLLER

## Johann Wilhelm Ritter als Literaturagent in eigener Sache

Der Brief an den Verleger der ›Fragmente‹  
vom 20. Februar 1809 in dreizehn Schlaglichtern

*Dem Andenken an Heiko Weber (1969–2023)*

### *I. »Ich bitte Sie ergebenst um baldige gefällige Antwort«*

Ein briefliches Angebot zur Anbahnung einer überlebensnotwendigen Buchveröffentlichung: Als der bedeutende Chemiker und Experimentalphysiker Johann Wilhelm Ritter (1776–1810) seinen Brief vom 20. Februar 1809 an den Heidelberger Verleger Johann Georg Zimmer (1777–1853) schrieb, steckte er in einer verzweifelten Lage.<sup>1</sup> Einerseits war er schwer krank, andererseits stand er kurz vor dem Bankrott. Mit welcher ungeheurer Energie er sich in diesem Geschäftsbrief zusammenreißen musste, um den souveränen Ton eines selbstbewussten Schriftstellers und Verkäufers seiner Schriften anschlagen zu können, geht aus dem Brief, wenn überhaupt, dann nur an einigen wenigen Stellen hervor, etwa hier:

<sup>1</sup> Es handelt sich um den zweiten und zugleich letzten der erhaltenen Briefe Ritters an den Verlag. Den ersten dieser Briefe an Mohr & Zimmer vom 30. Januar 1809 bietet Jean-Paul Guiot, *Sechs unveröffentlichte Briefe von Johann Wilhelm Ritter*, in: *Centaurus* 28 (1985), S. 218–243 (zitiert als *Guiot, Briefe*), hier: S. 230–232. – Für Werkausgaben verwende ich die üblichen Siglen, und zwar werden Achim Arnims (und Clemens Brentanos) Schriften nach der Weimarer Ausgabe als *Arnim*, *WAA* zitiert, Johann Wolfgang Goethes Schriften nach der Münchner Ausgabe als *Goethe*, *MA* und Friedrich Schlegels Schriften nach der Kritischen Friedrich-Schlegel-Ausgabe als *Schlegel*, *KFSA*.

Ich bitte Sie ergebenst um *baldige* gefällige Antwort (Z. 154).<sup>2</sup>

Das klingt drängend und dringend, aber weit weniger dramatisch, als es war. Wir müssen einige Zeugnisse aus der zeitlichen Nachbarschaft unseres Briefes hinzuziehen, wenn wir die Abgründe ermessen wollen, vor denen Ritter stand, als er den Brief verfasste. Ob sich der Aufwand, den er in dessen Abfassung investierte, lohnen würde, konnte er nach einer Reihe gescheiterter anderer Projekte schwerlich absehen.

Auf besonders peinliche Weise war im Jahr 1807 Ritters Versuch gescheitert, sich von der Bayerischen Akademie der Wissenschaften ein kostspieliges Forschungsprojekt zur Pendelei und Wünschelrutengängerei – damals als »Rabdomantie« oder »Siderismus« bezeichnet – finanzieren zu lassen.<sup>3</sup> Seitdem schien Ritter vom Pech verfolgt zu werden. So ließ ihn Ludwig Wilhelm Gilbert (1769–1824) fallen, der Herausgeber der ›Annalen der Physik‹, der zuvor in dieser wichtigsten physikalischen Fachzeitschrift deutscher Sprache viele große Aufsätze Ritters herausgebracht und deren Bedeutung herausgestrichen hatte. Und nicht

- 2 Zur Zitierweise: Wörtliche Zitate aus unserem Brief Ritters an Zimmer bringe ich so wie oben stets ohne jeden weiteren Zusatz mit eingeklammerter Zeilenzahl aus der Edition von Bettina Zimmermann in diesem Jahrbuch (Bettina Zimmermann, »Ich habe ein Manuscript, und völlig fertig, liegen«. Johann Wilhelm Ritter an den Verleger und Buchhändler Johann Georg Zimmer in Heidelberg, München, 20. Februar 1809, S. 228–257). Sind die Zitate eingerückt, so folgen sie stets dem genauen Wortlaut und Erscheinungsbild (einschließlich der Unterstreichungen und Durchstreichungen) der transkribierten Vorlage, allerdings ohne die Zusätze der Herausgeberin; Zusätze in eckigen Klammern stammen – ohne Extrahinweis – von mir, ebenso wie kursive Hervorhebungen. (Bei allen anderen Zitaten gebe ich jeweils an, welche Hervorhebungen und dergleichen von mir stammen). Um kleinkarierte eckige Klammern zu sparen, biete ich wiederkehrende Bruchstücke aus Ritters Originaltexten in meinen Ausführungen (zwischen Anführungszeichen) nicht überall exakt so, wie sie dort erscheinen, sondern immer wieder stillschweigend grammatisch angepasst an die jeweilige Funktion in dem Satz, in dem ich sie verwende.
- 3 Wohlgermerkt (und entgegen anderslautender Behauptungen aus der Ritter-Literatur) war Ritter mit Wünschelruten u. dergl. nicht experimentell gescheitert, sondern institutionell und finanziell; die von ihm geplanten Experimente mit Doppelblind-Methodologie haben nicht stattgefunden. Zu den Einzelheiten siehe Olaf Müller, Ultraviolett. Johann Wilhelm Ritters Werk und Goethes Beitrag. Zur Biografie einer Kooperation, Göttingen 2021, S. 447–455.

einmal Johann Friedrich Cotta (1764–1832), der Verleger eines von Ritter herausgegebenen sideristischen Journals, mochte diesem Projekt nach dem Erscheinen der ersten Nummer noch die Treue halten.<sup>4</sup>

Im Nachgang unseres Briefes sollte sich das Blatt wieder wenden: Der Verleger hat sich auf das brieflich angebahnte Geschäft eingelassen, und so erschien noch im selben Jahr eines der Hauptwerke der romantischen Physik, und zwar zweibändig unter dem Titel: »Fragmente aus dem Nachlasse eines jungen Physikers. Ein Taschenbuch für Freunde der Natur.«<sup>5</sup> Es handelt sich um eine Sammlung von 700 naturwissenschaftlichen Fragmenten, also kleineren in sich abgeschlossenen Textpassagen, die Ritter aus seinen stetig geführten Denktagebüchern – den Diarien – herausgelöst und sowohl thematisch als auch zeitlich sortiert hatte; die Sammlung wird eingeleitet durch eine Vorrede von 125 Seiten und abgeschlossen mit einem abtrenn-

- 4 Ritter an Pfluger vom 18. Oktober 1809, in: Guiot, Briefe, S. 234; vgl. Cotta, Briefe an Schelling vom 17. Februar 1808 und vom 8. März 1808, in: F. W. J. Schelling, Briefe und Dokumente, hrsg. von Horst Fuhrmans, 3 Bde., Bonn 1962–1975, hier: Bd. 3, S. 473, Anm. 3.
- 5 Johann Wilhelm Ritter, *Fragmente aus dem Nachlasse eines jungen Physikers. Ein Taschenbuch für Freunde der Natur*, 2 Bde., Heidelberg 1810 (zitiert als *Ritter, Fragmente*; die dort einzeln durchnummerierten Fragmente werden zur Konsultation anderer Ausgaben mit ihrer Nummer und dem Paragraphenzeichen zitiert). Der Titel der ersten und aller weiteren Auflagen unterscheidet sich von Ritters bevorzugtem Titel insofern, als Ritter in unserem Brief »Nachlaß« (Z. 87, 248, 258) schrieb und dazu passend auf den Titelblättern beider Bände seines Handexemplars das »e« am Ende des gedruckten Wortes per Hand durchgestrichen hat. (Zu diesen Korrekturen siehe Olaf Müller, Ritters »Freude am Anticipiren«. Einige Beobachtungen zu den Diarien und Fragmenten eines romantischen Physikers, in: *Neue Zeitung für Einsiedler* 16 [2022], S. 129–175, hier: Abschnitt 8–9, insbes. S. 155, Anm. 66.) Die von ihm gewünschte Schreibweise (und nur sie) findet sich in weiteren Briefen (Ritter an Pfluger vom 18. Oktober 1809, in: Guiot, Briefe, S. 235; Ritter an Ørsted vom 31. März 1809, in: *Correspondance de H. C. Ørsted avec divers savants*, hrsg. von Marius Christian Harding, 2 Bde., Kopenhagen 1920 [zitiert als *Ørsted, Correspondance*], hier: Bd. 2, S. 228). Wie sich hieraus sowie aus hunderten weiterer Korrekturen in Ritters Handexemplar ergibt, war Ritter ein schriftstellerischer Perfektionist, der noch das kleinste Detail seiner Texte zu kontrollieren trachtete; schon damals dürfte eine Formulierung wie »aus dem Nachlaß« moderner und dynamischer gewirkt haben als die Formulierung »aus dem Nachlasse«.

ten Fachaufsatz über die Experimente des dänischen Physikers Hans Christian Ørsted (1777–1851) zur Untersuchung von Chladnis Klangfiguren.<sup>6</sup>

*II. »Ein Taschenbuch für Freunde des Lebens  
aus dem Nachlaß eines Verstorbenen«*

Einen der Untertitel, die in unserem Brief für die ›Fragmente‹ durchgespielt werden, hat Ritter beim Schreiben gleich wieder verworfen, indem er dessen letzten Satzteil durchstrich:

Ein Taschenbuch für Freunde ~~des Lebens~~. (Z. 89)

Weiter oben im Brief stellt er klar:

sie [die Fragmente] selbst sollen Nachlaß eines Verstorbenen seyn. (Z. 77 f.)

Auch wenn Ritter hier in aller Deutlichkeit das »Leben« durchgestrichen und die Rede vom »Verstorbenen« unterstrichen hat, wird seinem – ihm persönlich nicht bekannten – Adressaten Zimmer nicht bewusst gewesen sein, wie ernst es um Ritter im Februar 1809 stand.

Ob Ritter mit den beiden Signalen nur für sich selber und versteckt auf seine Lage anspielen wollte oder ob die Signale ihm unbewusst gleichsam aus den tieferen Schichten seiner Persönlichkeit an die Briefoberfläche aufgestiegen sind oder ob es sich um einen Zufall handelt, kann ich offenlassen, denn die Tatsachen sprechen für sich.

6 Die biographisch stilisierte Vorrede mit ihrem raffinierten Versteckspiel zu Beginn und ihrem herzzereißenden Ende hat bei Ritters Lesern mehr Aufmerksamkeit auf sich gezogen als der naturwissenschaftliche Löwenanteil der ›Fragmente‹. Unser Brief bietet zur Vorrede insofern wenig neue Aufschlüsse, als sich Ritter darüber ganz ähnlich gegenüber anderen Briefpartnern ausgelassen hat (Ritter an Ørsted vom 31. März 1809, in: Ørsted, Correspondance, Bd. 2, S. 229; Ritter an Pfluger vom 18. Oktober 1809, in: Guiot, Briefe, S. 235 f.). Für Einzelheiten zur Vorrede siehe z. B. Arnim, WAA, Bd. 2.1, S. 458–463 sowie Olaf Müller, Wenn Physiker Gedichte schreiben. Johann Ritters Liedschaften, seine Leidenschaften, seine Liebschaften, in: Romantik in der Musik – Musik in der Romantik, hrsg. von Christof Wingertzahn, Berlin 2025, i. E., hier: Abschnitte 4–8.

Elf Monate nach der Abfassung des Briefs ist Ritter am 23. Januar 1810 gestorben. Dass ihm nicht mehr viel Zeit zu leben blieb, ist ihm am Ende des Jahres 1808 klar gewesen. In diesem Winter schrieb er eine Reihe von Briefen an Karl Maria Ehrenbert Moll (1760–1838), den damaligen Sekretär der Bayerischen Akademie der Wissenschaften und begüterten Schlossbesitzer, der sich in den Augen des Akademiemitglieds Ritter mehr und mehr von einer Respektperson in einen väterlichen Freund zu verwandeln begann.

Moll war Ende 1807 die undankbare Aufgabe zugefallen, für die Akademie einen Bericht zu den dort tobenden heftigen Auseinandersetzungen über Ritters waghalsige Versuchspläne mit Wünschelruten zu verfassen: eine Aufgabe, der er sich auf diplomatische Weise – nicht ohne Takt und Geschick – unterzogen hatte.<sup>7</sup> Er hatte Ritters hochfahrenden, ja arroganten Umgang mit anderen Akademikern klar benannt, aber nur milde gerügt und sich eines eigenen Urteils über die Wünschelrutengängerei enthalten.

Im Umfeld der uns interessierenden Korrespondenz mit Zimmer bieten die Briefe an Moll die zeitlich nächsten Selbstzeugnisse Ritters. Sie kreisten zunächst um wissenschaftliche Arbeiten und organisatorische Angelegenheiten in der Akademie. An mehreren Stellen dieser Briefe gab sich Ritter fast wie ein gelehriger Schüler gegenüber einem Lehrer und Meister. Beispielsweise bat er um Entschuldigung für sein Fernbleiben bei Sitzungen der physikalischen Klasse; dass er hierbei auf seine Gesundheitsprobleme verweisen musste, mochte zunächst harmlos genug gewirkt haben:

Ein seit 5 Tagen ernsthafter gewordener Rheumatism in den Schultern etc., hindert mich, wie überhaupt auszugehen, so auch heute in die Sitzung der verehrten Klasse zu kommen.<sup>8</sup>

- 7 Carl Klinckowstroem, Die Stellungnahme der Münchener »K. Akademie der Wissenschaften« zu den Experimenten Ritter's mit Campetti, in: *Psychische Studien*. Monatliche Zeitschrift vorzüglich der Untersuchung der wenig gekannten Phänomene des Seelenlebens gewidmet 36 (1909), S. 33–359. Der Originalbericht ist Karl Maria Ehrenbert Moll, Untersuchungen mit und über Campetti, ebd., S. 36–40, 88–91, 148–153, 221–225, 351–357.
- 8 Ritter an Moll vom 10. November 1808, in: Karl Maria Ehrenbert Moll, *Mittheilungen aus seinem Briefwechsel*, 4 Bde., Augsburg 1829–1835 (zitiert als *Moll, Mittheilungen*), hier: Bd. 3, S. 616.

Vier Wochen später hörten sich Ritters gesundheitliche Klagen bedrohlicher an. Offenbar hatte er bereits damit Erfahrungen gesammelt, dass er allerhand riskierte, wenn er es wagte, in seinem maroden Zustand das Haus zu verlassen – er konnte sich glücklich schätzen, wenn er dabei »ungestraft« davonkam:

So streng ich es mir gestern vorgenommen hatte, in die heutige Sitzung zu kommen, u. so *gern* ich gekommen wäre, so ist es mir doch wieder unmöglich geworden. Am [vorvorgestrigen – O. M.] Sonntag fuhr ich eine Stunde spazieren, u. blieb ungestraft, diese Nacht aber [...] habe ich zu dem Husten u. Schnupfen, der ohnedem noch nicht weg ist, noch eine so peinigende *Kolik mit Diarrhoe* bekommen, dass ich wahrscheinlich geliefert wäre, wenn ich den Gang bis in die Akademie [...] wagte.<sup>9</sup>

Er wäre wahrscheinlich »geliefert«, wie er sagt, und diese Ausdrucksweise ließ auch vor zweihundert Jahren an Deutlichkeit nichts zu wünschen übrig.<sup>10</sup> Das bestätigt sich einige Zeilen weiter unten:

Ich bekomme nach u. nach Sorge um mich [...] Ich will also mein Haus in Bälde bedenken.<sup>11</sup>

Als bibelfester Sprößling eines evangelischen Pfarrhauses, der seinen Tod kommen sah, mag Ritter die Worte aus dem letzten Satz dieses Zitats mit Bedacht gewählt haben, eine lockere Anspielung auf Jesaja 38,1 (und wortgleich 2 Könige 20,1), nach der Luther-Übersetzung:

Zu der Zeit wurde Hiskia todkrank. Und der Prophet Jesaja, der Sohn des Amoz, kam zu ihm und sprach zu ihm: So spricht der HERR: Bestelle dein Haus, denn du wirst sterben und nicht am Leben bleiben.

Auf welche Weise Ritter sein Haus bedenken und bestellen wollte, erklärte er gleich im Anschluss an die biblische Anspielung. Und zwar war es ihm darum zu tun, die wichtigsten liegegebliebenen Projekte noch auf den Weg zu bringen und seinen wissenschaftlichen Nachlass rechtzeitig vor dem Tod zu ordnen. Er drückte das so aus:

9 Ritter an Moll vom 7. Dezember 1808, in: Moll, Mittheilungen, Bd. 3, S. 616 f.

10 Vgl. Elke Dreisbach, [Art.] liefern, in: Goethe-Wörterbuch, Stuttgart 1978 ff. (zitiert als *GWb*), Bd. 5, Sp. 1221–1223, hier: Sp. 1223.

11 Ritter an Moll vom 7. Dezember 1808, in: Moll, Mittheilungen, Bd. 3, S. 617.

Ich will also mein Haus in Bälde bedenken, dass [damit – O. M.] einst man *das* doch wisse, dass ich da seyn *wollte*. Der Gedanke an ein Werk über die wahren Mängel u. Verlangen der Naturwissenschaft [...], nebst einem 10 Jahre über bedachten Plane [...], beschäftigt mich jetzt lebendiger als je. Auf jeden Fall wird die Arbeit keine überflüssige seyn; u. bleibe ich *da*, so werde ich noch *selbst* der Ausfüh-  
 führer des Plans [...].<sup>12</sup>

Starker Tobak – »bleibe ich da, so werde ich ...«; aus diesem Bedingungsgefüge geht die schnörkellose Art und Weise hervor, mit der Ritter die Möglichkeit des baldigen Todes ins Kalkül zog. (Für den Fall einer unmittelbaren Todesgefahr hätte er sich rechtzeitig der Hilfe eines anderen »Ausführers des Plans« versichern müssen, eines Nachlassverwalters für die postume Herausgabe seiner letzten Schrift.)

Die dem vorausgehende Erwähnung eines »10 Jahre über bedachten Plans« lässt aufhorchen. Und wirklich hatte Ritter bereits zum Winteranfang des Jahres 1800 die Idee in die Luft geworfen, ein »Taschenbuch für Freunde der Natur« herauszubringen.<sup>13</sup> Der Adressat dieser Ankündigung war der umfassend interessierte und mit den Romantikern verbandelte Rechtswissenschaftler Friedrich Carl von Savigny (1779–1861), also kein naturwissenschaftlicher Fachkollege Ritters.

Offenbar waren es gerade die Frühromantiker gewesen, die sich für dies langjährige Buchprojekt Ritters erwärmen konnten. Der damalige Arbeitstitel und spätere Untertitel (»Taschenbuch für Freunde der Natur«) war anscheinend in ihren Kreisen bekannt genug, um von dem

12 Ebd.

13 Ritter an Savigny vom 17. Dezember 1800, in: Else Rehm, Unbekannte Briefe Johann Wilhelm Ritters an Arnim, Savigny, Frommann, Schelling und andere aus den Jahren 1800–1803, in: Jahrb. FDH 1971, S. 32–89, hier: S. 44 sowie S. 76, Anm. 68. – Man wird heute nicht mehr mit letzter Sicherheit entscheiden können, wie stark sich dies damalige Buchprojekt konzeptionell von dem unterschieden hat, was zuletzt von Ritter als »Taschenbuch für Freunde der Natur« herausgebracht worden ist; sollte es seinerzeit bereits um fragmentarische Auszüge aus den Diarien gegangen sein, hätte Ritter seine frühen Pläne nur auf die ersten drei bis vier Hefte der Diarien stützen können, und so wären damals bei gleicher Strenge der Kriterien für die Auswahl wohl nur ca. 350 Fragmente zusammengelassen (jedenfalls wenn wir annehmen, dass Ritter seine Diarien bis zum Ende ungefähr mit gleichbleibender Geschwindigkeit und Qualität zu füllen pflegte).

geplanten Werk ohne weitere Erläuterungen mit dem bestimmten Artikel (»am Taschenbuch«) sprechen zu können, wie in diesem Brief der Dorothea Veit (1764–1839) an Friedrich Schlegel (1772–1829):

Gestern Abend war Ritter wieder hier. Er arbeitet jetzt am Taschenbuch, das doch wohl zu Ostern oder früher noch fertig werden soll.<sup>14</sup>

Diese Briefstelle kann – mit der gebotenen Vorsicht – auf die »Fragmente« bezogen werden.<sup>15</sup> Wie dem auch sei, insgesamt dürfen wir von der Vermutung ausgehen, dass Ritters Aussage vom Ende des Jahres 1808 über seinen »langjährigen Plan« wirklich mit dem »Taschenbuch für Freunde der Natur« zu tun hatte. In der Tat griff er diesen Plan nach dem Jahreswechsel gleich wieder auf:

– Mein Taschenbuch (für Naturforscher) wird auch kurz darauf erscheinen können.<sup>16</sup>

Und es ist folgerichtig und durchaus geschäftstüchtig, wenn er das Taschenbuch nun in seinem Brief an Zimmer vom Februar 1809 einem Verlag anbietet, der sich bereits als prominenter Publikationsort der Romantiker profiliert hatte.<sup>17</sup>

Dass Ritter mit seinen Veröffentlichungsplänen aus purer Not schon vor der Veröffentlichung handfeste pekuniäre Interessen zu verfolgen genötigt war, wird im kommenden Abschnitt zutage treten. Wie ich zeigen möchte, nutzte er solche Pläne, um sich als kreditwürdig darzustellen.

14 Veit an Schlegel vom 7. Dezember 1801, in: Schlegel, KFSa, Bd. 25, S. 313. Weder zu Ostern 1802 noch in den Monaten danach erschien ein »Taschenbuch« aus Ritters Feder.

15 So Hermann Patsch in: Schlegel, KFSa, Bd. 25, S. 639, Anm. 9. Ob Veit vielleicht ein völlig anderes Taschenbuch-Projekt Ritters im Auge hatte, etwa im Sinne des damaligen Sprachgebrauchs einen Almanach, wird sich nicht mehr mit der wünschenswerten Sicherheit klären lassen; das Urteil darüber wird dadurch erschwert, dass sich Ritter zuweilen über ein »Taschenbuch« geäußert hat, das mit den »Fragmenten« nichts zu tun haben konnte und als jährliches Periodikum geplant war (z. B. Ritter an Ørsted vom 31. März 1809, in: Ørsted, Correspondance, Bd. 2, S. 229; vgl. Ritter an Ørsted vom 2. Februar 1806, ebd., S. 153–155).

16 Ritter an Moll vom 15. Januar 1809, in: Moll, Mittheilungen, Bd. 3, S. 619.

17 Siehe Zimmermann, »Ich habe ein Manuscript, und völlig fertig, liegen« (Anm. 2), S. 228 f., Anm. 3.

### III. »Die Herausgabe von Amoretti's Werk«

Wenige Wochen nach dem zitierten Brief an Moll stand Ritter unmittelbar vor dem finanziellen Zusammenbruch. In dramatischen Worten schrieb er dem väterlichen Freund früh morgens von einer brenzligen Lage, die sich bis zur Mittagszeit zuzuspitzen drohte:

So eben aber bin ich absolut ringsum verlassen. Ich habe noch diesen Mittag etliche Ausgaben, von denen all' mein bischen Credit, von dem ich mich ad interim noch nähre, abhängt; ich habe diesen Mittag nichts zu essen, wenn sich nicht Hülfe findet. Mehr kann ich nicht sagen, – u. wie *schwer* fällt dies zu sagen!<sup>18</sup>

Ritter hat sicher nicht übertrieben, als er kurz darauf im selben Brief seine flehentliche Bitte um eine Finanzspritze ungenannter Höhe auch gesundheitlich begründete:

Möchten Sie im Stande seyn, einem Manne einen Augenblick [des Offenbarungseides – O. M.] zu ersparen, der ihm doch gewiss nicht zuträglich ist, und der ihn fast stumm macht!<sup>19</sup>

Unmittelbar im Anschluss an diese Bitte steht in der Mitte einer eigenen Zeile ein langer waagerechter Strich, aber Ritter wechselt in den dann folgenden Briefzeilen nur auf den ersten Blick jäh das Thema, indem er nun von seinen publizistischen Plänen berichtet:

*Amoretti's* Werk werden Sie gestern erhalten haben. Ich gebe die *v. Salis's*che Uebersetzung desselben mit Nachträgen u. einer eignen Abhandlung heraus. Zur Jubilate-Messe [am 23. April 1809] erscheint sie bei *Reiner* [sic] in *Berlin*.<sup>20</sup>

Auch in unserem Brief an Zimmer erwähnte Ritter seine Publikationspläne zu »Amoretti's Werk« (Z. 116), wie in der Überschrift des augen-

18 Ritter an Moll vom 15. Januar 1809, in: Moll, Mittheilungen, Bd. 3, S. 618.

19 Ebd., S. 619. – Wie sich der Formulierung »zuträglich« entnehmen lässt, hingen für Ritter die Geld- und die Gesundheitsorgen eng miteinander zusammen; mit verstörender Klarsicht hatte er schon ein Jahr zuvor den körperlichen Verfall auf seine ständige Sorge vor dem Zugriff von Gläubigern zurückgeführt (Ritter an Baader vom 4. Januar 1808, in: Franz von Baader's Biographie und Briefwechsel, hrsg. von Franz Hoffmann, Leipzig 1857, S. 222 f.).

20 Ritter an Moll vom 15. Januar 1809, in: Moll, Mittheilungen, Bd. 3, S. 619.

blicklichen Abschnitts zitiert. Ritter wusste, dass Moll und Zimmer wissen konnten, dass Ritter mit solchen Veröffentlichungen in Abhängigkeit von der Textlänge rasch gutes Geld verdienen würde.<sup>21</sup> Der Hinweis stärkte Ritters Verhandlungsposition gegenüber Zimmer insofern, als er dadurch auf seine Verdienstmöglichkeiten mit anderen Projekten aufmerksam machen, also den Eindruck vermeiden konnte, dass ihm das Wasser bis zum Hals stand. Und gegenüber Moll bot der Hinweis auf die Amoretti-Pläne eine gangbare Möglichkeit, mit der er seine Kreditwürdigkeit herausstellen konnte.

Offenbar hatte Ritter seinem Briefpartner Moll am Tag zuvor (in weiser Voraussicht der sich aufbauenden Kreditkatastrophe) das italienische Original einer Schrift von Carlo Amoretti (1741–1816) über Wünschelrutengängerei zukommen lassen – deren Übersetzung durch Carl Ulyßes von Salis (1760–1818) noch im selben Jahr bei Georg Andreas Reimer (1776–1842) in der Berliner Realschulbuchhandlung herauskommen sollte.<sup>22</sup> Freilich erschien nur ein erster Band mit der Übersetzung des ersten Teils des zweiteiligen italienischen Originals – und zwar lediglich mit einigen wenigen Anmerkungen des Übersetzers.<sup>23</sup> In diesem Band sucht man die auf dem Titelblatt versprochenen »ergänzenden Abhandlungen von J. W. Ritter« vergeblich, die wohl für den

- 21 Für die Ergänzungen und Abhandlungen zur Amoretti-Übersetzung scheint er 27 Gulden pro Druckbogen à 16 Seiten verlangt zu haben (Ritter an Ørsted vom 31. März 1809, in: Ørsted, *Correspondance*, Bd. 2, S. 229). Dies überstieg die Preise am Beginn seiner Karriere – zur Jahrhundertwende – um ein Drittel, als für wissenschaftliche Texte zehn Reichsthaler, also ca. zwanzig Gulden pro Druckbogen marktüblich waren (Klaus Richter, *Das Leben des Physikers Johann Wilhelm Ritter. Ein Schicksal in der Zeit der Romantik*, Weimar 2003, S. 55).
- 22 Carlo Amoretti, *Physikalische und historische Untersuchungen über die Raddomantie oder animalische Electrometrie*. Mit einigen ergänzenden Abhandlungen von J. W. Ritter. Erster Theil, übers. von Carl Ulyßes von Salis, hrsg. von Johann W. Ritter, Berlin 1809.
- 23 Wie Ritter noch Mitte Oktober 1809 zugeben musste, war bis dahin bloß der erste Band erschienen, wobei er auffälligerweise nicht ein Wort darüber verlor, dass in diesem ersten Band keine einzige Zeile von ihm stammte: »Jetzt gebe ich *Amoretti Nella raddomanzia ossia Elettrometrica Sotteranea* heraus; übersetzt hat es von Salis in Marschlins, aber ich gebe mehrere eigenthümliche [selbst verfasste – O.M.] Abhandlungen dazu. Der erste Band ist bereits ausgedruckt« (Ritter an Pfluger vom 18. Oktober 1809, in: Guiot, *Briefe*, S. 234).

zweiten Band vorgesehen waren.<sup>24</sup> Offenbar ist dieser zweite Band nie publiziert worden.<sup>25</sup>

Es lässt sich nicht mehr feststellen, ob Moll befürchtet hat, dass sich Ritters amoretische Herausgeberschaft als Seifenblase herausstellen würde – und ob er guter Hoffnung war, dass jenes ›Taschenbuch für Freunde der Natur‹ seinem Verfasser recht rasch Geld einbringen würde. Bekannt ist jedenfalls, dass Moll ihm sofort geholfen haben muss. Ritters brieflicher Dank war überschwenglich:

Sie hatten neulich die Gewogenheit, mich in einer Verlegenheit zu unterstützen [...] Sie thaten es mit so sehr viel Freundlichkeit, dass die Gabe sich wirklich verdoppelte.<sup>26</sup>

Wie Ritter jedoch wenige Zeilen weiter unten zugeben musste, war die heilsame Wirkung der »Gabe« Molls schon wieder verpufft:

- 24 Dass für diese Edition zwei Bände geplant waren, hielt er Ende März 1809 fest (Ritter an Ørsted vom 31. März 1809, in: Ørsted, *Correspondance*, Bd. 2, S. 228). Wie er zuvor an Zimmer schrieb, hatte sich Reimer ihm »zu überhaupt jedem Verlage« (Z. 158 f.) seiner Schriften angeboten. Wieviel Geld Ritter bei Reimer verdiente, hing offenbar nur von Ritters Produktivität ab. Aus dieser Konstellation heraus lässt sich nachvollziehen, warum er die Anzahl der geplanten Zusatz-Abhandlungen zur Amoretti-Übersetzung im Laufe der Zeit immer weiter steigerte: Er hatte zunächst nur von »einer eignen Abhandlung« geschrieben, dann von »zwei Abhandlungen von mir« und zuletzt von »mehreren eigenthümlichen Abhandlungen« (Ritter an Moll vom 15. Januar 1809, in: Moll, *Mittheilungen*, Bd. 3, S. 619; Ritter an Ørsted vom 31. März 1809, in: Ørsted, *Correspondance*, Bd. 2, S. 228; Ritter an Pfluger vom 18. Oktober 1809, in: Guiot, *Briefe*, S. 234 – jeweils meine Hervorhebung).
- 25 Ich danke Gabriel Babo für seine Recherchen mit diesem negativen Ergebnis. – Die erschienene deutsche Übersetzung endet mit dem »Schluss des ersten Theils« (Amoretti, *Physikalische und historische Untersuchungen über die Raddomantie* [Anm. 22], S. 177–180), der sich recht genau in der Mitte des italienischen Originals von knapp 500 Seiten findet (Carlo Amoretti, *Della raddomanzia ossia elettrometria animale ricerche fisiche e storiche*, Milano 1808, S. 187–190). Um das etwaige Manuskript des zweiten Bandes mit Ritters bislang verlorenen Abhandlungen zu ermitteln und eventuell bislang unbekannte Briefe Ritters zu finden, wäre das Verlagsarchiv des Walter de Gruyter-Verlags zu durchsuchen, der den Reimer-Verlag vor einem Jahrhundert erworben hat.
- 26 Ritter an Moll vom 16. Februar 1809, in: Moll, *Mittheilungen*, Bd. 3, S. 621. – Ritter spielt auf das lateinische Sprichwort »bis dat qui cito dat« an.

Der fatale Fall von neulich kehrt mir heute wieder; ich dachte es nicht, aber vieles schon trog [...]. Ich bitte Sie auch diesmal wieder wenigstens eben so herzlich.<sup>27</sup>

Im selben Atemzug schrieb er voller Optimismus:

Ich werde nun wieder *gesund*, und dies ist mir ein Kapital, was mir mehr als 20000 f. [Gulden – O.M.] werth ist. Ist man krank, ist man es *durch und durch*. Und dies ist *nicht* gut, – wie man erst gewahr wird, wenn man wieder *genest*.<sup>28</sup>

Ritter dürfte sich sehr sicher gewesen sein, dass Moll ihm abermals helfen würde, und hat damit aller Wahrscheinlichkeit nach Recht behalten.<sup>29</sup>

Vier Tage, bevor Ritter unseren Brief an Zimmer schrieb, hatte sich seine finanzielle und gesundheitliche Lage also für kurze Zeit ein wenig stabilisiert.<sup>30</sup> Er hatte die Nase wieder so weit über Wasser, dass er sich daran machen konnte, einen wichtigen Verlagsvertrag anzubahnen, zu verhandeln und zu erfüllen.

27 Ebd.

28 Ebd., S. 622.

29 Jedenfalls plazierte Moll in seiner Ausgabe der empfangenen Briefe am Ende des vorletzten Zitats eine warmherzige Anmerkung, die auf blanken Zynismus hinausgelaufen wäre, hätte er Ritter damals hängenlassen: »In seiner letzten Tage einem bat er ›*herzlich u. kindlich*«, in einem Bleistift-Billete« (ebd., S. 621, Anm. \*). Da sich in Molls Ausgabe kein Ritter-Brief mit einer solchen Formulierung findet (freundliche Mitteilung Manuel Rojas), ist sie entgegen dem Anschein unvollständig. Wie Moll im Vorwort darlegt, hat er 90 Prozent derjenigen Briefe oder Briefpassagen nicht in die Sammlung aufgenommen, die ihm gegenüber allzu schmeichelhaft erscheinen müssten (ebd., Bd. I, ohne Seitenzahl). Davon mag durchaus einer der letzten Briefe Ritters betroffen sein; demzufolge dürfte es in Molls Nachlass mindestens einen bislang unbekanntem Brief Ritters geben. Die zitierte Anmerkung aus dem Jahr 1834 folgt übrigens zwei freundlichen Anmerkungen auf der vorausgehenden Seite, in denen sich Moll mit Ritter solidarisiert hatte (ebd., Bd. 3, S. 620, Anm. \*, \*\*).

30 Zu diesem Zeitpunkt scheint er noch nicht gehant zu haben, dass die Akademie ab März 1809 monatelang überhaupt keine Gehälter mehr auszahlen sollte (Ritter an Ørsted vom 26. Juli 1809, in: Ørsted, Correspondance, Bd. 2, S. 251 f.) – und dass z. B. noch im Oktober die für Mai bis Oktober 1809 fälligen Zahlungen allesamt ausbleiben würden (Ritter an Pfluger vom 18. Oktober 1809, in: Guiot, Briefe, S. 237).

IV. »Sie werden keine Ursache haben,  
mit mir unzufrieden zu seyn«

Wie eine Durchsicht der knapp 200 erhaltenen Briefe aus Ritters Feder ergibt, war er in seiner Korrespondenz ein literarisches Chamäleon.<sup>31</sup> So sind seine uns bekannten Briefe an den Romantiker Clemens Brentano (1778–1842) allesamt wie in einem poetischen Rausch geschrieben, sehr anders als die von wissenschaftlich begeisterter Detailfreude und inniger Kameradschaft gekennzeichneten Briefe an Ørsted, Ritters zeitlebens wohl wichtigsten Freund, den späteren Entdecker der elektromagnetischen Wechselwirkung.<sup>32</sup> Wieder anders klingen seine Briefe an Goethe, in denen er seine Bereitschaft zur engen wissenschaftlichen Kooperation auf geschickte Weise mit unübertriebenem Respekt vor dem weltberühmten Dichter paarte.<sup>33</sup>

In den zitierten Briefen an Moll hinwiederum gab sich Ritter verletzlich mit einem Schuss Galgenhumor, zugleich kindlich und auf eine Weise demütig, die einen auffälligen – und für ihn untypischen – Verzicht auf einen Austausch mit Moll von gleich zu gleich zeigt. Dies steht in scharfem Kontrast zu Stil und Haltung unseres ungefähr zeitgleich verfassten Briefs an Zimmer (sowie seines ersten Briefs an den Verlag aus derselben Zeit). Hier tritt uns ein selbstbewusster, souveräner, geradezu lässiger, jedenfalls überlegener Wissenschaftsautor entgegen, der aus dem vollen schöpft und sich jede Großzügigkeit erlauben kann:

ich weiß, daß Sie keine Ursache haben werden, mit mir [und meinem Manuskript der ›Fragmente‹] unzufrieden zu seyn. – Ja ich stelle

- 31 Eine fast vollständige Liste der bislang veröffentlichten bzw. überlieferten unveröffentlichten Briefe Ritters, die 191 Einträge umfasst, gibt Richter, *Das Leben des Physikers Johann Wilhelm Ritter* (Anm. 21), S. 201–225. Unser Brief fehlt in dieser Liste (ebd., S. 221).
- 32 Vgl. Ørsted, *Correspondance*, Bd. 2 mit: Johann Wilhelm Ritter, *Neun Briefe an Clemens Brentano aus dem Jahre 1802*, hrsg. von Reiner Niehoff, Berlin 2017 sowie mit demselben Textcorpus in der älteren, wohlkommentierten Briefedition: Else Rehm, *Unbekannte Briefe Johann Wilhelm Ritters an Clemens Brentano*, in: *Jahrb. FDH* 1969, S. 330–369.
- 33 Carl Klinckowstroem, *Goethe und Ritter*. (Mit Ritters Briefen an Goethe), in: *Jahrbuch der Goethe-Gesellschaft* 8 (1921), S. 135–151. Ausführliches zu einer optimistischen Interpretation des wissenschaftlichen Austauschs zwischen Ritter und Goethe in: Müller, *Ultraviolett* (Anm. 3).

es Ihnen sogar 「noch」 frey, mir nach Empfang des Manuscripts daßelbe dennoch 「wieder」 zurückzuschicken, wenn es dem nicht entspräche, was ich hier von ihm angab; ich kann dies thun, da es dasjenige betrifft, was ich am allerwenigsten zu befürchten habe. (Z. 160–165)

Ritters Selbstsicherheit war alles andere als Arroganz – sie war ein Va-banquespiel. Wie in den vorigen Abschnitten dargetan, brauchte er im Februar 1809 schleunigst viel Geld; ihm kam es in diesen dramatischen Wochen auf jeden Tag an, ja zuweilen auf jede Stunde.

Diese Tatsache hat er vor dem Adressaten unseres Briefs weitgehend verborgen.<sup>34</sup> Er riskierte eine gefährliche Verzögerung des *cash flow*, indem er dem Verleger Zimmer das Recht zubilligte, sogar nach dessen (nicht überlieferter) Anforderung des Manuskripts immer noch vom Vertrag zurückzutreten. Hätte Zimmer dies Recht ausgenutzt, so hätte Ritter auch im Falle einer zügigen Entscheidung mindestens zwei Wochen Wartezeit für die Postwege im Hin und Her zwischen München und Heidelberg bzw. München und Berlin (dem Verlagsort des Ersatzverlegers Reimer) verloren.<sup>35</sup> Und dieser Zeitverlust hätte ihn schnurstracks in den Offenbarungseid treiben können.

Dass Ritter selber von der wissenschaftlichen und literarischen Qualität seines Manuskripts überzeugt war, ist weniger überraschend als seine Annahme, dass sein Gegenüber dies Urteil aller Wahrscheinlichkeit nach teilen müsse. Welche Gründe mögen in Ritters Augen für diese Annahme gesprochen haben?

34 Dass er seinem Briefpartner den Zeitdruck nicht ganz verhehlen kann, zeigt sich in einer Formulierung, die an seine Klage über die missliche Zahlungsmoral seines Arbeitgebers anschließt, ohne freilich Informationen über seinen Schuldenberg durchsickern zu lassen: »Und hier kann man sich nicht einmal auf den Gehalt mit Zuversicht verlassen, vollends nun jetzt wieder; so z. B. wurde der November erst vor ohngefähr 8 Tagen gezahlt, statt daß in 8 Tagen schon der Februar gezahlt seyn sollte. Und die Stockung kann noch größer werden. *Ich wiederhole nochmals die Bitte um baldige gütige Antwort.*« (Z. 171–176)

35 Ritter ließ seinen Adressaten deutlichst wissen, dass er einen Plan B hatte: »Schließen Sie den Antrag aus, so würde ich das Manuscript geradezu, d. i. ohne erst anzufragen, an Reimer nach Berlin schicken, der es gewiß behielte, und der sich mir überhaupt zu jedem Verlage anbot.« (Z. 156–159)

V. »Dagegen waren mir Ihre anderweitigen Äußerungen um so angenehmer«

Da Ritter dem Verleger Zimmer nie begegnet war und da er die wissenschaftliche Welt in den letzten Jahren seines Lebens so stark polarisiert hatte, dass ihm einige Verleger und Herausgeber den Rücken zuwandten, muss er für seine großzügige und riskante Geste, die ich im vorigen Abschnitt zum Thema gemacht habe, starke Gründe gehabt haben.

Wie man annehmen darf, wird er seinen Optimismus einerseits im allgemeinen auf die Annahme gestützt haben, dass die romantikfreundlichen Veröffentlichungen des Verlags ein Indiz zugunsten einer gewissen Geistesverwandtschaft böten; in der Tat war Ritter *der* Physiker des Romantikerkreises.<sup>36</sup> Andererseits und im speziellen muss er der nicht überlieferten Antwort Zimmers auf seinen ersten Brief an den Verlag »angenehme« Zeichen der Ermutigung entnommen haben:

Ew. Wohlgebohren Antwort auf mein neuliches Schreiben an Dieselben habe ich erhalten, und danke Ihnen dafür aufs ergebenste. Zwar konnten Sie meinem Hauptwunsche nicht Genüge leisten, dagegen aber waren mir Ihre anderweitigen Äußerungen um so angenehmer, für je reiner ich sie ansehen darf. Der Zufall giebt es, daß ich mich früher auf sie berufen kann, als sonst vielleicht es möglich gewesen wäre. (Z. 2–9)

Mit seinem ersten Brief hatte Ritter dem Verlag auf engagierte und scheinbar selbstlose Weise – in seinem »Hauptwunsche« – die Schrift eines Freundes, des Mediziners Franz Xaver Ritter Stransky von Stranka und Greiffenfels (1778–1845) angeboten.<sup>37</sup> Und er hatte im selben

36 So im treffenden Titel einer wichtigen Briefedition: Der Physiker des Romantikerkreises Johann Wilhelm Ritter in seinen Briefen an den Verleger Carl Friedrich Ernst Frommann, hrsg. von Klaus Richter, Weimar 1988.

37 Ritter an Mohr & Zimmer vom 30. Januar 1809, in: Guiot, Briefe, S. 230. Von jenem Autor war im Jahr 1805 eine ausführliche Monographie erschienen, die Ritter kannte und dem Verlag nannte (Franz Stransky von Stranka und Greiffenfels, Beleuchtungen physiologischer und psychologischer Gegenstände, Bamberg 1805). Wie eine kurze Durchsicht der Überlegungen dieser Monographie zeigt, handelt es sich ebenfalls um ein Beispiel für romantische Naturwissenschaft – wenn auch nicht auf dem Niveau eines Ritter, Ørsted oder Novalis.

Atemzug eher beiläufig ein eigenes Veröffentlichungsprojekt in den Raum gestellt:

Ich selbst würde mich schon längst mit Ihnen in Bekanntschaft gesetzt haben, wäre ich vor der Hand [d. h. einstweilen] nicht noch mit Verlegern versehen. Indessen könnte bald des [sic] Fall kommen, daß ich Ihnen einen Vorschlag zu thun hätte, welchen Sie gewiß acceptiren würden. Wollen Sie mir die Erlaubnis dazu geben, so werde ich davon Gebrauch machen.<sup>38</sup>

Wenn wir bedenken, dass dieser erste Brief an den Verlag genau in der zeitlichen Mitte zwischen zwei knapp umgangenen Offenbarungseiden (am 15. Januar bzw. am 16. Februar 1809) abgesandt wurde, dann können wir ihn als einen wohlgeplanten Testballon deuten.

Demzufolge hätte Ritter durch ein offizielles, konkretes Buchangebot im Namen eines Dritten auf der einen Seite und ein vages Angebot einer eigenen Schrift auf der anderen Seite sein Renommee als Autor testen wollen. Höflicherweise konnte er es vermeiden, gleich mit der Tür ins Haus zu fallen, konnte so tun, als ob er zuvörderst keine selbstbezogenen Interessen verfolgte – um sich dann von der Gegenseite zu einem eigenen Angebot drängen zu lassen.

Wenn er einen solchen Plan gehegt haben sollte, so ist er offenbar aufgegangen. Aus meinem vorletzten Zitat geht hervor, dass Zimmer ihn mit deutlichen Worten ermuntert haben muss, eigene Schriften anzubieten. Jetzt also fühlte sich Ritter in der Lage, die Katze aus dem Sack zu lassen und fast beiläufig (wie es »der Zufall giebt«, Z. 7) den Vorschlag zu machen, auf den er es vermutlich von Anfang an abgesehen hatte; immerhin hatte er wie zitiert schon im Vormonat – also Mitte Januar 1809 – an Moll geschrieben, dass sein »Taschenbuch (für Naturforscher) auch kurz darauf erscheinen können« werde. In Übereinstimmung hiermit hat er laut eigener Aussage genau in diesem Januar 1809 mit der Zusammenstellung der Fragmente für besagtes Taschenbuch begonnen, also in einem Augenblick höchster finanzieller Bedrängnis.<sup>39</sup>

38 Ritter an Mohr & Zimmer vom 30. Januar 1809, in: Guiot, Briefe, S. 231.

39 Ritter an Ørsted vom 31. März 1809, in: Ørsted, Correspondance, Bd. 2, S. 228.

## VI. »Vierhundertfünfzig Gulden«

Der Wissenschaftsautor Ritter hatte zeitlebens keine Lust und vielleicht auch keinen Anreiz, seinen riesigen Ideenreichtum zu zügeln. Jedenfalls wirken seine Texte zuweilen ein wenig weitschweifend, und er war es gewohnt, von den Verlegern seiner Bücher und Zeitschriftenaufsätze nach Textumfang, genauer gesagt, pro Druckbogen bezahlt zu werden. Für sein Angebot an Zimmer aus unserem Brief wich er von dieser Gewohnheit ab:

Ich möchte indeß nicht nach dem Bogen bedingen sondern im Ganzen, und fordre für das gesammte Mscpt 450 f. (Z. 137–139)

Vermutlich war er sich nicht ganz sicher, auf wieviele Druckbögen er mit seiner Sammlung der Fragmente am Ende kommen würde – was ja auch von verlegerischen Entscheidungen zum Layout wie Schriftart, Typ, Zeilen und Seitengröße abhing (worauf ich im übernächsten Abschnitt zurückkommen werde). Gerade in seiner brenzligen finanziellen Situation wird ihm eine definitive Summe frei von allen Eventualitäten wünschenswert genug erschienen sein, um sich statt mit der Taube auf dem Dach lieber von Anfang an mit einem mäßigen, aber fixen Honorar zu bescheiden. So jedenfalls dürfen wir folgende Aussage dazu aus einem Brief an Ørsted deuten:

Trotz der schlechten Zeitläufte bin ich doch mit Verlegern ringsum versehen, welche Zutrauen haben, u. gut zahlen wollen. Gut heisst hier freylich: mittelmässig, aber ich fordre auch mittelmässig. Für die Fragmente, etwa 20 Bogen stark, forderte ich 450 f., u. bekam sie.<sup>40</sup>

Damit lag für die »Fragmente« der Preis pro angebotenem Druckbogen um fast ein Sechstel unter dem Bogenpreis, mit dem Ritter in jenen Jahren sonst rechnete.<sup>41</sup> Sein Biograph Klaus Richter nennt das Hono-

<sup>40</sup> Ebd., S. 229. – Man mag fragen, weshalb Ritter in einem wissenschaftlichen Briefwechsel derartige finanzielle Einzelheiten erwähnt. Wie sich aus einem späteren Brief ergibt, hatte ihm Ørsted 200 dänische Taler geliehen (Ritter an Ørsted vom 26. Juli 1809, ebd., S. 253). Vermutlich sah sich Ritter in der Pflicht, dem Freund und Gläubiger Aufschlüsse über den bald zu erwartenden Kassenstand zu geben.

<sup>41</sup> S. o. Anm. 21.

rar für die ›Fragmente‹ »nicht angemessen«. <sup>42</sup> Was ist von dieser Wertung zu halten?

Um den Leserinnen und Lesern ein tentatives Gespür für mögliche Antworten auf die Frage zu vermitteln, möchte ich Ritters Honorarforderung für die ›Fragmente‹ mit drei Vergleichsgrößen ins Verhältnis setzen.

Erstens: Seit Mitte 1805 – dem Zeitpunkt seiner Ernennung in München – stand ihm seitens der Akademie die Hälfte der Weimarer Besoldung Goethes zu, nämlich ein jährliches Festeinkommen von 1800 Gulden. <sup>43</sup> Demzufolge bekam Ritter für die ›Fragmente‹ exakt ein Viertel seines Jahreslohns. Dass deren Abfassung und die dafür erforderlichen Forschungsarbeiten weit mehr Zeit verschlungen haben müssen als ein Vierteljahr, ja dass die ›Fragmente‹ die Summe eines – wenn auch kurzen – Forscherlebens ziehen, bietet freilich keinen starken Grund zugunsten der zitierten Wertung Richters. Auch heute stehen die meisten Buchhonorare für staatlich bestellte Wissenschaftler in keinem Verhältnis zu der Zeit, die sie für die Erstellung ihrer Schriften und die dafür erforderlichen Vorarbeiten aufwenden; sie müssen nicht vom Ertrag ihrer Bücher leben. Zudem dürfen wir nicht aus den Augen verlieren, dass Ritters Einkommen aus der Akademie seinerzeit immer wieder verspätet und teilweise überhaupt nicht ausgezahlt worden ist. <sup>44</sup>

42 Richter: »die Verleger waren nicht in der Lage, *angemessene* Honorare zu zahlen. Für die ›Fragmente‹ zahlten Mohr und Zimmer in Heidelberg *gerade einmal* 450 Gulden« (Richter, *Das Leben des Physikers Johann Wilhelm Ritter* [Anm. 21], S. 150; meine Hervorhebungen).

43 Ritter an Pfluger vom 18. Oktober 1809, in: Guiot, *Briefe*, S. 235. Dieselbe Zahl nannte Brentano (Brentano an Arnim vom 10. bis 11. Oktober 1808, in: Arnim, *WAA*, Bd. 33.1, S. 530). Während an beiden Briefstellen nur die Summe genannt ist, nicht aber der Zeitraum, ergibt sich das genannte Jahreseinkommen konkludent weiter unten aus dem erstgenannten Brief (Ritter an Pfluger vom 18. Oktober 1809, in: Guiot, *Briefe*, S. 237). Einem anderen Brief Ritters lässt sich hierzu passend entnehmen, dass er in der Tat jeden Monat einen Anspruch i. H. von 150 Gulden hatte, was einem Jahreseinkommen von 1800 Gulden entspricht (Ritter an Ørsted vom 26. Juli 1809, in: Ørsted, *Correspondance*, Bd. 2, S. 254). Zu Goethes Jahresgehältern siehe Siegfried Unseld, *Goethe und seine Verleger*, Frankfurt am Main und Leipzig 1998, S. 17 f.

44 So ohne Beleg Richter, *Das Leben des Physikers Johann Wilhelm Ritter* (Anm. 21), S. 150. Hätte Richter unseren Brief gekannt, so hätte er seine korrekte Feststellung auf die Formulierungen aus unserem Brief stützen können, die ich in Anm. 34 zitiert habe; siehe auch Anm. 30.

Zweitens erhielt Goethe für die 1809 erschienenen ›Wahlverwandtschaften‹ von seinem Verleger Cotta 2000 Reichstaler, also 4000 Gulden.<sup>45</sup> In Cottas Goethe-Ausgabe hatte dieser Roman insgesamt einen Umfang von über vierhundert Seiten.<sup>46</sup> Diese knapp 26 Druckbögen liegen also in derselben Größenordnung, mit der Ritter für seine ›Fragmente‹ plante. Demzufolge wäre Goethe sowohl pro Werk als auch pro Druckbogen knapp zehn Mal so üppig honoriert worden wie Ritter.

Ritter war kein Goethe, und die ›Fragmente‹ sind keine ›Wahlverwandtschaften‹. Es muss uns nicht überraschen, dass einem der größten deutschen Dichter für einen Roman das Zehnfache dessen zustand, was ein berühmter, aber umstrittener Experimentalphysiker für wissenschaftliche Fragmente verlangen konnte. Nun verstand sich Goethe auch als Physiker; die erste Ausgabe seiner ›Farbenlehre‹ erschien – nach fast zwanzigjähriger Forschungs- und Schreibearbeit – bei Cotta Mitte 1810, nicht lange nach Ritters Tod. Die beiden Bände erstrecken sich auf sagenhafte 1500 Seiten, also 94 Druckbögen, wofür Goethe 1200 Reichstaler einstrich – das sind 25 Gulden pro Bogen, mithin nur zehn Prozent mehr als in Ritters Angebot.<sup>47</sup> Sogar der Weimarer Olympier musste sich für Wissenschaft mit einem Honorar bescheiden, das in derselben Größenordnung lag wie Ritters »mittelmäßige« Forderung.

Drittens: Wenn wir Brentano glauben dürfen, der sich für diese Aussage auf Samuel Thomas Soemmerring (1755–1830) und Friedrich Heinrich Jacobi (1743–1819) berief, zwei einflussreiche Mitglieder der Bayerischen Akademie, so hatten sich bei Ritter bis zum Jahr 1808 ganze zehntausend Gulden an Schulden angesammelt.<sup>48</sup> Das Honorar

45 Goethe, MA, Bd. 9, S. 1212.

46 Johann Wolfgang Goethe, *Die Wahlverwandtschaften*. Ein Roman, Tübingen 1810, S. 1–414.

47 Unseld, *Goethe und seine Verleger* (Anm. 43), S. 370.

48 Brentano an Arnim vom 10. bis 11. Oktober 1808, in: Arnim, WAA, Bd. 33.1, S. 530; diese Aussage erscheint glaubwürdig, da sich Brentano im selben Brief mit Blick auf Ritters Einkommen als zuverlässig herausgestellt hat (siehe oben Anm. 43). – Für ein abgewogenes Urteil über Ritters Verschuldung ist es noch zu früh. Ein hierfür wichtiger (und der Ritter-Forschung bislang in dieser Präzision unbekannter) Gesichtspunkt geht aus unserem Brief hervor; wenn Ritter in unserem Brief die Wahrheit sagt, so hat er in den Vorjahren insgesamt »4–5000« (Z. 213) Reichstaler, also knapp 10000 Gulden für seine Experimente ausgegeben und wohl aus eigener Tasche bezahlt.

von 450 Gulden wird nicht einmal für die Begleichung der jährlichen Kreditzinsen gereicht haben, ganz zu schweigen vom Beginn einer etwaigen Tilgung. Wenn Ritters Biograph das Honorar als »Tropfen in ein Faß ohne Boden« kennzeichnet, dann ist dem angesichts von Wucherzins und keinem anderen Pfand als der gesundheitlich bedrohten Arbeitskraft des Schuldners nichts hinzuzufügen. Das bietet freilich keine Aussage über die Angemessenheit des Honorars, sondern eine über Ritters Schuldenberg.

Aus diesen drei Gesichtspunkten könnte man den Schluss ziehen, dass Ritter an den »Fragmenten« alles in allem fair verdient hat. Dieser Schluss ist zwar richtig, aber ein wenig voreilig, wie in den kommenden beiden Abschnitten zutage treten soll.

### VII. »Das Manuscript beträgt zusammen 22–24 Bogen im Druck«

Zwar ist kein späteres Schriftstück aus Ritters Briefwechsel mit dem Verlag erhalten. Es muss aber mindestens zwei zusätzliche Briefe vom Verlag gegeben haben und mindestens einen weiteren Brief von Ritter. Denn der Verlag hat das vorgeschlagene Geschäft nicht in der von Ritter anvisierten Form angenommen. Auf einen ersten, wohl verhalten zustimmenden Antwortbrief Zimmers muss Ritter seine Forderungen so weit abgeschwächt haben, dass Zimmer erst in einem zweiten Schritt den Vertrag abgeschlossen haben wird.

Theoretisch könnten die Einzelheiten des endgültigen Vertrags auch in einem umfassenderen Briefwechsel festgeklopft worden sein.<sup>49</sup> Doch wie in Abschnitt IV dargelegt, tat Ritter alles, was er konnte, um die Verhandlungen zu beschleunigen, und das schließt seine Bereitschaft ein, etwaige neue Bedingungen des Verlags schon im voraus zu akzeptieren, um unnötige Postwege zu vermeiden.

49 Wie das nächste Zitat zeigt, hatten sich Ritter und Zimmer spätestens Ende März auf den Vertrag geeinigt. In den gut fünf Wochen zwischen unserem Brief und jenem *terminus ante quem* hätten bei schnellem Schreibtempo und günstigen Postlaufzeiten (von ca. fünf Tagen für 350 km zwischen München und Heidelberg) insgesamt ungefähr sechs Briefe hin- und hergehen können.

Sein wichtigstes Verhandlungsziel scheint der Honorarhöhe gegolten zu haben, und die gute Nachricht lautet, dass ihm vom Verlag tatsächlich 450 Gulden zugesprochen worden sind. Jedenfalls hielt Ritter Ende März 1809 fest:

Für die Fragmente [...] forderte ich 450 f., u. bekam sie, oder eigentlicher, bekomme sie in 14 Tagen etwa.<sup>50</sup>

Demzufolge war der Verlag bemerkenswerterweise bereit, das volle Honorar deutlich vor dem Erscheinungsdatum der ›Fragmente‹ zu zahlen, nämlich schon Mitte April 1809.<sup>51</sup> In solchen Fällen ist und war es üblich, Zug um Zug vorzugehen, wie die Juristen sagen: Wir können davon ausgehen, dass der Großteil des Manuskripts spätestens zum Zahlungszeitpunkt in Heidelberg vorliegen musste. (Möglicherweise fehlte dann nur noch die Vorrede – oder ein Teil von ihr – und der abschließende Aufsatz über die Klangfiguren.)

Das alles lag in Ritters dringendem Interesse.<sup>52</sup> Dafür musste er jedoch eine bittere Pille schlucken – er musste deutlich mehr Material abliefern, als er in unserem Brief ursprünglich angeboten hatte:

Das Manuscript beträgt zusammen 22–24 Bogen im Druck. (Z. 132)

Dies erste Angebot wäre auf eine Buchlänge von höchstens 384 Seiten hinausgelaufen. Hat sich Ritter bei der Kalkulation der Seiten- bzw. Bogenzahl auf haarsträubende Weise verrechnet? Alles spricht dagegen, da Ritter gut rechnen konnte; doch im Druck umfasst das Werk ganze 622 Seiten (also knapp 40 Bogen) und erstreckt sich über zwei Bände, die wie gesagt insgesamt mit 450 Gulden vergütet worden sind.<sup>53</sup>

50 Ritter an Ørsted vom 31. März 1809, in: Ørsted, *Correspondance*, Bd. 2, S. 229.

51 Einen bislang in der Forschung unbekanntem Beleg zum Erscheinungsdatum der ›Fragmente‹, der aus dem einschlägigen Messekatalog stammt, diskutiert Bettina Zimmermann. Ihr zufolge ist es bis auf weiteres ungeklärt, ob das Werk (wie dort angezeigt) schon zur Messe am 29. September 1809 erscheinen konnte oder doch erst bis zu drei Monate später (Zimmermann, »Ich habe ein Manuscript, und völlig fertig, liegen« [Anm. 2], S. 229 f., Anm. 5).

52 So steckte Ritter Mitte März erneut in größten finanziellen Nöten (Ritter an Moll vom 14. März 1809, in: Moll, *Mittheilungen*, Bd. 4, S. 1164).

53 Es gibt ein – zurückweisendes – Indiz zugunsten der These, dass sich Ritter verrechnet haben könnte. Und zwar schrieb er nach Vertragsabschluss an Ørsted,

Der Verleger hat also buchstäblich zwei Bücher bekommen und nur eines bezahlt. Anders gesagt musste sich Ritter auf einen Preis pro Bogen von elf Gulden einlassen, das wären vierzig Prozent seines üblichen Honorars: ein Schleuderpreis, wie man denken könnte.

Hat er sich von Zimmer über den Tisch ziehen lassen? Nicht unbedingt. Das jedenfalls ist die Antwort, die ich im kommenden Abschnitt nahelegen möchte.

*VIII. »Eine künftige zweyte Auflage,  
die dann auch leicht vermehrt werden kann«*

Wenn sich Ritter (wie im vorigen Abschnitt angenommen) außerstande sah, über die Höhe des Honorars mit sich reden zu lassen, dann gab es für ihn keinen anderen Verhandlungsspielraum als den Buchumfang. Diese Stellschraube seines Buchgeschäfts mit Zimmer hatte er wohl von Anfang an im Blick; dass er die Fragmente für eine zweite Auflage mühelos würde vermehren können, hat er in unserem Brief deutlich genug herausgestrichen.

so ginge unser jetziger Vertrag blos auf die gegenwärtige erste [Auflage], und für eine künftige zweyte, (die dann auch leicht vermehrt werden kann), bedängen wir neuem [d. h. schließen wir neue Bedingungen ab]. (Z. 145–148)<sup>54</sup>

Die eingeklammerte Briefpassage dürfen wir als ein geschickt platziertes Gambit verstehen; demnach hätte Ritter hiermit bereits einen möglichen Kompromiss für die Verlagsverhandlungen umrissen: Ge-

dass »700 Fragmente« auf »etwa 20 Bogen« herauskommen würden (Ritter an Ørsted vom 31. März 1809, in: Ørsted, Correspondance, Bd. 2, S. 228 f.). Im Lichte meiner Deutung ist diese Briefstelle so zu verstehen, dass Ritter hier mit einer hypothetischen Bogenzahl operierte, die sich mit einem Druckbild wie etwa im Falle seiner dreibändigen Aufsatzsammlung bei Reclam ergeben hätte: Johann Wilhelm Ritter, Physisch-Chemische Abhandlungen in chronologischer Folge, 3 Bde., Leipzig 1806.

54 Welche Arbeitsweise sich Ritter bei der Erstellung des Manuskripts auferlegt haben dürfte und wie einfach sich das Werk im Rahmen dieser Arbeitsweise verlängern ließ, ergibt sich indirekt aus unserem Brief an Zimmer (für die Einzelheiten siehe Müller, Ritters »Freude am Anticipiren« [Anm. 5], Abschnitt 5).

rade weil ihm die Vermehrung der Fragmente leicht fallen würde, konnte er sich mühelos mit einem Schleuderpreis pro Bogen abfinden – wenn nur die Gesamtsumme von 450 Gulden zusammenkommen würde. (Das tat sie, wie gesagt.)

Doch vielleicht sollten wir es mit dem Lamento nicht zu weit treiben und den Preisverfall nicht überbewerten. Denn abgesehen von der Leichtigkeit, mit der er die Fragmente bei Bedarf vermehren zu können erklärte, hat er das Werk überaus luxuriös im kleinen Oktavformat drucken lassen, er verkaufte dem Verlag also besonders wenig Buchstaben pro Druckbogen.

Und zwar bot eine typische Seite der ›Fragmente‹ im tatsächlichen Druck nur halbsoviel Text wie im Falle anderer Veröffentlichungen Ritters. Insofern lieferte ein knapp halber (genau genommen: vierzigprozentiger) Preisabschluss pro Seite bzw. Druckbogen keinen großen Anlass zu klagen. In der Tat hatte Ritter selber vorgeschlagen, das Werk großzügig zu setzen, indem er ein Druckbild vorschlug,

wie etwa in Novalis Schriften, oder auch noch compendiöser. (Z. 133 f.)

Hier bezog er sich auf die von Friedrich Schlegel (1772–1829) und Ludwig Tieck (1773–1853) besorgte Novalis-Ausgabe in zwei Bänden aus dem Jahr 1802.<sup>55</sup> Und in der Tat enthalten die Seiten dieser Ausgabe ungefähr so wenig Anschläge wie die ›Fragmente‹; lediglich die Seiten mit Novalis' Gedichten sind dort selbstverständlich noch spärlicher mit Buchstaben bestückt.

Alles in allem also scheint Ritter recht gehabt zu haben, als er Zimmers Honorar für die ›Fragmente‹ irgendwo zwischen »gut« und »mittelmässig« einordnete.<sup>56</sup>

Hat sich das Geschäft für den Verleger gelohnt? Nach Bettina Zimmermanns Recherchen kostete ein Exemplar des zweibändigen Werks in der günstigsten Variante 5 Gulden und 6 Kreuzer.<sup>57</sup> Um also einzig

55 Novalis, Schriften, hrsg. von Friedrich Schlegel und Ludwig Tieck, 2 Bde., Berlin 1802.

56 Ritter an Ørsted vom 31. März 1809, in: Ørsted, Correspondance, Bd. 2, S. 229, volles Zitat im Abschnitt VI.

57 Zimmermann, »Ich habe ein Manuscript, und völlig fertig, liegen« (Anm. 2), S. 255 f., Erläuterung zu Z. 139 f. Ein Kreuzer hatte den 60. Teil des Werts eines Guldens.

und allein Ritters Honorar wieder hereinzubekommen, hätte der Verlag neunzig Exemplare verkaufen müssen. Wenn wir die – unbekanntesten – Druck- und Vertriebskosten bedenken, dann dürfte sich der Vertrag mit Ritter für den Verlag erst ab einem Verkauf von mindestens 200, vielleicht sogar 300 Exemplaren gelohnt haben.

Unabhängig von den Druckkosten gilt: Da wir weder die Auflage der ›Fragmente‹ noch ihre Verkaufszahlen kennen, wissen wir nicht, ob sich die ganze Sache für den Verlag gelohnt hat.<sup>58</sup> Anders als Ritter erwartet hatte, kam jedenfalls eine zweite Auflage der ›Fragmente‹ bei Mohr und Zimmer nicht mehr heraus. Warum Ritter indes mit einem großen Erfolg des Werkes rechnete und damit auch rechnen durfte, möchte ich in den kommenden Abschnitten beleuchten.

### IX. »Gelesen u. gesucht wird diese Sammlung gewiß«

Ritter bietet eine ganze Batterie von Gründen auf, mit denen er Zimmer von den guten Chancen der ›Fragmente‹ auf dem Buchmarkt überzeugen will. Sein wichtigster Adressatenkreis sind die Kollegen aus Physik und Chemie:

Die Physiker und Chemiker müßten sie [die Sammlung der Fragmente] schon ein für allemal haben, weil unentbehrliche Dinge für sie darinn vorkommen, und das Gerücht davon ihnen nicht ausbleiben kann. (Z. 98–101)

Wenn Ritter stolz die Unentbehrlichkeit des Werks herausstrich, so war das nicht aus der Luft gegriffen. Und zwar ging es ihm hier nicht um die Endergebnisse seiner wissenschaftlichen Arbeit, die er in zahlreichen Abhandlungen herausgebracht hatte und weiter herauszubringen gedachte. Vielmehr ging es ihm um Forschungsziele und Versuchsideen der Zukunft.

Um das zu verstehen, muss man sich zunächst vor Augen führen, dass Ritter im deutschen Sprachraum einer der erfolgreichsten Experimentalphysiker des beginnenden 19. Jahrhunderts war; die Entdeckung des UV-Lichts und die Konstruktion des ersten Akkus sind seine bedeu-

58 Ein halbes Jahrzehnt nach dem Erscheinen wurde eine große Zahl von Exemplaren eingestampft; siehe ebd., S. 256, Erläuterung zu Z. 144 f.

tendsten Leistungen, für die er noch heute gerühmt wird – und das sind nur zwei Spitzen eines Eisbergs.<sup>59</sup>

Dieser Mann, der für seinen guten Riecher der nächsten experimentellen Durchbrüche berühmt war, schickte sich mit der Veröffentlichung der ›Fragmente‹ an, sich bei den konzeptionellen Vorarbeiten seiner Forschung umfassend in die Karten schauen zu lassen. In unserem Brief an Zimmer erklärte er das so:

Was aber besonders den »physikalischen« Theil derselben [der Fragmente] betrifft, so ist er gemacht, daß viele Beute von ihm holen können, und fast eben so viele Abhandlungen möglich sind, als hier nur Fragmente. Ich habe mit Absicht vieles weggegeben, was ich wohl wirklich selbst noch schmücken könnte, [und] daß es selbst der Schule gefiele. (Z. 67–72)

Hier sieht man, welch ungeheuerlichen Schritt sich Ritter genötigt sah zu unternehmen. Er mache seinen Schatz an Versuchs- und Forschungsideen zur »Beute« der Kollegen, indem er sie »weggebe« – fast jedes der physikalischen Fragmente biete den Grundgedanken einer eigenen Abhandlung.

Wenn Ritter sagt, solche Grundgedanken noch »schmücken« zu können, »daß es selbst der Schule gefiele«, dann meint er eine Ausschmückung der Grundgedanken, soll heißen, deren Ausarbeitung, und zwar im Sinne der Standards der vorherrschenden Wissenschaft, die er (so wie wir es auch von Goethe kennen) als »Schule« mit leichtem Spott überzieht.

*X. »Nur noch Procente des Gefundenen  
habe ich auszubilden Zeit«*

Modern gesprochen läuft Ritters Veröffentlichung seiner – »physikalischen« – Fragmente auf etwas hinaus, was kein heutiger Wissenschaftler tun würde, der weiter im Geschäft zu bleiben wünscht: nämlich

59 Zahlreiche weitere Entdeckungen Ritters belegt Martin Schlüter, *Goethes und Ritters überzeitlicher Beitrag zur naturwissenschaftlichen Grundlagendiskussion*, Diss. am Fachbereich Physik der Johann-Wolfgang-Goethe-Universität, Frankfurt am Main 1991, S. 142–150.

darauf, die Zusammenfassungen aussichtsreicher Drittmittelanträge aus der Hand zu geben. Warum tut Ritter so etwas? Er erklärt es mit größter Freimütigkeit:

es sind nur noch Procente des Gefundenen, die ich förmlich auszubilden Zeit habe. (Z. 73 f.)

Hier haben wir in sachlichem Ton ein kaum verschlüsselt Echo der Todesahnung Ritters, wie er sie in seiner existentiellen Not wenige Wochen zuvor mit den zitierten Briefen an Moll artikuliert hatte; für die experimentelle Ausarbeitung und die schriftstellerische Aufarbeitung der zahlreichen, von ihm »gefundenen« Forschungsideen sah er nicht mehr genug Lebenszeit vor sich. Seine Zeit und seine Kraft reichten nur noch für »Procente des Gefundenen«, also wohl für einen Bruchteil im einstelligen Prozentbereich. Das schrieb er im Alter von Dreiunddreißig.

Mit seinem illusionslosen Blick auf die eigenen Zukunftsaussichten lag er richtig. Vor ihm lagen nur noch elf Monate – die er zur Ausarbeitung zweier Abhandlungen von insgesamt 300 Druckseiten nutzen konnte.<sup>60</sup> Das entspräche in etwa dem Umfang von zehn wissenschaftlichen Fachaufsätzen von jeweils etwa zwei Druckbögen (dem groben Durchschnitt der Aufsatzlänge in Ritters Œuvre). Wenn wir seine zuletzt zitierte Aussage zum Zwecke der Konkretisierung probenhalber auf fünf »Procent des Gefundenen« beziffern, so würde das bedeuten, dass die »Fragmente« laut Ritter alles in allem Forschungsideoen für bis zu zweihundert ausgewachsene Fachaufsätze enthalten müssten. Auch mit einer etwas zurückhaltenderen Schätzung kämen wir immer noch auf

60 Johann Wilhelm Ritter, *Electrische Versuche an der Mimosa pudica L. in Parallele mit gleichen Versuchen an Fröschen*, in: *Neues Journal für Chemie und Physik* 1 (1811), S. 409–446; und zum selben Thema weit ausführlicher: Johann Wilhelm Ritter, *Elektrische Versuche an der Mimosa pudica L. in Parallele mit gleichen Versuchen an Fröschen*, in: *Denkschriften der Königlichen Akademie der Wissenschaften zu München für die Jahre 1809 und 1810 (1811)*, S. 245–400. In diesen beiden Abhandlungen geht es um die Reizung einer bestimmten Mimosenart, deren Reaktionen auf die verschiedensten Stimuli Ritter mit denen bei Fröschen verglich. Es spricht für Ritters Redlichkeit, dass in den »Fragmenten« keine Forschungsideoen für Experimente mit Mimosen vorkommen; er hat also wirklich nur das »weggegeben«, was er »förmlich auszubilden« (Z. 73 f.) keine Zeit hatte.

eine Größenordnung von hundert Fachaufsätzen – mehr als genug für ein ganzes Forscherleben; mehr als genug auch, um einen beachtlichen Schuldenberg abzutragen.<sup>61</sup> War Ritter größtenwahnsinnig?

### XI. »Sogenannte Diarien«

Um die dramatische Tragweite der Aussagen Ritters aus unserem Brief ermessen zu können, müssen wir genauer ausloten, wie sich die Forschungsideen aus den ›Fragmenten‹ zu ausgearbeiteten Fachaufsätzen verhalten.

Wie gesagt stellte er die einzelnen Fragmente aus seinen »Diarien« zusammen, die er in unserem Brief sorgfältig von den »Beobachtungsjournalen« unterschied. Letztere enthielten seine Beobachtungsprotokolle und sind mit den Laborbüchern zu vergleichen, wie sie noch heute von Studenten und Studentinnen der Chemie zu führen sind.<sup>62</sup>

Demgegenüber hatten die Diarien einen stärker explorativen Charakter:

Dennoch führte ich seit jener Zeit continuirlich sogenannte Diarien, in welche ich, so oft es mir gefiel, oder so oft mir das gefiel, was ich fand und *suchte*, niederschrieb. (Z. 20–22)

Wichtig in unserem Zusammenhang ist Ritters Hinweis auf den wissenschaftlichen Suchprozess. Und wirklich boten Ritters Diarien an vielen Stellen so etwas wie tentative Forschungsideen.

Die berühmteste dieser Forschungsideen entstammt dem einzigen erhaltenen – vierten – Diarium der wohl insgesamt knapp zehn Diarien, über die Ritter am Ende seines Lebens verfügt haben muss.<sup>63</sup> Sie be-

61 In Gehlens Journal bekam er (und vom Verleger Zimmer verlangte er) laut eigener Aussage »für neue oder in den ›Abhandlungen‹ zum ersten Mal erscheinende Aufsätze, 2 Carolin pro Bogen« (Z. 228 f.), das wären 22 Gulden, was für zweihundert Aufsätze einer typischen Länge von gut 30 Seiten insgesamt auf 8800 Gulden an Honoraren hätte hinauslaufen können – ein Schatz.

62 Erhalten ist lediglich ein einziges dieser Beobachtungsjournale: Galvanische Versuche, Ritteriana 2; unveröffentlichtes Manuskript vom 4. April 1797 bis zum 14. April 1797, Handschriften-Archiv der Bayerischen Staatsbibliothek.

63 Viertes Diarium, JWR [Johann Wilhelm Ritter], vom 13. Februar 1800 an, Ritteriana 3, unveröffentlichtes Manuskript, Handschriften-Archiv der Bayerischen

zieht sich auf die Entdeckung der unsichtbaren Infrarotstrahlen aus dem Jahr 1800 durch Wilhelm Herschel (1738–1822), deren Wärmewirkung sich am (modern gesprochen) langwelligen Ende des Lichtspektrum nachweisen ließ. Ritter postulierte am anderen – kurzwelligen – Ende des Spektrums ein entgegengesetztes Analogon zu den Infrarotstrahlen:

Im Licht ist chemische Polarität [...] Folgl [...] muß auf der violetten Seite noch was dar seyn, was das fehlende ersetzt. Es müssen noch Strahlen da seyn. Die beste Methode diese Strahlen aufzufinden, wäre vermitteltst Hornsilber. Es müßten außerhalb die violetten Bilder noch schwarz werden, u. vielleicht stärker, als im selbigen.<sup>64</sup>

Aus dieser brillanten Idee wurde einen Monat später ein erfolgreiches Experiment, das im Laufe der Jahre eine Serie weiterer Experimente nach sich zog und insgesamt zu vier Abhandlungen von gut hundertzwanzig Druckseiten führte.<sup>65</sup>

Da Ritter diese Passage aus seinen Diarien »förmlich auszubilden Zeit« (Z. 73 f.) gehabt hatte, konnte er sie in seine »Fragmente« nicht aufnehmen.<sup>66</sup> Stattdessen findet sich dort – neben vielem anderen –

Staatsbibliothek. Für eine Schätzung der ehemaligen Gesamtzahl der Diarien Ritters siehe Müller, Ritters »Freude am Anticipiren« (Anm. 5), Abschnitt 7.

64 Viertes Diarium, S. 90 f. Vgl. ebd., S. 109.

65 Johann Wilhelm Ritter, Chemische Polarität im Licht, in: Intelligenzblatt der Litteratur-Zeitung 16 (18. April 1801), Sp. 121–123; ders., Bemerkungen zu Herschel's neueren Untersuchungen über das Licht, in: ders., Physisch-Chemische Abhandlungen in chronologischer Folge (Anm. 53), Bd. 2, S. 81–107; ders., Versuche über das Sonnenlicht, ebd., S. 353–360; ders., Bemerkungen zu vorstehender Abhandlung des Hrn. Wünsch, in: Journal für die Chemie, Physik und Mineralogie 6 (1808), S. 633–719. Einige der dort beschriebenen Versuchsergebnisse Ritters scheinen der gegenwärtigen Chemie zu widersprechen, lassen sich aber mit modernen Mitteln replizieren, wie die Chemikerin Anna Reinacher gezeigt hat; zu den Einzelheiten siehe Olaf Müller, Ist Ritter auf Irrlichter im Infrarot hereingefallen? Zur modernen Replikation einiger photochemischer Experimente durch Anna Reinacher, in: Goethe, Ritter und die Polarität. Geschichte und Kontroversen, hrsg. von Anastasia Klug, Olaf Müller, Anna Reinacher, Troy Vine, Derya Yürüyen, Paderborn 2021, S. 117–156 und S. 358–365.

66 Freilich brachte er nicht ohne Stolz aus der Perspektive der Dritten Person einen kurzen Hinweis auf »Herschel's und Ritter's Entdeckungen« über das unsichtbare Licht, nach deren Erwähnung er weit ausgreifend über den Gehörsinn spekulierte, um die Idee eines Tonprismas vorzubereiten (Ritter, Fragmente, Bd. 1,

eine Vielzahl an Forschungsideen für künftige Untersuchungen, die er für aussichtsreich hielt, aber noch nicht angepackt hatte. Manche dieser Forschungsideen erscheinen überaus tief sinnig, andere recht schlicht, und wieder andere sind irgendwo dazwischen einzuordnen. Zwei der drei Beispiele, die ich im kommenden Abschnitt geben möchte, lassen sich an den entgegengesetzten Enden einer solchen Skala ansiedeln; ein weiteres Beispiel liegt ungefähr in der Mitte.

## XII. »das Farbenbild des Lichts einer andern Welt«

Ich gebe zunächst ein Beispiel für ein Fragment voller Tiefsinn, das Ritter in unserem Brief an Zimmer schwerlich ohne Grund anführt, und zwar vordergründig, um die Leserlichkeit der Schrift seines Manuskripts (im Unterschied zur schwer lesbaren Briefhandschrift) zu demonstrieren, sicher aber auch mit dem Hintergedanken, dem Verleger zu zeigen, welch wissenschaftliche Kühnheit er seinen Lesern zu bieten gedachte:

Der Magnetismus scheint das Farbenbild des Lichts einer andern Welt zu seyn. (Z. 178 f.)<sup>67</sup>

Offenbar leuchtet in diesem Fragment aus dem Jahr 1802 die Idee auf, Lichtphänomene und magnetische Phänomene unter einem einheitlichen theoretischen Dach zusammenzubringen, was angesichts von Ritters ausdauernder Suche nach elektromagnetischen Wechselwirkungen erstaunlich gut mit der heutigen Konzeption elektromagneti-

§ 358, § 359); siehe nächster Abschnitt. – Der Urtext des Fragments § 358 kommt übrigens im vierten Diarium ohne Namensnennungen aus, ist also für die Veröffentlichung abgeändert worden (vgl. ders., Fragmente, Bd. 1, § 358 mit ders., Viertes Diarium [Ann. 63], S. 113). Demgegenüber hatte Ritter nicht ganz wahrheitsgetreu behauptet, er hätte die Fragmente ohne jede Änderung des Wortlautes aus den Diarien abgeschrieben (Ritter an Ørsted vom 31. März 1809, in: Ørsted, Correspondance, Bd. 2, S. 228). In unserem Brief formuliert er weniger irreführend, dass er die »Form« der Ideen aus den Diarien »bewahrte« (Z. 25 f.), was sich mit einer etwas freieren Redaktionsarbeit vereinbaren ließ.

<sup>67</sup> Wortgleich mit Ritter, Fragmente, Bd. 2, § 379.

scher Strahlung harmoniert.<sup>68</sup> Freilich geht aus diesem Fragment nicht hervor, wie Ritters Forderung einer theoretischen Vereinheitlichung experimentell einzulösen ist; er formuliert hier lediglich eine abstrakte Leitidee für die weitere Forschung.

Etwas handgreiflicher steht es in dieser Hinsicht mit meinem zweiten Beispiel vom 26. März 1801:

Giebt es ein Tonprisma? – Wie wird es construiert? – Welches ist sein Spectrum?<sup>69</sup>

Hier formuliert Ritter das Forschungsziel, Klänge in ihre elementaren Bestandteile zu zerlegen, so wie es das Prisma mit farbigem und weißem Licht tut. Aus heutiger Sicht geht es um die Suche nach den Sinustönen, aus denen sich jeder Klang zusammensetzt.

Mehr als ein halbes Jahrhundert nach Ritters Tod hat Hermann Helmholtz (1821–1894) die von Ritter ins Auge gefasste Analyse der Klänge mithilfe von Resonatoren durchgeführt, wobei er sich auf Vorarbeiten von Georg Simon Ohm (1789–1854) und Ernst Florens Friedrich Chladni (1756–1827) berief.<sup>70</sup> Ob er insgeheim einer Anregung Ritters gefolgt ist, muss man bezweifeln, und es ist fraglich, ob wir die tatsächlich realisierten Resonatoren à la Helmholtz mit Fug und Recht als Teile eines postulierten Tonprismas à la Ritter verstehen dürfen – fest steht, dass Ritters vage und abstrakte Idee einer spektralen Zerlegung der Klänge zuguterletzt durch Helmholtz bestätigt werden konnte, dass Ritters zuletzt zitierte Gedanken also gut zur später etablierten Forschung passen.<sup>71</sup>

68 Zur Datierung des Fragments siehe ebd., Bd. 2, §§ 376.385 sowie die allgemeinen Überlegungen zu Ritters Datierungen in: Müller, Ritters »Freude am Anticipiren« (Anm. 5), Abschnitt 11.

69 Ritter, Fragmente, Bd. 1, § 359, wortgleich, aber ohne Gedankenstriche in: Ritter, Viertes Diarium (Anm. 63), S. 117.

70 Hermann Helmholtz, Die Lehre von den Tonempfindungen als physiologische Grundlage für die Theorie der Musik, Braunschweig 1863, S. 38–76 und 561 f. – Ohm bzw. Chladni sind (ohne Literaturangaben) erwähnt ebd., S. 38 bzw. S. 70.

71 Wie sich aus dem – von Ritter nicht veröffentlichten – diaristischen Kontext unseres Fragments ergibt, zielte er bei den Farben genauso wie bei den Klängen (und anders als in heutigen Konzeptionen) jeweils auf eine Zerlegung in ein diskretes Spektrum aus zwölf scharf abgetrennten Elementen (Ritter, Viertes Diarium [Anm. 63], S. 117).

Im Unterschied zur Vagheit, die den beiden bisher betrachteten Fragmenten innewohnt, bietet Ritter dem Experimentator mit folgendem Fragment konkrete Versuchsideen:

Ueber die Kraft mancher Fische, den electricischen ähnliche Schläge zu geben, könnte man sicher sehr entscheidende Versuche anstellen, wenn man frisch präparirte Froschschenkel und Nerven auf gehörige Art in die Kette [in den Stromkreis – O. M.] brächte, d. i., sie in eben die Verhältnisse zu ihr setzte, wie bey schwachen Electricitäten und bey dem Galvanismus. Im günstigen Falle wären dann die Leiter und Isolatoren der Wirkung genau zu untersuchen, und mit denen des Galvanismus und der Electricität zu vergleichen.<sup>72</sup>

Soweit ich sehe, hat Ritter diese Versuchsideen aus dem Jahr 1799 zeit-  
lebens nicht bearbeitet.<sup>73</sup> Sie wirken wie eine Reaktion auf Alexander von Humboldts (1769–1859) Klage aus dem Vorjahr, dass die elektrische Natur dieser Fische noch nicht erwiesen sei.<sup>74</sup> Wir dürfen sicher sein, dass die Forschungsfragen aus dem Fragment inzwischen experimentell geklärt sind: Wie man heute weiß, gehören die auffälligen Fähigkeiten der Zitteraale grundsätzlich in dieselbe Gruppe von Natur-

72 Ritter, Fragmente, Bd. 1, § 301.

73 Zur Datierung dieses Fragments siehe ebd., Bd. 1, §§ 288.305 und Müller, *Ritters »Freude am Anticipiren«* (Anm. 5), S. 165, Anm. 100.

74 Alexander von Humboldt, *Versuche über die gereizte Muskel- und Nervenfasern nebst Vermuthungen über den chemischen Process des Lebens in der Thier- und Pflanzenwelt*, 2 Bde., Posen 1797, hier: Bd. 1, S. 451 f. Ritter kannte diese Schrift Humboldts sehr genau (Einzelheiten in: Müller, *Ultraviolett* [Anm. 3], S. 113 f.). Im Exemplar der Bayerischen Staatsbibliothek (Signatur 235 m-1), das vermutlich Ritter gehört hat und am Fuß des Blattes vor dem Titelblatt einen handschriftlichen Besitzeintrag »J. W. Ritter« aufweist, findet sich auf Seite 451 eine längere Randnotiz, deren Schriftbild Bettina Zimmermann auf meine Bitte hin freundlicherweise mit demjenigen Ritters verglichen und als ähnlich beurteilt hat. Nichtsdestoweniger wird er bei der Veröffentlichung der »Fragmente« nicht geahnt haben, dass Humboldt bei seinen Versuchen mit jenen Fischen auf der großen Reise schon im Jahr 1800 zu dem Ergebnis gelangt war, dass die fraglichen Fische eigene »elektrische Batterien« und »galvanische Kraft« hätten, wobei er sich auch auf die Forschung Alessandro Voltas (1745–1827) berief (den Ritter sehr verehrte); siehe Alexander von Humboldt, *Reise in die Äquinoctial-Gegenden des neuen Continents*, Bd. 4, übers. von Hermann Hauff, Stuttgart 1862, hier: S. 48–56, insbes. S. 52 f.

erscheinungen wie die damals als »Electricität« und als »Galvanismus« bezeichneten Naturerscheinungen – die ihrerseits erst im Dezember 1800 von Ritter endgültig unter einem theoretisch vereinheitlichten Dach zusammengebracht worden sind.<sup>75</sup>

Ich habe mit diesem dritten Beispiel absichtlich eine Vermutung gewählt, die sich leicht als Teil dessen einordnen lässt, was zum Bestand der heutigen Naturwissenschaft gehört. Aller Wahrscheinlichkeit nach ging die spätere Erforschung der elektrisierten Zittertaale nicht auf Ritters Anregung zurück; dies Forschungsthema lag so nahe, dass dessen Bearbeiter keine Fragmente aus dem Hause Ritter lesen mussten, um loszulegen.

Es wäre eine reizvolle Aufgabe, die ›Fragmente‹ nach weiteren inzwischen erledigten Forschungsaufgaben zu durchforsten – und zu untersuchen, ob irgendeines dieser Fragmente für die spätere Forschung eine entscheidende Rolle gespielt hat oder hätte spielen können.

Unabhängig davon enthalten Ritters ›Fragmente‹ Formulierungen, denen wir keine Erkenntnisse der bisherigen Naturwissenschaft zuordnen können – und zwar auch dort nicht, wo Ritters Angaben konkret genug sind, um per Experiment ausprobiert werden zu können. Hier wäre zu fragen, ob es sich noch heute lohnen könnte, die eine oder andere Anregung Ritters aufzugreifen – eine Frage für experimentelle Wissenschaftsgeschichtler, die ich hier nur aufwerfen, nicht bearbeiten kann.

Wie dem auch sei, bei grober Durchsicht der 700 Fragmente aus Ritters Sammlung finden sich viele Dutzend Forschungsideen, in deren Lichte es nicht überzogen erscheint, wenn Ritter – wie in unserem Brief an Zimmer proklamiert – der Ansicht war, dass die Physiker und Chemiker darin »Beute« (Z. 68) finden könnten. Und wenn Ritters Name dafür nach seinem Tod kein Publikum mehr in die Buchhandlungen zu locken vermochte, dann war das vielleicht einfach nur Pech – auch und gerade für den Verlag, der die von Ritter in Aussicht gestellte reiche Ernte an Verkaufserlösen offenbar nicht einfahren konnte. Es hat dem Absatz der ›Fragmente‹ nicht viel geholfen, dass die beiden zeitgenössi-

75 Johann Wilhelm Ritter, *Versuche und Bemerkungen über den Galvanismus der Voltaschen Batterie*, in: ders., *Physisch-Chemische Abhandlungen* (Anm. 53), Bd. 2, S. 1–80, hier: S. 14 f. (§ 49 f.), S. 52 f. (§ 123).

schen Rezensenten ausdrücklich auf den Wert vieler Fragmente Ritters für die weitere Forschung hingewiesen hatten.<sup>76</sup>

### XIII. »Turmaline«

Mit der Bekanntmachung unseres Briefs geht eine kleine Sensation einher: Bis vor kurzem war es in der Forschung unbekannt, dass Ritter als Alternativtitel für seine »Fragmente« zweierlei in Erwägung gezogen hat: »Magnetismen, oder Fragmente aus dem Nachlaß eines jungen Physikers« bzw. »Turmaline, oder Fragmente aus dem Nachlaß eines jungen Physikers« (vgl. Z. 248 f. bzw. Z. 86–93).

Da beide Buchtitel am Ende verworfen worden sind, wissen wir nicht, was Ritter im Auge hatte, als er dazu schrieb:

beyde Titel ließen sich (in der Vorrede) noch besonders gut rechtfertigen. (Z. 93 f.)

Eine solche Rechtfertigung wäre schwerlich überzeugend, wenn sie sich nur darauf stützte, dass in einigen der Fragmente stellenweise von Turmalinen bzw. Magneten die Rede ist.<sup>77</sup> Denn damit allein würden die Alternativtitel auf wenig erhellende Weise jeweils nur einen Bruchteil des Gesamtmaterials widerspiegeln.

Wenn nun Ritter bei Vorschlägen zur Titelwahl in ein und demselben Atemzug an Turmaline und Magneten gedacht hat, dann dürfte dies damit zu tun haben, dass beides geeignet war, um informierte Leser

76 Anonym, [Rez.] Heidelberg, b. Mohr u. Zimmer: Fragmente aus dem Nachlasse eines jungen Physikers. Ein Taschenbuch für Freunde der Natur, in: Allgemeine Literatur-Zeitung 1810, Nr. 193 vom 19. Juli, Sp. 593–597, hier: Sp. 593 und 595; Arnim, WAA, Bd. 2.1, S. 463 f.

77 Zu den Turmalinen siehe Ritter, Fragmente, Bd. 1, §§ 227.302.350. Zu den Magneten siehe ebd., Bd. 2, §§ 367–388; wenn Ritter in einem der beiden oben erwähnten Alternativtitel *in abstracto* von »Magnetismen« sprach, so ließ er damit den kühnen Gedanken aufblitzen, dass sich so etwas wie Magnetismus auch in verschiedenen außerphysikalischen Phänomenbereichen (z. B. im Tierreich) aufweisen lassen müsse. Insbesondere Arnim war übrigens von Ritters Betrachtungen zum tierischen Magnetismus besonders beeindruckt (Arnim, WAA, Bd. 2.1, S. 463).

der damaligen Zeit an eine ganz bestimmte Gruppe von Phänomenen denken zu lassen. In der Tat markierte die empirische Erforschung des Magnetismus den Beginn und diejenige der Turmaline einen Höhepunkt des polaristischen Forschungsprogramms: eines Programms, dessen ehrwürdige Tradition bis ins Jahr 1600 zurückreichte, das von so verschiedenen Denkern wie Kant, Lichtenberg, Goethe, Schelling vorangetrieben worden war und das der romantischen Naturwissenschaft der Goethezeit insgesamt am Herzen lag.<sup>78</sup>

In der Tat sind Ritters »Fragmente« voll von Ideen, die sich unter den zeitgenössischen Polaritätsbegriff zusammenfassen lassen. So gesehen wäre es keine Übertreibung, die These aufzustellen, dass Ritters letztes großes Werk trotz seines fragmentarischen Charakters durch ein einheitliches theoretisches Band zusammengehalten wird – oder jedenfalls mehr Kohärenz aufweist, als es auf den ersten Blick erscheinen mag.

Die beiden Alternativtitel »Turmaline« und »Magnetismen« hätten dem Werk gut zu Gesichte gestanden. Ob sie dessen Verkaufszahlen nennenswert verbessert hätten, ist damit freilich nicht gesagt. Vielleicht kommt erst noch die Zeit, zu der Ritters kühne Forschungsideen hinreichend gewürdigt werden. Man müsste sie ausprobieren.<sup>79</sup>

78 Nach meiner Interpretation zielte dies Forschungsprogramm stets auf bestimmte Vertauschungssymmetrien in der Vereinheitlichung verschiedener Phänomenbereiche; für die Einzelheiten siehe Müller, *Ultraviolett* (Anm. 3), Kapitel 6.4.

79 Der erste Dank gebührt Konrad Heumann für die Wiederentdeckung des Briefmanuskripts im Zuge der Eröffnung des Deutschen Romantik-Museums. Ich danke Bettina Zimmermann sowohl für die Transkription des Briefs als auch für viele wichtige Einzelrecherchen; Gabriel Babo hat mir bei diversen Recherchen entscheidend geholfen – und darüber hinaus besonders stark durch seinen frischen Blick auf die 700 Fragmente, ohne deren riskante und risikofreudige Lektüre die Statistik aus dem Anhang nicht möglich gewesen wäre. Einmal mehr danke ich Martin Schlüter für die Erlaubnis, aus Kurt Poppes unveröffentlichter Transkription des vierten Diariums zu zitieren, in deren Randspalte hilfreicherweise die Nummern der aus diesem Diarium extrahierten Fragmente vermerkt sind. Dank an mein Kolloquium, das mir nicht nur beim Kürzen einer Vorfassung geholfen hat; ich danke Kerstin Behnke und Dietmar Pravida für Verbesserungsvorschläge zu einer Vorfassung dieses Aufsatzes.

*Anhang:**Neue Vermutungen zur Struktur der Urfassung der ›Fragmente‹*

Dass Zimmer Ende 1809 ein deutlich anderes, insbesondere längeres Werk herausgebracht hat, als es ihm Ritter in unserem Brief angeboten hatte, führt zu der Frage, wie die ›Fragmente‹ in Ritters ursprünglicher Konzeption ausgesehen haben könnten. Der Brief bietet dazu neue Aufschlüsse, die ich in diesem Anhang nur in einer ersten Näherung ausdeuten kann. Und zwar versprach Ritter dem Verleger abgesehen von seinen eigentlichen Fachgebieten – Physik und Chemie – ein breites Spektrum an Themen:

Also finden Sie in diesen Fragmenten Astronomie, Geographie, Geognosie und Physiologie, Chemie, Physik, Mythologie und Baukunst, Sprache, Musik, Licht und Farbe, Seyn und Schein, Wahrheit und Irrthum. (Z. 61–64)

Ritter schöpfte auch hier aus dem vollen und bot eine Aufzählung, die geradezu überfaustisch anmutet. Erinnern wir uns: »[...] ach! Philosophie, | Juristerey und Medicin, | Und leider auch Theologie.<sup>80</sup>

Goethes Faustfigur hatte alle vier Fakultäten der Universität seiner Zeit durchmessen, Ritter hingegen den zeitgenössischen Kanon einer Wissenschaftslandschaft, in der sich die uns bekannte Einteilung der Fachrichtungen soeben erst herauszubilden begann. Nicht anders als Faust gab sich Ritter als Universalgelehrter seiner Zeit – mit Interessen, die bis in die Esoterik reichen. So fragt sich, ob er in den ›Fragmenten‹ wirklich alle diese Themengebiete berührt hat und in welchem Umfang er dies tat: Wie gut passt seine Aufzählung aus unserem Brief zur Endfassung der ›Fragmente‹?

Ohne den Aufwand bei der Beantwortung dieser Frage zu übertreiben, haben wir eine kleine Statistik erstellt, die in einer Tabelle auf S. 295 wiedergegeben ist.<sup>81</sup> Und zwar wurden jedem Fragment sämt-

80 Johann Wolfgang Goethe, *Faust*. Ein Fragment. Ächte Ausgabe, Leipzig 1790, S. 3. Für einige Wechselbezüge zwischen Goethes ›Faust‹ und Ritters Forscherleben siehe Müller, *Ultraviolett* (Anm. 3), Kapitel 4.5.

81 Eine Untertreibung des von der Frage geforderten Aufwandes läge in dem Versuch, die fünfzehn römisch durchnummerierten Abschnitte aus den veröffentlichten Fragmenten schnurstracks mit Ritters Aufzählung aus unserem Brief zur

liche passenden Themengebiete aus dem Brief zugeordnet, wobei drei Fälle der interpretatorischen Zuordnungssicherheit unterschieden worden sind.<sup>82</sup>

Deckung zu bringen. Zwar haben verschiedene Interpreten nicht unplausible Überschriften für jene fünfzehn Abschnitte vorgeschlagen (Anonym, [Rez.] Fragmente aus dem Nachlasse eines jungen Physikers [Anm. 76], S. 595–597; Schlüter, Goethes und Ritters überzeitlicher Beitrag zur naturwissenschaftlichen Grundlegendiskussion [Anm. 59], S. 151, mit Verweis auf Walter Dominic Wetzels, Johann Wilhelm Ritter. Physik im Wirkungsfeld der deutschen Romantik, Berlin 1973, S. 59). Doch geht die Gleichung nicht auf. So entsprechen den Themen »Baukunst« und »Sprache« aus Ritters Aufzählung keine eigenen Abschnitte in den veröffentlichten »Fragmenten«; umgekehrt fehlt in Ritters Aufzählung der Galvanismus, den die zitierten Autoren mit gutem Recht als Thema des Abschnitts VI angeben. Abgesehen davon behandeln die »Fragmente« innerhalb jedes einzelnen der fünfzehn Abschnitte so unterschiedliche Themen, dass sie Fragment für Fragment besser einzeln betrachtet werden sollten, wie in der nächsten Anmerkung skizziert.

- 82 Hierfür hat Gabriel Babo auf meine Bitte hin die 700 Fragmente nach einer einheitlichen Methode durchkämmt und dabei für jedes Fragment sämtliche Themen aus dem Eingangszitat zusammengestellt, die in dem fraglichen Fragment dingfest gemacht werden können, und zwar in drei Klassen: mit größter Sicherheit (100 %), mit recht hoher Sicherheit (75 %) und mit zweifelhafter Sicherheit (25 %). Um diese Differenzierung nicht ausufern zu lassen, hat er plausiblerweise vorgeschlagen, den weniger sicheren Themenkategorien auch diejenigen Fragmente zuzuordnen, in denen das Thema zwar deutlich, aber nicht prominent bzw. nur am Rande vorkommt. Abgesehen davon, dass diese Zuordnungen viele knifflige Interpretationsentscheidungen nötig machen, die sich durch jahrelange Intensiv-Exegese zum Teil als überarbeitungsbedürftig herausstellen könnten, beruht die Tabelle auf zwei weiteren Entscheidungen, die nicht unplausibel sind, über die man aber streiten kann. Erstens: In Ritters Aufzählung kommt fünf Mal das Wort »und« vor; wir haben uns dafür entschieden, die ersten beiden Vorkommnisse wie Kommata zur Kennzeichnung getrennter Themen zu werten, die letzten drei aber im Sinne einer thematischen Einheit zu fassen (also sie und nur sie wie folgt paarweise zu phrasieren: »Licht und Farbe«, »Seyn und Schein«, »Wahrheit und Irrthum«). Zweitens: Eine Reihe von Fragmenten hatten keinen erschließbaren kognitiven Gehalt und wurden in eine eigene Kategorie namens »Nonsense« einsortiert. Dass dies nicht ganz von Ritters Absichten abweicht, lässt sich begründen. So hat er dem Freund Ørsted unverblümt mit den Worten »Scherz u. Wiz« mitgeteilt, dass die Fragmente nicht nur Ernsthaftigkeiten enthalten (Ritter an Ørsted vom 31. März 1809, in: Ørsted, Correspondance, Bd. 2, S. 229); in der Vorrede ist im selben Sinne von »Possen« die Rede (Ritter, Fragmente, Bd. 1, S. LXXXVII f.). Ritter hat es in dieser Hinsicht bei seiner Auswahl der Fragmente freilich nicht auf die Spitze getrieben; im vierten Diarium finden

Um der überaus heterogenen Vielfalt der ›Fragmente‹ übersichtartig einige thematische Trends abzuringen, habe ich für jede der vierzehn thematischen Kategorien aus Ritters Aufzählung die nach Zuordnungssicherheit gewichtete Gesamtsumme der passenden Fragmente ermittelt – und die Tabelle nach dieser Gesamtsumme sortiert. Wie sich zeigt, bilden Fragmente mit chemischer Thematik bei weitem die größte Gruppe, es folgen Fragmente mit physiologischer Thematik auf Platz 2 und dann erst solche mit physikalischer Thematik auf Platz 3 – wobei diese beiden Felder ihre Rangfolge vertauschen, wenn wir der Physik die von Ritter eigens genannten Kategorien »Licht und Farbe«, »Astronomie« sowie »Musik« (von Ritter im Sinne von Akustik gemeint) zuschlagen.

Hätte Ritter sein Werk also treffender als »Fragmente aus dem Nachlasse eines jungen *Chemikers*« betiteln sollen? Die Antwort auf diese Frage hängt von Ritters Physikbegriff ab. Er nutzte nämlich einen engen und einen weiten Begriff der Physik.

Unserem Brief zufolge gab sich Ritter der Öffentlichkeit gegenüber – trotz weitergehender Interessen – als Physiker:

Seit 1796 widmete ich mich der Wissenschaft der Natur, und allem, was ein frisches, vorwärtsgreifendes, Gemüth intereßirt, während ich, öffentlich, aus guten Gründen bloß als Physiker erscheinen mochte. (Z. 16–19)

Man könnte diese Aussage so verstehen, als hätte sich Ritter aus strategischen Gründen in seinen Veröffentlichungen auf Beiträge zur Physik beschränkt, während er die anderen empirischen Disziplinen der Naturforschung – Chemie, Biologie von Pflanzen und Tieren usw. – nur im Stillen betrieben habe. Doch kann er es so nicht gemeint haben, wie die Liste seiner Veröffentlichungen zeigt, in denen er diese außerphysikalischen Gebiete ausgiebig und überaus erfolgreich bearbeitet hat.<sup>83</sup>

sich geradezu dadaistische Passagen, deren Nonsense-Charakter weit über die sporadische Scherzhaftigkeit einiger Fragmente hinausgeht (siehe Müller, Wenn Physiker Gedichte schreiben [Anm. 6], Abschnitt 2).

83 Siehe z. B. die Aufsätze in: Ritter, *Physisch-Chemische Abhandlungen in chronologischer Folge* (Anm. 53), Bd. 1–3. Die neueste umfassende Bibliographie der Schriften Ritters bietet Heiko Weber in: Johann Wilhelm Ritter, *Beyträge zur nähern Kenntniss des Galvanismus und der Resultate seiner Untersuchung*, Hildesheim 2010, S. CXII\*–CLVIII\*.

	sicher (100 %)	recht sicher (75 %)	nicht so sicher (25 %)	Summe	gewichtete Summe
<i>Chemie</i>	231	74	47	352	298,25
<i>Physiologie</i>	110	50	37	197	156,75
<i>Physik</i>	76	50	44	170	124,5
<i>Geognosie</i>	52	32	27	111	82,75
<i>Licht &amp; Farbe</i>	62	18	15	95	79,25
<i>Sprache</i>	48	15	12	75	62,25
<i>Sein &amp; Schein</i>	34	18	16	68	51,50
<i>Astronomie</i>	38	12	12	62	50,00
<i>Mythologie</i>	35	5	12	52	41,75
<i>Nonsense</i>	21	14	21	56	36,75
<i>Wahrheit &amp; Irrtum</i>	16	3	3	22	19,00
<i>Musik (Akustik)</i>	15	2	2	19	17,00
<i>Geographie (Kultur)</i>	3	3	7	13	7,00
<i>Baukunst</i>	2	2	2	6	4,00
<b>Gesamtsumme</b>	<b>743</b>	<b>298</b>	<b>257</b>	<b>1298</b>	<b>1030,75</b>
<b>Summe nur für Physik</b>	<b>584</b>	<b>238</b>	<b>184</b>	<b>1006</b>	<b>808,50</b>
<b>Anteil der Physik</b>	<b>78,6 %</b>	<b>79,9 %</b>	<b>71,6 %</b>	<b>77,5 %</b>	<b>78,4 %</b>

*Tabelle. Anzahl der Fragmente je nach Themengebiet (in einer Zuordnung von Gabriel Babo); kursiv hervorgehoben sind diejenigen Gebiete, die unter einen weiten Physikbegriff subsumiert werden können. Wenn drei der Gesamtsummen über der tatsächlichen Gesamtzahl von 700 Fragmenten liegen, so hat dies damit zu tun, dass die Großzügigkeit aus unserer Statistik gegenüber kleineren Zuordnungssicherheiten es natürlich mit sich gebracht hat, eine Reihe von Fragmenten mehreren Themen zuzuordnen, also mehrmals zu zählen.*

Dass er hier also stattdessen mit einem wesentlich breiteren Physikbegriff hantierte, ergibt sich auch aus einer Aussage weiter hinten in unserem Brief:

Etwa zur Hälfte sind sie [die Fragmente] schon *noch*, was man überall physikalisch nennt, zur andern reichlichern aber verlieren sie sich in alle die Natur des Physikers umgebende Gebiete, die ich Kunst, Religion, Moral, Psychik, und wie sonst weiter, nennen würde. (Z. 34–39)

Themen außerhalb der Naturforschung wie diejenigen der Kunst, Religion, Moral usw. hätte er demzufolge in der zuvor zitierten Aussage zwar zu dem gerechnet, »was ein frisches, vorwärtsgreifendes, Gemüth intereßirt«, aber nicht zu den Themen derer, die »*blos* als Physiker« (Z. 19) arbeiten.

In diesem Sinne gehörten zu dem, »was man überall noch physikalisch nennt«, diejenigen sieben Gebiete der empirischen Naturforschung aus seiner Liste, die ich in meiner Tabelle kursiv hervorgehoben habe:

Chemie, Physiologie, Physik, Geognosie, Licht & Farbe, Astronomie, Musik (im Sinne von Akustik).<sup>84</sup>

Insofern in dieser Liste der physikalischen Gebiete die »Physik« als eigenes Gebiet auftaucht, ist sie hier (und nur hier) im engeren Sinne zu verstehen. Mit dieser Unterscheidung eines engen und eines weiten Physikbegriffs bilden die im weiteren Sinne physikalischen Fragmente tatsächlich den Großteil der Sammlung, wodurch der Titel

Fragmente aus dem Nachlasse eines *Physikers*

mehr als gerechtfertigt ist. Nach unserer Statistik nehmen diese physikalischen Fragmente sogar über drei Viertel aller Fragmente ein.

84 Der weite Physikbegriff im Sinne einer Erforschung der Naturphänomene insgesamt war zu dieser Zeit noch gebräuchlich (vgl. Martina Eicheldinger, [Art.] Physik, in: GWb, Bd. 6, Sp. 1311–1312, hier: Sp. 1311). In diesem Sinne redet unser Brief von der »Wissenschaft der Natur« (Z. 17) und der »Natur des Physikers« (Z. 37). – Ritters Begriff von Geographie haben wir bei der Erstellung unserer Statistik nicht als natur-, sondern als kulturwissenschaftliche Disziplin gedeutet.

Dies Ergebnis steht in einer scheinbaren Spannung zu der zitierten Aussage aus unserem Brief über den außerphysikalischen (also genauer: über den außerhalb der Naturforschung stehenden) Teil der Fragmente:

zur andern *reichlichern* [Hälfte] aber verlieren sie [die Fragmente] sich in alle die Natur des Physikers umgebende Gebiete, die ich Kunst, Religion, Moral, Psychik, und wie sonst weiter, nennen würde. (Z. 36–39)

Nach unserer Statistik macht dieser Bereich keine »reichlichere« Hälfte, sondern nur ein Viertel der Fragmente aus. Die Diskrepanz könnte damit zu tun haben, dass Ritter in den (nicht erhaltenen) brieflichen Verhandlungen nicht nur mit der Forderung des Verlegers konfrontiert wurde, den Umfang des Werks (ohne Honorarerhöhung) erheblich zu steigern, sondern vermutlich mit der zusätzlichen Bitte, dies durch eine entschiedene Vermehrung der naturwissenschaftlichen Fragmente zu bewerkstelligen.

Für diese Vermutung lassen sich eine Reihe tentativer Gründe anführen. Der Verleger hatte sich wohl aus verkaufsstrategischen Überlegungen heraus für den von Ritter bevorzugten Haupttitel entschieden, dessen Schlüsselbegriff »Physiker« eine gewisse Seriosität signalisierte (und sich auch gegenüber dem etwas romantischer anmutenden Schlüsselbegriff »Freunde der Natur« zu behaupten geeignet war). So konnten vielleicht auch diejenigen zum Kauf verlockt werden, die von Ritters Grenzüberschreitungen nicht begeistert waren, ihn aber als Naturforscher weiterhin zu würdigen wussten.

Wenn nun der Buchtitel nicht zur Mogelpackung verkommen sollte und wenn es dem Verleger auf echte Naturwissenschaft als Hauptthema des Buchs ankam, dann musste der relative Anteil derjenigen Fragmente verringert werden, die sich in »umgebende Gebiete [...] verlieren« (Z. 36 f.), wie Ritter ungeschickterweise formuliert hatte. Demzufolge hätte Zimmer mehr härtere Wissenschaft auf den Buchmarkt bringen wollen, als Ritter ihm in unserem Brief zunächst angeboten hatte. Und so hätte der Verleger auch gleich ein inhaltlich motiviertes Argument zugunsten der sonst bloß schnöde kaufmännisch klingenden Forderung im Köcher gehabt, dass Ritter die Zahl der Fragmente vermehren solle.

Zu diesen Vermutungen passt das Ende der ›Fragmente‹, das von einem voll ausgebildeten Fachaufsatz eingenommen wird und in Ritters ursprünglichem Angebot dafür nicht vorgesehen war, sondern zu einem anderen der Angebote aus unserem Brief passte.<sup>85</sup> Und zwar hatte er dort auch die nicht-fragmentarischen Ergebnisse seiner Forschungen feilgeboten:

Die Fortsetzung [der bis dahin dreibändigen Sammlung physikalischer und chemischer Abhandlungen] selbst aber könnte ich mit einer ungemainen Menge noch gar nicht bekannt gemachter Versuche ausstatten. Sie würden staunen, wenn Sie die Anzahl Beobachtungsjournale sähen, die ich noch ganz unverarbeitet liegen habe. Sie dürfen deshalb allenfalls nur Prof. Kastner fragen, der recht gut darum weiß. (Z. 218–222)<sup>86</sup>

Es spielt für meine Deutung keine große Rolle, ob der Verleger in seiner Reaktion hierauf Ritter gebeten hat, die ›Fragmente‹ um eine innerwissenschaftliche Abhandlung zu erweitern – oder ob Ritter es ihm von sich aus angeboten hat. So oder so, auf den 44 Seiten der die ›Fragmente‹ abschließenden Abhandlung knüpft Ritter an empirische Resultate seines Freundes Ørsted an, verbindet sie mit einer Reihe weiterer empirischer Befunde – und schlägt eine phantastische Vielzahl weitergehender Experimente vor, die jedem versierten Experten abermals reiche »Beute« verhießen.<sup>87</sup>

Wie dem auch sei: Sollten meine Überlegungen aus diesem Anhang triftig sein, so ließen sich daraus in einem weiteren Schritt einige Hypo-

85 Ritter, *Fragmente*, Bd. 2, S. 225–269. – Dieser Aufsatz enthält einige Passagen aus einem Brief (vgl. ebd., S. 225–232 mit Ritter an Ørsted vom 31. März 1809, in: Ørsted, *Correspondance*, Bd. 2, S. 223–225).

86 Dass sich Ritter zweimal in unserem Brief auf Karl Wilhelm Gottlob »Kastner« (Z. 182 und 222) beruft, wirkt insofern tragisch, als Kastner hinter seinem Rücken überaus übel über Ritter geredet zu haben scheint (für die Einzelheiten siehe Müller, *Wenn Physiker Gedichte schreiben* [Anm. 6], Abschnitt 11, insbes. Anm. 105).

87 Während sich in der Mitte dieses Textes einerseits weit ausgreifende Spekulationen u. a. über Sprache und Denken finden, die wenig empirische Anhaltspunkte bieten, andererseits ein faszinierender Anlauf hin zu einer frühen Formulierung des Energieerhaltungssatzes (Ritter, *Fragmente*, Bd. 2, S. 229–239 bzw. S. 239 f.), beginnt und endet der Text mit Dutzenden konkreter Versuchsideen (ebd., S. 225–228 und 243–268).

thesen zu der Frage ableiten, welche Fragmente er seinem Werk nach der Abgabe des ersten Angebots noch nachträglich einverleibt hat. Vermutlich ist er dabei nicht mit der Streubüchse vorgegangen, hat also nicht etwa mal hier ein und mal dort ein anderes Fragment eingebaut; vermutlich hat er über hundert Fragmente *en bloc* eingefügt. Welcher große Baustein der ›Fragmente‹ passt quantitativ und inhaltlich in die hier ermittelten Größenordnungen? Diese Frage muss ich diesmal offenlassen.

KONRAD HEUMANN

## Friedrich Rückert feiern

Ein Kapitel aus der Urgeschichte  
des Freien Deutschen Hochstifts (1863/1864)

*Anne Bohnenkamp*  
zum 17. November 2025

In der Handschriftensammlung des Freien Deutschen Hochstifts befindet sich ein Quartblatt im Format 17 cm × 21,2 cm, auf dem Friedrich Rückert in kleinen lateinischen Druckbuchstaben zwei Sonette niedergeschrieben hat (Abb. 1):<sup>1</sup>

In Goethe's Haus! – Wo anders unterm Brause  
Des Weltverkehrs im Dampf von Eisenrossen,  
Ziemt euch zu stiften, edle Kunstgenossen,  
Der Künste Hochstift, als in Goethe's Hause?  
In Goethe's Haus! – Mir aus der stillen Klausen,  
Worin mein Leben halb ein Traum verflossen,  
Wie ist von eurer Liebesgunst erschlossen  
Auch mir ein Ehrenplatz in Goethe's Hause!  
Nur Goethe sollt' in Goethe's Hause thronen;  
Und wenn ihr sucht nach einem Nebenmanne,  
So sei es jener, den er fand in Weimar.  
Von beiden, die in unsres Ruhmes Kronen  
Sich teilen, ist zu meilenweit die Spanne  
Des Abstands bis zu weiland

Freimund Reimar.



<sup>1</sup> FDH/FGM Hs-5301.

In Goethe's Haus! - Wo anders unterm Brause  
 Des Weltverkehrs in Dampf von Eisenrassen,  
 Zient euch zu sitzen, edle Kunstgenossen,  
 Der Künste Hochstift, als in Goethe's Hause?  
 In Goethe's Haus! - Mir aus der Hünen-Klause,  
 Worin mein Leben halb ein Traum verfließen,  
 Wie ist von eurer Liebtgunst erschlossen,  
 Auch mir ein Ehrenplatz in Goethe's Hause!  
 Nur Goethe sollte in Goethe's Hause thronen;  
 Und wozu ihr sucht nach einem Nebenmann,  
 So sei er jener, den er fand in Weimar,  
 Von beiden, die in unsres Ruhmes Krone  
 Sich teilen, ist zu weitenweit die Spanne  
 Der Abstands bis zu weiland

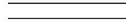
Freimund Reimer.

Am fünfundsirzigsten Geburtstag Xamen  
 Gesandte mir von Frankfurt an dem Main,  
 Dit holten unterwegs mich flichender ein  
 Mit Ring und Brief, in ihres Hochstift's Xamen,  
 Doch erst nachher - Sie woder Abschied namen,  
 Da leuchtet erst die Wichtigkeit mir ein;  
 Mir gieng's wie immer: wann die Wägelin  
 Vom West getrogen, spannt' es Netz und Hamen.  
 Wer war's, der, als ich nach vom Fenster schaute,  
 Von unten mir den Abschiedsgruß gerufen:  
 Auf Wiedersehn in lunkler Jahresbahn!  
 Wie freut' ich mich der zukunftsreichen Laute,  
 Doch wohlfeil stand' ich vor den dunkeln Stufen;  
 So nehm' ich's dankbar für empfangen an.

Friedrich Rückert

Abb. 1: Friedrich Rückert, Sonette für das Freie Deutsche Hochstift, etwa 24. Mai 1863 (FDH/FGM, Hs-5301).

Am fünfundsiebzigsten Geburtstag kamen  
 Gesandte mir von Frankfurt an dem Main,  
 Die holten unterwegs mich fliehnden ein  
 Mit Ring und Brief in ihres Hochstifts Namen.  
 Doch erst nachdem sie wieder Abschied namen,  
 Da leuchtet' erst die Wichtigkeit mir ein;  
 Mir gieng's wie immer – wann die Vögelein  
 Vom Nest geflogen, spannt' ich Netz und Hamen.  
 Wer war's, der, als ich nach vom Fenster schaute,  
 Von unten mir den Abschiedsgruss gerufen:  
 Auf Wiedersehn in fünfter Jahresbahn!  
 Wie freut' ich mich der zukunftsreichen Laute,  
 Doch zweifelnd steh' ich vor den dunklen Stufen;  
 So nehm' ich's dankbar für empfangen an.



Friedrich Rückert

Das Blatt ist stark verbräunt, es scheint lange dem Licht ausgesetzt gewesen zu sein. Dazu passt, was Robert Hering, der erste Archivar des Hochstifts, 1925 im Inventarbuch zum besagten Stück vermerkte: »unter Glas u. Rahmen, mit Immergrün von Volger in Rückerts Garten in Neuseß gepfückt«. Das Blatt war also öffentlich ausgestellt, ehe es dem Bestand der Handschriften zugeführt wurde. Der Rahmen und die Zweige sind inzwischen nicht mehr überliefert.

### *Geburtstagsbesuch in Belrieth am 16. Mai 1863*

Das Freie Deutsche Hochstift war 1859 mit dem Ziel gegründet worden, durch die Förderung gesamtdeutscher Wissenschaft, Kunst und Bildung dem politisch gespaltenen »Deutschen Volke [...] zum Selbstbewußtsein und zum Selbstgeföhle und damit zu einheitlicher Machtentwicklung [zu] verhelfen«.<sup>2</sup> Ein strategisch wichtiger Schritt auf die-

2 Otto Volger, Das Freie Deutsche Hochstift für Wissenschaften, Künste und allgemeine Bildung zu Frankfurt am Main. Vorläufiger Entwurf eines freien Anregungs- und Lehrvereins zur Vertretung der gesammten Deutschen Bildung als

sem Weg schien Ende 1862 erreicht zu sein, als es gelang, Goethes Frankfurter Elternhaus als symbolträchtigen Stiftungsort zu erwerben. Die Übergabe des Gebäudes erfolgte im März 1863, und bereits Anfang Mai konnte das Hochstift in das Haus am Großen Hirschgraben übersiedeln. Im Erdgeschoss wurde sogleich ein Leseraum für die Mitglieder eingerichtet.<sup>3</sup>

Doch damit nicht genug: Ebenfalls im Mai 1863 brachte man neben Goethe eine weitere nationale Integrationsfigur ins Spiel: Friedrich Rückert, der abgeschieden in Neuses bei Coburg lebte und am 16. Mai 75 Jahre alt wurde. Den Hinweis auf Rückerts Geburtstag hatte Otto Volger, der Initiator und Vorsitzende des Freien Deutschen Hochstifts, wie viele andere der Gratulanten (namentlich Burschenschaften und Sängerbünde) der ›Gartenlaube‹ entnommen.<sup>4</sup> Dort hatte der gebürtige Coburger Friedrich Hofmann unter einem Rückert-Porträt von Wilhelm Aarland vehement für eine nationale Feier des Dichters geworben:

Der Stolz ist wieder erwacht auf die Ehre, *deutsch* zu sein! *Deutsch* zu sein, ist wieder eine Tugend, ein Ruhm; die Männer der deutschen Ehre, von jeder Reaction sorglich in die Winkel, aus dem Gesichtskreis der Menge geschoben, werden im Triumph wieder auf die Sessel des Forums getragen; das deutsche Volk hat seinen Schiller, seinen Arndt, seinen Humboldt, seinen Uhland gefeiert, es feiert

einheitlicher Geistesmacht und zur Belebung des Selbstgefühls im Deutschen Volke. Allen vaterlandsliebenden Trägern und Pflegern geistigen Strebens in allen Ständen als Aufruf zum Beitritte vorgelegt, Frankfurt am Main 1859, S. 23.

- 3 Fritz Adler, Freies Deutsches Hochstift. Seine Geschichte. Erster Teil, Frankfurt am Main 1959, S. 118.
- 4 Vgl. Rückerts Dankgedichte in: ders., Briefe, hrsg. von Rüdiger Rückert, Bd. 2, Schweinfurt 1977, S. 1363–1378. Vgl. auch Rückerts Sonett an Friedrich Hofmann vom Mai 1863: »Daß Du in der stillen Gartenlaube | meinen Namen erst genannt, | Dadurch ist das ganze Feu'r, ich glaube | Der Geburtstagfei'r entbrannt. [...]« (ebd. S. 1375). Die Rolle der ›Gartenlaube‹ für die Entscheidung des Hochstifts, Rückert zu ehren, geht aus dem weiter unten zitierten offenen Brief Volgers an Hofmann vom 20. Dezember 1865 hervor: »Lassen Sie mich zunächst Ihnen verrathen, daß Ihre Anregung (in der Gartenlaube) es war, durch welche das *Freie deutsche Hochstift* [...] an Rückert's fünfundsiebenzigsten Geburtstag erinnert worden war. Wir danken Ihnen noch jetzt innigst dafür!«, in: Friedrich Hofmann, Das Heiligthum des Hauses und die Presse, in: Deutsche Blätter. Literarisch-politisches Sonntagsblatt. (Beigabe zur Gartenlaube), März 1866, Heft 9, S. 33–35, hier: S. 35.

seinen Seume, seinen Jean Paul – und *sie alle sind todt!* Das deutsche Volk kennt seine große Schuld, es sehnt sich, endlich an *Lebenden* gut zu machen, was es so reichlich an denen verschuldet, die nun todt sind, und darum verlangt es die Feier seines größten Dichters unter allen noch lebenden, es verlangt die Bekränzung seiner letzten hohen Ehrensäule aus der ersten großen Kampfzeit des Jahrhunderts. Und dieses Verlangen des Volks ist's, dem die Gartenlaube hiermit entspricht, indem sie das Bildniß Friedrich Rückert's, der am 16. Mai 1863 sein *fünfundsiebzigstes Jahr* vollendet, und diese Worte mittheilt, als ein bescheidenes Geleit zum Bilde.<sup>5</sup>

Damit waren für Volger wichtige Stichworte genannt, die sich mit den Zielen des Hochstifts deckten. Die Entscheidung, Rückert anlässlich seines Geburtstags öffentlich zu ehren und damit weiter an der eigenen Bedeutsamkeit zu arbeiten, erfolgte allerdings sehr kurzfristig auf der ordentlichen Stiftungssitzung am Sonntag, dem 10. Mai. Drei Tage später wurde folgende Pressemeldung an die Zeitungen gegeben:

Frankfurt a. M., 13 Mai. Das freie deutsche Hochstift hat beschlossen, den auf nächsten Sonnabend fallenden Geburtstag des Nestors unter Deutschlands jetzt lebenden classischen Dichtern, Friedrich Rückert, in der Weise festlich zu begehen daß eine aus zwei Mitgliedern der Genossenschaft, dem Obmann Dr. Volger und Dr. Presber (Verfasser des »Anempfnder« etc.) bestehende Deputation sich an dem genannten Tag nach Neuseß begeben und dem Dichtergreis das Ehrendiplom als Meister im Hochstift nebst einem werthvollen Ring mit dem Wappen der Gesellschaft überreichen, sowie auch die Kundgebung machen soll daß des Dichters Büste im Goethehaus aufgestellt werden wird. Auch soll die Eröffnung des Lesezimmers in ebenerwähntem Hause gerade am 16 Mai geschehen.<sup>6</sup>

5 Friedrich Hofmann, Deutschlands Barde und Brahmane, in: Die Gartenlaube 1863, H. 6, S. 85–89, hier: S. 86. Vgl. hierzu Jürgen Erdmann, Friedrich Rückerts letzte Lebensmonate und Tod. Nach unveröffentlichten Quellen in der Stadtbibliothek Schweinfurt, in: Jahrbuch der Coburger Landesstiftung 1966, S. 133–176, hier: S. 159 f.

6 Allgemeine Zeitung (Augsburg), Nr. 136 vom 16. Mai 1863, S. 2255.

Am selben Tag wandte sich Otto Volger an Marie Rückert, die Tochter des Dichters, die ihrem Vater seit dem Tod der Mutter den Haushalt führte:

Frankfurt a/M 13./V.1863.

Hochzuverehrendes Fräulein!

Unsere Gesellschaft hat sich die Aufgabe gestellt, dem Gesamtgefühl unseres Volkes auf geistigem Gebiete einen gemeinsamen Ausdruck zu verleihen. In diesem Sinne handelte dieselbe, indem sie in ihrer jüngsten Sitzung beschloss, Ihrem von der gemeinsamen Liebe aller Deutschen hoch u theuer gehaltenen hochwürdigen Herrn Vater an seinem bevorstehenden Geburtstage diese Gefühle durch eine Abordnung aus ihrer Mitte unmittelbar und mündlich ausdrücken zu lassen.

Zu dieser Abordnung sind bestimmt worden als derzeitiger Obmann der Gesellschaft der ehrerbietigst Unterzeichnete und der Ihnen bereits persönlich bekannte Herr Dr. Hermann Presber von hier.

Wir werden demnach am Freitage d. 15. d. Mts Abends spät in Coburg eintreffen und bitten Sie um Ihre gütige Vermittlung, damit wir am Samstage, den 16 d. Mts zu einer Ihrem Herrn Vater bequemen Stunde Demselben unseren Besuch machen und unseren Auftrag, bestehend in der Überreichung einer einfachen Urkunde zur Beglückwünschung, ausführen können.

Wir werden jedem Ihrer gütigen Winke gehorchend uns bemühen Ihrem Herrn Vater durchaus keine lästige Förmlichkeiten zu bereiten. Sehr würden Sie uns verpflichten, wenn Sie die große Freundlichkeit haben wollten, uns im Victoria-Gasthofe zu Coburg eine gütige Bestimmung Ihrer einsichtsvollen Anordnung am Freitags Abende oder Samstags Morgen zukommen zu lassen.

Mit vorzüglichster Verehrung zeichnet

Ihr

hochacht[un]gsvollst ergebener

GHOtto Volger Dr.<sup>7</sup>

7 FDH/FGM Hs-19806,1, Abschrift von Otto Volger. Textgleiche Ausfertigung in: Briefe an und über Friedrich Rückert. Korrespondenz insbesondere von Familienmitgliedern, hrsg. von Rüdiger Rückert, Schweinfurt [1987], Nr. 1372.

Volger wusste vor seiner Abreise also noch nicht, ob das Treffen mit dem Dichter überhaupt zustande kommen würde. Da die Pressemeldung aber am Tag des Geburtstags erschien, stand das ganze Unternehmen unter einem prekären Erfolgsdruck. So war es hilfreich, als Vermittler eine Person an der Seite zu haben, die im Hause Rückert bereits eingeführt war: Der umtriebige Schriftsteller Hermann Presber, der an einem Frankfurter Mädchenpensionat als Literaturlehrer arbeitete<sup>8</sup> und dem Verwaltungsrat des Hochstifts angehörte, hatte den Dichter in der Vergangenheit bereits in Neuses besucht, da seine Frau Louise seit Jugendtagen mit Marie Rückert befreundet war.<sup>9</sup> Dieser Umstand gab Volger offenbar die Zuversicht anzunehmen, dass der gewagte Plan sich umsetzen lassen würde.

Als die beiden Deputierten am Tag des Geburtstags in Neuses eintrafen, mussten sie allerdings feststellen, dass Rückert mit seiner Tochter abgereist war, um unliebsamen Gratulationszeremonien zu entgehen. Er verbrachte den Tag bei seinem Sohn Leo in Belrieth, einem Dorf im Umkreis von Meiningen. So beschlossen die Herren, dem »fliehenden«, wie es im Gedicht heißt, hinterher zu reisen. Mit der Werabahn fuhren sie 50 km nach Themar, wo sie zufällig auf den Lehrer von Belrieth trafen, den sie »als eine Art Geisel« und »wohltuende Beruhigung«<sup>10</sup> auf ihrer Wagenfahrt zum Gutshof des Rückert-Sohns mitnahmen. Unter der ortskundigen Führung des Lehrers betraten sie »unaufgehalten« das Haus.<sup>11</sup> Was dann geschah, ist in zwei verschiedenen Versionen überliefert.

Die eine stammt von dem Journalisten Karl Neumann-Strela, der im November 1865 im christlich-konservativen Familienblatt »Daheim« von seinem eigenen Besuch bei den Rückerts in Neuses berichtete. Bei dieser Gelegenheit habe ihm Marie Rückert das Glückwunschsreiben

8 Die »Lehr- und Erziehungs-Anstalt für Töchter« von Eleonore Roos befand sich unweit des Goethehauses im Weißen Hirsch, Großer Hirschgraben 3.

9 Vgl. die Erinnerungen seines Sohnes Rudolf Presber, *Aus der Jugendzeit ...*, Stuttgart, Berlin und Leipzig 1928, S. 64 und 207–210. Im Familiennachlass der Rückerts sind Briefe von Louise Presber an Marie Rückert überliefert; vgl. Rudolf Kreutner, *Die »Sammlung Rückert«*, Bd. 2: *Die Familie Rückert*, Schweinfurt 1999, S. 293.

10 Hofmann, *Das Heiligthum des Hauses und die Presse* (Anm. 4), S. 35.

11 Ebd.

des Hochstifts gezeigt und kommentiert, ihr Vater sei am Tag seines Geburtstags wegen des abzusehenden ›Tumultes‹ frühzeitig nach Belrieth gefahren:

Dort angekommen, habe er sich so ermattet gefühlt, dass er alsbald den Rock, die Kniestiefel, sogar die Beinkleider von sich geworfen und sich auf das Sopha niedergelegt habe. Auch sei er eben ein wenig eingeschlummert gewesen, da plötzlich habe es gepocht, und er, nichts anders glaubend, als daß eins seiner Kinder Einlaß begehre, habe recht verdrießlich herein! gerufen. Aber den Schreck, der ihn da überrieselt, könne niemand beschreiben. Denn wer sei eingetreten? Die Deputation des deutschen Hochstifts aus Frankfurt, im Leibrocke und weißer Crawatte, und der Sprecher, die Adresse überreichend, habe erklärt, sie hätten den Aufenthalt des Herrn Geheimrathes ausgekundschaftet und den nächsten Zug benutzt, ihm zu folgen. Sprachlos habe Rückert ohne Rock, Stiefel und Beinkleider dagestanden, und er sei schließlich noch immer so verwirrt gewesen, daß ihm die Worte, seinen Dank auszusprechen, gemangelt hätten.<sup>12</sup>

Die burleske Szene, deren Erzählung bei Neumann-Strela mit »Gelächter« quittiert wird, hat eine politische Unterströmung. Sie zeigt Rückert als alten, entkräfteten Mann, der sich an einem sicheren Ort wähnt, so dass er nacheinander die äußeren Zeichen seiner bürgerlichen Existenz ablegt: das Oberkleid, die Stiefel und »sogar« die Hose. Der Kontrast zur eintretenden, feierlich ausgestaffierten Ehrendelegation des Hochstifts könnte größer nicht sein, drastischer nicht der Einbruch der nationalen Betriebsamkeit in die Privatsphäre des ›ausgekundschafteten‹ Dichters. Eine enorme Peinlichkeit für beide Seiten, vor allem für das taktlose Hochstift.

Kein Wunder, dass Volger in den ›Deutschen Blättern‹, der patriotischen Beilage zur ›Gartenlaube‹, die kämpferisch für die Gründung eines deutschen Nationalstaats eintraten, eine Gegendarstellung in Form eines offenen Briefs abgab, eingeleitet durch eine scharfe Invektive des bereits erwähnten Friedrich Hofmann gegen das konservative Konkurrenzblatt, das sich »in trivialster und widerlichster Weise« an Rückert

12 Karl Neumann-Strela, Beim alten Herrn, in: Daheim. Ein deutsches Familienblatt mit Illustrationen, 2. Jg., November 1865, S. 80–82, hier: S. 80.

und dessen Tochter vergangen habe.<sup>13</sup> Bei Volger liest sich die Belriether Episode still und harmonisch:

[...] unser hauskundiger Freund [der Belriether Lehrer, K. H.] klopfte sogleich an der rechten Thür. Es rief. Wir traten ein und fanden den Dichter einsam ruhend und sinnend auf bequemem Sitze hingestreckt. Überrascht erhob er sich, noch flüchtig den nachlässig abgestreiften Schuh heraufziehend, und – da stand er nun, begrüßend und begrüßt mit halb befremdeten, halb freundlich fragenden Blicken vor uns, einfach gekleidet wie ein Landmann, in der einfachen Umgebung des schon ein wenig dämmerigen ländlichen Zimmers. Einen merkwürdigen Eindruck empfing ich in diesem Augenblicke, der Mann der vor uns stand, erschien mir übermenschlich groß, nicht in des Wortes bildlicher, nein in seiner wirklichen Bedeutung.<sup>14</sup>

Auch hier eine intime Szene, jedoch ohne den harten Kontrast zwischen öffentlicher Zudringlichkeit und verletzter Privatsphäre. Sieht man von dem einen Schuh ab, ist Rückert vollständig bekleidet – und mit seinen zwei Metern Körpergröße eine überaus eindrucksvolle Erscheinung.

Wie auch immer sich die Begegnung zwischen dem Hochstift und dem Dichter zutrug, die offizielle Verlautbarung des Hauses zur Hochstifts-Sitzung am 29. Mai ist von ungewöhnlicher Zurückhaltung:

In der gestrigen Sitzung gab Dr. Volger den Bericht [...] über den lieb-warmen, herzlich-dankbaren Empfang, den bewältigenden Eindruck des trotz seiner Jahre und seines schwachen Augenlichts stattlichen Greises, des Sängers des Liebesfrühlings, des Barden der geharnischten Sonette [...]. Mancher der Zuhörer mochte wohl alle Einzelheiten der Begegnung des Breiteren hören, aber der Bericht hielt sich in den Gränzen einer tactvollen Discretion.<sup>15</sup>

13 Hofmann, *Das Heiligthum des Hauses und die Presse* (Anm. 4), S. 33.

14 Ebd., S. 35. Der Artikel erschien kurz nach Rückerts Tod am 31. Januar 1866. Zu den Umständen der Publikation vgl. Erdmann, *Friedrich Rückerts letzte Lebensmonate und Tod* (Anm. 5), S. 161–175.

15 *Didaskalia* (Beilage zum »Frankfurter Journal«), Nr. 149 vom 31. Mai 1863, S. [4].

Die Pressemeldung zeigt nebenbei, für welche Leistungen man Rückert würdigen wollte. Nicht um seine beispiellose Erschließung orientalischer Dichtung für das deutsche Publikum ging es, nicht um sein monumentales Lehrgedicht ›Die Weisheit des Bramahnen‹ (1836–1839), sondern – neben den Liebesgedichten der Jahre 1821–1823 als Zeugnissen deutscher Innerlichkeit – um die ›Deutschen Gedichte‹ von 1814, die unter dem Pseudonym Freimund Reimar nationale Entschlossenheit bekundeten. Der scharfe Ton der Mobilisierung gegen innere und äußere Feinde passte ein halbes Jahrhundert später gut zum Furor der deutschen Einigungsbestrebungen.

Verlesen wurde in Belrieth das folgende Schreiben des Hochstifts, dessen Text wie alle Verlautbarungen des Hochstifts weite Verbreitung<sup>16</sup> fand:

DAS FREIE DEUTSCHE HOCHSTIFT FÜR  
WISSENSCHAFTEN, KÜNSTE UND ALLGEMEINE BILDUNG ZU FRANKFURT A. M.  
AN<sup>17</sup> den von Seinem Volke innigst geliebten und hochverehrten  
Dichter  
Herrn Friedrich Rückert Dr.  
zu Neusess bei Coburg.

Hochverehrter Herr!

Unsere Gesellschaft, gestiftet in Deutschlands geschichtlicher Mittelstadt zur Pflege und Vertretung der Einheit unseres Volkes auf geistigem Gebiete, darstellend einen unabhängigen Verein von Deutschen Gelehrten, Künstlern und Freunden jeglicher Bildung, ein lebendiges Denkmal auf der Geburtsstätte Göthe's, ist überzeugt, den Gefühlen aller treuen Kinder des Deutschen Geistes einen gemeinsamen Ausdruck zu leihen, indem dieselbe, Ihnen glückwünschend zu Ihrem fünfundsiebenzigsten Geburtstage, Sie glücklich preist im Rückblicke auf die Fülle der Segnungen, welche Ihr schönes Leben für unser Volk ausgesät hat und deren Blüten nicht aufhören werden, in immer neuen Lenzen zu erblühen und in immer neuen Ernten zu reifen von Geschlecht zu Geschlechte.

<sup>16</sup> Vgl. etwa die ausführliche Meldung in der Revalschen Zeitung, Nr. 124 vom 1. Juni 1863, S. 8.

<sup>17</sup> Gedruckter Briefkopf.

Wir übersenden Ihnen durch unsere Abgeordneten in unserer Aller Namen lebendige Worte unserer innigen Verehrung, Liebe und Dankbarkeit!

Wir bitten Sie zugleich, den Adelsbrief unserer Gesellschaft auszustellen, indem Sie genehmigen, daß wir Ihnen, wie mit beifolgender Gedenktafel urkundlich geschieht, feierlichst unsere Ehrenmitgliedschaft und Meisterwürde ertheilen und Ihnen, nach geheiligtem Brauche Ring und Siegel mit unseres Vereines Sinnbilde verleihen.

Und da die höchste Ehre, welche wir den Auserwählten unseres Volkes zu ersinnen vermochten, in deren Vereinigung an gemeinsamer Weihestätte ihre Verwirklichung findet, so haben wir beschlossen, in der engen Walhalla, welche wir in Göthe's Geburtshause gründeten, neben Göthe's, Schiller's und Uhland's geweihten Häuptern nunmehr auch

Friedrich Rückert's

Brustbild zu errichten an dieser dem Deutschen Volke für alle Zeiten geheiligten Stätte.

Wir bitten Sie, hochverehrter Herr, diese Beschlüsse unserer Gesellschaft freundlich gelten zu lassen, und zeichnen in aufrichtigster Liebe und Verehrung

hochachtungsvollst

Im Göthehause zu Frankfurt a/M Beschlossen am 10 des Wonnemonats 1863  Überreicht am 16./V. 1863	der Verwaltungsrath des F.D.H. und in dessen Namen G H Otto Volger Dr. gen. Senckenberg Mitgl. d. kais. Leop. Carol. Akad. d. Naturforscher d. Z. Obmann. <sup>18</sup>
--------------------------------------------------------------------------------------------------------------	-------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------

<sup>18</sup> Stadtarchiv Schweinfurt, A II 155-5-1, urn:nbn:de:0185-rue-l065; vgl. Briefe an und über Friedrich Rückert (Anm. 7), Nr. 1395. Das vorgedruckte ›Beiblatt‹ zur Urkunde, das Rückerts Mitgliedsakte ausgefüllt beiliegt (FDH/FGM), scheint in Rückerts Schweinfurter Nachlass nicht überliefert zu sein. Mit ihm werden die Ehrenmitglieder und Meister aufgefordert, sich »kräftigst an der Thätigkeit des Freien Deutschen Hochstiftes zu betheiligen«.

Übergeben wurde das prächtige Ehrendiplom sowie ein sehr wertvoller, in Rubin geschnittener Siegelring mit dem von Carl Theodor Reiffenstein entworfenen Hochstiftssignet – einer keimenden Eichel in einem gotischen Dreipass.<sup>19</sup> Die Verleihung erfolgte gemäß den Statuten des Hochstifts von 1863. Dass »auch Nichtmitglieder durch Ertheilung der Meisterwürde geehrt und dadurch zu Ehrenmitgliedern erwählt« werden konnten, war dort im Satz 31 festgeschrieben. Man musste sich dafür lediglich »als *Vertreter* und *geistige Förderer* irgend eines Zweiges der Wissenschaft, Kunst und allgemeinen Bildung *bethätigt* haben« (Satz 28).<sup>20</sup> Eine besonders hohe Auszeichnung war das nicht, wie schon damals öffentlich gespottet wurde, schließlich hatte man bereits 30 % der ordentlichen Mitglieder die Meisterwürde verliehen. 1864 hatte das Hochstift 228 Meister (und eine Meisterin).<sup>21</sup>

Der Text der Meisterrkunde, die sich bis heute in Familienbesitz befindet,<sup>22</sup> wurde durch zahlreiche Zeitungsartikel allgemein bekannt. So war etwa in der Leipziger ›Illustrierten Zeitung‹ zu lesen:

- 19 Der silberne Ring soll »einige Tausend Gulden« gekostet haben und wurde nach Rückerts Tod von der Familie zurückerbeten; vgl. Martius, Ein Reich des Geistes (Anm. 21), S. 146. Ferner: Illustrierte Zeitung, Nr. 1050 vom 15. August 1863, S. 123. Allgemein zum Meisterring: Adler, Freies Deutsches Hochstift (Anm. 3), S. 50.
- 20 Zitiert wird die zweite Auflage, die zwar erst im Oktober 1863 vom Senat der Stadt Frankfurt bewilligt wurde, auf die im ›Beiblatt‹ zur Meisterrkunde (Anm. 18) aber bereits verwiesen wird: Satzungen des Freien Deutschen Hochstiftes für Wissenschaften, Künste und allgemeine Bildung im Goethe-Hause zu Frankfurt am Main. Zweite verbesserte Ausgabe, Frankfurt am Main 1863, S. 7.
- 21 Stand vom 12.11.1864: 783 Mitglieder, 6 hohe Beschützer, 11 Pfleger, 229 Meister und 537 Teilnehmer, vgl. Berichte über die öffentliche Thätigkeit auf geistigem Gebiete [...] erstattet im Auftrage des Freien Deutschen Hochstiftes [...], Flugblatt 32/33 vom 12. November 1864, S. 146. Zum Spott der Zeitgenossen vgl. Adler, Freies Deutsches Hochstift (Anm. 3), S. 200. Die einzige Meisterin war die Münchnerin Franziska Zeiller, die gemeinsam mit ihrem Mann Paul anatomische Modelle herstellte und öffentlich präsentierte; vgl. Berichte des Freien Deutschen Hochstiftes, Flugblatt 26/27 vom 31. August 1864, S. 112 f. Zur Kritik am Konzept der Meisterschaft vgl. Joachim Seng, Goethe-Enthusiasmus und Bürgersinn. Das Freie Deutsche Hochstift – Frankfurter Goethe-Museum 1881–1960, Göttingen 2009, S. 19 f. sowie Sebastian Martius, Ein Reich des Geistes. Der Beitrag des Freien Deutschen Hochstifts zur Nationsbildung 1859–1914, Stuttgart 2016, S. 152–155.
- 22 Freundliche Mitteilung Ulrike Rückert, Neuses bei Coburg.

Der Meisterbrief trägt an seiner Spitze das von Eichenlaub eingeschlossene Motto Goethe's:

Wer soll Lehrling sein?

Jedermann!

Wer soll Geselle sein?

Wer was kann!

Wer soll Meister sein?

Wer was ersann!

und drückt die Verdienste Rückert's als Dichter in folgenden prägnanten Sätzen aus: »Durch diese Ernennung haben wir Deine Werke und alle Deine Verdienste eintragen wollen an geheiligter Stätte in das Buch der Ehren unseres Volks, dessen heiligster Stolz und Ruhm besteht in den Thaten des Geistes, der Veredlung der Menschheit durch Wissenschaften, durch allgemeine Bildung!«<sup>23</sup>

Das von der Zeitung zitierte Motto kam hier zum ersten Mal zum Einsatz (Abb. 2) und krönte seitdem die Meisterurkunden,<sup>24</sup> ferner war es auf einem Faltblatt des Goethehauses zu lesen.<sup>25</sup> Es gab allerdings Rätsel auf, da es sich bei Goethe nicht finden ließ. Friedrich Strehlke druckte es 1868 in seiner Goethe-Ausgabe, versah es aber mit dem Hinweis, die Verse stünden zwar auf Rückerts Urkunde, doch bleibe Goethes Autorschaft »noch authentisch nachzuweisen«.<sup>26</sup> 1882 kommentierte Büchmann in seinen ›Geflügelten Worten‹, der »Verfasser des hübschen Spruches« sei unbekannt und die Vermutung, er stamme von Goethe, »aus der Luft gegriffen«.<sup>27</sup> Als der Rückert-Forscher Conrad Beyer am 11. Februar 1873 Volger nach der Quelle der Verse fragte, antwortete dieser umgehend:

Der in Frage stehende Meisterspruch ist mir im J. 1863, wo ich sehr viel von und über Goethe las irgendwo als Goethe'scher Spruch vor

23 Illustrierte Zeitung, Nr. 1050 vom 15. August 1863, S. 123.

24 Siehe die Abbildung einer Meisterurkunde von 1880 bei Adler, Freies Deutsches Hochstift. (Anm. 3), S. 51.

25 Goethe's Vaterhaus. Erinnerungsgabe für dessen Besucher (etwa 1864), FDH/FGM III-16122b, <https://hessen.museum-digital.de/object/136802>.

26 Goethe's Werke. Nach den vorzüglichsten Quellen revidierte Ausgabe, hrsg. von Friedrich Strehlke, Bd. 5: Gedichte 5, Berlin 1868, S. 266.

27 Georg Büchmann, Geflügelte Worte. Der Citatenschatz des Deutschen Volkes, Berlin <sup>13</sup>1882, S. 100.

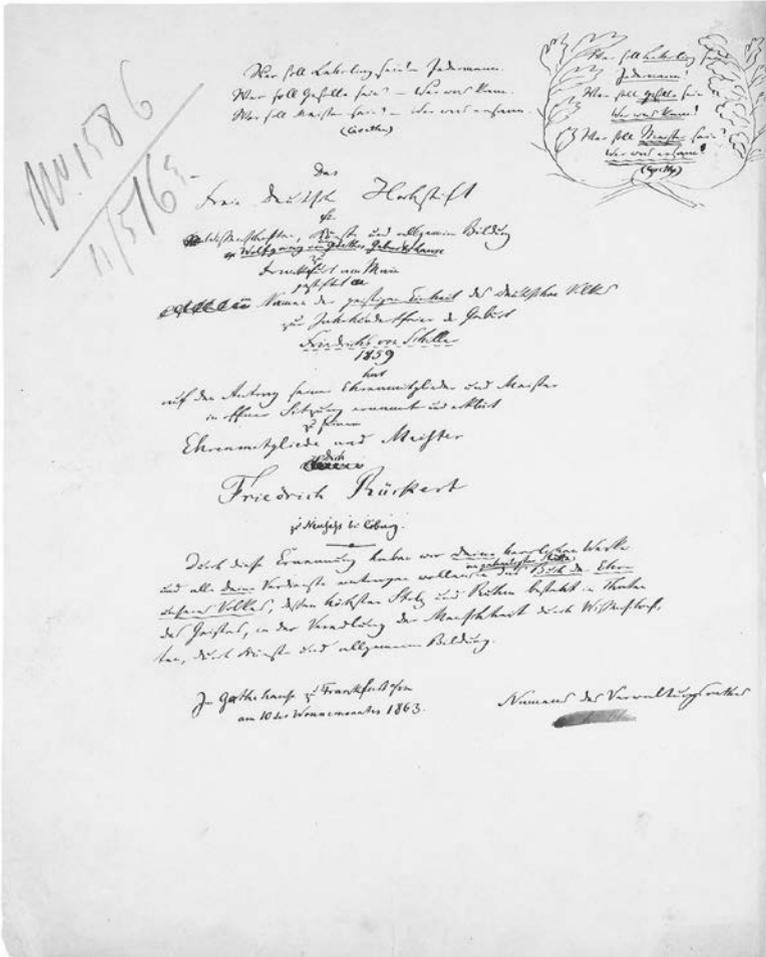


Abb. 2: Volgers Entwurf der Meisterurkunde für Friedrich Rückert vom 10. Mai 1863. Zunächst oben mittig und dann als Korrektur rechts daneben zwischen Eichenlaubzweigen das Motto (FDH/FGM, Mitgliedsakte Rückert):

Wer soll Lehrling sein?  
Jedermann!  
 Wer soll Geselle sein?  
Wer was kann!  
 Wer soll Meister sein?  
Wer was ersann!  
 (Goethe)

die Augen gekommen und nicht bezweifelt, daher für den Entwurf der Urkunde zu Fr. Rückert's 75. Geburtstage benutzt. Unser ausgezeichneter Goethekenner u. Meister, Herr Geh. Oberregierungsath u. vortrag. Rath des Kaisers G[ustav] v. Loeper fragte mich zuerst nach der Quelle – ich forschte wochenlang vergebens u. fand sie nicht mehr. [...] Vergebens forderte ich mehrere literaturkundige Freunde zu Forschungen auf. Endlich empfang ich von einer Seite die Mittheilung; der Spruch finde sich unter Rückert's Sprüchen.<sup>28</sup>

Von Rückert stammt die Sentenz allerdings auch nicht. Sicher ist, dass sie (in umgekehrter Abfolge der drei Einheiten) ab 1824 in deutschen Zeitschriften auftauchte und dort meist als »Handwerkerspruch« ausgewiesen wurde.<sup>29</sup> 1828 nahmen ihn die Pädagogen Joseph Gersbach und Wilhelm Stern in ihr weit verbreitetes Schulbuch »Frühlingsgarten« auf, betitelt ebenfalls als »Handwerkerspruch«, allerdings mit dem Nachweis »Agricola«.<sup>30</sup> Die Autoren dürften die Zuschreibung fingiert haben, um wie bei allen anderen Stücken ihrer Abteilung »Sinngedichte und Sprüche« eine Quelle angeben zu können – nachweisen lassen sich die Verse in den Sprichwörtersammlungen des Reformators Johannes Agricola (erschienen 1529–1548) jedenfalls nicht. Ab 1863 fand der Spruch dann durch die Presseberichte des Freien Deutschen Hochstifts zur Rückert-Ehrung massenhafte Verbreitung, nun mit der Zuschreibung an Goethe. In dieser Form verarbeitete ihn bereits ein Jahr später die erfolgreiche Kinderbuchautorin Margarethe Wulff in einem ihrer Romane.<sup>31</sup>

28 FDH/FGM Hs–19642,34 (Kopierabzug), Brief vom 12. Februar 1873.

29 Vgl. etwa: Abend-Zeitung (Dresden), Nr. 98 vom 23. April 1824, S. 391, sowie: Vorschriften über die Prüfung der Maurer und Zimmerleute, welche in Preußen Meister werden wollen (Nr. 39), in: Monatsblatt für Bauwesen und Landesverschönerung (München), 4. Jg., Nr. 10, Oktober 1824, S. 53. Der Spruch findet sich auch auf dem prächtigen Lehrbrief des Innsbrucker Schlossers Ludwig Kirschner vom 4. Mai 1888 (Stadtarchiv Innsbruck, Bi-g-438, Ph-18071, <https://innsbruck-erinnert.at/ein-schoen-gestalteter-lehrbrief/>).

30 Frühlingsgarten. Sammlung von Liedern, Fabeln, Märchen [...] für die Jugend. (Sprachbuch IV.), Karlsruhe: Braun 1828, S. 348.

31 A. Stein (d. i. Margarethe Wulff), Liesbeth. Erinnerungen an eine kleine Pension für erwachsene Mädchen, Berlin: Winckelmann 1864, S. 60.

*Rückert in der »Walhalla der größten Geister« (1864)*

Marie Rückert, die ein äußerst kompliziertes Verhältnis zu ihrem Vater hatte,<sup>32</sup> scheint an der Übergabe des Meisterbriefs in Belrieth trotz der ungewöhnlichen Umstände keinen Anstoß genommen zu haben. Etwa fünf Tage nach dem Besuch schrieb sie an Volger:

Verehrter Herr Doctor!

Warum haben Sie auch an mich einen Brief geschrieben (der noch dazu so viel zu spät kam)<sup>33</sup> warum haben Sie mir auch durch die große Freude, die Sie dem Vater gemacht, so wohlgetan – hätten Sie das Alles nicht, und es nicht eben grad so gethan, wie es war, so würd ich eben nie im Leben Sie mit einem Wort und gar einem Brief geplagt haben. Aber ich möcht' es Ihnen gar so gern noch einmal sagen, oder einmal, denn ich hab's, glaub ich, gar noch nicht, wie sehr es mich auch gefreut und erhoben, daß Sie – Sie sind's nun einmal, was weiß ich von den Anderen! – den Friedrich Rückert lieb haben und es ihm so schön und edel gezeigt.

Und ich hab' einen Nachglanz noch auf seinem theuren, alten, lieben Gesicht gesehen, lang, als Sie fortgewesen, und das hat mir noch wohler gethan, als Sie mit all Ihrem erfreuenden Wesen und lieben Gaben. Ich wollte, Sie kennten nur ein kleines Stückchen von dem was ich an ihm kenne. Ich sag' mir vergeht fast der Dichter ganz drüber, zu dem komme ich gar nicht mehr, weil ich den Menschen für viel größer und edler und tief innerlicher halte. Ich wollt' Sie hätten ihn nur einmal gesehen, wie ich ihn sehe, – so oft, und ich glaube Sie gäben mir Recht. Geben Sie mir doch Recht! Gleich, ohne es wieder zu bekritteln! Ich möchte mir grad gern recht geben lassen und von Ihnen. Aber ich will ja blos danken. Und Sie sollen einmal wiederkommen, der Doctor Presber braucht nicht immer mitzukommen und nicht so feierlich (Gott, das behalten Sie ja für sich!) so ganz ordentlich als unser Freund. Es ist mir, als seien Sie einer uns'rer alten Freunde und als wüssten Sie schon Bescheid im Neussesser Haus, das Sie das nächstemal freundlich aufnehmen soll, nicht weiterschicken. Der Vater grüßt Sie herzlich und ich grad so. Wir

32 Erdmann, Friedrich Rückerts letzte Lebensmonate und Tod (Anm. 5), S. 139–141.

33 Gemeint ist der auf S. 305 zitierte Brief Volgers vom 13. Mai 1863.

sprechen oft von Ihnen. Warum heißen Sie nur Senckenberg? Ist denn das Ihr Gelehrten Name?<sup>34</sup> Leben Sie wohl. Auf Wiedersehen im Leben und in Neusses.

Marie Rückert

Thun Sie's doch nicht, und nehmen Sie dem Hr. v. Launitz die Büste nicht ab! Sie ist wirklich ganz abscheulich, glauben Sie mir nur einmal, da ist die von Conrad in Hildburghausen, die wir empfahlen, viel besser, sie hat Styl, Größe auch nicht, aber das kann so bald keiner. Aber sagen Sie Niemand was davon, der Dr. Presber, der darf's gar nicht so wissen, der versteht gar nicht so, was ich meine.

Freitag<sup>35</sup>

Grad gibt mir der Vater seinen Dank. Ich finde, er hätte mehr danken müssen. Und ich hab ihn so gebeten, daß er nur zwei Worte drunter schreibt, daß er den beiden Gesandten dankt. Sie kriegen nur alles Allein, der Dr. Pr. geht ganz leer aus, aber der Vater will nicht. So bitte, grüßen Sie den Dr. Pr. ganz unendlich herzlich, so sehr Sie wollen, vom Vater und danken. Thun Sie's im Ernst, bitte, Adieu.<sup>36</sup>

Wie aus Volgers Eingangsvermerk hervorgeht (»Empfangen 24/V.1863 V. / Inliegend zwei Sonnette von Friedrich Rückert«), lagen dem Brief die beiden Gedichte an das Freie Deutsche Hochstift bei. Das zweite spricht in zurückhaltenden Worten von der Übergabe der Meisterurkunde, deren Bedeutung dem Geehrten erst aufgeht, als die Delegation bereits Abschied genommen hat. Die Verse lesen sich wie eine nachträgliche Entschuldigung Rückerts für sein von den Besuchern vielleicht als reserviert wahrgenommenes Verhalten. Die beiden Terzette rufen den letzten Moment des Abschieds in Erinnerung, als einer der beiden Delegierten dem Dichter zuruft, man werde zum 80. Geburtstag wiederkommen. Dieser vernimmt die »zukunftsreiche« Ankündigung mit Freude, angesichts seines fortgeschrittenen Alters aber auch mit einer gewissen Beklommenheit.<sup>37</sup>

34 Volger war am 5. Mai 1863 unter dem akademischen Beinamen Senckenberg II. in die Deutsche Akademie der Naturforscher Leopoldina aufgenommen worden.

35 22. Mai 1863.

36 FDH/FGM Hs-19806,2. Im Nachlass von Volger sind insgesamt 25 Briefe von Marie Rückert überliefert.

37 Volger schilderte die Szene später in Anspielung auf das Sonett wie folgt: »[...] wir gingen hinaus – siehe, da schaute er aus dem hohen Fenster auf uns herab und

Das erste der Sonette bezieht sich auf das eigentliche Ereignis, das Volger und Presber am 16. Mai 1863 nur ankündigen konnten: die geplante Aufstellung von Rückerts Büste im Goethehaus. Auch hier herrscht ein Ton höflicher Bescheidenheit – die Ehrung sei im Grunde unverdient angesichts der überragenden Bedeutung Goethes, dem man allenfalls Schiller zur Seite stellen könne; allzu groß sei der Abstand zu ihm selbst, der früher einmal als Freimund Reimar patriotische Gesänge verfasst habe. Damit schließt Rückert indirekt an die Deutung an, die das Hochstift selbst dem Ereignis geben wollte: den letzten lebenden Dichter einer vergangenen Glanzperiode des deutschen Geistes zu ehren, als Vorbild und Verheißung für Deutschlands politische Zukunft. Auch die Beschreibung Frankfurts als geschäftiger Verkehrsknotenpunkt »im Dampf von Eisenrossen« spiegelt die Selbstsicht der Frankfurter. Volger hatte in seinem Gründungsmanifest (das er Rückert mitbrachte?) auf die strategische Bedeutung der Stadt für die Pläne des Hochstifts hingewiesen: »Frankfurt ist eine Schule der Welt. Jede Art erleichternder Verkehrsmittel setzt sie mit dem In- und Auslande in Verbindung. Eisenbahnen und Dampfschiffe, Blitzboten und Posten laufen hier zusammen.«<sup>38</sup>

Die Idee, wichtige Personen mit Porträtbüsten zu ehren, war im Satz 7 der »Satzungen« verankert und gehörte zu den zentralen Zielen des Hochstifts. Man erweise, hieß es dort, »den um Wissenschaften, Künste und allgemeine Bildung *verdienstvollsten Deutschen* die höchste Ehre durch Aufstellung ihrer Brustbilder im Goethehause, und weihet dieses somit zu einer *Walhalla* der größten Geister unseres Volkes.«<sup>39</sup> Die Umsetzung dieses Auftrags konkretisierte sich am 14. Dezember 1862 bei einer Gedenkfeier für den kurz zuvor verstorbenen Ludwig Uhland. Der Kaufvertrag zur Erwerbung des Goethe-Hauses sollte in wenigen Tagen unterschrieben werden, so dass Volger in seiner Ansprache verkünden konnte, das »Hochstift sei bereits zu Schiller und

nach und bat um Wiederkommen, wie drinnen, und wie drinnen rief ich hinauf, noch manches Jahr des Lebens verheißend: wir kommen nun alle fünf Jahre! Ahnete mein Herz, welch' freudigen Widerhall diese Worte im Busen des so gern im Leben verweilenden Sängers fanden?« In: Hofmann, *Das Heiligthum des Hauses und die Presse* (Anm. 4), S. 35. Vgl. die etwas abweichende Version in der *Illustrierten Zeitung* vom 15. August 1863, S. 123.

38 Volger, *Das Freie Deutsche Hochstift* (Anm. 2), S. 53.

39 *Satzungen des Freien Deutschen Hochstiftes* (Anm. 20), S. 4.

Göthe durch seine Begründung, und durch seinen Ankauf des Göthe'schen Geburtshauses in Beziehung getreten, nun solle Uhlands herrliche Büste (ausgeführt von [Heinrich] Schäffer) als die erste in der Walhalla des obengenannten Gebäudes aufgestellt werden«.

Volger fügte hinzu, man ehre Uhland hauptsächlich »als Mann der Wissenschaft und als Forscher«. <sup>40</sup> Das war eine kluge Camouflage, tatsächlich hatte die Ehrung vor allem eine politische Dimension. Seit September war Bismarck als preußischer Ministerpräsident im Amt und trat seither für eine kleindeutsche Lösung unter preußischer Führung ein, während Volger und das Hochstift einen konstitutionellen Nationalstaat unter Einbindung aller deutschen Länder einschließlich Österreichs anstrebten. Für diese Haltung war der linksliberale Ludwig Uhland als Dichter wie als Politiker – insbesondere als Abgeordneter der Frankfurter Nationalversammlung von 1848 – eine ideale Identifikationsfigur: ein Mann des Geistes, aber auch der nationalen Einheit auf verfassungsrechtlicher Grundlage.

Die Aufstellung der Büste Friedrich Rückerts sollte demselben Zweck dienen, auch er stand auf Seiten der liberal-nationalen Bewegung mit ihrem verfassungsorientierten Einheitsideal. <sup>41</sup> Zum Zeitpunkt der Entscheidung gab es drei vollplastische Bildnisse des Dichters: von Carl Steinhäuser, einem Schüler von Christian Daniel Rauch (1835), von Emil Conrad, der bei Carl Alexander Heideloff in Nürnberg ausgebildet worden war (1844), und von Eduard Schmidt von der Launitz, einem Thorvaldsen-Schüler (1861). Letzterer hatte 1858 das Gutenberg-Denkmal auf dem Frankfurter Roßmarkt geschaffen, war bestens vernetzt und galt als Freund des Dichters. <sup>42</sup> Entsprechend wurde seine Büste in den Berichten über die Rückert-Ehrung des Hochstifts als »geistvoll

40 Schwäbischer Merkur, Nr. 300 vom 18. Dezember 1862, S. 1 (nach dem Frankfurter Konversationsblatt), textgleich in: Kölnische Zeitung, Nr. 352 vom 20. Dezember 1862, S. 1.

41 Rückert sympathisierte wie das Hochstift öffentlich mit einer großdeutschen Lösung; vgl. sein Gedicht »Die drei Gesellen« (samt Illustration), in: Die Gartenlaube 1855, H. 1, S. 5; ferner sein Gedicht an die Burschenschaft Olympia in Wien vom 22. Mai 1863, in: Allgemeine Zeitung (Augsburg), Nr. 170 vom 19. Juni 1863, S. 2820 f., wieder in: Rückert, Briefe (Anm. 4), Bd. 2, S. 1370.

42 Bonner Zeitung, Nr. 220 vom 21. September 1861, S. 2.

und schön« ins Spiel gebracht.<sup>43</sup> Der oben zitierte Brief von Marie Rückert zeigt jedoch, dass die Familie durchaus anderer Meinung war, sie fand die Büste »ganz abscheulich«, wesentlich besser sei die von Conrad, auch wenn diese ebenfalls nicht die gewünschte »Größe« habe.

In dieser Situation lag es nahe, den bereits erwähnten Heinrich Schaeffer (1837–1884), dessen Uhland-Büste bei der Gedächtnisfeier auf Zustimmung gestoßen war, mit einer Neuschöpfung zu beauftragen.<sup>44</sup> Schaeffer war damals noch ein junger Mann. Er hatte einige Jahre in seiner Heimatstadt Trier und in Paris als Vergolder und Stukkateur gearbeitet, ehe er 1859 an der klassizistisch orientierten Königlichen Kunstschule Stuttgart bei Theodor von Wagner als Stipendiat eine Ausbildung zum Bildhauer antrat. Bereits 1859/60 modellierte er ein Altersbildnis seines Förderers Heideloff, das er später dem Hochstift schenkte.<sup>45</sup> 1862 folgte die »herrliche Büste« von Uhland als letztes Bildnis vor dessen Tod. Sie wurde vom Hochstift erstmals präsentiert und fand in der Presse ein lebhaftes Echo, allein im wöchentlich erscheinenden Stuttgarter Familienblatt ›Über Land und Meer‹ erschienen zwischen Ende November 1862 und Januar 1863 zwei redaktionelle Beiträge und fünf illustrierte Anzeigen, die das Porträt bewarben. Besonders gelobt wurde, dass die Büste »treffende Ähnlichkeit besitze und zugleich den poetischen Typus der Persönlichkeit sogleich erkennen lasse«.<sup>46</sup> Auch diese Büste war ein strategisches Geschenk des Künstlers an das Hochstift, worüber ebenfalls in der Presse berichtet wurde.<sup>47</sup> Es überrascht nicht, dass das Hochstift den 26-jährigen Heinrich Schaeffer

43 Vgl. *Didaskalia. Blätter für Geist, Gemüth und Publicität* (Beilage zum ›Frankfurter Journal‹), Nr. 149 vom 31. Mai 1863, S. [4].

44 Vgl. zum folgenden die wegweisende Monographie von Alexander Hilpert, *Der Fälscher Heinrich Schaeffer. Strategien der Grenzüberschreitung und Authentisierung im 19. Jahrhundert*, Berlin und Boston 2025 (= *Elitenwandel in der Moderne* 28).

45 *Didaskalia*, Nr. 50 vom 19. Februar 1863, S. [4].

46 *Über Land und Meer*, Nr. 17 von Ende Januar 1863, S. 271. Vgl. Hilpert, Schaeffer (Anm. 44), S. 213–225.

47 *Illustrierte Zeitung* (Leipzig), Nr. 1017 vom 27. Dezember 1862, S. 467. Das Hochstift besaß die Büste sowohl in der besagten Gipsversion (Inv.-Nr. IV-735) als auch in einer Marmorausführung (Inv.-Nr. IV-1040); beide gingen im Zweiten Weltkrieg verloren. Erhalten ist eine Gipsfassung im Germanischen Nationalmuseum (Inv.-Nr. Pl.K.1687, <http://objektkatalog.gnm.de/objekt/Pl.K.1687>).

am 16. November 1863 wegen seiner Verdienste um die bildende Kunst zum Meister ernannte, zumal man noch einiges mit ihm vorhatte.

Am 2. Februar 1864 wandte sich Volger an Rückert mit der Bitte, »durch einen vortrefflichen jungen Meister des Freien Deutschen Hochstiftes, welcher auch von Uhland eine herrliche Büste geliefert hat«, ein Bildnis von sich modellieren zu lassen.<sup>48</sup> Ohne die Antwort abzuwarten, beauftragte er Schaeffer am 11. Februar, »den Kopf unseres vortrefflichen Dichters Friedrich Rückert nach der Natur in Gyps auszuführen, um den ersten Abguß dieses Ihres Kunstwerkes als bleibendes Denkmal im Goethehause dahier aufzustellen«.<sup>49</sup> Kurz darauf traf Rückerts Zusage ein – er sei gerne bereit, sein »verwittertes Antlitz« dem »jungen schwäbischen Phidias oder Skopas auf 3 Tage« preiszugeben. Freundlich-ironisch fügte er hinzu, Volger könne ihn gerne schon vor seinem 80. Geburtstag besuchen kommen, und zwar diesmal in Neuses, statt ihn »bis Belriet zu verfolgen«.<sup>50</sup>

Schaeffer traf am 24. Februar in Neuses ein und blieb bis zum 12. März, also 18 Tage, die offenbar gesellig und heiter im Kreis der Familie verbracht wurden.<sup>51</sup> Namentlich mit Marie freundete sich Schaeffer regelrecht an und wechselte mit ihr anschließend – wie auch Volger – zahlreiche Briefe.<sup>52</sup> Am Ostermontag, dem 28. März, nahm Schaeffer mit der fertiggestellten Büste an einer außerordentlichen Mitgliederversammlung des Hochstifts teil. In den »Berichten« des Hochstifts heißt es dazu:

Im Sitzungssaale befand sich unter einem Blumengebüsche aufgestellt das von Herrn Bildhauer *Heinrich Schäffer* von Stuttgart im Auftrage des F.D.H. nach dem Leben ausgeführte Brustbild *Friedrich Rückert's*, welches, nach einem, dem ruhmgekrönten Dichter zu seinem 75. Geburtstage zu freundlicher Genehmigung vorgelegten Hochstifts-Beschlusse, in Goethe's Vaterhause aufgestellt werden soll (Satzungen des F.D.H. 2te Ausgabe. Satz 7.). Der Künstler, Herr

48 FDH/FGM Hs-19805b (2).

49 Mitgliedsakte Schaeffer (FDH/FGM)

50 Brief vom 9. Februar 1862 (mit Volgers Empfangsvermerk vom 13. Februar), in: Rückert, Briefe (Anm. 4), Bd. 3, 1982, S. 171 f.

51 Auch dazu gab es eine Pressemeldung; vgl. etwa die Schwäbische Kronik (Stuttgart), Nr. 40 vom 17. Februar 1864, S. 349.

52 Hilpert, Schaeffer (Anm. 44), S. 226–228 sowie S. 33.

Schäffer, war selber in der Sitzung zugegen. Bereits waren von Seiten der nächsten Anverwandten Friedrich Rückerts, zugleich im Auftrage des Gefeierten selbst, die erfreulichsten Bezeugungen der vollkommensten Zufriedenheit mit diesem herrlich gelungenen, geistvollen Kunstwerke und der Freude über die edle, dem Wesen des vaterländischen Sängers mit tiefer Empfindung angemessene Auffassung desselben der Verwaltung des F.D.H. zugekommen; ja Friedrich Rückert selber hatte den für den Künstler hochehrenvollen Ausspruch gethan, daß dieses Kunstwerk ihn gerade so darstelle, wie Derselbe sich seinem Volke gern vorgestellt zu sehen wünsche.<sup>53</sup>

Bei seinem Besuch in Frankfurt konnte Schaeffer auch offiziell seine Meisterurkunde in Empfang nehmen<sup>54</sup> und mit der Verwaltung die weitere Pressestrategie besprechen. Geplant war, der renommierten Leipziger ›Illustrierten Zeitung‹ Fotografien der Büste und des Künstlers zukommen zu lassen, um sie dort als Holzstiche erscheinen zu lassen. Ferner sollte der Frankfurter Kunstformer Antonio Vanni möglichst schnell einen Abguss des Originals für das Hochstift herstellen, da sie zum Shakespeare-Jubiläum (300. Geburtstag) am 23. April gemeinsam mit den anderen Büsten offiziell aufgestellt werden sollte.<sup>55</sup> Beides verzögerte sich. Die Fotografie der Büste lag erst am 4. Juni vor,<sup>56</sup> und die gewünschte Publikation erfolgte am 2. Juli – immerhin aber auf der ersten Seite (Abb. 3).

Zur selben Zeit scheint der Abguss der Büste im Hochstift eingetroffen zu sein, jedenfalls erschien im Juli in mehreren deutschen Zeitungen die gleichlautende Meldung, Rückerts Bildnis sei »in dem deutschen Hochstift zu Frankfurt neben den Büsten von Schiller, Göthe und Uhland aufgestellt worden«.<sup>57</sup>

53 Vgl. Berichte des Freien Deutschen Hochstiftes, Flugblatt 18/19 vom 15. Juni 1864, S. 76. Zum Lob der Familie wurde in der Frankfurter Presse skeptisch vermerkt: »interessant wäre die Vorlage der Zuschrift gewesen« (Didaskalia vom 31. März 1864, S. [4]).

54 Vgl. das Zweitexemplar in Schaeffers Mitgliedsakte (FDH/FGM) sowie Didaskalia vom 31. März 1864, S. [4].

55 Theobald Schideck an Heinrich Schaeffer am 27. April 1864 (FDH/FGM, Mitgliedsakte Schaeffer). Vgl. weiterführend Hilpert, Schaeffer (Anm. 44), S. 229 f.

56 Vgl. Berichte des Freien Deutschen Hochstiftes, Flugblatt 26/27 vom 31. August 1864, S. 110.

57 Vgl. etwa Freiburger Anzeiger und Tageblatt, Nr. 267 vom 20. Juli 1864, S. 1249.

Über die erste Präsentation am Ostermontag hatte Volger bereits am 3. April an Rückert geschrieben und seiner Genugtuung Ausdruck gegeben, dass das Hochstift »dem deutschen Volke für alle Zukunft ein würdiges Bild seines geliebten Dichters verschafft« habe. Weiter schrieb er: »Wir freuen uns zugleich aufrichtig, dass wir einem jungen, bescheidenen aber höchst begabten Künstler eine so glänzende Gelegenheit zur Betätigung seiner Fähigkeit darbieten konnten.«<sup>58</sup>

Rückert antwortete am 16. April mit einem Brief, dessen Umschlag er mit seinem Meisterring gesiegelt hatte:

An das Freye Deutsche Hochstift

Meine hochzuverehrenden Herren

Sie haben mich sehr erfreut durch Ihre Zuschrift mit der Meldung, daß Sie mir die gar nicht verdiente Ehre erwiesen haben, mein Bild im Goethehause aufzustellen.

Am Ostermontag ward in Frankfurt meine Büste

Im Deutschen Hochstift aufgestellt;

Wie hätt' ich das gedacht, daß ich erleben müste

Die Ehre, mich zu sehn den Todten zugesellt!

Es freut mich, daß Sie mit der Arbeit des jungen Künstlers eben so wie ich selbst zufrieden sind.

Die Verspätung dieser Zeilen des Dankes muß ich entschuldigen mit längerem Nichtwohlbefinden, das ich wie so viele andere diesem abnormen Frühlingswetter zu verdanken habe.

Trotz aller Ungunst der Witterung gedeihe blühe und wachse das freie Deutsche Hochstift, und erringe immer mehr und mehr die verdiente Anerkennung und thätige Förderung seines edlen Strebens.

Hochachtungsvoll

Neuseß

ergebenst

16 April 64

Rückert<sup>59</sup>

58 FDH/FGM, Mitgliedsakte Rückert; vgl. die Ausfertigung in: Briefe an und über Friedrich Rückert (Anm. 7), Nr. 1446.

59 FDH/FGM Hs-2360. Vgl. Rückert, Briefe (Anm. 4), Bd. 2, S. 1410 f. Der besagte Umschlag ist nicht überliefert; vgl. seine Beschreibung in: Berichte des Freien Deutschen Hochstiftes, Flugblatt 24/25 vom 14. August 1864, S. 105.



Auch dieser Brief wurde umgehend an die Presse weitergegeben und weiträumig publik gemacht.<sup>60</sup>

Damit endet die Geschichte der frühen Rückert-Ehrungen im Freien Deutschen Hochstift. Hinzuzufügen wäre noch, dass die Büsten von Goethe, Schiller, Uhland und Rückert (als Vorgriff auf die geplante »Walhalla der größten Geister unseres Volkes«) im Salon des Goethe-Hauses präsentiert wurden, der auch als Versammlungsraum des Hochstifts diente.<sup>61</sup> Die beiden Sonette wurden zur Beglaubigung der vollzogenen Ehrung ebenfalls ausgestellt:

In reicher Umrahmung prangen diese Sonette nun im Goethe-Hause, umrankt von den Zweigen des Immergrüns, welche im Garten zu Belrieth gepflückt wurden. So bewähren sich auch am Hochstift Goethe's schöne Worte im Tasso:

-- es ist vortheilhaft, den Genius  
Bewirthen: gibst du ihm ein Gastgeschenk,  
So läßt er Dir ein schöneres zurück.<sup>62</sup>

Die Gipsbüste<sup>63</sup> sowie eine weitere Ausführung in Marmor<sup>64</sup> wurden im zweiten Weltkrieg zerstört.<sup>65</sup> In schöner Tradition schenkte Annemarie Rüdiger (1916–2009), eine Nachfahrin von Rückerts Schwieger-tochter Alma Froriep, dem Hochstift 1997 zur Wiedereröffnung des

60 Allgemeine Zeitung (Augsburg), Nr. 128 vom 7. Mai 1864, S. 2075. Weitere Meldungen im Wiener ›Fremden-Blatt‹ (9. Mai), in der ›Grazer Abendpost‹ (10. Mai), in der ›Coburger Zeitung‹ (10. Mai), in der ›Böhmischen Westbahn‹ (4. Juni), in der Leipziger ›Illustrierten Zeitung‹ (2. Juli) usw.

61 C. Loos, Ein National-Eigenthum. Gedenkblatt zu Goethes 41. Todestag, den 22. März 1873 (Schluß.), in: Hallesches Tageblatt, Nr. 44 vom 21. Februar 1873, S. 1.

62 Illustrierte Zeitung (Leipzig), Nr. 1050 vom 15. August 1863, S. 124.

63 FDH/FGM, Inv.-Nr. IV-732.

64 Vgl. die Ankündigung von Theodor von Wagner vom 12. September 1872, er werde die Marmorbüste, die er in Schaeffers Auftrag vollendet habe, dem Hochstift zusenden (FDH/FGM, Mitgliedsakte Wagner, anbei Volgers bestätigende Antwort). Im Inventar des Hochstifts ist das Stück nicht verzeichnet. Vgl. auch Hilpert, Schaeffer (Anm. 44), S. 224.

65 »Einen im Museum zurückgebliebenen kleinen Rest an Bildern, Büsten und Möbeln, fertig zum Abtransport, ereilten die Bomben. Der Wagen, der schon zur Verfügung stand, mußte erst repariert werden, und dann war es zu spät.« (Freies Deutsches Hochstift 1940–1961, in: Jahrb. FDH 1962, S. 519–602, hier: S. 525.)

Goethe-Museums einen Abguss des Exemplars in den Städtischen Sammlungen Schweinfurt,<sup>66</sup> um Rückerts Andenken im Hochstift lebendig zu halten.<sup>67</sup>

### *Eskalierendes Nachspiel*

1865 mehrten sich die Anzeichen, dass man sich mit Schaeffer als Bildhauer und Meister des Hochstifts ein ernstes Problem ins Haus geholt hatte. Vor allem aus dem Stuttgarter Raum kamen Meldungen mit Skandalen, die Schaeffer ausgelöst hatte oder in die er verwickelt war. Es ging um Dokumentenfälschung, Diebstahl, Brandstiftung, Falsch-aussagen, Verleumdungen, Beleidigungen und einiges mehr. Schaeffers Prozessauftritte schlugen so hohe Wellen, dass im September 1865 auf einem Volksfest in Cannstatt eine Moritat mit lebensgroßen Bildern aufgeführt wurde, die in 50 Strophen Schaeffers Werdegang besang. Gleich zu Beginn hieß es in Strophe 5:

In der Kunstschul' zu Stuttgarten  
Thät' er lang als Schüler warten  
Bis das Hochstift deutsch und frei  
Sagte, daß er Meister sei.<sup>68</sup>

Die Details der Vorwürfe gegen Schaeffer können hier nicht genauer betrachtet werden, zumal Schaeffers Biographie als Hochstapler und Fälscher jüngst in einer umfassenden Monographie – als typisches Phänomen des 19. Jahrhunderts – dokumentiert wurde.<sup>69</sup> Hier interessiert nur, wie das Hochstift mit dieser Situation umging.

66 Museen und Galerien der Stadt Schweinfurt, M–2630 alt. Vgl. auch Hilpert, Schaeffer (Anm. 44), S. 230 f.

67 FDH/FGM, Inv.-Nr. IV–1997–5. Vgl. Jahrb. FDH 1998, S. 299.

68 Anonym [Friedrich Keppeler], Narrheitsgetreuer affentheuerlicher und ausnehmend poetischer Bericht einer durch feenhaft Sinnenbestrickung und Geistesbebelung ermöglichten Begaunerung eines intelligenten, etwas schwärmerischen jungen Künstlers, Namens Heinrich Schäffer aus Trier [...], Stuttgart 1865. FDH/FGM Mitgliedsakte Schaeffer; vgl. Hilpert, Schaeffer (Anm. 44), S. 79 f.

69 Hilpert, Schaeffer (Anm. 44). Hilpert stellt Schaeffers internationale Aktivitäten als Künstler und Fälscher, der öffentliche Diskurse durch Skandale und Falschinformationen gezielt unterwanderte, als Beispiel einer »transgressiven« Biographie dar. Seinen Archivrecherchen verdankt die vorliegende Untersuchung viele Hinweise.

Im Juni 1866 druckte die ›Frankfurter Reform‹ eine Folge von drei anonymen Artikeln, in der die Vorwürfe gegen Schaeffer erstmals für das breite Frankfurter Publikum sichtbar wurden.<sup>70</sup> Der Angriff überraschte, da das Blatt sich in der Vergangenheit immer wieder freundlich über das Hochstift geäußert und auch über Volgers sonstige Aktivitäten, etwa seine Vorschläge zu Frankfurts Trinkwasserversorgung, positiv berichtet hatte. Die besagte Serie jedoch schlug einen anderen Ton an. Das Hochstift habe, so der Vorwurf, mit Heinrich Schaeffer einen Hochstapler, Verleumder und ehrlosen Betrüger zum Meister erhoben, einen Mann, der wegen seiner Untaten in Württemberg steckbrieflich gesucht werde<sup>71</sup> und sich deshalb zwischenzeitlich nach Amerika abgesetzt habe. Nun sei Schaeffer wieder aufgetaucht, das Hochstift allerdings distanzieren sich nicht von ihm, sondern bekunde öffentlich seine Unschuld und rühme ihn aus strategischen Gründen dafür, dass er dem Haus selbstlos die Verkaufserträge der Rückert-Büste überlassen habe.<sup>72</sup> Faktisch werde »der Meister des freien deutschen Hochstiftes in seinem sauberen Wirken« ausschließlich von Frankfurt aus unterstützt:

Seit etwa zwei Jahren sind in der ›Augsburger Allgemeinen«, in der »Nationalzeitung«, der »Zeitung für Nordwestdeutschland«, der »Deutschen Allgemeinen«, der »Bayerischen Zeitung« und den in Frankfurt erscheinenden Blättern nachweislich *mehr als fünfzig*, alle derselben Quelle entströmende Notizen zum Ruhme des Schwindlers erschienen.<sup>73</sup>

70 Anonym [Hermann Presber], Bildhauer Heinrich Schäffer aus Trier, in: Frankfurter Reform, Nr. 64 vom 3. Juni 1866, S. 256; Nr. 67 vom 10. Juni 1866, S. 268 und Nr. 68 vom 13. Juni 1866, S. 271 f.

71 Vgl. etwa den Steckbrief im Schwäbischen Merkur, Nr. 241 vom 12. Oktober 1865, S. 2318.

72 Vgl. etwa Allgemeine Zeitung (Augsburg), Nr. 156 vom 5. Juni 1866, S. 2575: »Er [Schaeffer] hat den gesammten Ertrag von seiner Büste Friedrich Rückerts dem Goethehaus in Frankfurt a.M. zugewendet. Abgüsse dieses Meisterwerks, welches [...] den vollen Beifall des unsterblichen Sängers selbst dergestalt erhielt, daß er den Wunsch äußerte in dieser Darstellung der Nachwelt überliefert zu werden, hat das Freie Deutsche Hochstift hier im Goethehause zu dessen Gunsten zu verkaufen.«

73 Presber, Bildhauer Heinrich Schäffer (Anm. 70), S. 271.

Die »Ruhmesposaunenstöße« kämen allesamt vom Hochstift, entsprechend sei nicht nur dem Betrüger Schaeffer, sondern auch dem »wahlverwandten Posaunisten« das Handwerk zu legen – gemeint war natürlich Volger. Der dritte Artikel endete mit den Worten: »Über die Art und Weise, wie der verlogene Kunstschüler in Stuttgart mit einem Mal in Frankfurt ein ›anerkannter‹ Meister wurde – später Ausführliches.«<sup>74</sup> Zu dem angekündigten weiteren Schlag, bei dem es um die Rückert-Ehrung gegangen wäre, kam es nicht mehr. Am 16. Juli 1866 marschierten die Preußen in Frankfurt ein und setzten der Arbeit der ›Frankfurter Reform‹ ein Ende.<sup>75</sup>

Die nächste Eskalationsstufe des Konflikts war am 20. November 1866 erreicht, als die in Köln erscheinende ›Rheinische Zeitung‹ unter der Überschrift ›Ein Meister des freien deutschen Hochstifts‹ nochmals die polizeilichen Ermittlungen und Skandale aufzählte, in die Schaeffer laut Zeitungsberichten verwickelt war.<sup>76</sup> Der ungenannte Frankfurter Korrespondent resümierte, Schaeffer »habe sich dadurch der Meisterschaft im freien deutschen Hochstift unwürdig gemacht, und es möge daher wohl an der Zeit sein, die Ausschließungsparagraphen auf ihn anzuwenden«. Das Hochstift reagierte sichtlich nervös: Es könne doch nicht die Absicht der Zeitung sein, heißt es in einer Gegendarstellung, »einen Kreis ehrenhafter Männer, welche in aufopferndster Weise sich auf rein geistigem Gebiete der Pflege vaterländischen Sinnes widmen, ohne allen Grund schimpflich zu beleidigen«. Offenbar biete die »Auszeichnung, welche dem höchst begabten [...] jungen Manne für seine Büsten von Uhland und Rückert seitens des Hochstifts zu Theil geworden, [...] beständig den Anhaltspunkt dar, gegen Schäffer und zugleich gegen das Hochstift die giftigsten Gehässigkeiten auszulassen«.<sup>77</sup> Dass die Anschuldigungen gegen Schaeffer allerdings ohne Belege und ausschließlich aus Neid erfolgt waren, widersprach entschieden der Sachlage, zumal es einen neuen Eklat gab.

74 Ebd., S. 272.

75 Vgl. Mathias Friedel, Politische Presse und Parlamentarismus in Hessen (1849–1868), Weinheim 2012, S. 257–259.

76 Rheinische Zeitung, Nr. 322 vom 20. November 1866, Rekonstruktion auf der Grundlage der redaktionellen Antwort in der Ausgabe Nr. 329 (erstes Blatt) vom 27. November 1866, S. 2 (FDH/FGM, Mitgliedsakte Schaeffer).

77 Rheinische Zeitung, Nr. 329 (erstes Blatt) vom 27. November 1866, S. 2.

Im Herbst 1866 war dem aus Amerika zurückgekehrten Schaeffer die Leitung der preußischen Staatsgrabungen in Nennig übertragen worden.<sup>78</sup> In diesem kleinen Moseldorf unweit von Schaeffers Heimatstadt Trier hatte man 1852 die Reste einer römischen Villa entdeckt und in den folgenden Jahren unter anderem eines der am besten erhaltenen Mosaik nördlich der Alpen freigelegt. Schaeffer hatte den Ehrgeiz, aus diesem wichtigen Fund eine echte Sensation zu machen. Nicht irgendeine provinzialrömische Villa grub man gerade aus, sondern den Wohnsitz der Secundinier, einer bedeutenden römischen Tuchhändlerfamilie, die durch die Iglar Säule allgemein bekannt war und deren Bedeutung unter anderem Goethe in der ›Campagne in Frankreich 1792‹ ausführlich gewürdigt hatte. Schaeffer legte als neueste Grabungsfunde eine Reihe von Inschriften vor, die unter anderem auch belegen sollten, dass Kaiser Trajan höchstselbst vor Ort gewesen war. Damit waren zwar die Wunschvorstellungen der lokalen Forscher aufs Beste befriedigt, doch äußerte die Fachwissenschaft umgehend Zweifel an der Authentizität der Funde. Auf der Sitzung der Archäologischen Gesellschaft zu Berlin vom 6. November 1866 ergriff Theodor Mommsen das Wort und erklärte die Inschriften wegen zahlreicher sprachlicher und inhaltlicher Fehler zu »Fälschungen der plumpsten [...] Art«, die eine »Tertianervorstellung« der Antike an den Tag legten.<sup>79</sup> Gegen dieses Urteil des renommiertesten Epigraphikers seiner Zeit war nicht leicht anzukommen, zumal dieser einen Monat später dem Thema einen ganzen Aufsatz widmete.<sup>80</sup> Der Verdacht lag nahe, dass die Fälschungen (wie sich später auch erweisen sollte) vom Grabungsleiter Schaeffer stammten, den Mommsen unter Verweis auf die Artikel in der ›Frankfurter Reform‹ als »erheblich angezweifelte[n] Ehrenmann« bezeichnete.<sup>81</sup>

Nun wäre es nach Satz 16 der Satzungen kein Problem gewesen, Schaeffer aufgrund der vielen gegen ihn erhobenen Vorwürfe durch einen Beschluss der Verwaltung die Mitgliedschaft im Hochstift zu ent-

78 Zu Schaeffers Aktivitäten in Nennig vgl. erstmals anhand des überlieferten Aktenmaterials Hilpert, Schaeffer (Anm. 44), S. 306–343.

79 Kölnische Zeitung, Nr. 318 (erstes Blatt) vom 15. November 1866, S. 6–7.

80 Theodor Mommsen, Die gefälschten Inschriften von Nennig, in: Die Grenzboten, 25. Jg., 2. Semester, Bd. 4, S. 407–415.

81 Ebd., S. 413.

ziehen. In dieser Form war man etwa gegen Karl-Heinrich Ulrichs vorgegangen, den »ersten Schwulen der Weltgeschichte« (Volkmar Sigusch). Ulrichs erhielt am 22. März 1864 ohne vorherige Anhörung die Mitteilung des Schriftführers, dass er »wegen der gegen ihn ob-schwebenden criminellen Verfolgung nicht mehr als Mitglied des Hochstiftes zu betrachten sei«. <sup>82</sup> Der Steckbrief eines Untersuchungsrichters (wegen des »Versuchs der widernatürlichen Unzucht« <sup>83</sup>) genügte als Grund für den Ausschluss.

Im Fall von Schaeffer allerdings war ein Ausschluss nicht so leicht möglich. Hätte man sich von ihm als Meister und »Aushängeschild« <sup>84</sup> des Hochstifts getrennt, hätte man damit zugleich die öffentlichen Ehrungen von Uhland und Rückert in Frage gestellt und die »Walhalla der größten Geister unseres Volkes« auf Goethe und Schiller zurückgeschnitten. Dies konnte nicht im Interesse des Hauses sein, da damit die Substanz des Vereins in Gefahr geraten wäre. Die gesamtdeutsche Mission hatte schließlich genau hier ihre sichtbare Beglaubigung. Volger und das Hochstift befanden sich also in einem Dilemma. Kurz vor Weihnachten 1866 schrieb das »Deutsche Museum« in einer Frankfurter Korrespondenz, der Verein verliere nicht zuletzt wegen der Schaeffer-Affäre »jetzt ebenso außerhalb, wie schon längst hier, an Anhängern und Verehrern«. <sup>85</sup>

Wenig später, im März 1867, kursierte in Frankfurt ein Flugblatt, in dem der Verfasser der wichtigsten Angriffe auf Schaeffer und das Hochstift sich öffentlich zu erkennen gab. Es war Hermann Presber, also jener Frankfurter Lehrer, der vier Jahre zuvor mit Volger nach Neuses und Belrieth gefahren war, um Rückert zum Geburtstag zu gratulieren. In seiner »Erklärung« führte Presber aus, er habe im Frühjahr 1866 über den aus Amerika zurückgekehrten Schaeffer in Stuttgart Erkundigungen eingeholt, aus Beunruhigung und Ärger darüber, dass

82 Volkmar Sigusch, Ein urnisches Sexualsubjekt, Teil II: Unbekanntes aus dem Nachlaß von Karl Heinrich Ulrichs, in: Zeitschrift für Sexualforschung 12 (1999), H. 3, S. 237–276, hier: S. 243.

83 Amts-Blatt der freien Stadt Frankfurt, Nr. 139 vom 19. November 1863, S. 949.

84 Hilpert, Schaeffer (Anm. 44), S. 229.

85 Anonym [Carl Friedrich Heyner], Aus Frankfurt a. M., in: Deutsches Museum (Leipzig), Nr. 51 vom 20. Dezember 1866, S. 796–798, hier: S. 797. Zum Frankfurter Verfasser vgl. Hilpert, Schaeffer (Anm. 44), S. 94, zur Zeitschrift vgl. Martius, Ein Reich des Geistes (Anm. 21), S. 153 und 160.

er selbst in den Lügengeschichten über dessen »Thaten und Erlebnisse in der alten und neuen Welt« aufgetaucht sei.<sup>86</sup> Die Ergebnisse seiner Recherchen über Schaeffers Skandale habe er im Juni 1866 in der ›Frankfurter Reform‹ publiziert. Daraufhin habe er von Schaeffer, der ihn zu Recht als Urheber des Angriffs vermutete, einen Brief mit »versteckten niederträchtigen Drohungen« erhalten. Als Schaeffer dann im Herbst in verschiedenen Zeitungen als Grabungsleiter von Nennig in Erscheinung trat, habe sich Presber an die ›Rheinische Zeitung‹ gewandt, um zu erfahren, ob dieser mit dem gerichtsnotorischen »Hochstiftsmeister« identisch sei, zu dessen »Vergangenheit« er diverse Dokumente beilegte. Die Zeitung druckte die Erkenntnisse, wie oben gesehen, am 20. November 1866 ab und brachte Schaeffer sowie das Hochstift auf diese Weise in weitere Verlegenheit.

Gleich zu Beginn des Flugblatts kam Presber auch auf Volger zu sprechen. Er habe sich nur einmal öffentlich gegen ihn geäußert, nämlich im Februar 1866 in einem anonymen Artikel der ›Neuen Frankfurter Zeitung‹ über dessen Grabrede auf Rückert. Volger habe in seiner Ansprache nämlich »ein vielgedrucktes Sonett des greisen Dichters in seltsamer, sinnentstellender Weise citiert«. Eigentlich würden die abschließenden Terzette mit den Worten beginnen: »Wer war's, der, als ich noch<sup>87</sup> vom Fenster schaute, | Von unten mir den Abschiedsgruß gerufen u. s. f.« Aus dieser Frage habe Volger in fälscherischer Absicht eine Anrede an sich selbst gemacht: »Du warst's, der, als ich noch vom Fenster schaute« – obwohl »im Gedicht von mehreren Abgesandten und nicht von einem Einzelnen die Rede« sei. »Herr Dr. Volger mag stolz darauf sein, daß er in glücklicher Geistesgegenwart den Einfall hatte, welcher den greisen Dichter erfreute. Ein Recht aber, Gedichte Rückert's zu sogenannten frommen Zwecken willkürlich zu ändern, erwächst ihm daraus nicht.«<sup>88</sup>

86 Hermann Presber, Erklärung, Frankfurt am Main, 4. 3. 1867, Rheinisches Landesmuseum Trier, Museumsarchiv, Best. N 8, Nachlass Heinrich Schaeffer (im Besitz der Gesellschaft für Nützliche Forschungen zu Trier), Nr. 89.

87 In Rückerts Handschrift »nach«, der Fehler zieht sich durch sämtliche Drucke.

88 Presber, Erklärung (Anm. 86), S. 1. Vgl. Presbers Quelle, die er korrekt wiedergibt: Gedenkblätter auf das Grab Friedrich Rückert's. Gesammelt am Begräbnistage, 3. Februar 1866, nach stenographischer Niederschrift und der Coburger Zeitung, Coburg 1866, S. 9.

Das Flugblatt verfolgte vor allem das Ziel, Schaeffer durch direkte Anrede öffentlich zu provozieren, um ihn auf diese Weise aus der Reserve zu locken. Die Kampfansage an den Bildhauer endete mit den Worten:

Behagt diese Erklärung Herrn Bildhauer *Heinrich Schäffer* in Trier nicht, so wird er hoffentlich endlich einmal Klage führen gegen  
D<sup>r</sup>. Hermann Presber.

Presbers Kalkül ging auf. Am 11. August 1867 schrieb Schaeffer an Volger aus der Untersuchungshaft in Stuttgart, wo er seit Mai wegen der besagten Delikte einsaß,<sup>89</sup> einen hasserfüllten Brief, der nebenbei deutlich machte, worin seine früheren »niederträchtigen Drohungen« gegen Presber bestanden hatten: Er wollte seinen Gegner öffentlich als Homosexuellen denunzieren. Schaeffer hatte bei den Ausgrabungen von Nennig diesbezüglich selbst eine Untersuchung samt Zeugenbefragung über sich ergehen lassen müssen, er wusste also aus eigener Erfahrung, dass der Vorwurf einer abweichenden sexuellen Orientierung sich als äußerst wirkungsvolle Waffe einsetzen ließ.<sup>90</sup> Zugleich konnte er Presber als Urheber des kompromittierenden Vorfalls darstellen:

Denken Sie, dieser Schurke war es, der mich in Trier teuflisch zu verläumdern suchte und mir [und] einigen Personen seine schandbaren, elenden Neigungen, aufdichten wollte. So elend ist dieses Scheusal, und sich seiner Erbärmlichkeit so vollkommen bewußt, daß es selbst fühlt, daß er, oder seines Gleichen, unter dieser Voraussetzung mit sittlichen Menschen nicht mehr verkehren können. – Aber desto härter trifft der Schlag, »so wahr es ein[en] Gott gibt«. Sie sollen es erleben daß ich diesen elenden Hund, der nur nach Schlangenart, den barfüßigen, hämisch in die Ferse sticht ganz entsetzlich vernichte, daß sein eigen Weib, seine Kinder, seine Nebenmenschen mit Finger auf ihn deuten, ihn fliehen wie einen Geächeten! [...] Dann mag dieses Frankfurt überrascht schauen, und sich überlegen, ob es noch länger dieser neuen Poppäa, diesem Sporus seine Kinder anvertraut und das bürge ich Ihnen, daß seine Frau nicht stille zu sehen wird wenn ihr der Beweis in die Hand gespielt

89 Hilpert, Schaeffer (Anm. 44), S. 82.

90 Ebd., S. 89 f.

wird. Noch nie habe ich tödlich Jemand gehasst; aber bei dem Gedanken an diese Schmutzseele, dieses Zerrbild göttlichen Ebenbildes, da überfällt mich eine dämonische Lust und ich gestehe es Ihnen der Sie mich ja wie ein Vater kennen, der Gedanke, diesen mit 35 Worten wie ein[en] Stab zu knicken, ist mir oft eine aufheiternde Erscheinung im Kerker.<sup>91</sup>

Presber als Homosexueller, als Verführer, als Kinderschänder, als mannweibliches Mischwesen, als dekadente Despotin (Poppaea) und kastrierter Lustknaube in Frauenkleidern, der sich ehrlos anderen Männern hingibt (Sporus) – Schaeffer versammelt die drastischsten und im 19. Jahrhundert wirksamsten Bilder von Verworfenheit, um Presber als perverses Gegenbild eines sittlich gefestigten Menschen zu zeichnen, der er als Lehrer doch eigentlich sein sollte. Dieses »Zerrbild göttlichen Ebenbildes« will Schaeffer in aller Öffentlichkeit »knicken« und »vernichte[n]«.

Schaeffer ließ sich für seinen Rachefeldzug über ein Jahr Zeit. Bevor er nach Rom reiste, wohin er nach seiner Haft übersiedelte (und wo er für weitere Skandale sorgte), brachte er in der Nacht zum 27. November 1867 in Frankfurt an mehreren Stellen Plakate an, die Presber öffentlich verleumdeten. Er benötigte nicht 35 Worte, sondern nur vier: »Dr. Herrmann Presber, Paederastie.«<sup>92</sup> Eines der Plakate klebte er an das Schillerdenkmal auf dem Paradeplatz nahe der Hauptwache, da Presber Vorstandsmitglied der Frankfurter Sektion der Schiller-Stiftung war. Wenige Tage zuvor hatte er ihn anonym bei der Frankfurter Polizei beschuldigt, sich an zwei Kindern im Alter von sieben und zehn Jahren vergangen zu haben; weitere Schreiben mit ähnlichen Vorwürfen gingen an Presbers Verwandte.<sup>93</sup>

Presber erstattete umgehend Anzeige gegen Schaeffer. Da dieser sich gegenüber Dritten seiner Taten gebrüstet hatte, wurde er nach ein-

91 FDH/FGM, Mitgliedsakte Schaeffer.

92 Vgl. den Brief des Frankfurter Polizeipräsidenten Guido von Madai an die römische Polizei vom 5. April 1869 mit der Bitte um Zeugenvernehmung (Geheimes Staatsarchiv Preußischer Kulturbesitz, I. HA Rep. 81 Preußische Gesandtschaft im Vatikan 285). Für die Vermittlung des Dokuments danke ich Dr. Alexander Hilpert, Saarbrücken.

93 Rheinisches Landesmuseum Trier, Best. N 8 (vgl. Anm. 86), Nr. B 64, Notizen zu Schaeffers Denunziationen (von unbekannter Hand).

gehender Untersuchung ab dem 21. Juli 1868 in Preußen steckbrieflich gesucht – wegen Beleidigung und Verleumdung, worauf 8 Monate Gefängnis standen.<sup>94</sup> Dennoch wurde Schaeffer nicht aus dem Hochstift ausgeschlossen, seine Mitgliedsakte endet mit der Todesnachricht, die seine Frau Marie am 27. Dezember 1889 einsandte und mit den Worten schloss: »Zu näherer Auskunft über sein Leben und Wirken bin ich gern bereit.« Volger hingegen war die Mitgliedschaft bereits im November 1882 im erbitterten Streit um die Zukunft des Hauses entzogen worden.<sup>95</sup>

Es bleibt die Frage, was Hermann Presber derart gegen Schaeffer und das Hochstift, dessen Verwaltungsrat er angehört hatte, aufbrachte. Seine Mitgliedsakte würde sicher weiteren Aufschluss geben, sie fehlt allerdings im Archiv. In seinem Flugblatt hatte er Gründe genannt: Es ging ihm um seine Ehre und um die Würde der Meisterschaft, die nicht der Pressestrategie des Hauses untergeordnet werden sollte. Es kam aber noch etwas hinzu, was wiederum mit der Rückert-Ehrung 1863/64 zusammenhing. Presbers Familie hatte der Familie Rückert lange Zeit nahegestanden, die große Verehrung des Dichters ist noch den Jugenderinnerungen seines Sohnes Rudolf abzulesen.<sup>96</sup> Seitdem das Hochstift sich allerdings in Neuses engagierte, war eine deutliche Abkühlung des Verhältnisses eingetreten. Das muss das Ehepaar Presber sehr verletzt haben. In ihrem Kondolenzbrief zu Rückerts Tod vom 10. Februar 1866 schrieb Presbers Frau Louise an Marie Rückert:

Ich hoffe nicht, daß durch die Lügen eines von uns sehr bald durchschauten Schwindlers, dem wir unser Haus verschlossen hielten, Dein Interesse für unsere Familie, das Du in Deinen früheren Briefen so oft und lebendig kundgegeben hast, so ganz erloschen ist.<sup>97</sup>

94 Vgl. Hilpert, Schaeffer (Anm. 44), S. 92.

95 Zum Ende der ›Ära Volger‹ vgl. Adler, Freies Deutsches Hochstift (Anm. 3), S. 235–240 sowie Martius, Ein Reich des Geistes (Anm. 21), S. 159–163.

96 Siehe Anm. 9.

97 Stadtarchiv Schweinfurt, A I 123–203.



Freies Deutsches Hochstift

Aus den Sammlungen  
Jahresbericht 2024

# Inhalt

## Aus den Sammlungen

JOHANNES SALTZWEDEL

In betuchten Kreisen. Hintergründe zu Goethes Hochzeitscarmen

von 1774 . . . . . 339

## Jahresbericht 2024

Ausstellungen . . . . .	353
Werthers Welt. Das Werther-Jahr 1774 . . . . .	353
Wälder. Von der Romantik in die Zukunft . . . . .	354
Caspar David Friedrich zum 250. Geburtstag . . . . .	361
Hofmannsthal. Szenen . . . . .	364
Bildung und Vermittlung . . . . .	368
Veranstaltungen . . . . .	368
Museums- und Medienpädagogik . . . . .	373
Lehre, Vorträge, auswärtige Tätigkeiten . . . . .	375
Brentano-Haus Oestrich-Winkel . . . . .	378
Forschung und Erschließung . . . . .	380
Editionen und Forschungsprojekte . . . . .	380
Frankfurter Brentano-Ausgabe . . . . .	380
Propyläen. Forschungsplattform zu Goethes Biographica . . . . .	384
Robert Schumanns Poetische Welt . . . . .	385
Bestandsdigitalisierung & Digitales Sammlungsmanagement . . . . .	388
Digitalisierung von Teilbeständen des Hausarchivs . . . . .	388
Provenienzprüfung des Handschriftenbestandes . . . . .	389
Provenienzforschung und Restitution . . . . .	390
Dokumente zur Baugeschichte des Goethe-Hauses . . . . .	390
Restaurierungen und Sicherungsmaßnahmen im Goethe-Haus . . . . .	392
Vorbereitungen zur Sanierung des Goethe-Hauses . . . . .	393
Leihgaben . . . . .	394
Publikationen . . . . .	395

Erwerbungen . . . . .	397
Kunstsammlungen . . . . .	397
Handschriften . . . . .	410
Bibliothek . . . . .	436
Verwaltungsbericht . . . . .	455
Dank . . . . .	461
Adressen der Verfasser . . . . .	463



# Aus den Sammlungen

JOHANNES SALTZWEDEL

## In betuchten Kreisen

Hintergründe zu Goethes Hochzeitscarmen von 1774

Dem  
Passavant-  
und  
Schüblerischen  
Brautpaare

Die Geschwister  
des Bräutigams  
pp

Er fliegt hinweg, Dich zu umfängen,  
Und unsre Seele iauchzt ihm laut  
Mit innig heiserem Verlangen  
Flog nie der Bräutigam zur Braut  
O Schwester willst Du länger weilen  
Auf bring uns doppelt Ihn zurück  
Wir wollen alles mit Dir theilen  
Und unser Herz und unser Glück.

Die besten Eltern zu verlassen  
Die Freunde denen Du verschwindst  
Ist traurig. Doch um Dich zu fassen  
Bedencke was Du wiederfindst.

Dein Glück o Freundinn wird nicht minder,  
 Und unsers wird durch Dich vermehrt  
 Sieh dich erwarten muntre Kinder  
 Die werthen Eltern Gott bescheert.

Komm zu dem täglich neuen Feste  
 Wo warme Liebe sich ergießt  
 Ringsum die Brüderlichen Gäste  
 da eins des andern Glück genießt.  
 Im langgehofften Sommerregen  
 Reicht Gott dem fruchtevollen Land  
 Erquickung, tausendfältgen Seegen;  
 Reich Du dem Bruder Deine Hand

Und mit der Hand ein künftig Glücke  
 Für Ihn und Dich und uns zugleich;  
 Dann werden iede Augenblicke  
 An neuen Lebensfreuden reich.  
 Ja es sind wonnevolle Schmerzen  
 Was aus der Eltern Auge weint  
 Sie sehen Dich mit warmem Herzen  
 Mit Deiner Schwester neu vereint.

Wie Freud und Tanz Ihn Dir ergeben  
 Und Jugendwonne Euch verknüpft  
 So seht einst Euer ganzes Leben  
 Am schönen Abend hingeschlüpft.  
 Und war das Band das Euch verbunden  
 Gefühlvoll warm und heilig rein  
 So lasst die letzte eurer Stunden  
 Wie Eure erste heiter seyn.

*Spat, doch nicht zu spät hoff ich. Grüßen Sie Passav. Und meinem  
 Vater doch auch einige Exemplare dieses Carmens.*

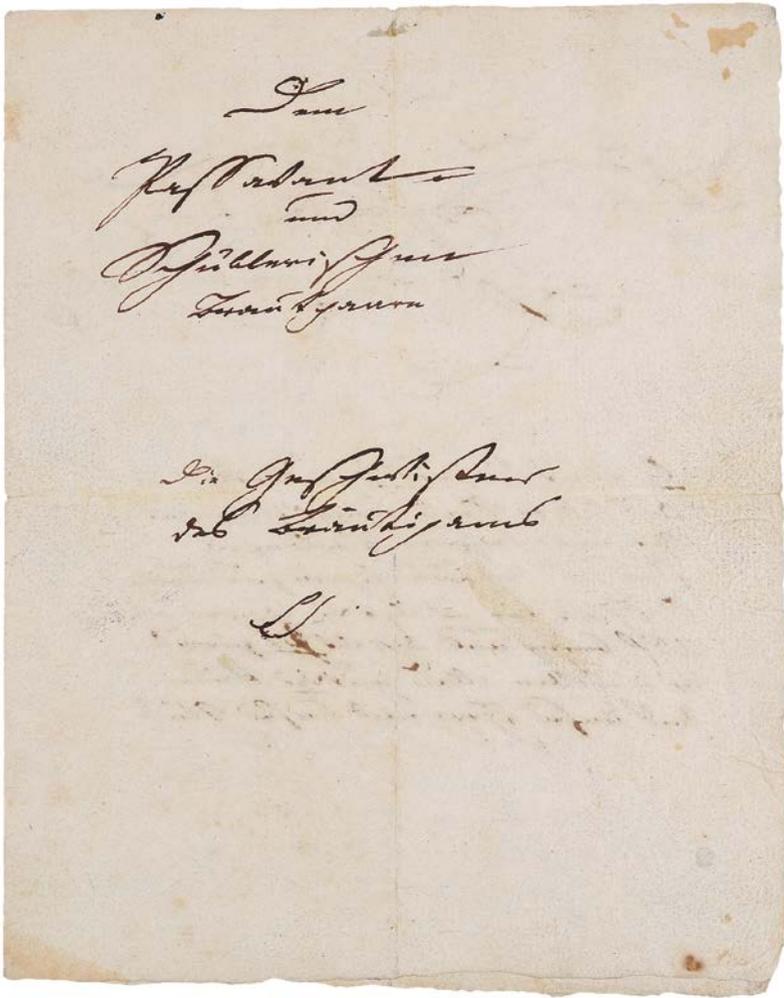


Abb. 1-4. Johann Wolfgang Goethe,  
 Dem Passavant- und Schülerischen Brautpaare, 1774  
 (FDH Hs-12745; Doppelblatt, 4 S.).

In dem Namen des Herrn  
 Amen

Ich flehe dich Herr zu unserm  
 und unsern Feinden in dem Namen  
 des Herrn Jesus Christus  
 flehe wir dich zu unserm  
 O Herr, der du alle Dinge  
 auf Erden und unter der Erde  
 erschaffen hast, erhalte uns  
 und unsern Feinden in dem Namen  
 des Herrn Amen.

In Buchen stehen zu Anseh'n  
 die stehende Säulen der Welt, als  
 die Säulen. In dem Buch zu lesen  
 die Säulen selbst die stehende Säulen.  
 Die Säulen der stehenden Säulen sind  
 die Säulen der stehenden Säulen.  
 Die Säulen der stehenden Säulen sind  
 die Säulen der stehenden Säulen.  
 Die Säulen der stehenden Säulen sind  
 die Säulen der stehenden Säulen.

Die Säulen der stehenden Säulen sind  
 die Säulen der stehenden Säulen.  
 Die Säulen der stehenden Säulen sind  
 die Säulen der stehenden Säulen.  
 Die Säulen der stehenden Säulen sind  
 die Säulen der stehenden Säulen.  
 Die Säulen der stehenden Säulen sind  
 die Säulen der stehenden Säulen.

Und mit dem Hand am künftigen Glücke  
 die Säulen der stehenden Säulen sind  
 die Säulen der stehenden Säulen.  
 Die Säulen der stehenden Säulen sind  
 die Säulen der stehenden Säulen.  
 Die Säulen der stehenden Säulen sind  
 die Säulen der stehenden Säulen.  
 Die Säulen der stehenden Säulen sind  
 die Säulen der stehenden Säulen.

Wie kommt man denn gute Die neigen  
 Und guten alten Leut darüber ist  
 So ist nicht ein zungen haben  
 Aus Heim Abend guten ist ist  
 Und aber ist Leut Leut ist ist  
 Gutes ist ist ist ist ist  
 So ist ist ist ist ist  
 Wie ist ist ist ist ist



Und, ist ist ist ist ist  
 Gutes ist ist ist ist ist  
 Was ist ist ist ist ist  
 Und ist ist ist ist ist

Über die Handschrift 12745 des Freien Deutschen Hochstifts, das Glückwunschgedicht »Dem Passavant- und Schüblerischen Brautpaare«,<sup>1</sup> wird seit alters in den Kommentaren gern eine rührende Geschichte erzählt: Zwar hatte Goethe sein Auftragswerk für »Die Geschwister des Bräutigams« noch knapp vor dem festlichen Datum, dem 25. Juli 1774, abgeliefert – »Spat, doch nicht zu spät«, wie er selbst hoffend unter die Verse schrieb. Aber für Satz und Druck der artigen, empfindsam-konventionellen fünf Strophen reichte die Zeit dann doch nicht mehr. So konnte der Besteller Jacob Ludwig Passavant, ein Bruder des Bräutigams, die Handschrift nur verwahren – um sie endlich 1824 dem »noch jetzt frisch und munter lebenden« Ehepaar am Tag seiner Goldenen Hochzeit zu überreichen. Schon beim ersten Druck des Gedichtes wird dies als »merkwürdigste, ja wundersamste« Fügung ausgiebig vermerkt.<sup>2</sup>

Daß Goethes »eilige Gefälligkeit-Arbeit« – so Max Morris<sup>3</sup> – einen späten triumphalen Auftritt erlebte, hat die Erläuterer bis heute von den näheren Umständen ihres Entstehens abgelenkt. Sie lassen sich so weit aufhellen, daß sich daraus Einblicke in die Regional- und Sozialgeschichte weit über die freie Reichsstadt Frankfurt hinaus ergeben.

- 1 Diese Recherche entstand im Zuge der Ausstellung »Werthers Welt«, die von Januar bis Dezember 2024 im Handschriftenstudio des Deutschen Romantik-Museums gezeigt wurde.
- 2 Goethe's goldner Jubeltag. Siebenter November 1825, Weimar: Hoffmann, 1826, S. 43; der Wortlaut des Hochzeitscarmens S. 122 f. Die Originalhandschrift erwarb das Hochstift 1958 von Gerd Frh. Schäffer von Bernstein (Ziegenberg bei Bad Nauheim) nach dem Tod von dessen Vater *Friedrich* August Heinrich (1868–1958); die Mutter Emma *Carola* (1884–1971) hatte als Tochter des Samuel Philipp *Richard* von Passavant (1852–1923) und der Emma Amalie Gontard das Doppelblatt geerbt. – Rat Johann *Friedrich* Heinrich Schlosser (1780–1851), Sachwalter und Verehrer Goethes in Frankfurt, sandte 1825 eine von ihm selbst gefertigte, nach seinen Angaben »bis in Orthographie und Correcturen diplomatisch genaue« Abschrift des Gedichtes aus Anlaß von Goethes 50-jährigem Dienstjubiläum nach Weimar, wo sie noch liegt (GSA 25/W 16,7, Bl. 181–182). Goethe hatte vom festlichen Wiederauftauchen seines Manuskriptes schon zuvor aus einem Brief der Willemers vom 15. August 1824 erfahren; vgl. den Kommentar von Theodor Creizenach im von ihm herausgegebenen Briefwechsel zwischen Goethe und Marianne von Willemer (Suleika), Stuttgart 1877, S. 184 f.
- 3 Der junge Goethe. Neue Ausgabe in sechs Bänden besorgt von Max Morris, Bd. 6, Leipzig 1912, S. 371.

Jacob *Ludwig* Passavant (1751–1827) durfte als dritter Sohn des reformierten Frankfurter Woll- und Tuchwarengroßhändlers Johann Ludwig Passavant (1719–1793) und dessen Frau Maria Jacobea Koch (1724–1806) seiner Neigung folgen und in Marburg und Göttingen Theologie studieren.<sup>4</sup> Während der letzten Semester kam er – wahrscheinlich auch im Kreis um die fromme Susanna Catharina von Klettenberg – in engeren Kontakt zu Goethe. Nach seinem Examen in Marburg ging er im Frühjahr 1774 nach Zürich als Assistent zu dem weithin bekannten reformierten Erweckungsprediger Johann Caspar Lavater (1741–1801), mit dem auch Goethe seit 1773 in persönlicher Verbindung stand.<sup>5</sup> Der junge Geistliche begleitete Lavater auf dessen Badereise von Juni bis August 1774, wobei er in Frankfurt die Familie besuchen und dann die Hochzeit seines Bruders mitfeiern konnte.

Dies war der erstgeborene, somit zur Nachfolge in der Führung des kapitalkräftigen Handelshauses ausersehene Philipp *Jacob* Passavant (26. Oktober 1746–22. März 1827) – nicht zu verwechseln mit seinem jüngeren Bruder *Philipp* Jacob (1748–1821), der schon am 4. November 1773 die Frankfurter Glaubensgenossin Eleonore Elisabeth de Bary (1754–1794) geheiratet hatte. Jacob und Philipp führten die vom Großvater Jacob Passavant (1684–1773) begründete Firma Johann Ludwig Passavant & Comp. »in englischen Wollenwaren en gros«<sup>6</sup> im Frankfurter Stammhaus der Familie am Fahrthor offenkundig lange gemeinschaftlich als Familienbetrieb; Philipp stieg später erfolgreich in den Eisenwarenhandel ein.<sup>7</sup>

Die Passavants waren erst 1683 von Basel her eingewandert und damit nicht ganz so alteingesessen wie andere Familien hugenottischer

4 Grunddaten aus dem Stammbaum der jüngeren Linie der Passavants finden sich im Genealogischen Handbuch bürgerlicher Familien, Band 18 (Hamburger Geschlechterbuch, 1), hrsg. von Bernhard Koener und Ascan W. Lutteroth, Görlitz 1910, S. 202 f., Anm. 152.

5 Vgl. Hermann Dechent, Jakob Ludwig Passavant, der Jugendfreund Goethes, in: Archiv für Frankfurts Geschichte und Kunst 3 (1888), H. 1, S. 20–54, bes. S. 27 f.

6 Alexander Dietz, Frankfurter Bürgerbuch, Frankfurt am Main 1897, S. 68.

7 Vgl. Alexander Dietz, Frankfurter Handelsgeschichte, Bd. 4/1, Frankfurt am Main 1925, S. 309–312. Dort findet sich S. 311 eine lange, eindrucksvolle Aufstellung der von den Passavants aus englischen Manufakturen bezogenen, bis nach Frankreich und vor allem Italien gelieferten Stoffarten. In Bd. 4/2 (1925), S. 747 wird das Vermögen schon des Großvaters Jakob Passavant (1684–1773) bei seinem Tode mit stolzen 332 475 Gulden beziffert.

Herkunft. Gleichwohl zählten sie zu den meist »wohlhabenden, durch Heirathen unter einander vielfach verwandten Handelsherren«,<sup>8</sup> die in Frankfurt zwar ihrer Konfession wegen von politischen Ämtern ausgeschlossen blieben, aber als Steuerzahler und kultivierte, strebsame Bürger einen guten Ruf hatten. Wie viele ihres Standes verfügten die Passavants seit zwei Generationen über ein Landgut – ihres lag bei Offenbach –, einen Garten am Schaumainkai und anderen Grundbesitz. Das Bewußtsein, zur merkantilen Oberschicht Frankfurts zu zählen, spielte natürlich auch eine wichtige Rolle bei der Wahl der Braut.

Den tradierten Angaben nach ist Susanna Friederike Philippine Schübeler<sup>9</sup> (26. Juni 1749–1. Mai 1827) in Mannheim geboren; ihre Hochzeit habe jedoch in Zweibrücken stattgefunden. Dies wird erklärlicher, wenn man den Vater der Braut genauer betrachtet. Johann Philipp Schübler (getauft 14. Juni 1719–19. August 1797) hatte als Finanzbeamter des kleinen reformierten Herzogtums Pfalz-Birkenfeld eine unspektakuläre, aber ansehnliche Karriere gemacht. Zunächst war er als Hofschaffner in Rappoltweiler (Ribeauvillé) tätig, dem Hauptort der eigenständigen Grafschaft Rappoltstein, wo seit 1746 der zweitgeborene, zum Katholizismus konvertierte Prinz Friedrich Michael (1724–1767) residierte, der im französischen Heer Generalleutnant geworden war und im Siebenjährigen Krieg bis zum österreichischen Feldmarschall aufsteigen sollte.<sup>10</sup> Schüblers ältere Schwester Susanna Elisabeth (1714–1788)

8 Adolf Cornill, Johann David Passavant, ein Lebensbild. Erste Abtheilung, Frankfurt am Main 1864, S. 31.

9 Die Schreibung »Schübeler« findet sich bei Dechent, Jakob Ludwig Passavant (Anm. 5), S. 29; dieser folgt der Übersicht bei Cornill (wie Anm. 8), S. 24. Alt belegt ist aber nur »Schübler«. Im Pränumerantenverzeichnis von Joachim Heinrich Campes Buch »Väterlicher Rath für meine Tochter« (Braunschweig 1789, S. xxvii) zeichnet »Frau Passavant, geb. Schübler, in Frankf. am Mayn«. Ungeachtet dessen traut noch der jüngste Kommentar (Johann Wolfgang Goethe, Briefe, Band 2/II, hrsg. von Georg Kurscheidt und Elke Richter, Berlin 2009, S. 288) Goethe nicht die richtige Schreibung zu. – Max Morris (wie Anm. 3) gibt der Braut den Vornamen »Magdalene«; damit trägt er einen Lapsus des sonst bestens informierten Heinrich Düntzer weiter, vgl. Goethes Werke, Bd. 3/2, Berlin und Stuttgart 1882 (= Deutsche National-Litteratur 84), S. 46. In der Münchener Ausgabe nennt der Kommentator Gerhard Sauder die Braut gar »Susanna Margarethe Schübeler« (MA 1.1, 1985, S. 884).

10 Vgl. dazu: Rokoko und Revolution. Lebenserinnerungen des Joh. Christian v. Mannlich (1741–1822), hrsg. von Eugen Stollreither, Berlin 1913, S. xx und xxxii.

heiratete in Rappoltsweiler 1743 den ortsansässigen Pfalz-Birkenfeldischen Archivar, Kellereiinspektor, Rentmeister und Amtsschaffner Johann Georg Steinheil.<sup>11</sup> Johann Philipp Schübler durfte den katholischierenden Prinzen Friedrich Michael 1750/51 auf dessen mehrmonatiger Reise nach Rom zum Papst als Organisator begleiten.<sup>12</sup> Er muß sich weiterhin bewährt haben, denn schließlich holte man ihn in die Residenz: Am 22. Dezember 1761 ernannte ihn Herzog Christian IV., der Bruder von Goethes »großer Landgräfin«, zum Kammerrat und Landrentmeister in Zweibrücken.<sup>13</sup>

Schübler hatte also mit 42 Jahren ein Spitzenamt in der Finanzverwaltung des Fürstentums inne. Wichtig für seinen Aufstieg zu diesem Vertrauensposten dürfte gewesen sein, daß er 1749 in die damals bedeutendste Bankiersfamilie Mannheims eingeheliratet hatte: Er ehelichte – pikanterweise nur vier Monate vor der Geburt der ersten Tochter, für die Goethe einst seine Verse schreiben sollte – Philippine Franziska Schmaltz (1729–1798), die älteste Tochter von Philipp Lorenz Schmaltz (1684–1771). Dieser aus einfachen Verhältnissen aufgestiegene reformierte Großkaufmann, schon 1728 Zunftmeister der Mannheimer Handelsinnung, war Hofbankier für die Kurpfalz und Pfalz-Zweibrücken;<sup>14</sup> es liegt nahe, daß der speziell in reformierten Handelskreisen bis an den Main gut bekannte Schmaltz<sup>15</sup> die Bestal-

- 11 Vgl. Eberhard Emil von Georgii-Georgenau, Biographisch-genealogische Blätter aus und über Schwaben, Stuttgart 1879, S. 968.
- 12 Vgl. Ludwig Trost und Friedrich Leist, Pfalzgraf Friederich Michael von Zweibrücken und das Tagebuch seiner Reise nach Italien, München, Bamberg, Leipzig 1892. Der Prinz reiste als »Graf von Sponheim«. Schübler fuhr in der dritten Kutsche mit; er wird genannt auf den Seiten 6, 11, 20, 22, 35, 37, 74, 200.
- 13 Schübler wird kurz erwähnt in dem Standardwerk von Hans Ammerich, Landesherr und Landesverwaltung. Beiträge zur Regierung von Pfalz-Zweibrücken am Ende des Alten Reiches, Saarbrücken 1981, S. 94 Anm. 89 und S. 223. Ich danke Herrn Professor Ammerich für seinen hilfreichen Rat.
- 14 Schmaltz war Sohn eines Anwalts-Schultheißen und Wirts aus Haßloch, 15 Kilometer südwestlich von Mannheim; er wurde im Todesjahr seines Vaters 1719 Mitglied der französisch-reformierten Gemeinde zu Mannheim. Vgl. Heinz Lieberich, Die Schmaltz. Eine Familie des reichsstädtischen Patriziates in Landau, Speyer und Weißenburg, in: Mitteilungen des historischen Vereins der Pfalz 75 (1977), S. 75–89, hier: S. 87.
- 15 Seine jüngere Tochter Catharina Elisabeth (1739–1816) heiratete 1768 den reformierten Seidenfabrikanten Johann André (1741–1799) in Offenbach, der 1774

lung seines fleißigen, zuverlässigen Schwiegersohnes in Zweibrücken gefördert, wenn nicht gar vorgeschlagen hat. Schübler konnte in der prächtigen pfälzischen Sommerresidenz Schwetzingen<sup>16</sup> seine Hochzeit feiern und wird fortan häufig von Zweibrücken nach Mannheim gependelt sein; zwischen beiden Städten erwarb er auch einen Landsitz in Wachenheim, der ihm 1770 in einer »Renovatio« bestätigt wurde.<sup>17</sup>

Als Rentkammerrat verfügte Johann Philipp Schübler über gute Verbindungen zur *haute finance* am Oberrhein von Basel bis Frankfurt; besonders eng, nicht selten freundschaftlich wurden sie unter Geschäftsleuten derselben Konfession.<sup>18</sup> Bei welcher Gelegenheit die Familien Schübler und Passavant einander kennen und schätzen lernten, wird sich kaum noch ermitteln lassen, aber die von Goethe bedichtete Hochzeit war bestimmt keine spontane Verbindung: Schon am 29. November 1772 hatte Schüblers jüngere Tochter Elisabeth Henriette (1751–1805) eine gute Partie in Frankfurt gemacht, indem sie Peter Friedrich d’Orville (1745–1820) heiratete, den Abkömmling einer seit mehr als vier Generationen in Frankfurt ansässigen, sehr begüterten und mit allen wichtigen reformierten Kaufmannsfamilien versippten Bankier- und Händlerdynastie.<sup>19</sup> Einiges spricht dafür, daß Susanna Friederike

seinen bald bedeutenden Musikverlag gründete; Goethe begegnete ihm erstmals 1764 und lernte höchstwahrscheinlich dank seiner Vermittlung Anfang 1775 Lili Schönemann kennen.

16 Vgl. Mannlich, Lebenserinnerungen (Anm. 10), S. xxiv.

17 Vgl. Johann Goswin Widder, Versuch einer vollständigen Geographisch-Historischen Beschreibung der Kurfürstl. Pfalz am Rheine, Zweiter Theil, Frankfurt und Leipzig 1786, S. 332. Entsprechend dann Michael Frey, Versuch einer geographisch-historisch-statistischen Beschreibung des kön. bayer. Rheinkreises, Bd. 2 (Frankenthal), Speyer 1836, S. 509. Das Anwesen erwarb der zweibrückische Kammerrat anscheinend von den Reichsfreiherren Wallbrunn zu Partenheim; 1791 verkaufte er es (Staatsarchiv Bamberg, Ritterkanton Gebirg (G 11/1) 262), aber noch 1852 wird es als »Schübler’scher Hof« bezeichnet.

18 Die in der älteren Literatur seit Dechent, Jakob Ludwig Passavant (Anm. 5), S. 29 weitergereichte Angabe, die Schüblers seien mit der reformierten Frankfurter Bankiersfamilie Schönemann verwandt gewesen, erweist sich bei Betrachtung der Stammtafeln als allzu großzügig. Bekanntschaft ist aber so gut wie sicher.

19 Vgl. Herbert de Bary, Beiträge zur Genealogie Altfrankfurter Familien, Frankfurt am Main 1922, Tafel 19.– Peter Friedrich d’Orville betrieb auf dem Roßmarkt »unter eigenem Namen eine Handlung in Rheinweinen« und war auch wie die jüngeren Passavants im Wollwarenhandel engagiert; vgl. Dietz, Frankfurter Handelsgeschichte, Bd. 4/1 (Anm. 7), S. 408.

Schübler bei der Hochzeitsfeier in Frankfurt ihren künftigen Gatten Passavant kennenlernte – so mag Goethes Vers »Wie Freud und Tanz Ihn Dir ergeben« darauf hinweisen, daß die Brautleute einander auf einer Familienfeier begegnet waren. 1774 fand die Hochzeit dann vermutlich in Zweibrücken statt,<sup>20</sup> wo nun der Brautvater Schübler glänzen konnte; die damit gedoppelte Bindung der Familie Schübler an Frankfurt nimmt Goethe auf in den Worten: »Mit deiner Schwester neu vereint.«<sup>21</sup> Es sollte eine gute, kinderreiche Ehe werden.<sup>22</sup>

So hatte der alternde Finanzbeamte Johann Philipp Schübler nun zwei wohl situierte Schwiegersöhne in dem von reformierten Bürgern wesentlich geprägten Handels- und Bankwesen der Messe- und Wirtschaftsmetropole. Auch andere Umstände ließen ihn an den Main tendieren: Sein Mannheimer Schwiegervater Schmaltz war 1771 gestorben, und in Zweibrücken übernahm Ende 1775 Herzog Carl II. August das Regiment, ein deutlich weniger umgänglicher Charakter als sein verstorbener Onkel. Schübler zog nach Frankfurt, wo er, am 8. Mai 1778 zum Hofrat ernannt, spätestens von 1780 an als Resident des Herzogtums Pfalz-Zweibrücken fungierte,<sup>23</sup> seine ausgedehnten Kontakte

20 Der Ort von Trauung und Feier ist nirgends überliefert; in den »Franckfurter Frag- und Anzeigungs-Nachrichten« vom 10. Juli 1774 findet sich nur das Aufgebot; vgl. die Angaben zur Datierung in: Goethe, Briefe, 2 II (Anm. 9), S. 286. Sauder (MA 1.1 [Anm. 9], S. 884) spricht sich ohne Vorbehalt für Zweibrücken aus.

21 Darauf hat schon Düntzer (wie Anm. 9) hingewiesen.

22 Cornill, Johann David Passavant (Anm. 8), S. 24 nennt sieben Kinder. Die Geburt des dritten, der Tochter Johanna Catharina Friederike (1779–1840), ist erwähnt in den Briefen von Anna Elisabeth Schönemann geb. d’Orville, die ihrer Tochter Lili am 20. Februar 1779 brühwarm nach Straßburg schreibt, was tags zuvor geschah: »mad Passavand Schubler est accouchée d’une fille, qui est tompeé dans la chaise persée tant a été heurieuse«. Vgl. Jules Keller, Aus dem Alltagsleben einer Frankfurter Goethe-Freundin. Unveröffentlichte Briefe der Anna Elisabeth Schönemann, geborene d’Orville, an ihre Tochter Lili in Straßburg (1778–1782), Bern [u. a.] 1997, S. 125.

23 Frankfurtsches Archiv für ältere deutsche Litteratur und Geschichte, hrsg. von Johann Carl von Fichard, Bd. 2, Frankfurt am Main 1812, S. 386. Als akkreditierter Resident wird Schübler erstmals im Jahrgang 1781 des halboffiziellen Neuen Genealogischen Reichs- und Staats-Hand-Buchs genannt, das der Frankfurter Verleger Franz Varrentrapp herausbrachte (Anhang zum 1. Teil, S. 28). Der Posten des Residenten scheint für Schübler wiederbelebt worden zu sein; einen Vorgänger hatte man 1762 abberufen.

pflegte,<sup>24</sup> vor allem aber mit der Gattin nah bei ihren in vertrauten reformierten Kreisen splendid verehelichten Töchtern seinen Lebensabend verbringen konnte.

Die in Goethes Versen besungenen Eheleute Philipp *Jacob* Passavant und Susanna Friederike Schübler bekamen sieben Kinder, von denen Philipp Ludwig (1777–1853) in den jungen USA sein Glück machte. Die Altersjahre verbrachte das Paar hauptsächlich im damals noch recht idyllischen hessen-darmstädtischen Rüsselsheim am Main; auf dem dortigen Anwesen wurde 1824 die Goldene Hochzeit gefeiert, bei der zur freudigen Überraschung aller Anwesenden der traditionsbewußte Bruder, Pfarrer Ludwig Passavant,<sup>25</sup> die »extemporirte Freundlichkeit«<sup>26</sup> seines Jugendfreundes Goethe präsentieren konnte: das bislang ungedruckte Hochzeitscarmen.

24 So trug er sich am 9. September 1783 in das Fremdenbuch des Colmarer Dichters Gottlieb Konrad Pfeffel ein als »J. P. Schübler, Conseiller aulique et Resident de S[on] A[ltesse] S[érénissime] Mgr. le Prince Palatin Duc regnant des Deux-Ponts prez la ville de Francfort«, zusammen mit zwei weiteren Zweibrücker Rentkammerräten. Einer von ihnen war sein Neffe Carl Philipp Steinheil (1747–1830) aus Rappoltsweiler – auch diese alte Verbindung existierte also fort (Gottlieb Konrad Pfeffel's Fremdenbuch, hrsg. von H[eino] Pfannenschmid, Colmar 1892, S. 255, Nr. 974–976).

25 Er erinnerte sich noch gut, wie er mit knapp acht Jahren die Goldene Hochzeit seiner Großeltern hatte mitfeiern dürfen: vgl. Dechent, Jakob Ludwig Passavant (Anm. 5), S. 54. Damals prägte man, wie Cornill, Johann David Passavant (Anm. 8), S. 23 festhält, auch eine Denkmünze, die den Kindern in Gold, den Enkeln in Silber überreicht wurde.

26 So Goethe im Dankesbrief an Passavant vom 12. Dezember 1825 (WA IV 40, S. 170).



# Jahresbericht 2024

## Ausstellungen

*Werthers Welt. Das Werther-Jahr 1774.  
Eine Ausstellung in zwölf Teilen zum 250. Jubiläum  
von J. W. Goethes Roman*

Johann Wolfgang Goethes Roman ›Die Leiden des jungen Werthers‹ erschien im Herbst 1774. Das Buch wurde zum sensationellen Publikumserfolg und machte seinen Verfasser im Alter von fünfundzwanzig Jahren schlagartig in ganz Europa berühmt. Grund genug, dem im Elternhaus am Großen Hirschgraben entstandenen Werk eine Ausstellung zu widmen, die in zwölf Teilen zwischen dem 12. Januar und dem 30. Dezember im Handschriftenstudio des Deutschen Romantik-Museums zu sehen war (Abb. 1). Über das ganze Jahr verteilt, widmete sich die Schau den Zeitumständen, um die gewaltige, bis heute lebhaft wirkende Wirkung des Werks zu erläutern. Wie kann man sich die Welt des Jahres 1774 vorstellen? Worüber diskutierte die Öffentlichkeit, welche Stimmung herrschte unter den Intellektuellen, wen traf der junge Goethe und was passierte in diesem Jahr in Europa und darüber hinaus? Monat für Monat wechselnd wurden Bücher, Porträts und Handschriften des Jahres 1774 gezeigt. In einer Tageschronik erfuhren die Besucherinnen und Besucher u. a. etwas über die Heirat Maximiliane Brentanos, über Kapitän James Cooks kühne Entdeckungsfahrten durch die Südsee und die bürgerliche Rebellion in Nordamerika bis hin zur Frisurenmode in Paris. In den einzelnen Vitrinen wurde über Erweckungseifer, Wunderkuren, Scharlatanerien und Erpressungen berichtet, aber auch von bahnbrechenden Neuerungen bis zur Pockenimpfung oder der Erfindung des Recyclingpapiers. Und natürlich konnten Literaturinteressierte auch kostbare Erstdrucke von Schriften Goethes finden, denn im Werther-Jahr erschienen auch das ›Moralisch-politische Puppenspiel‹, die Farce ›Götter, Helden und Wieland‹, die zweite Auflage des ›Götz von Berlichingen‹, das Drama ›Clavigo‹ und, in der Damenzeitschrift ›Iris‹, erstmals Gedichte des Frankfurter Dichters. Im September, 250 Jahre nachdem der ›Werther‹ in Leipzig erschienen war, lagen – wahrscheinlich erstmals in einer Ausstellung – vier Erstausgaben des seltenen Druckes gleichzeitig in den Vitrinen im Handschriftenstudio. Eine Fülle wichtiger Werke wurden im selben Jahr 1774 publiziert: Johann Gottfried Herders provokanter Essay ›Auch eine Philosophie der Geschichte zur Bildung der Menschheit‹, Friedrich Gottlieb Klopstocks ›Gelehrtenrepublik‹ oder Jakob Michael Reinhold Lenz' Drama ›Der Hofmeister‹. Die meisten Objekte entstammten einer Privatsammlung

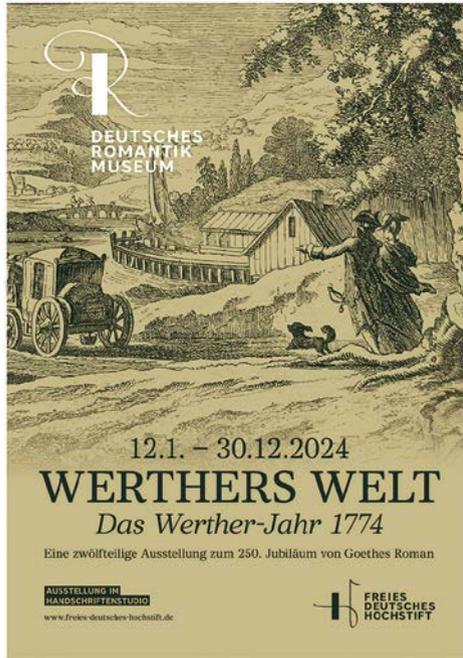


Abb. 1. Plakat zur Ausstellung »Werthers Welt«.

und wurden allmonatlich durch eine besondere Handschrift aus den Sammlungen des Freien Deutschen Hochstifts ergänzt, im August zum Beispiel durch Goethes Brief vom 31. August 1774 an Friedrich Heinrich Jacobi mit der ersten Niederschrift der Hymne »Wandrer's Sturmlied«. Die Ausstellung wurde von Dr. Johannes Saltzwedel kuratiert, verantwortlicher Kurator im Haus war Dr. Joachim Seng. Die Recherchen zu den Ausstellungsstücken ergaben etliche neue Erkenntnisse. So ist auch der Beitrag S. 339–351 zu Erläuterung eines Exponats aus den Sammlungen des Hauses entstanden.

Joachim Seng

### *Wälder. Von der Romantik in die Zukunft*

Am 15. März wurde die Ausstellung »Wälder. Von der Romantik in die Zukunft« im Ernst Max von Grunelius-Saal des Deutschen Romantik-Museums eröffnet. Bei diesem mehrteiligen Ausstellungsprojekt kooperierten das Deutsche Romantik-Museum, das Senckenberg Naturmuseum Frankfurt und das

Museum Sinclair-Haus in Bad Homburg. Ziel war die Förderung einer reflektierten Auseinandersetzung mit drängenden Fragen einer zukünftigen Gestaltung des Lebens auf unserem Planeten. Konkreter Gegenstand des Projekts war die Beziehung zwischen Menschen und Wäldern in einer historische, ästhetische und naturwissenschaftliche Perspektiven verbindenden transdisziplinären Schau.

Die Ausstellung wurde am 15. März 2024 zugleich in den drei kooperierenden Institutionen eröffnet; die unterschiedlichen Teile waren von der Eröffnung bis zum 11. August 2024 an allen drei Orten zu sehen und im mobilen Outreach – verschiedene Plätze in Frankfurt, Bad Homburg und den jeweiligen Stadtwäldern – präsent. Im Deutschen Romantik-Museum wurde die Ausstellung im Ernst Max von Grunelius-Saal gezeigt, im Museum Sinclair-Haus wurde das ganze Haus bespielt, im Senckenberg-Museum war die Ausstellung in die Dauerausstellung integriert. Das anspruchsvolle Unternehmen widmete sich vor dem Hintergrund von Klima- und Biodiversitätskrise am Beispiel des Waldes dem Verhältnis zwischen Mensch und Natur und verknüpfte hierzu in 13 interdisziplinäre Kapitel unterteilt wissenschaftliche, ökologische und ästhetische Zugänge zum Thema. Mit Exponaten aus den Künsten, der Kultur- und Forstgeschichte sowie den Naturwissenschaften spannte die Schau den Bogen von der Epoche der Romantik bis in die Gegenwart und fragte nach der Zukunft.

In vieler Hinsicht lassen sich die Goethezeit und die Epoche der Romantik als Ausgangspunkte der Suche nach einem neuen Blick auf die Natur betrachten. Denn um 1800 bildet sich ein Verständnis von Natur heraus, das Mensch und Natur in Wechselwirkung zueinander denkt. Schon damals entstanden erste Ansätze einer Naturethik und eines ökologischen Denkens, bereits hier wurden Argumente gegen die Dynamik des Ressourcenverbrauchs, der permanenten Steigerung und Akkumulation erörtert. Im Deutschen Romantik-Museum standen die Impulse romantischen Denkens im Mittelpunkt; im Senckenberg-Museum wurden vor allem auch aktuelle Perspektiven der Forschung in Austausch mit künstlerischen Positionen gebracht; das Museum Sinclair-Haus stellte die Bilder ins Zentrum, die wir uns von Wäldern und unserem Verhältnis zu ihnen heute machen und setzte sie in Beziehung zu den Bildern der Goethezeit.

Im Deutschen Romantik-Museum waren fünf der insgesamt 13 interdisziplinären Kapitel zu sehen. Die Schau setzte mit einem kurzen Prolog ein, der die romantische Programmatik eines komplexen, auf Austausch und Wechselwirkung gegründeten Naturbegriffs in den Blick nahm. Der Philosoph Friedrich Wilhelm Joseph Schelling verstand die Natur als dynamische und produktive Kraft, nicht als Objekt, sondern als Subjekt, und eröffnete damit ein neues Denken, das von hoher Aktualität ist. Es ermöglicht ein Weltverständnis, das Natur nicht einfach als Ressource für menschlichen Verbrauch be-



Abb. 2. Karoline von Günderrodes Schema »Prinzip des Universums. Ideelles Licht« (links), Goethes Farbetetraeder (rechts unten) und Schellings »Ideen zu einer Philosophie der Natur« (Foto: Alexander P. Englert).

greift, sondern die wechselseitige Angewiesenheit von Mensch und Natur in den Vordergrund rückt. Die Wechselbeziehungen zwischen Materie, Lebendigem und Geist wurden im direkten Anschluss an Schelling von Karoline von Günderrode in einem handschriftlichen Schema dargestellt, in dem die sonst dualistisch gedachten Wirklichkeitsdimensionen Subjekt und Objekt, Natur und Geist zusammengeführt und auf ein »Prinzip des Universums« bezogen werden. In demselben Sinn entwarf Goethe mit seinem Farbetetraeder – einem kleinen, mit Tinte beschrifteten Objekt aus Pappe – ein Modell der wechselseitigen Bezogenheit der menschlichen Grundvermögen Phantasie, Sinnlichkeit, Verstand und Vernunft, das den Gedanken der Verbundenheit des nur scheinbar Getrennten an den Erkenntniswegen anschaulich darstellt. Ein Exemplar von Schellings »Ideen zu einer Philosophie der Natur« (1797), Günderrodes Schema (um 1800) und Goethes Tetraeder (vermutlich 1817) dienten als Einstieg zur Ausstellung im Deutschen Romantik-Museum (Abb. 2).

Der erste Ausstellungsbereich reflektierte unter dem Titel »Der ganze Wald« romantische Annäherungen der Naturforschung und der Künste an die Wälder. Die Exponate – Bilder, Dinge, Handschriften und Partituren – zeigten die engen Verschränkungen zwischen den Genres in der romantischen Kunst, zu deren bevorzugten Verfahren Synästhesie und intermediales Übersetzen zählten. Gemälde und Graphiken von Malern wie Johann Wilhelm Schirmer oder Carl Friedrich Lessing, Partituren von Komponisten wie Carl Maria von Weber, Handschriften von Achim von Arnim, Clemens Brentano und Joseph von Eichendorff sowie Objekte aus der Naturforschung von Johann Wolfgang Goethe waren in dichten Gefügen räumlich gestaffelter Durchblicke und de-



Abb. 3. Blick in die Ausstellung »Wälder« (Foto: Alexander P. Englert).

taillierter Einblicke angeordnet (Abb. 3–4). Mit der gegenseitigen Bezugnahme und einer alle Sinne einbeziehenden Erweiterung der Wahrnehmung wurde so das romantische Projekt erfahrbar. Die Ausstellung reflektierte dies auch, indem sie literarische Texte mit einer choreographierten Auswahl romantischer Kompositionen verband und in einer Video-Arbeit von Stefan Matlik als Zeitkünste nachvollziehbar machte. Abschließend eröffnete die Fotokünstlerin Marieken Verheyen einen »ganzen« Blick in ein Brandenburgisches Waldstück mit allen seinen Bewohnerinnen und Bewohnern.

Das folgende Ausstellungskapitel (»Waldumbau«) rückte eine gleichzeitige, aber ganz anders motivierte Beschäftigung mit dem Wald in den Fokus. Um 1800 setzte mit der Etablierung der Forstwissenschaft als universitäre Disziplin eine Systematisierung des Waldbaus ein, die auf dem Gedanken ökonomischer Nachhaltigkeit gegründet war. Mit diesem schon zu Beginn des 18. Jahrhunderts erstmals formulierten Prinzip versuchte die Forstwirtschaft, Zuwachs und Entnahme von Holz in den Wäldern im Gleichgewicht zu halten – was mittelfristig allerdings nicht gelang: Deutschland und Europa zeigten sich am Ende des 18. Jahrhunderts stellenweise entwaldet und verfügten über einen deutlich geringeren Waldbestand als heute. Die daraus resultierende »Holznot« war vor allem dem hohen Bedarf des Bergbaus und des Hüttenwesens geschuldet, aber sie war auch eine Folge des wachsenden Exports von Holz im Frühkapitalismus. In dieser Gemengelage aus dem schlechten Zustand der Wälder, dem wachsenden Energiebedarf am Vorabend der Industrialisierung und dem aufziehenden Wirtschaftsliberalismus mit seinen sozialen Verwerfungen bot sich der Abbau von Kohle an, um den Energiehaushalt auf



*Abb. 4. Ein die übrigen Ausstellungstücke dominierender Wolf war das am häufigsten fotografierte Exponat der Schau (Foto: Alexander P. Englert).*

neue Füße zu stellen. An ihrer Erschließung waren auch Dichter der Romantik beteiligt: Friedrich von Hardenberg, genannt Novalis, berichtete als Salinen-direktor 1799 über die Kohlevorkommen in der sachsen-anhaltinischen Bergwerksregion und Goethe war als Mitglied der Bergwerkskommission im thüringischen Ilmenau für die Erfassung von Kohlevorkommen zuständig. Seine Gesteinssammlung zeugt von einem Interesse an ihrer erdgeschichtlichen Dimension. Mit dem Beginn des Kohlezeitalters überschreitet die Energiewirtschaft eine Grenze: Ohne Bezug auf die Erfordernisse eines nachhaltigen Umgangs mit den Ressourcen wurden seither die Relikte der »unterirdischen Wälder« unwiederbringlich verfeuert.

Im nächsten Bereich (»Waldumbau – tierlich«) wurde der Borkenkäfer zum Thema, der sich schon vor 250 Jahren über die geschwächten Wälder hermachte. Die Ausstellung stellte eine ungewohnte Sichtweise auf diesen »Waldverheerer« (wie er um 1800 auch genannt wurde) vor, in der Borkenkäfer und ihre Verwandten als Waldbewohner mit eigenen Logiken und Rechten erkennbar wurden. Flankierend zu den irritierend ästhetisch wirkenden Spuren,



Abb. 5. *Geräusche im Wald: Der Borkenkäfer am Werk*  
(Foto: Alexander P. Englert).

die die Käfer an Bäumen hinterlassen, brachte die Ausstellung die Tiere auch zu Gehör: Der Komponist David Dunn hat die Geräusche aufgezeichnet, welche der Pinyon-Kiefernkäfer (*Ips confusus*) in einem nordamerikanischen Kiefernwald bei seiner Arbeit produzierte (Abb. 5).

Der vierte Ausstellungsbereich (»Im Innern des Waldes«) suchte den Wald von Nahem und im Verborgenen auf. Ausgehend von der romantischen »Andacht zum Unbedeutenden« sowie der Faszination für das Randständige und Kleine, widmete er sich der botanischen Erkundung der Kryptogamen (Moose, Algen, Flechten und Pilze) zu Beginn des 19. Jahrhunderts, die von der 1817 gegründeten Senckenbergischen Gesellschaft für Naturforschung in den Wäldern um Frankfurt vorangetrieben wurde. Während diese blütenlosen Arten damals auch wegen des Geheimnisses ihrer Zeugung interessierten, ziehen sie in neuerer Zeit als Naturnähezeiger die Aufmerksamkeit auf sich. Denn viele der Arten sind heute aus den Wäldern verschwunden; die Belege im Herbarium Senckenbergianum aus dem 19. Jahrhundert haben in der Gegenwart kein Äquivalent mehr. Das kleinste Objekt der Mikroskope in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts waren jedoch die mit bloßem Auge nicht wahrnehmbaren Ein- und Wenigzeller, deren umfassende Bedeutung für die Bodenökologie damals schon erahnt wurde. Die Faszination für das Verborgene und Kleinste führte um 1800 zu fruchtbaren Verbindungen von Wissenschaften und Künsten: Die Ausstellung zeigte Zeugnisse von zeichnenden und malenden Wissenschaftlern genauso wie von forschenden Schriftstellerinnen oder Malerinnen aus Romantik und Gegenwart. Zu hören war eine künstlerische Arbeit des

Biologen und Soundkünstlers Markus Maeder, der die Geräusche von Bodenorganismen in einem Schweizer Waldgebiet technisch verstärkt und so das unsichtbare Leben aus einem Unterwald zu Gehör bringt.

Der letzte Ausstellungsbereich widmete sich schließlich den »Rechten des Waldes«: eine Text-Installation, die die aktuellen Debatten um die Rechte von Wäldern zu verwandten Überlegungen aus der Romantik in Beziehung setzte – schon um 1800 wurde kritisiert, dass die Elemente der Natur in unserem Rechts- und Wirtschaftssystem als bloße Objekte gelten –, wurde von einer Klanginstallation des Sound-Ökologen David Monacchi ergänzt, mit der dem im Verschwinden begriffenen Ökosystem des Primärregenwaldes auf der Insel Borneo ein immaterielles Denkmal gesetzt wird.

Prof. Nicola Lepp (Berlin) verantwortete die kuratorische Gesamtleitung und das Rahmenkonzept. Die Ausstellungsgestaltung wurde von den Büros lfm2 (Leipzig) und raumlabor (Berlin) entwickelt. Begleitend erschien das inzwischen vergriffene Ausstellungsbuch »Wälder«, herausgegeben von den Direktorinnen der drei beteiligten Institutionen Anne Bohnenkamp-Renken, Brigitte Franzen, Kathrin Meyer und von der Kuratorin Nicola Lepp. Wolfgang Bunzel fungierte als wissenschaftlicher Berater.

Die Ausstellung stieß auf ein sehr lebhaftes, durchweg positives mediales Echo und war ausgezeichnet besucht; sowohl im Museum Sinclair-Haus als auch im Deutschen Romantik-Museum zählte die Ausstellung zu den bestbesuchten der letzten Jahre. Wie erwartet, konnten mit dem transdisziplinären Charakter der Ausstellung neue Interessenten für das Deutsche Romantik-Museum erreicht werden. Die regelmäßigen öffentlichen Führungen wurden gut angenommen; verschiedene Sonderformate (einschließlich Theater-Führungen sowie offene Ateliers, Ferienangebote und »Ortswechsel«-Angebote, die zur besseren Verzahnung der Häuser beitrugen) und Lehrerfortbildungen wurden erfolgreich durchgeführt. Mit Hilfe des auffallenden Kunstobjekts »Waldseele«, das mit einem Lastenfahrrad im Stadtwald und an verschiedenen Orten in Frankfurt und Bad Homburg mobil unterwegs war, gelang es, die Auseinandersetzung mit dem Thema auch außerhalb der musealen Räume anzustoßen. Begleitend zur Ausstellung erschien ein reich illustrierter Katalog mit 44 Textbeiträgen, die das Thema der Ausstellung von der Biologie der Wälder und Bäume über Literatur, Malerei und Philosophie bis zu Ausblicken auf den Wald der Zukunft beleuchteten.

Ausstellung und Begleitprogramm wurden gefördert durch die Kulturstiftung des Bundes sowie von: Crespo Foundation, Kulturfonds Frankfurt Rhein-Main, Aventis Foundation, Stiftung Polytechnische Gesellschaft, Kulturamt der Stadt Frankfurt am Main, Sparkassen-Kulturstiftung Hessen-Thüringen.

*Anne Bohnenkamp*

*Herr Friedrich wird zornig.  
Caspar David Friedrich zum 250. Geburtstag*

Der 250. Geburtstag von Caspar David Friedrich wurde im Jahr 2024 in vielen deutschen Museen ausgiebig gefeiert. Neben drei großen Ausstellungen in Hamburg, Berlin und Dresden veranstalteten auch Greifswald, Kassel oder Weimar kleinere, ganz besondere Ausstellungen. Die Kunstsammlung des Freien Deutschen Hochstifts beteiligte sich mit zwei Projekten am Jubiläumsjahr des bekanntesten Malers der deutschen Romantik.

Unter dem Titel »Geburtstagsgäste« traten die im Besitz des Freien Deutschen Hochstifts befindlichen Friedrich-Gemälde in einen Dialog mit Bildern aus der Hamburger Kunsthalle und der Alten Nationalgalerie in Berlin, die als Gegenleihgaben für die Ausleihe der »Schwäne im Schilf« und des »Weidengebüschs bei tiefstehender Sonne« nach Frankfurt kamen. Vom 4. Dezember 2023 bis in den April 2024 war Carl Gustav Carus' »Morgennebel« aus der Alten Nationalgalerie der erste Gast. Mitte April gelangte mit der zweiten Folge ein besonders willkommenes Bild ins Haus: Friedrichs »Hügel und Bruchacker bei Dresden« aus der Hamburger Kunsthalle (Abb. 6). Kein anderes Friedrich-Gemälde ist dem fast zehn Jahre später entstandenen »Abendstern« in unserer Sammlung so eng verwandt wie dieses. Da die beiden Bilder in Publikationen oft nebeneinander wiedergegeben werden, war es besonders beeindruckend, sie nun auch im Original nebeneinander zu betrachten. Im »Bruchacker« nimmt der sanft gewölbte Hügel nahezu die gesamte untere Bildhälfte ein. Auf seiner Kuppe stehen einige Bäume mit nahezu entlaubten Kronen wie Schattenrisse vor dem leuchtenden Himmel. Ein Schwarm Rabenkrähen lässt sich auf dem gepflügten Acker nieder. Die Farben des Himmels sind klar und zart: hellgelb am Horizont, hellblau, mit gelben Wölkchen weiter oben. Halb verdeckt vom Hügel zeigt sich als schmaler violetter Streifen die Silhouette Dresdens mit ihren Kuppeln, Türmen und Pappeln. Sowohl der »Abendstern« als auch der »Bruchacker« sind gemäß den Proportionen des goldenen Schnitts und in Ausrichtung an klaren Bildachsen komponiert. In beiden Gemälden treffen dunkle Erdtöne ohne Mittelgrund auf den farbenprächtigen Himmel. Einmal verbinden die Baumkronen, einmal die Figuren die irdische und die himmlische Sphäre, während der Betrachter stets am Fuß des Hügels bleibt. Doch unterscheidet sich nicht nur das Personal, auch das Licht hat eine je eigene Qualität. Dem warmen, dichten Rotorange und tiefen Violett des »Abendsterns« mit seiner dunstigen Farbigkeit antworten die frischen, etwas kühlen, leichten und luziden Gelb- und Blautöne des »Bruchackers«. Der Effekt des Gegenlichtes ist hier abgeschwächt, so dass die Furchen im Feld erkennbar bleiben. Mit den aufsteigenden gelben Wölkchen scheint der Bruchacker einen frühen Morgen zu zeigen, während im Abendstern der Tag endet. Ausschließlich in diesen beiden Werken thematisierte Friedrich seinen Wohnort Dres-



Abb. 6. Caspar David Friedrichs ›Abendstern‹ (Freies Deutsches Hochstift) und ›Hügel und Bruchacker bei Dresden‹ (Hamburger Kunsthalle) im Dialog (Foto: Alexander P. Englert).

den, der zweimal als feine Silhouette wie eine Nahtstelle zwischen Erde und Himmel auftaucht.

Am Goethe-Geburtstag eröffnete die zweite kleine Caspar David Friedrich-Ausstellung des Jahres. Unter dem Titel »Herr Friedrich wird zornig« widmete sie sich bis zum 30. November einem öffentlich ausgetragenen Disput, der zu Beginn des Jahres 1809 um Friedrichs erstes großes Ölbild ›Das Kreuz im Gebirge‹ entstand und unter dem Namen »Ramdohr-Streit« in die Kunstgeschichte eingegangen ist. Im Zentrum der Ausstellung stand eine Kostbarkeit der Sammlungen des Freien Deutschen Hochstifts: der berühmteste Brief Caspar David Friedrichs, geschrieben am 17. Januar 1809 an den Weimarer Philosophen und Theologen Johann Karl Hartwig Schulze (Abb. 7). Zu Weihnachten 1808 hatte Friedrich in seinem Atelier sein erstes großes Ölbild ausgestellt. ›Das Kreuz im Gebirge‹, später auch als »Tetschener Altar« bekannt, erregte allgemeines Aufsehen. Bereits im Januar 1809 veröffentlichte der Kammerherr und Kunstkritiker Basilius von Ramdohr in der ›Zeitschrift für die elegante Welt‹ eine ausführliche polemische Kritik. In Friedrichs Gemälde sah er alles versammelt, was ihn an einer neuen, romantischen Kunst entsetzte: den Bruch mit den klassisch-akademischen Regeln von Bildaufbau, Perspektive, Farbe und Licht, vor allem aber das Motiv: »In der Tat ist es eine wahre Anmaßung, wenn die Landschaftsmalerei sich in die Kirchen schleichen und auf Altäre kriechen will.« Für Ramdohr war ›Das Kreuz im Gebirge‹ ein Affront. Er griff Friedrich heftig an, sprach ihm grundlegende Fähigkeiten ab

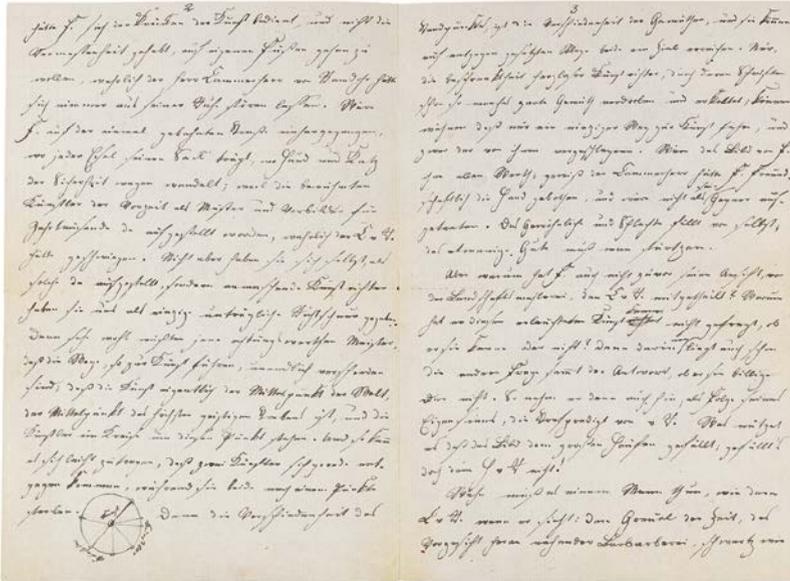


Abb. 7. Brief Caspar David Friedrichs vom 17. Januar 1809 an Johann Karl Hartwig Schulze.

und machte ihn lächerlich. Der Beitrag erntete leidenschaftliche Gegenreden. Die Polemik schadete dem Maler nicht, doch kränkte sie ihn tief. Friedrichs Gegenrede ist der zwölfseitige Brief, der als Manifest romantischer Malerei gelten darf. Die Eindringlichkeit des Textes macht deutlich, dass es hier um mehr ging als um persönliche Kränkung: Es ging um eine neue Sicht darauf, was Kunst ist und was sie darf, um die Freiheit des Künstlers und das Ende überkommener Regeln. 1809 stritt man in Dresden vehement um die Prämissen der Romantik.

Die Ausstellung zeigte den selten ausgestellten Brief im Kontext seiner stürmischen Geschichte. Er war im Original zu sehen, eine Transkription machte ihn lesbar und lud ein, die Schrift selbst zu entziffern. Zum Einlesen des Briefes konnte der Schauspieler und Sprecher Stefan Wilkening gewonnen werden, dessen Stimme in einer Hörstation mühelos mehr als 200 Jahre überbrückte. In Originalgröße faksimiliert war das Kernstück der Debatte zu sehen, »Das Kreuz im Gebirge«, dazu Vorzeichnungen, Porträts der Protagonisten und signifikante Auszüge aus den Schriften der Streitenden (Abb. 8).

Für die Ausstellung wurde eine Hälfte des Gemäldekabinetts umgebaut. Alle Gemälde wurden abgehängt, eine Wand verlängert, eine Wandvitrine für



*Abb. 8. Blick in die Ausstellung »Herr Friedrich wird zornig«, im Zentrum ein Faksimile des Gemäldes »Das Kreuz im Gebirge« (Foto: Alexander P. Englert).*

den Brief angebracht, eine Medienbank installiert und die Ausstellung sorgfältig eingeleuchtet. Die Gestaltung lag in den Händen von Sounds of Silence mit Susanne Kessler und Petra Eichler, die dem Raum eine konzentrierte und intensive Atmosphäre gaben, in der sich viele Informationen und Abbildungen dennoch in leicht zugänglicher Weise präsentierten. Sonderführungen mit begrenzter Teilnehmerzahl wurden regelmäßig von Nina Sonntag und Mareike Hennig abgehalten und waren immer ausgebucht, speziell gebuchte Führungen kamen dazu; für das allgemeine museumspädagogische Programm wurde eine eigene Führung zu Caspar David Friedrich konzipiert. Die Mitglieder des Freien Deutschen Hochstifts erhielten den faksimilierten und transkribierten Brief Friedrichs als Jahresgabe.

*Mareike Hennig*

### *Hofmannsthal. Szenen Die Kunst, Erlebnisse zu erfinden*

Vom 4. Oktober 2024 bis zum 12. Januar 2025 wurde unter dem Titel »Hofmannsthal. Szenen« im Ernst Max von Grunelius-Saal die Jubiläumsausstel-



Abb. 9. Stationen zur Lyrik (Mitte) und zu den frühen Gedichtdrucken (rechts) in der Ausstellung ›Hofmannsthal. Szenen‹ (Foto: Alexander P. Englert).

lung zu Hofmannsthals 150. Geburtstag gezeigt. Sie schöpfte aus dem Nachlass des Dichters, der zu großen Teilen im Freien Deutschen Hochstift verwahrt wird und den mit Abstand größten Einzelbestand des Archivs bildet. Zudem konnte die Ausstellung auf Bestände des Theaternuseums Wien zurückgreifen, wo bis zum 19. August (in enger Zusammenarbeit mit dem Hochstift) die Ausstellung »Staging Hofmannsthal« zu sehen war.

Die Ausstellung stellte in 14 chronologisch geordneten ›Szenen‹ poetische Prozesse vor, die typisch für Hofmannsthals aneignende Produktivität sind. Gezeigt wurden etwa Gedichtmanuskripte des jungen Hofmannsthal, die von seiner Auseinandersetzung mit Stefan George zeugen, und seine frühen, dem Begriff der ›Moderne‹ verpflichteten Publikationen (Abb. 9). In weiteren Stationen wurden einzelne Werke (›Andreas‹-Roman, ›Der Turm‹) vorgestellt, hier wie auch an anderen Stellen waren Bände aus der annotierten Arbeitsbibliothek zu sehen. Präsentiert wurden zudem Ausschnitte aus zwei umfangreichen Briefkorpora, dem noch unpublizierten Briefwechsel mit den Eltern (2250 Briefe) und dem 2024 erschienenen Briefwechsel mit der Ehefrau Gerty (fast 1000 Briefe).

Einen besonderen Schwerpunkt bildeten Hofmannsthals Innovationen in den Bereichen Theater und Oper (›Elektra‹, ›Der Rosenkavalier‹). Hier ging es



Abb. 10. Die Rückseiten der Ausstellungsstationen zeigten ergänzende Fotos, links aus dem ›Rosenkavalier‹, rechts die Bibliothek in Rodaun (Foto: Alexander P. Englert).

einerseits um die durch die Zusammenarbeit mit Max Reinhardt befeuerte Idee, gemeinsam mit anderen Künstlern das gesamte Bühnengeschehen samt den Begleitmedien zu kontrollieren, um auf diese Weise den Gesamteindruck des Publikums so weit wie möglich zu steuern. Deutlich wurde die für Hofmannsthal typische Vorstellung einer ›erweiterten‹ Autorschaft, die den Bühnenraum, die Auswahl der Schauspieler, unterstützende Begleittexte, rahmende Veranstaltungen etc. umfasste (Abb. 10). Hofmannsthals Austausch mit der japanischen Theateravantgarde um 1910 beleuchtete eine unbekanntere Episode in seiner Kommunikation mit anderen Künstlern. Am Ende der Ausstellung standen Hofmannsthals politische Orientierungsversuche um 1927, als er im ›Europäischen Kulturbund‹ mit seinen elitär-antidemokratischen Bestrebungen eine wichtige Stellung innehatte und an der Münchener Universität seine vielbeachtete Rede ›Das Schrifttum als geistiger Raum der Nation‹ hielt – und damit den bis heute folgenreichen Begriff der ›Konservativen Revolution‹ einführte.

Gerahmt wurden die 14 Stationen von einem Prolog, in dem beispielhaft zwei Neuerwerbungen des Jahres 2024 zu sehen waren (zu Rilke und Karl Kraus, siehe S. 423) und an den sich Fotografien, Filme und Dokumente zur Lebensgeschichte anschlossen. Der Epilog zeigte Archivstücke zum Exilschicksal der Familie Hofmannsthal ab 1939. In einem ›Studienraum‹ standen die

42 Bände der Kritischen Ausgabe bereit, zudem ein PC mit der Beta-Version des Hofmannsthal-Portals mit einem Suchtool zur Ausgabe.<sup>1</sup> In diesem Raum war auch eine Auseinandersetzung des Leipziger Lyrikers Bertram Reinecke mit Hofmannsthals ›Ballade des äußeren Lebens‹ zu sehen.

Zur Ausstellung liegt eine 400 Seiten starke Dokumentation vor.<sup>2</sup> Mehrere Veranstaltungen begleiteten die Schau:

- Am 1. Februar stellten Prof. Dr. Elsbeth Dangel-Pelloquin und Prof. Dr. Alexander Honold (beide Basel) ihre neue Hofmannsthal-Biographie ›Grenzenlose Verwandlung‹ vor. Der von Sandra Kegel moderierte Abend fand in Kooperation mit dem S. Fischer Verlag, der S. Fischer Stiftung und der Hugo von Hofmannsthal-Gesellschaft statt.
- Vom 3. bis 5. Oktober fand die Internationale Tagung der Hugo von Hofmannsthal-Gesellschaft in den Räumen des Hochstifts statt. Veranstaltet wurde sie in Kooperation mit der Hugo von Hofmannsthal-Gesellschaft und der Goethe-Universität.
- Am 30. Oktober wurde der neu erschienene Briefwechsel zwischen Gerty und Hugo von Hofmannsthal, »Bin ich eigentlich jemand, den man heiraten kann?« in einer Lesung mit Max Mayer und Sibylle Canonica (beide München) vorgestellt. Zur Einführung sprach Prof. Dr. Ursula Renner-Henke (Duisburg-Essen). Die Veranstaltung war eine Kooperation des Hochstifts mit dem S. Fischer Verlag, der S. Fischer Stiftung und der Hugo von Hofmannsthal-Gesellschaft.

Für die Finanzierung der Ausstellung danken wir der Ernst Max von Grunelius-Stiftung, der S. Fischer Stiftung, der Rudolf-August Oetker Stiftung, der Dr. Marschner-Stiftung, der Hessischen Kulturstiftung und der Cronstett- und Hynspergischen evangelischen Stiftung.

*Konrad Heumann, Katja Kaluga*

1 [www.hofmannsthal.de](http://www.hofmannsthal.de).

2 Vgl. die Ausstellungsdokumentation: Hofmannsthal. Szenen. Die Kunst Erlebnisse zu erfinden, 4.10.2024 – 12.1.2025, Freies Deutsches Hochstift / Frankfurter Goethe-Museum 2024 (abrufbar unter <https://szenen2024.hofmannsthal.de/>).

# Bildung und Vermittlung

## Veranstaltungen

### *Goethe-Geburtstag*

Die Feier von Goethes 275. Geburtstag am 28. August war ein großes Fest, zu dem zum zweiten Mal in Folge alle Mitglieder des Hochstifts an einem Abend eingeladen wurden. Über 500 Besucher nahmen teil. Das Eröffnungsprogramm fand im angemieteten Cantate-Saal der Frankfurter Volksbühne statt und wurde per Bild und Ton in den Arkadensaal übertragen. Prof. Dr. Anne Bohnenkamp sprach in ihrer Begrüßung über Goethes Jahr 1824 mit Blick auf sein 50-jähriges Werther-Jubiläum. Dr. Mareike Hennig führte in die an diesem Abend eröffnete Friedrich-Ausstellung ein. Musikalisch umrahmt wurde das Bühnenprogramm vom Trio Hannari mit Hanna Ponkala-Nitsch, Violine, Larissa Nagel, Cello und Rie Kibayashi, Klavier mit Werken von Mozart, Schubert und Mendelssohn-Bartholdy. In den Gärten (Harfenmusik), im Goethe-Haus (Begrüßung des Shakespeare-Kranzes) und im Deutschen Romantik-Museum (Dr. Johannes Saltzwedel erläuterte die Werther-Ausstellung im Handschriftenstudio, Dr. Mareike Hennig und Dr. Nina Sonntag stellten die Friedrich-Ausstellung vor) wurde ein vielfältiges Programm geboten.

Am 31. August nachmittags beschenkte das Hochstift seine Gäste und Johann Wolfgang Goethe zum 275. Geburtstag mit dem Schattenspiel ›Faust. Der Tragödie erster Teik im Gartensaal. Das Theater der Dämmerung mit Friedrich Raad spielte zwei Stunden lang im vollbesetzten Saal. Die Dr. Hans Feith und Dr. Elisabeth Feith-Stiftung hat die Vorführung ermöglicht.

In zeitlicher Nähe zu Goethes Geburtstag liegt traditionell das Museumsuferfest (23.–25. August), zu dem in Goethe-Haus und Deutschem Romantik-Museum ein umfangreiches Programm an Führungen und Workshops angeboten wurde.

### *Reihe Lied & Lyrik und musikalische Vorträge*

24. April      460 Jahre William Shakespeare. Shakespeare-Songs und -Lieder aus fünf Jahrhunderten: Konzert mit Hans Christoph Begemann (Bariton) und Hilko Dumno (Klavier)
8. Mai        »Und über mir rauscht die schöne Waldeinsamkeit«. Der Wald im romantischen Lied: Konzert mit Jonas Müller (Bariton) und Burkhard Bastuck (Klavier)

15. Mai Der Wald als Raum der Sehnsucht und des Schreckens in der Musik der Romantik. Von wilden Jägern, prophetischen Vögeln und heiligen Hainen: Vortrag von Dr. Ulrike Kienzle (Mörfelden-Walldorf)
19. Sept. Goethes ›Werther‹ und die Musik. »Kein Wort von der alten Zauberkraft der Musik ist mir unwahrscheinlich«: Konzert mit Sylvia Ackermann (Tangentenflügel), Dr. Ulrike Kienzle (Lesung und Moderation), Anna Feith (Gesang)
4. Dez. Hugo von Hofmannsthal zum 150. Geburtstag: Konzert mit Lara Rieken (Sopran), Konstantin Paganetti (Bariton), Hedayet Jonas Djeddikar (Klavier)

### *Nacht der Museen/Internationaler Museumstag*

4. Mai Eine Nacht im Sturm und Drang. Von Shakespeare über Ossian zu Goethe und in den Wald mit der irischen Band ›Enbarr's Flight featuring John Fleming‹ in der Nacht der Museen
19. Mai Musikalische Intervention im Deutschen Romantik-Museum am Internationalen Museumstag mit Justin Lépany und Ensemble

### *Exkursionen und Spaziergänge*

12. Mai Auf den Spuren jüdischer Mitglieder des Freien Deutschen Hochstifts: Spaziergang mit Dr. Anja Heuß (Gelnhausen) und Dr. Joachim Seng
9. Juni Kafka und Frankfurt – Frankfurt und Kafka: Spaziergang mit Reinhard Pabst (Montabaur) zum 100. Todestag Franz Kafkas

### *Monika Schoeller-Dozentur für literarisches Übersetzen*

In Gedenken an Monika Schoeller, die Verlegerin und Förderin von Literatur und Übersetzung, wurde zum Wintersemester 2024/25 in Frankfurt am Main eine neue Dozentur eingerichtet, die dem Feld der literarischen Übersetzung gewidmet ist. Initiiert und getragen wird sie von der S. Fischer Stiftung und dem Freien Deutschen Hochstift in Zusammenarbeit mit dem Institut für Deutsche Literatur und ihre Didaktik sowie mit dem Institut für Allgemeine und Vergleichende Literaturwissenschaft der Goethe-Universität Frankfurt am Main. Im Geiste der Verlegerin und Mäzenin Monika Schoeller gilt sie der

Reflexion und Förderung des literarischen Übersetzens, dessen besondere Rolle gerade in Zeiten maschinengenerierter Übersetzungen der Aufmerksamkeit und Förderung bedarf. Die S. Fischer Stiftung ermöglicht es, jedes Jahr einen profilierten Übersetzer oder eine profilierte Übersetzerin nach Frankfurt einzuladen. Die Dozentur ist regulärer Bestandteil des Studiums einschlägiger Fächer an der Goethe-Universität und richtet sich gleichermaßen an interessierte Gäste.

Unter dem Motto »Am Ende ist alle Poesie Übersetzung« (Friedrich von Hardenberg in einem Brief an August Wilhelm Schlegel, 1797) widmete sich die Dozentur in Vortrag, Werkstatt und Lesung der Idee, Theorie sowie der Praxis des literarischen Übersetzens und war mit einem Seminar an der Universität verbunden. Für das Wintersemester 2024/25 wurde als erste Dozentin mit Uljana Wolf eine der bemerkenswertesten Lyrikerinnen und Übersetzerinnen der Gegenwart berufen. Das begleitende Seminar wurde geleitet von Prof. Dr. Frederike Middelhoff (Neuere Deutsche Literaturwissenschaft) und Prof. Dr. Caroline Sauter (Allgemeine und Vergleichende Literaturwissenschaft). An zwei Abenden (18. November 2024, 21. Januar 2025) widmete sich Uljana Wolf mit einem kombinierten Vortrags- und Lesungsformat den Verflechtungen von Dichtkunst und Übersetzung; am jeweils folgenden Tag bot sie einen Workshop zum literarischen Übersetzen an.

### *Weitere Kooperationsveranstaltungen*

- 7. März            Romantik im Wandel. Aktuelle Perspektiven der Romantikforschung: Podiumsdiskussion des DFG-Netzwerkes mit Prof. Dr. Frederike Middelhoff, Dr. Raphael Stübe (beide Frankfurt am Main) u. a.
- 11. Juli            »Ein wahrer Wissenshimmel auf Erden« – Goethe und die Physik: Vortrag und Führung in Kooperation mit dem Physikalischen Verein in Frankfurt am Main mit Prof. Dr. Roger Erb (Frankfurt am Main) und Dr. Konrad Heumann in der Reihe »Verweile doch!«
- 5. Nov.            Vom Leben in Zimmern und den Freuden des Müßiggangs: Lesung und Gespräch mit Prof. Dr. Roland Borgards (Frankfurt am Main), Dr. Christiane Holm (Halle), Prof. Dr. Claudia Lillge (Erlangen-Nürnberg), Stefan Wilkening (München). Eine Kooperation mit dem Institut für Deutsche Literatur und ihre Didaktik der Goethe-Universität Frankfurt sowie mit dem Secession Verlag Berlin
- 13. Nov.           Zwischen Frömmigkeit und Aufklärung. Goethe und Johann Philipp Fresenius. Vortrag und Gespräch mit Dr. Maria Götz

(Karlsruhe), Prof. Daniel Fulda (Halle), Prof. Dr. Christoph Strohm (Heidelberg), mit freundlicher Unterstützung der Else Kröner-Fresenius-Stiftung

*Vorträge, Gespräche und eine Finissage*

21. Januar »Wer sie nicht kannte, die Elemente ...«. Zur Finissage der Ausstellung »Kindheit im Wandel« gab der Zauberkünstler Stefan Alexander Rautenberg (Lich) eine heitere und phantastische Vorstellung im Gartensaal zum Auftakt des Veranstaltungsjahres
7. Februar Prof. Dr. Anne Bohnenkamp: Genesis. Beobachtungen zur Interdisziplinarität bei Goethe
17. April Goethe-Annalen 1824. Gespräch mit Prof. Dr. Anne Bohnenkamp, Prof. Dr. Ernst Osterkamp, Dr. Gustav Seibt (beide Berlin)
22. Mai Christoph Martin Wieland. Buchvorstellung und Gespräch mit Prof. Dr. Marcel Lepper (Leipzig) und Prof. Dr. Jan Philipp Reemtsma (Hamburg)
27. Juni »Auf diesem Traummeer«. Clemens Brentano und Anna Katharina Emmerick: Festakt anlässlich des 250. Geburtstags von Anna Katharina Emmerick, mit Martin Neubauer (Rezitation) sowie Prof. Dr. Wolfgang Bunzel und Dr. Konrad Heumann
10. Sept. Ein Abend zu E.T.A. Hoffmann. Lesung und Vortrag mit Tilman Spreckelsen (Frankfurt am Main) und Heiko Raulin (Düsseldorf)
10. Okt. Dr. Claudia Nordhoff (Rom): Die Landschaftskunst des Jakob Philipp Hackert. »Wenn es nur so leicht auszuführen wäre, als es aussieht« (Goethe)

*Freitags um vier im Gartensaal*

2. Februar Wilde Liebe oder weibliche Fürsorge für den verlassenen Revolutionär? Caroline Schlegel-Schelling und Georg Forster 1793 in Mainz, mit Andrea Hensgen (Frankfurt am Main)
1. März Eine Aphoristikerin wird entdeckt. Bettine von Arnim: »Der Tanz meiner Gedanken«: Buchvorstellung und Gespräch mit Prof. Dr. Wolfgang Bunzel und Petra Heymach (Berlin)
28. Juni Thomas Mann bittet zum Tanztee: Vortrag mit Reinhard Pabst und seinem Koffergrammophon

12. Juli »Will keiner trinken? Keiner lachen?« Gemeinsame Lektüre und Erläuterungen zu Goethes Faust (ab Vers 2073) mit Anne Bohnenkamp (Teil 5)
8. Nov. Ludwig Büchner (1924–1899) – Arzt, Dichterbruder, Philosoph und Gründungsmitglied des Freien Deutschen Hochstifts, mit Heiner Boehncke (Frankfurt am Main) und Joachim Seng
22. Nov. Das geraubte Bild. ›Lotte in Weimar‹ von Thomas Mann, mit Jasmin Behrouzi-Rühl

### *Vom Zwackelmann zur Tigertatze*

Die Kinderbuch-Vorlesereihe, die maßgeblich von der Marga Coing-Stiftung sowie auch von der Dieter und Elisabeth Boeck Stiftung gefördert wird, hat sich erfolgreich für Grundschulkindern etabliert. Die Schauspielerinnen Pirkko Cremer bestritt vier Lesungen, im Anschluss erhielten die Kinder die Gelegenheit, zusammen mit Dr. Doris Schumacher im Brüder Grimm-Raum Märchen zu raten. Die behandelten Kinderbücher waren:

- ›Ein Sommer mit Percy und Buffalo Bill‹ von Ulf Stark,
- ›Latte Igel‹ von Sebastian Lybeck,
- ›Kaspar, Opa und der Monsterhecht‹ von Mikael Engström,
- ›Ich will so gerne anders sein‹ von Paul Biegel.

Drei Lesungen führte der Autor, Sprecher und Theaterregisseur Thomas Klischke durch:

- ›Käpt'n Kaos. Das Geheimnis des A. T. I. R.‹ von Thomas Klischke selbst,
- ›Jim Knopf und Lukas der Lokomotivführer‹ von Michael Ende,
- ›Jim Knopf und die Wilde 13‹ von Michael Ende

### *Verweile doch! und Der Blaue Donnerstag*

11. April Ein Papagei knabbert an den Noten: Neue Ergebnisse der Provenienzforschung, mit Dr. Anja Heuß
23. Mai »Der schönste Stern des dichterischen Jahrhunderts«: Goethe und Byron, mit Prof. Dr. Anne Bohnenkamp
5. Sept. Herr Friedrich wird zornig. Eine Ausstellung zu Caspar David Friedrichs 250. Geburtstag, mit Dr. Nina Sonntag.
14. Nov. Wer? Wann? Wo? Die Interaktive Landkarte, mit Batuhan Ergün
- 8 Termine Lesungen in der Reihe »Der blaue Donnerstag« zu verschiedenen Themen der Romantik, mit Katharina Schaaf

*Jasmin Behrouzi-Rühl*

## Museums- und Medienpädagogik

Die seit der Eröffnung des Deutschen Romantik-Museums deutlich gesteigerte Nachfrage nach Führungen vor allem zu bestimmten Stoßzeiten machte eine Erweiterung des Teams der Gästeführerinnen und Gästeführer nötig: Führungen durch das Goethe-Haus bieten seit diesem Jahr auch Gillian Bachmann, Idris Bayram, Mei Li Weber und Anne Wietschorke an, letztere auch Rundgänge durch das Deutsche Romantik-Museum. Ute Schaldach unterstützt das Team inzwischen durch die Übernahme von Märchen-Führungen, Sibylle Hoffmann-Merz und Deborah D'Angelo betreuen zusätzlich das »Schreiben mit der Gänsefeder«, Chana Keck und Sibylle Hoffmann-Merz übernehmen auch Architektur-Führungen. Doris Schumacher führte für Janina Endner, die Elternzeit-Vertretung der Medienpädagogin Loreen Dalski, eine Weiterbildung zum Angebot »Romantik entdecken« durch. Zwei Schüler-Praktikantinnen, Dalila Turkovic und Inga Sulzbach, wurden vom Team Bildung und Vermittlung betreut.

Die Mitarbeiterinnen besuchten verschiedene Weiterbildungen, wobei Doris Schumacher einen Schwerpunkt auf die Zielgruppe der Seniorinnen und Senioren legte. Am 15. November vertrat sie das Hochstift beim Jahrestreffen des Netzwerks Kulturelle Bildung und Integration 2.0 der Beauftragten der Bundesregierung für Kultur und Medien zum Thema »Neue Erkenntnisse und Handlungsansätze für Kulturelle Bildung« in Berlin.

Verschiedene Kooperationen wurden fortgesetzt, so das Projekt »Kultur-öffner« (Amt für multikulturelle Angelegenheiten), das Projekt »Places to see« (Kulturamt Frankfurt) und die »Literarische Entdeckungsreise« (Frankfurter Bürgerstiftung). Beim Angebot »Together Frankfurt« des Lions Club fand nach acht Jahren eine Übergabe an die Freiberuflerin Annina Schubert statt, die nach einer entsprechenden Schulung die Betreuung für das Hochstift übernahm. Auch die Marienschule Fulda besuchte uns wieder mit einem ganzen Jahrgang zu einem abwechslungsreichen Programm.

Im Rahmen unserer Kooperation mit Prof. Dr. Anette Sosna (Universität Greifswald) im Projekt »Romantik revisited« wurde am 3. Juli als Hybrid-Veranstaltung aus Greifswald eine Weiterbildung für Lehrkräfte angeboten. Doris Schumacher stellte dabei das Romantik-Museum mit seinem Angebot für Schulen vor. Inzwischen ist als weiteres Museum neben dem Pommerschen Landesmuseum Greifswald das Bonner Beethoven-Haus für den Bereich romantische Musik hinzugekommen. Am 1. Oktober fand im Hochstift eine weitere Fortbildung für Lehrkräfte statt.

Das Team von Burg Hülshoff – Center for Literature (CfL), Programmbetrieb der Annette von Droste zu Hülshoff-Stiftung, hat im Juni 2024 16 Institutionen der Literaturvermittlung zur Bildung eines Netzwerks eingeladen, darunter auch das Hochstift. Neben der Weiterentwicklung der beiden Droste-

Museen steht der Ausbau der Vermittlungsarbeit auf dem Programm, bei dem in den nächsten drei Jahren ein Austausch mit anderen Museen und Institutionen gewünscht ist. Doris Schumacher vertritt das Hochstift in dieser Runde.

Die täglich um 15 Uhr angebotenen Öffentlichen Einführungen ins Romantik-Museum (30 Minuten) werden wegen der guten Nachfrage seit März am Wochenende zusätzlich um 11.30 Uhr eingerichtet. Zur Erweiterung des buchbaren Angebots wurden Rundgänge zur »Schwarzen Romantik« und zu »Frauen der Romantik« erprobt, zu letzterem Thema wurde auch die Frauen-Spur im Media-Guide einbezogen. Gut entwickelt haben sich die Kreativ-Angebote wie die in diesem Jahr 16mal durchgeführte Zeichenschule sowie die Zeichenkurse. Auch die Angebote zu Caspar David Friedrich wurden gut angenommen.

In der Nacht der Museen am 4. Mai gab es ein umfangreiches Programm mit Führungen, Kreativ-Angebot und Musik im Gartensaal. Die stündlichen Führungen im Goethe-Haus mussten aufgrund der hohen Nachfrage doppelt durchgeführt werden, das »Zeichnen im Garten« nutzten 50 Personen, das »Schattenspiel«-Angebot im Kaminzimmer 120 Personen. Gut nachgefragt waren auch die Angebote im Romantik-Museum, drei Theater-Führungen mit Kate Schaaf in der »Wälder«-Ausstellung, zwei Schauerromantik-Führungen mit Doris Schumacher und ein Rundgang in Englisch mit Henning Cromm.

Weitere Termine in Auswahl:

- |           |                                                                                     |
|-----------|-------------------------------------------------------------------------------------|
| 7. April  | Ferienwerkstatt »Illustriere dein Lieblingsmärchen«                                 |
| 21. April | Offenes Kaminzimmer, mit Jutta Blech                                                |
| 27. April | SaTOURday »Magie der Wälder«, mit Pirkko Cremer                                     |
| 19. Mai   | Internationaler Museumstag mit ausgeweitetem Führungsangebot und Musik              |
| 21. Juli  | Ferienwerkstatt »Illustriere dein Lieblingsmärchen«                                 |
| 13. Okt.  | Offenes Kaminzimmer, mit Soraya Hubmann                                             |
| 30. Nov.  | SaTOURday »Starke Frauen«, mit Pirkko Cremer                                        |
| 7. Dez.   | Süßigkeiten in der Kindheit Goethes, mit Katharina von Boehm-Bezing und Ben Schwarz |
| 7. Dez.   | Weihnachtszeit um 1800, mit Doris Schumacher                                        |

Seit Mai gibt es im Media-Guide neben Deutsch und Englisch auch Koreanisch zu lesen und zu hören.

*Doris Schumacher*

## Lehre, Vorträge, auswärtige Tätigkeiten

Prof. Dr. Anne Bohnenkamp hielt am 21. Januar auf Einladung der Goethe-Gesellschaft Wetzlar den Festvortrag zur Eröffnung des mehrfachen Jubiläumsjahrs; am 14. Februar folgte sie der Einladung der Goethe-Gesellschaft Augsburg und trug dort vor zum Thema »Gestaltenlehre ist Verwandlungslehre. Goethes »genetische Methode« und die »Klassische Walpurgisnacht«, vom 20. bis zum 22. Februar nahm sie an der Tagung der Arbeitsgemeinschaft germanistischer Editoren in Wuppertal teil und moderierte dort ein Panel zu digitalen Editionsprojekten. Vom 20. bis 23. März nahm sie in Metz an einer von der französischen Goethe-Gesellschaft und der Université de Lorraine veranstalteten internationalen Tagung zum Thema »Goethe und die europäische Romantik« teil und hielt dort einen Vortrag über Goethes Verhältnis zur Romantik im Spiegel seiner Arbeit am »Helena«-Akt. Am 9. Juli sprach sie vor dem Kolloquium des Instituts der Goethe-Universität über »Genesis. Beobachtungen zur Interdisziplinarität bei Goethe«. Sie nahm vom 3. bis 13. November an der Tagung der Goethe Society of North America in Chicago teil und hielt dort einen Vortrag »Neue Aufregung zu Faust«. Bei der Goethe-Gesellschaft Weimar am 19. November sprach sie zum Thema »Was die Welt im Innersten zusammenhält«. Am 11. Dezember reiste die Direktorin auf Einladung der Philosophischen Fakultät der Universität nach Ljubljana und stellte dort unter dem Titel »Das Haus zu den drei Leiern« die Arbeit des Freien Deutschen Hochstifts und die Geschichte des Frankfurter Goethe-Hauses vor.

Zur Vorbereitung einer Ausstellung zur polnischen Romantik, die in Kooperation mit dem Deutschen Polen-Institut (Darmstadt) und dem Ossolineum (Breslau) für 2026 im Hochstift geplant ist, fanden im Lauf des Jahres mehrere Treffen mit den Kooperationspartnern statt, u. a. reiste die Direktorin vom 7. bis zum 9. April auf Einladung des Ossolineums nach Breslau.

In ihrer Eigenschaft als Projektleiterin des Akademieprojekts »Propyläen« (Goethes Biographica) und des Akademienprojekts »Robert Schumanns Poetische Welt« nahm Frau Bohnenkamp mehrere Termine, meist in Weimar oder Würzburg, aber auch in Videokonferenzen, wahr. Außerdem war sie an Sitzungen der Auswahlkommission für die Wiederbesetzung der Direktion des Goethe- und Schiller-Archivs in Weimar beteiligt. Als Mitglied des Scientific Coordination Committee Editions des Konsortiums Text+ im Rahmen der vom BMBF initiierten Initiative zu Aufbau und Sicherung der Nationalen Forschungsdateninfrastruktur (NFDI) hat die Direktorin an mehreren Online-Besprechungen teilgenommen.

Auch in diesem Jahr war die Direktorin wiederholt eingeladen zu den Sitzungen des Vorstands und Kuratoriums der S. Fischer Stiftung, des Hessischen Rundfunkrats, des Stiftungsrats der Stiftung Polytechnische Gesell-

schaft, der Deutschen Akademie für Sprache und Dichtung, des Beirats des Kuratoriums Kulturelles Frankfurt, des Vorstands der Goethe-Gesellschaft, des Beirats der Effi Biedrzyński-Stiftung und des Vorstands der Novalis-Gesellschaft, ebenso zu Sitzungen der Jury des Kleist-Museums und der Jury für den Heine-Preis der Stadt Düsseldorf. Als Mitglied des Scientific Advisory Boards des Austrian Center for Digital Humanities and Cultural Heritage der Österreichischen Akademie der Wissenschaften nahm sie am 29. Februar und 1. März an einer Sitzung in Wien teil. Am 10. Mai stellte sie im Rahmen des Jahrestreffens der Ortsvereinigungen der Goethe-Gesellschaft in Ludwigsburg die Tätigkeiten des Hochstifts vor.

Im Sommersemester führt sie an der Goethe-Universität neben dem Oberseminar mit Prof. Bunzel ein Proseminar zum Thema »Der Wald in der Literatur« durch.

Prof. Dr. Wolfgang Bunzel bot im Sommersemester ein Seminar zu »Goethes Märchen« an, im Wintersemester 2024/25 folgte ein Seminar zum Thema »Zwischen den Epochen: Ferdinand Freiligrath«. Am 13. und 14. Februar hielt er auf der Tagung »Netzwerke. Italienische Kunst und Literatur in deutschen Zeitschriften« (1790–1830) in Rom den einleitenden Überblicksvortrag. Am 26. Februar stellte er im Rahmen des Studium Generale an der Volkshochschule Frankfurt den Autor und Publizisten Heinrich Heine vor, am Folgetag referierte er im Lessing-Museum Kamenz über das Thema »Loreley – Stationen eines Mythos«. Am 11. und 12. April nahm er gemeinsam mit Joshua Enslin an einer Tagung zum DFG-Projekt »Korrespondenzen der Frühromantik« teil, die an der Akademie der Wissenschaften und der Literatur in Mainz stattfand. Am 15. April referierte er vor der Goethe-Gesellschaft Plauen zum Thema »Die Brentanos und Goethe«. Am 21. April hielt der Leiter der Abteilung Romantik-Forschung in der Reihe »Musik plus« der Alten Oper wegen der großen Teilnehmerzahl zweimal in Folge im Atelierhaus des Petrihauses Rödelheim einen Vortrag über »Die Brentanos im PetriHaus«. Am 4. Mai folgte – in digitaler Form – ein Vortrag über den romantischen Wald für die Internationale Novalis-Gesellschaft. Vom 30. Mai bis zum 1. Juni nahm Prof. Dr. Bunzel an einer Tagung des Kleist-Museums in Frankfurt an der Oder zum Thema »Biographien schreiben – Biographien ausstellen« teil und präsentierte dort einen Vortrag mit dem Titel »Situative Konstellation(en)«, in dem er den Umgang mit Biographie(n) im Deutschen Romantik-Museum erläuterte. Auf dem Fachtag »Demokratiebildende Traditionen am Rhein«, der am 24. Juni an der Universität Koblenz stattfand, referierte er in einer Keynote über »Romantik und Parlamentarismus«. Am 28. September hielt er im Rahmen der Brentano-Akademie Aschaffenburg einen Vortrag zum Thema »Loreley: Facetten eines Mythos«. Auf der Tagung »Plaudereien über Plunder? Was Briefe von Frauen aus dem 18. und 19. Jahrhundert zeigen können« sprach er an der TU Darmstadt über »Briefe als weiblicher Denk-

Raum bei Bettine von Arnim«. Auf Einladung des Goethe-Instituts in Krakau war er am 18. November Hauptgast einer Podiumsdiskussion zur Politischen Romantik. Des weiteren nahm er an der Konferenz »Inclinations: Männerfreundschaften/Frauenfreundschaften« (21.–23.11.) am College for Social Sciences and Humanities in Essen teil, referierte dort über »Imaginierte Freundschaft: Bettine von Arnims ›Günderode«-Buch neu gelesen« und präsentierte außerdem Aphorismen aus dem Band ›Der Tanz meiner Gedanken« von Bettine von Arnim.

Dr. Mareike Hennig hielt am 5. Juni auf Einladung der Graphischen Gesellschaft zu Berlin / Vereinigung der Freunde des Kupferstichkabinetts e.V. einen Vortrag im Kupferstichkabinett Berlin. Unter dem Titel »Seine Ansicht über Kunst und was ihm heilig in der Kunst ist mitzutheilen«. Caspar David Friedrich im Deutschen Romantik-Museum in Frankfurt am Main« stellte sie vor, welche Rolle Friedrich im Museum und in den Sammlungen spielt und in welchen kunsthistorischen und literarischen Kontexten er präsentiert wird. Am 8. August war sie mit dem Vortrag »Denn die Verschiedenheit des Standpunktes ist die Verschiedenheit der Gemüther«. Caspar David Friedrich und Friedrich Wilhelm Basilius von Ramdohr streiten miteinander über Kunst« zu Gast beim Rotary Club Frankfurt am Main-Städel. Vom 4. bis 6. September nahm sie an der Jahrestagung der Leiterinnen und Leiter Graphischer Sammlungen in Deutschland, Österreich und der Schweiz in Dresden teil.

Dr. Joachim Seng sprach bei der Ringvorlesung des Instituts für deutsche Literatur und ihre Didaktik an der Goethe-Universität über »Frankfurter Büchersammlerinnen und Büchersammler aus fünf Jahrhunderten«, die in der Ausstellung »Beyers Bücherschatz. Vom Sammeln und Stiften vor Senckenberg« an der Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg endete. Im Rahmen der Vorlesung sprach der Leiter der Bibliothek auch über die Bibliothek von Johann Caspar Goethe.

## Brentano-Haus Oestrich-Winkel

Als einer der beiden Geschäftsführer der vom Freien Deutschen Hochstift gemeinsam mit der Stadt Oestrich-Winkel gebildeten Trägergesellschaft Brentano-Haus gemeinnützige GmbH begleitet Prof. Dr. Wolfgang Bunzel den Fortgang der Sanierungsarbeiten und kümmert sich um alle Belange, die Bezug zum Anwesen haben. Regelmäßig nimmt er an den Sitzungen der Baukommission teil. Nachdem im Frühjahr 2023 die Restaurierungsarbeiten der im ersten Obergeschoss befindlichen historischen Schauräume – sie umfassen den großen Salon und drei davon abgehende Kabinettzimmer (der sog. Rote Salon wurde bereits vor einiger Zeit vom Erdgeschoss nach oben transloziert) – abgeschlossen werden konnten, erfolgte im Frühsommer die Rückführung der darin befindlichen und für die Dauer der Sanierung andernorts im Haus zwischengelagerten Möbel und Einrichtungsgegenstände. Seitdem wird die ergänzend dazu geplante, thematisch zentrierte Dauerausstellung in den leeren und bereits sanierten ehemaligen Wohnräumen der letzten Eigentümer geplant. Wolfgang Bunzel hat mittlerweile ein Ausstellungskonzept erarbeitet, das auch schon dem Beirat des Brentano-Hauses vorgestellt wurde. Künftig wird er sich in Abstimmung mit den Ausstellungsgestaltern an die Detailplanung machen. Um die ergänzende Dauerausstellung realisieren zu können, müssen die nötigen Gelder für die museale Ausstattung und die museographische Gestaltung der Räume eingeworben werden.

Die bisherigen Planungen haben zwischenzeitlich allerdings eine neue Wendung erfahren, nachdem Hiltrud Michaeli geb. Birstein im Jahr 2023 verstorben ist. Frau Michaeli erhielt nach dem Ableben ihrer Mutter Marga von Brentano bei einer Erbteilung zwischen den drei Töchtern im Jahr 1964 erhebliche Bestände an historischen Möbeln, Kunstwerken und Gebrauchsgegenständen aus dem Brentano-Haus in Oestrich-Winkel. Der in der Schweiz lebende Sohn und Erbe ist bereit, diese Gegenstände dem Land Hessen zu schenken, so dass die derzeit leer stehenden Räume zumindest teilweise damit bestückt werden können. Dies macht eine komplette Neuplanung der ergänzenden Dauerausstellung nötig. Derzeit werden die in Frage stehenden Objekte gesichtet. Erst wenn eine vollständige Bestandsaufnahme vorliegt und die Modalitäten der Schenkung geklärt sind, lässt sich ein erneuertes Ausstellungskonzept erarbeiten, in dem diese Bestände in angemessener Weise berücksichtigt werden. Hierzu fand am 14. August eine gemeinsame Besprechung mit Kirsten Worms (Direktorin der Staatlichen Schlösser und Gärten Hessen) und Prof. Dr. Gerd Weiß (Vorsitzender des Freundeskreises Brentano-Haus) in Schloss Biebrich (Wiesbaden) statt.

In den vergangenen beiden Jahren war das Hauptproblem der Trägergesellschaft ihre prekäre wirtschaftliche Lage. Am 22. Februar gab es deshalb eine

Sondersitzung der Baukommission Brentano-Haus in Form einer Videokonferenz. Am 19. August fand dann die jährliche Gesellschafterversammlung im Bürgerzentrum Oestrich-Winkel statt; wegen der Vielzahl von Tagesordnungspunkten wurde sie am 30. August per Videokonferenz fortgeführt. Bei der Sitzung der Baukommission am 2. September nahmen Staatssekretär Christoph Degen und Referatsleiterin Ulrike Kiesche als Vertreter des Ministeriums für Wissenschaft und Kunst teil. Ergebnis war die am 15. Oktober kommunizierte Zusicherung, dass das Land Hessen die Trägergesellschaft künftig jährlich mit einem Betrag von € 40 000,- unterstützt, damit der Betrieb aufrechterhalten werden kann. Auf dieser Grundlage erscheint es möglich, die erfolgreiche Arbeit der letzten Jahre fortzusetzen.

Am 7. September lud Prof. Dr. Konrad Feilchenfeldt (München) aus Anlass seines 80. Geburtstags Weggefährten des Freien Deutschen Hochstifts und der Frankfurter Brentano-Ausgabe in die Gastronomie des Brentano-Hauses ein. Wolfgang Bunzel zeigte den Gästen im Rahmen einer Privatführung die restaurierten Räumlichkeiten des historischen Gebäudes.

Am Folgetag fand wieder der Tag des offenen Denkmals statt, an dem kostenlose Kurzführungen durch das Brentano-Haus angeboten wurden.

*Wolfgang Bunzel*

# Forschung und Erschließung

## Editionen und Forschungsprojekte

### *Historisch-kritische Ausgabe sämtlicher Werke und Briefe Clemens Brentanos (Frankfurter Brentano-Ausgabe)*

Clemens Brentano, Sämtliche Werke und Briefe. Historisch-kritische Ausgabe veranstaltet vom Freien Deutschen Hochstift, hrsg. von Anne Bohnenkamp, Ulrich Breuer, Wolfgang Bunzel, Ulrike Landfester, Christof Wingertzahn, Stuttgart: Kohlhammer Verlag 1975 ff.

Zum Jahresende 2024 lagen insgesamt 59 Bände der Ausgabe vor:

- 1 Gedichte 1784–1801, Text, Lesarten und Erläuterungen, unter Mitarbeit von Michael Grus hrsg. von Bernhard Gajek (2007)
- 2,1 Gedichte 1801–1806, Text, Lesarten und Erläuterungen, hrsg. von Bernhard Gajek und Michael Grus (2012)
- 2,2 Gedichte 1807–1813, Text, Lesarten und Erläuterungen, hrsg. von Michael Grus (2019)
- 3,1 Gedichte 1816/1817, Text, Lesarten und Erläuterungen, hrsg. von Michael Grus und Kristina Hasenpflug (1999)
- 3,2 Gedichte 1818/1819, Text, Lesarten und Erläuterungen, hrsg. von Michael Grus, Kristina Hasenpflug und Hartwig Schultz (2001)
- 3,3 Gedichte 1820–1826, Text, Lesarten und Erläuterungen, hrsg. von Michael Grus (2002)
- 4,1 Gedichte 1826–1827, Text, Lesarten und Erläuterungen, hrsg. von Holger Schwinn und Renate Moering (2020)
- 4,2 Gedichte 1827–1833, Text, Lesarten und Erläuterungen, hrsg. von Renate Moering und Holger Schwinn in Zusammenarbeit mit Ulrike Landfester (2022)
- 5,1 Gedichtbearbeitungen I, Text, Lesarten und Erläuterungen, unter Mitarbeit von Silke Franziska Weber hrsg. von Sabine Gruber (2011)
- 5,2 Gedichtbearbeitungen II, Trutz Nachtigal, Text, Lesarten und Erläuterungen, unter Mitarbeit von Holger Schwinn hrsg. von Sabine Gruber (2009)
- 6 Des Knaben Wunderhorn, Teil I, Text, hrsg. von Heinz Rölleke (1975)
- 7 Des Knaben Wunderhorn, Teil II, Text, hrsg. von Heinz Rölleke (1976)
- 8 Des Knaben Wunderhorn, Teil III, Text, hrsg. von Heinz Rölleke (1977)

- 9,1 Des Knaben Wunderhorn, Teil I, Lesarten und Erläuterungen, hrsg. von Heinz Rölleke (1975)
- 9,2 Des Knaben Wunderhorn, Teil II, Lesarten und Erläuterungen, hrsg. von Heinz Rölleke (1977)
- 9,3 Des Knaben Wunderhorn, Teil III, Lesarten und Erläuterungen, hrsg. von Heinz Rölleke (1978)
- 10 Romanzen vom Rosenkranz, Text und Lesarten, unter Mitwirkung von Michael Grus und Hartwig Schultz hrsg. von Clemens Rauschenberg (1994)
- 11,1 Romanzen vom Rosenkranz, Frühe Fassungen, Entstehung und Überlieferung, hrsg. von Dietmar Pravida (2006)
- 11,2 Romanzen vom Rosenkranz, Erläuterungen, hrsg. von Dietmar Pravida (2008)
- 12 Dramen I, Text, hrsg. von Hartwig Schultz (1982)
- 13,1 Dramen II,1, Aloys und Imelde, Text, unter Mitarbeit von Michael Grus und Simone Leidinger hrsg. von Christian Sinn (2010)
- 13,2 Dramen II,2, Dramen und Dramenfragmente; Prosa zu den Dramen, Text, hrsg. von Christina Sauer (2013)
- 13,3 Dramen II,3, Wiener Festspiele, Prosa zu den Dramen, Text, unter Mitarbeit von Dietmar Pravida und Christina Sauer hrsg. von Caroline Pross (2007)
- 14 Dramen III, Die Gründung Prags, Text, hrsg. von Gerhard Mayer und Walter Schmitz (1980)
- 15,1 Dramen I, Lesarten und Erläuterungen, hrsg. von Jutta Heinz und Cornelia Ilbrig (2023)
- 15,2 Dramen II,1, Aloys und Imelde, Lesarten und Erläuterungen, unter Mitarbeit von Holger Schwinn hrsg. von Christian Sinn (2011)
- 15,3 Dramen II,2, Dramen und Dramenfragmente; Prosa zu den Dramen, Lesarten und Erläuterungen, unter Mitarbeit von Cornelia Ilbrig und Christina Sauer hrsg. von Jutta Heinz (2014)
- 15,4 Dramen II,3, Lesarten und Erläuterungen, unter Mitarbeit von Simone Leidinger, Dietmar Pravida und Christina Sauer hrsg. von Caroline Pross (2008)
- 15,5 Dramen III, Die Gründung Prags, Lesarten und Erläuterungen, hrsg. von Ulrike Landfester (2020)
- 16 Prosa I, Godwi, Text, Lesarten und Erläuterungen, hrsg. von Werner Bellmann (1978)
- 17 Prosa II, Die Märchen vom Rhein, Text, Lesarten und Erläuterungen, hrsg. von Brigitte Schillbach (1983)
- 18,1 Prosa III,1, Italienische Märchen I, Text, hrsg. von Wolfgang Bunzel (2021)

- 18,3 Prosa III,2, Italienische Märchen II, Text, hrsg. von Ulrike Landfester (2014)
- 18,4 Prosa III,2, Italienische Märchen II, Lesarten und Erläuterungen, unter Mitarbeit von Judith Michelmann hrsg. von Ulrike Landfester (2018)
- 19 Prosa IV, Erzählungen, Text, Lesarten und Erläuterungen, hrsg. von Gerhard Kluge (1987)
- 21,1 Prosa VI,1, Satiren und Kleine Prosa, Text, Lesarten und Erläuterungen, hrsg. von Maximilian Bergengruen, Wolfgang Bunzel, Renate Moering, Stefan Nienhaus, Christina Sauer und Hartwig Schultz (2013)
- 21,2 Prosa VI,2, Kleine Prosa, Text, hrsg. von Michael Grus und Armin Schlechter (2021)
- 22,1 Religiöse Werke I,1, Die Barmherzigen Schwestern; Kleine religiöse Prosa, Text, hrsg. von Renate Moering (1985)
- 22,2 Religiöse Werke I,2, Die Barmherzigen Schwestern; Kleine religiöse Prosa, Lesarten und Erläuterungen, hrsg. von Renate Moering (1990)
- 23,1 Religiöse Werke II,1, Leben Mariä, Text, hrsg. von Johannes Barth (2016)
- 23,2 Religiöse Werke II,2, Leben Mariä, Lesarten, unter Mitarbeit von Michael Grus hrsg. von Johannes Barth (2024)
- 24,1 Religiöse Werke III,1, Lehrjahre Jesu, Teil I, Text, hrsg. von Jürg Mathes (1983)
- 24,2 Religiöse Werke III,2, Lehrjahre Jesu, Teil II, Text, hrsg. von Jürg Mathes (1985)
- 26 Religiöse Werke V,1, Das bittere Leiden unsers Herrn Jesu Christi, Text, hrsg. von Bernhard Gajek (1980)
- 27,1 Religiöse Werke II,3, Leben Mariä, Erläuterungen, unter Mitarbeit von Konrad Feilchenfeldt hrsg. von Marianne Sammer (2017)
- 27,2 Religiöse Werke V,2, Das bittere Leiden unsers Herrn Jesu Christi, Lesarten und Erläuterungen, hrsg. von Bernhard Gajek und Irmengard Schmidbauer (1995)
- 28,1 Materialien zu nicht ausgeführten religiösen Werken (Anna Katharina Emmerick-Biographie), Text, hrsg. von Jürg Mathes (1981)
- 28,2 Materialien zu nicht ausgeführten religiösen Werken (Anna Katharina Emmerick-Biographie), Lesarten und Erläuterungen, hrsg. von Jürg Mathes (1982)
- 29 Briefe I (1792–1802), nach Vorarbeiten von Jürgen Behrens und Walter Schmitz hrsg. von Lieselotte Kinskofer (1988)
- 30 Briefe II (Clemens Brentanos Frühlingskranz), hrsg. von Lieselotte Kinskofer (1990)
- 31 Briefe III (1803–1807), hrsg. von Lieselotte Kinskofer (1991)
- 32 Briefe IV (1808–1812), hrsg. von Sabine Oehring (1996)

- 33 Briefe V (1813–1818), hrsg. von Sabine Oehring (2000)
- 34 Briefe VI (1819–1823), hrsg. von Sabine Oehring (2005)
- 35 Briefe VII (1824–1829), hrsg. von Sabine Oehring (2012)
- 36 Briefe VIII (1830–1835), hrsg. von Sabine Oehring (2015)
- 37,1 Briefe IX (1836–1839), hrsg. von Sabine Oehring (2016)
- 37,2 Briefe X (1840–1842), hrsg. von Sabine Oehring (2017)
- 38,1 Erläuterung zu den Briefen 1792–1802, hrsg. von Ulrike Landfester (2003)
- 38,3 Erläuterungen zu den Briefen 1803–1807, hrsg. von Lieselotte Kinskofer (2004)

Die Frankfurter Brentano-Ausgabe wird derzeit – und voraussichtlich bis zu ihrem projektierten Abschluss im Jahr 2028 – aus Mitteln des vom Land Hessen finanzierten Innovations- und Strukturentwicklungsbudgets unterstützt, die über die Goethe-Universität Frankfurt am Main (konkret: die Professur für Neuere deutsche Literatur, die Prof. Dr. Roland Borgards innehat) zur Verfügung gestellt werden. Prof. Dr. Wolfgang Bunzel als vom Hochstift fest angestellter Leiter der Abteilung Romantik-Forschung hat die Funktion des Koordinators und Arbeitsstellenleiters. Zwei Projektmitarbeiter sind jeweils mit 50 %-Stellen an der Universität beschäftigt. Unterstützt werden sie von zwei studentischen Hilfskräften, die aus Mitteln des Hochstifts finanziert werden.

Der 2024 erschienene Band 23,2 ist beinahe ein Solitär in der Geschichte der Frankfurter Brentano-Ausgabe, da er nach Band 11,1 zu den ›Romanzen vom Rosenkranz‹ (2006) erst der zweite reine Lesarten-Band ist. Die große Menge der vorhandenen Lesarten verweist auf die besondere Entstehungsgeschichte des Textes: Der Autor hat das auf Visionen der stigmatisierten Augustinernonne Anna Katharina Emmerick zurückgehende ›Leben Mariä‹ zwar zu Lebzeiten weit vorangetrieben, konnte das Werk aber vor seinem Tod nicht mehr vollenden. Mit diesem Band liegt das Werk nunmehr zusammen mit Band 23,1 und Band 27,1 in einer insgesamt dreibändigen Edition vollständig vor. Das von Dr. Johannes Barth eingereichte Bandmanuskript umfasste etwa 80 % der Lesarten; das restliche Fünftel hat Dr. Michael Grus geliefert. Damit fehlen aus der Werkgruppe der Religiösen Schriften nur noch die beiden Textbände der ›Lehrjahre Jesu‹ III und IV sowie die zugehörigen beiden Kommentarbände.

Am 24. April fand eine Besprechung der Hauptherausgeber der Frankfurter Brentano-Ausgabe in digitaler Form statt.

Vom 19. Februar bis zum 12. April hat die Abteilung für Romantik-Forschung mit Herrn Lorenz Schmitt (Gießen) auch wieder einen Praktikanten betreut.

*Mitwirkende an der Frankfurter Brentano-Ausgabe:**Haupterausgeber:*

Prof. Dr. Anne Bohnenkamp (zugleich Projektleiterin, Frankfurt am Main), Prof. Dr. Ulrich Breuer (Mainz), Prof. Dr. Wolfgang Bunzel (Frankfurt am Main), Prof. Dr. Ulrike Landfester (St. Gallen), Prof. Dr. Christof Wingertzahn (Düsseldorf)

*Mitarbeiter der Brentano-Redaktion:*

Redaktionsleiter: Prof. Dr. Wolfgang Bunzel  
 Redakteure: Dr. Michael Grus, Dr. Holger Schwinn  
 studentische Hilfskräfte: Tristan Logiewa, Marie-Luise Vörös

*Bandherausgeber:*

Prof. Dr. Wolfgang Bunzel (Frankfurt am Main), Dr. Sabine Gruber (Tübingen/Leipzig), Dr. Michael Grus (Wiesbaden), Nico Imhof M.A. (St. Gallen), Prof. Dr. Ulrike Landfester (St. Gallen), Dr. Armin Schlechter (Speyer/Koblenz) und Dr. Holger Schwinn (Neu-Isenburg)

*Wolfgang Bunzel*

*Propyläen. Forschungsplattform zu Goethes Biographica*

Zum 1. Mai 2024 wurde für das nun im Hochstift angesiedelte Teilprojekt des Akademienprojekts »Propyläen – Forschungsplattform zu Goethes Biographica« Hans Clausen als neuer Mitarbeiter eingestellt. Die Stelle im Hochstift wird durch die Akademie der Wissenschaften und der Literatur Mainz finanziert; es handelt sich um ein Langzeitvorhaben in Kooperation mit der Klassik Stiftung Weimar und der Sächsischen Akademie Leipzig.

Das seit 2015 laufende Projekt verfolgt zwei Ziele: Zum einen wird auf Basis der vielschichtig erschlossenen Quellenbestände von Goethes Biographica eine integrierte Forschungsplattform zu Goethes Leben, Wirken und Werk aufgebaut, die gleichermaßen für die Wissenschaft wie auch für eine breite Öffentlichkeit zugänglich ist. Zum anderen werden die im Goethe- und Schiller-Archiv laufenden historisch-kritischen Editionen der Briefe und Tagebücher von Goethe, die um die Volltextwiedergabe bereicherte Regestausage der Briefe an Goethe sowie die Edition von Goethes »Begegnungen und Gesprächen« fortgeführt und abgeschlossen.

Herr Clausen arbeitet seit Mai 2024 – in enger Kooperation mit dem GSA und der Weimarer Querschnittsdirektion für digitale Transformation und im

Austausch mit Joshua Enslin – an der Auswertung und Visualisierung der im Projekt erarbeiteten Daten.

*Anne Bohnenkamp*

### *Robert Schumanns Poetische Welt*

Das interakademische Forschungsprojekt wird von der Sächsischen Akademie der Wissenschaften zu Leipzig, der Akademie der Wissenschaften und der Literatur Mainz und der Bayerischen Akademie der Wissenschaften München getragen. Ziel des auf eine Laufzeit von 24 Jahren angelegten Vorhabens ist die vollständige Rekonstruktion der poetischen Welt Schumanns über den Weg einer historisch-kritischen Edition des zentralen Bestands an Schriften, Dichtungen und großformatigen Vokalkompositionen unter Berücksichtigung der intermedialen und historischen Bezüge. Die Darstellung der verschiedenartigen medialen Manifestationen wird sowohl in gedruckten Notenbänden als auch auf einer Open-access-Plattform »Robert Schumann-digital« geleistet. Das Projekt verbindet editorisch-philologische Grundlagenerschließung und rezeptionshistorisch überfällige Neubewertung mit einem interdisziplinären Ansatz zwischen Musik- und Literaturwissenschaft sowie Digital Humanities (Digitale Edition). Es unterhält Forschungsstellen an den Standorten Leipzig, Frankfurt und Würzburg. Die Arbeitsstelle der Mainzer Akademie ist am Freien Deutschen Hochstift angesiedelt und der Romantik-Abteilung zugeordnet. Der Musikwissenschaftler Dr. Timo Evers ist hier seit Mitte Mai 2023 beschäftigt und unter anderem mit der historisch-kritischen Edition von Schumanns Libretti und Kompositionen betraut.

Erauert werden sollen 22 Notenbände sowie die digitale Edition des dichterischen und schriftstellerischen Œuvres. Seit Beginn des Projekts 2023 wurden die drei Arbeitsstellen in Frankfurt am Main, Leipzig und Würzburg ausgestattet sowie Bibliothek und Materialsammlung der ehemaligen Düsseldorfer Robert-Schumann-Forschungsstelle in die Arbeitsstellen in Leipzig und Würzburg überführt. Ferner wurden aufeinander abgestimmte Editionsrichtlinien sowohl für die Noten als auch für die literarischen Texte formuliert, einige der wichtigsten originalen Überlieferungsträger autopsiert, darunter Schumanns im Hochstift aufbewahrtes »Faust«-Konvolut, hochauflösende Scans der zu bearbeitenden Überlieferungsträger in Auftrag gegeben und die avisierte neue Schumann-Plattform, auf welcher die digitale Schumann-Edition künftig zu finden sein wird, minutiös geplant. In enger Zusammenarbeit mit dem Kompetenzzentrum »FUD – Die virtuelle Forschungs-umgebung für die Geistes- und Sozialwissenschaften« der Universität Trier wurden Eingabemasken modelliert und weitere Tools für die digitale Edition bestimmt.

Auf dieser Grundlage sollen in den nächsten Jahren folgende Kompositionen (vollständige Partituren und Klavierauszüge) und literarische Werke Robert Schumanns ediert werden (die Darstellung folgt der RSPW-Systematik):

- I. Musikalisches
  - I.1 Dramatisches
    - I.1.a Genoveva. Oper in vier Akten op. 81 (4 Notenbände)
    - I.1.b Manfred. Nach Lord Byron. Ouvertüre für großes Orchester. Dramatisches Gedicht in drei Abteilungen mit Musik op. 115 (2 Notenbände)
    - I.1.c Opernszenarien und -szenen: 50 einzelne Projekte unterschiedlichen Umfangs (1 Notenband)
  - I.2 Oratorisches
    - I.2.a Das Paradies und die Peri. Dichtung aus Lalla Rookh von Thomas Moore für Soli, Chor und Orchester op. 50 (3 Notenbände)
    - I.2.b Der Rose Pilgerfahrt. Märchen nach einer Dichtung von Moritz Horn für Soli, Chor und Orchester op. 112 (2 Notenbände)
    - I.2.c Szenen aus Goethes Faust für Soli, Chor und Orchester WoO 3 (3 Notenbände)
  - I.3 Vokalsymphonisches
    - I.3.a Lieder, Gesänge und Requiem aus Goethes Wilhelm Meisters Lehrjahre. – 2. Abteilung: Requiem für Mignon für Soli, Chor und Orchester op. 98b (1 Notenband)
    - I.3.b Der Königsohn. Ballade nach Ludwig Uhland. Für Solostimmen, Chor und Orchester op. 116 (1 Notenband)
    - I.3.c Des Sängers Fluch. Ballade nach Ludwig Uhland. Für Solostimmen, Chor und Orchester op. 139 (1 Notenband)
    - I.3.d Vom Pagen und der Königstochter. Vier Balladen nach Emanuel Geibel. Für Solostimmen, Chor und Orchester op. 140 (1 Notenband)
    - I.3.e Das Glück von Edenhall. Ballade nach Ludwig Uhland für Männerstimmen (Soli und Chor) und Orchester op. 143 (1 Notenband)
  - I.4 Repositorien
    - I.4.a Rezeptionsvorlagen zu den Libretti
    - I.4.b Rezeptionsdokumente zu den Kompositionen
- II. Literarisches
  - II.1 Dichterisches
    - II.1.1 Zur Vertonung vorgesehene Dichtungen
      - II.1.1.1 Libretti Dramatisches
        - II.1.1.1.a Genoveva op. 81
        - II.1.1.1.b Manfred op. 115
        - II.1.1.1.c Opernszenen und -szenarien

- II.1.1.2 Libretti Oratorisches
  - II.1.1.2.a Das Paradies und die Peri op. 50
  - II.1.1.2.b Der Rose Pilgerfahrt op. 112
  - II.1.1.2.c Szenen aus Goethes Faust WoO 3
  - II.1.1.2.d Oratorienentwürfe und -pläne
- II.1.1.3 Libretti Vokalsymphonisches
  - II.1.1.3.a Requiem für Mignon op. 98b
  - II.1.1.3.b Der Königssohn op. 116
  - II.1.1.3.c Des Sängers Fluch op. 139
  - II.1.1.3.d Vom Pagen und der Königstochter op. 140
  - II.1.1.3.e Das Glück von Edenhall op. 143
- II.1.2 Nicht primär zur Vetonung vorgesehene Dichtungen
  - II.1.2.1 Lyrik (aus Konvoluten und Sammlungen)
  - II.1.2.2 Epik (aus Konvoluten und Sammlungen)
  - II.1.2.3 Dramatik (aus Konvoluten und Sammlungen)
- II.2. Schriftstellerisches
  - II.2.1 Veröffentlichte und zur Veröffentlichung vorgesehene Schriften
    - II.2.1.a Neue Zeitschrift für Musik, sämtliche Bände 1834 bis 1844
    - II.2.1.b Einzelne Artikel in anderen Publikationsorganen
    - II.2.1.c Gesammelte Schriften über Musik und Musiker (1853/54)
    - II.2.1.d Dichtergarten für Musik (1853/1854)
  - II.2.2 Jugendprosa (aus Konvoluten und Sammlungen)
  - II.2.3 Materialien
    - II.2.3.a Mottosammlung
    - II.2.3.b (Auto-)Biographisches
    - II.2.3.c Konzertnotizen
    - II.2.3.d Leseprotokolle und Lektürebüchlein
  - II.2.4 Repositorien
    - II.2.4.a Besprochene Musikalien
    - II.2.4.b Besprochene Theoretica
    - II.2.4.c Sammlung von Musik-Stücken alter und neuer Zeit als Zuzug zur Neuen Zeitschrift für Musik, 71 Werke von Komponisten und Komponistinnen (2 Notenbände)

*Mitwirkende:*

*Arbeitsstelle Frankfurt am Main:*

Prof. Dr. Anne Bohnenkamp (zugleich Projektleiterin), Prof. Dr. Wolfgang Bunzel, Dr. Timo Evers

*Arbeitsstelle Leipzig:*

Prof. Dr. Stefan Keym (zugleich Projektleiter), Christopher Klatt, Dr. Armin Koch, Pia Schumacher, Dr. Isabell Tentler

*Arbeitsstelle Würzburg:*

Prof. Dr. Ulrich Konrad (zugleich Projektleiter), Dr. Carolin Hauck, Sophie Jans, Nelly Krämer-Reinhardt, Felicitas Stickler, Dr. Olivia Varwig, Constantin Will  
*Anne Bohnenkamp, Timo Evers*

*Bestandsdigitalisierung & Digitales Sammlungsmanagement.  
Inventarisierung und Sammlungspublikation*

Im Jahr 2024 führte das FDH die Publikation seiner Bestände auf Museum-Digital fort. Auch Dank des Projektes »Alltagsleben im 19. Jahrhundert« konnte die Anzahl der publizierten Objekte des Hauses von 8501 zum 1. Januar 2024 auf 9924 zum 1. Januar 2025 erhöht werden. Die Datenweitergabe an die Deutsche Digitale Bibliothek (DDB) konnte zum Jahresende automatisiert werden. Die Gesamtzahl der in museum-digital:musdb erfassten Objekte des Hauses erhöhte sich von 48 112 auf 48 594.

*Joshua Enslin*

*Digitalisierung von Teilbeständen des Hausarchivs*

Das im Jahr 2023 beim Hessischen Ministerium für Wissenschaft und Forschung, Kunst und Kultur beantragte Teilprojekt des Freien Deutschen Hochstifts im Projekt »Alltagsleben im 19. Jahrhundert« (eine Kooperation mit der Universitätsbibliothek der Goethe Universität Frankfurt und der Kinder- und Jugendbuchsammlung der Goethe-Universität), in dem sich das Hochstift mit der Digitalisierung derjenigen Bestände aus dem Hausarchiv befasste, die einen Bezug zur Geschichte des Goethe-Hauses im 19. Jahrhundert haben,<sup>3</sup> konnte bis Ende März erfolgreich abgeschlossen werden. Im Berichtsjahr war die Projektarbeit auf die Erfassung der Handschriftenbestände fokussiert. Das Projekt stellte das Hochstift besonders organisatorisch vor neue Herausforderungen. Einerseits waren die Zielbestände zu einem großen Teil nur unzureichend geordnet und bisher nicht mit Inventarnummern versehen. Nur zu kleineren Teilbeständen bestanden erste Ansätze zu einer Systematik, die ih-

3 Vgl. Jahrb. FDH 2024, S. 403 f.

rerseits aus den 1950er Jahren stammte. Im Rahmen des Projektes mussten die Bestände also zuerst einmal neu gesichtet, sortiert und gegebenenfalls grundinventarisiert werden, bevor eine Tiefenerschließung möglich war. Besonders im Bereich der Handschriften konnte dies nur dadurch aufgefangen werden, dass mit Ralf Gnosa ein bereits bestens mit der Arbeit der Handschriftenabteilung vertrauter Mitarbeiter für das Projekt gewonnen werden konnte.

Im Rahmen des Projektes wurden insgesamt 653 Objekte erschlossen und digital veröffentlicht: 94 Graphiken, 75 Fotografien (Kunstsammlungen), 42 Bücher und Zeitungsausschnitte (Bibliothek) und 442 Handschriften (v.a. Briefe und Rechnungen).<sup>4</sup> Die zunächst über Museum-Digital veröffentlichten Objektdatensätze wurden in die Deutsche Digitale Bibliothek überführt und werden dort gemeinsam mit den weiteren online publizierten Beständen des Hochstifts in regelmäßigen Abständen aktualisiert. Über die Deutsche Digitale Bibliothek sollen sie mittelfristig in das geplante Kulturportal des Landes Hessen einfließen.

*Joachim Seng*

### *Provenienzprüfung des Handschriftenbestandes*

Vom Oktober 2021 bis August 2024 überprüfte Dr. Anja Heuß, gefördert vom Deutschen Zentrum Kulturgutverluste, die Provenienzen der Handschriften, die in den Jahren 1933 bis 1945 erworben wurden. Die Geschichte der Objekte wurde im Hinblick auf mögliche Restitutionsfälle erforscht und bewertet.<sup>5</sup> Vorangegangen war in den Jahren 2019–2021 die Aufarbeitung der Erwerbungen in den Kunstsammlungen aus demselben Zeitraum. Geprüft wurden insgesamt 736 Autographe (331 Erwerbungsverfahren). Die Ergebnisse wurden mittels einer Farbskala visualisiert:

- Grün: Bei 511 Autographen ließ sich die Provenienz lückenlos rekonstruieren. Ein verfolgungsbedingter Entzug konnte ausgeschlossen werden.
- Gelb: Bei 205 Autographen blieb die Provenienz lückenhaft, ohne dass konkrete Hinweise auf einen verfolgungsbedingten Entzug vorliegen.
- Orange: Bei 9 Autographen ist ein jüdischer Vorbesitzer namentlich bekannt. Es konnte jedoch nicht geklärt werden, ob die Objekte verfolgungsbedingt veräußert wurden.

<sup>4</sup> Siehe <https://hessen.museum-digital.de/series/1447>.

<sup>5</sup> Die gesamte Untersuchung ist dokumentiert unter <https://hessen.museum-digital.de/series/1016>.

- Rot: In 11 Fällen ist die Provenienz der Autographe eindeutig belastet. Sie stammen meist von Sammlern oder Händlern, die in der Zeit des Nationalsozialismus verfolgt wurden und die Objekte aus diesem Grund verkaufen oder abgeben mussten, so dass sie als Restitutionsfälle zu bewerten sind. Ein eigenhändiger Brief Goethes an Johann Baptist Ladislaus Pyrker vom 2. Oktober 1827 wurde 1942/43 im besetzten Kiew erworben und an das Hochstift verkauft.<sup>6</sup> Auf der Homepage des Hochstifts wird detailliert über einige Fälle mit problematischer Provenienz sowie über die Restitution einer Handschrift des Malers Jacob Roux (1771–1830), einem bekannten Porträtisten der Goethe-Zeit, an die Erben von Beno Berl Kaufmann (1862–1942), die im Januar 2024 stattfand, berichtet.<sup>7</sup>

In einem Fortsetzungsprojekt sollen abteilungsübergreifend die Provenienzen der Erwerbungen der Jahre 1945 bis 1955 erforscht werden, in denen weiterhin mit zur NS-Zeit entzogenen oder geraubten Objekten gehandelt wurde.

*Anja Heuß*

### *Provenienzforschung und Restitution im Bereich der Kunstsammlung*

Als Folge der inzwischen abgeschlossenen Provenienzforschung zu den zwischen 1933 und 1945 erworbenen Objekten der Kunstsammlung durch Dr. Anja Heuß und nach umfanglichen Gesprächen konnte am 30. Juli das Gemälde ›Ansicht von Dresden‹ des Malers Johann Christian Vollerdt an die Familie des Galeristen Fritz Goldschmidt restituiert werden. Bevollmächtigter der Erben war Timoteo Goldschmidt, dem das Bild durch eine Kunsttransportfirma zugestellt wurde. Die Kunstsammlung ist froh über den freundlichen und guten Austausch mit der Familie Goldschmidt und dankt Dr. Anja Heuß für ihre gute Arbeit und stete Hilfe.

*Mareike Hennig*

### *Dokumente zur Baugeschichte des Goethe-Hauses*

Als Vorarbeit zur geplanten Sanierung des Goethe-Hauses wurde im Dezember 2023 mit der Erschließung der etwa 300 erhaltenen Rechnungen betreffend den Umbau des Hauses durch Goethes Vater in den Jahren 1755/56 be-

<sup>6</sup> Hs-9691.

<sup>7</sup> <https://freies-deutsches-hochstift.de/forschung/provenienzforschung/restitutionsfaelle-2>.



Zusätzlich zu den Rechnungen trug Nina Sonntag kontinuierlich die weiteren für die geplante Sanierung relevanten Quellen zusammen. Dazu gehören zum einen Text- und Archivquellen zur Baugeschichte seit dem Kauf durch das Hochstift, zum anderen heterogenes Bildmaterial wie Fotos, Postkarten, Graphiken, Illustrationen oder Pläne, die nach Stockwerken und Räumen geordnet ablegt werden. In dem so entstehenden »Raumbuch« finden sich neben den historischen Quellen auch eine Dokumentation zum Zustand der Zimmer und seiner Objekte sowie Fragestellungen und Angaben zu notwendigen bzw. wünschenswerten Maßnahmen. Das Raumbuch wird projektbegleitend weitergeführt und bildet die dokumentarische Grundlage für die kommenden Arbeiten.

### *Restaurierungen und Sicherungsmaßnahmen im Goethe-Haus*

Im April führten der Holz- und Möbelrestaurator Christoph Dettmering und seine Mitarbeiterin Sylke Rös notwendige Maßnahmen an Möbeln des Goethe-Hauses durch. So wies der Aufsatz-Sekretär im südlichen Seitenkabinett allseitig lose und fehlende Furnierteile auf. In sorgfältig-kleinteiliger Arbeit ergänzten die Restauratoren insgesamt acht Furnierfehlstellen und leimten insgesamt 25 lose Furniere fachgerecht nieder. Kleinere Fehlstellen wurden gefüllt und störende Stellen retuschiert. Das aufwendig gearbeitete Möbel kommt nun auch wieder im Detail zur Geltung. Ebenfalls wurden die Ahornader-Marketerien der Kommode aus dem Cornelia-Zimmer wieder eingeleimt und ergänzt,<sup>8</sup> darüber hinaus konnten die losen bzw. gebrochenen Beine und Verstrebungen zweier Nussbaum-Stühle aus dem Zimmer der Frau Rath wieder gefestigt werden.

Die Frankfurter Schränke im Vorsaal des ersten Stocks ließen sich nur schleifend öffnen und schließen.<sup>9</sup> Herr Dettmering und Frau Rös bauten bei beiden Schränken das Schloss aus und fetteten es, zudem wurden lose Nägel an den Metallverschlüssen der rechten Tür herausgezogen und nachgenagelt. Ein Zapfenband wurde unterlegt und die Türen zueinander ausgerichtet. Beim linken Schrank wurden zudem die Füße des schief stehenden Möbels unterlegt. Außerdem wachste Herr Dettmering die Beschädigung an der Tür des linken Schrankes am oberen Profil aus und montierte an der Korpuskante ein entsprechendes Klötzchen, um weitere Schäden zu vermeiden. Schließlich wurde an der rechten Korpusseite oben ein loses Furnierteil eingeleimt.

Im November wurde im Zusammenhang mit den Untersuchungen des Goethe-Hauses in Hinblick auf die geplante Sanierung ein Schaden unter der

8 Inv.Nr. IV-401.

9 Inv.Nr. IV-216 und IV-217.

Treppe im Erdgeschoss entdeckt. Über der Kellerluke befindet sich ein mit Akanthusbättern verzierter Tragstein, der die zwei großen scharrierten Boden- bzw. Trittplatten des ersten Treppenabsatzes trägt. Dieser wies zwei größere Risse auf, die durch die Traglast verursacht worden sein müssen. Da der Zustand bedenklich war, wurde mittels zweier eingekeilter Holzbalken sofort eine provisorische Abstützung geschaffen.

### *Vorbereitungen zur Sanierung des Goethe-Hauses*

Zwischen Januar und März waren sechs Architekturbüros eingeladen, sich an Ort und Stelle ein Bild vom Zustand des Goethe-Hauses zu machen. Alle Büros hatten sich um den Auftrag für die Erstellung einer Machbarkeitsstudie beworben. In mehrstündigen Führungen durch Mareike Hennig und Nina Sonntag konnten die Bewerber einen Eindruck von der Komplexität und dem Umfang des Projektes gewinnen. Beauftragt wurde schließlich das Büro Stephan Dreier aus Niederbrechen. Am 12. Juni fand ein Auftaktgespräch mit den Projektverantwortlichen des Büros, Stephan Dreier und Reinhard Spiekermann, und denen des Hochstifts statt.

Zu den ersten Maßnahmen gehörte das Aufnehmen der historischen Pläne zum Wiederaufbau, die bisher nicht digitalisiert waren und nun vollständig und abrufbar im »Raumbuch« vorliegen (siehe S. 392). Inzwischen liegt ein von Simon Matthiesen von der Firma Merotop erstelltes 3D-Modell vor, aus dem sich Grundrisse, Schnitte usw. extrahieren, Ansichten wie Isometrien oder Axonometrien erstellen und darüber hinaus Materialien oder Beleuchtungssituationen simulieren lassen.

Im September begannen die konkreten Untersuchungen der unterschiedlichen Gewerke. Der Stuck-Restaurator Sven Trommer nahm die massiven Schäden im Bereich der Stuckdecken, Wände und Unterzüge auf. Die Ergebnisse wurden mit den vorhandenen Statikplänen abgeglichen und brachten Gewissheit über die statischen Berechnungen des Wiederaufbaus. In den Stuckmarmor-Kartuschen im Vorsaal des zweiten Stocks auf der Seite der Bibliothek konnte Herr Trommer unter der grün-gelblichen Fassung frühere Fassungen in unterschiedlichen Rot-Ocker-Abstufungen finden. Erst bei der zuletzt vorgenommenen Renovierung wurde beim Stuckimitat also statt eines Rottons ein Grünton gewählt. Dies deckt sich mit den Ausführungen von Heinrich Pallmann, Gründungsmitglied der Goethehaus-Kommission und Verfasser des ersten Goethe-Haus-Führers von 1889, der von einer roten Stuckmarmorierung sprach.

Im September fand ein Ortstermin mit den Firmen Neumeister & Schnierle und WK Elektrotechnik zur Planung der technischen Aspekte der Sanierung statt. Die 1996/97 eingesetzten Elektroleitungen müssen nach so langer Zeit

ausgetauscht werden. Gleichzeitig sollen alte Kabel und Installationen möglichst vollständig rückgebaut werden. Ende September war Carmen Witt-Schnäcker, Restauratorin für Wandmalerei und Architekturoberflächen, zu einer ersten Begehung im Goethe-Haus. Mitte Oktober untersuchte die Kanalreinigungsfirma Weecks Material, Zustand und Verlauf der Entwässerungsröhre, um einen möglichen Sanierungsbedarf mit einplanen zu können. Der Steinmetz Axel Belloth (Belloth-Schneider Naturstein GmbH) führte im November eine Probereinigung an zwei Sandstein-Bodenplatten (rot und weiß) im Vorsaal des Erdgeschosses, unmittelbar vor der Treppe, durch. Eine schnelle Reinigung mit einem säurefreien Grundreiniger und anschließender Abnahme des Schmutzes brachte ein gutes Ergebnis. In den kommenden Monaten soll beobachtet werden, ob und wie schnell sich wieder eine sichtbare Verschmutzung der Platten ergibt. Daher wurde die Reinigung in dem stark frequentierten Laufbereich durchgeführt. Als weitere Vorarbeiten wurden durch einen Mitarbeiter der Firma Belloth-Schneider Naturstein GmbH einerseits der Untergrund unter den Sandsteinplatten im Vorsaal des dritten Stocks sowie der Bodenaufbau im Dachboden untersucht. Hierzu erfolgten Probeöffnungen, die dokumentiert und im Anschluss wieder sorgfältig geschlossen wurden. Bei der Öffnung des Dachbodenbodens konnte der sich in Nord-Südrichtung verlaufende Stahlträger des Unterzuges gefunden werden, der über dem Vorsaal im dritten Stock verläuft. Im Dezember war der Statiker Joachim Prüfer aus Butzbach im Haus. Es wurde ein erster Vergleich des Gebäudes mit der von der Firma Hochtief nach dem Krieg erstellten statischen Berechnung und den darin enthaltenen Plänen vorgenommen. Zusammen mit Herrn Prüfer wurden auch die Gewölbekeller besichtigt und festgestellt, dass in einigen Bereichen insbesondere der Gewölbekappen Fehlstellen in der Verfüguung sichtbar sind, die saniert und wieder geschlossen werden müssen.

### *Leihgaben*

Von Dezember 2023 bis Anfang April 2024 waren die Gemälde ›Schwäne im Schilf‹ von Caspar David Friedrich und ›Verschneiter Wald mit Steinkreuz‹ von Carl Gustav Carus in der Jubiläumsausstellung »Caspar David Friedrich. Kunst für eine neue Welt« der Hamburger Kunsthalle zu sehen.

Im Januar gab die Kunstsammlung drei Leihgaben in die Ausstellung ›Staging Hofmannsthal‹ an das Theaternuseum in Wien: das Porträt des August Hofmann, Edler von Hofmannsthal von einem unbekanntem Künstler, Oskar Strnads Zeichnung von Hugo von Hofmannsthals Wohnung in der Stallburggasse und eine chinesische Schale aus dem Besitz Hofmannsthals.

Anfang April reiste Caspar David Friedrichs ›Weidengebüsch bei tiefstehender Sonne‹ in die Alte Nationalgalerie in Berlin und war bis Anfang Au-

gust in der zweiten großen Jahresausstellung »Caspar David Friedrich. Unendliche Landschaften« zu sehen.

Vom Juni bis September lieh die Kunstsammlung fünf Zeichnungen von Hans Traxler in die Ausstellung »Traxler zeichnet Goethe« ans Goethe Museum Düsseldorf. Es handelte sich um die Blätter »Goethe in Rom«, »Goethe treibt Schabernack in Rom, Tischbein hat's gezeichnet«, »Goethes italienische Muse«, »Goethe und Charlotte von Stein« und »Auch Du in Arkadien«.

Mit 18 Leihgaben trug die Kunstsammlung zur Ausstellung »Die internationale Wirkung von Goethes Roman ›Die Leiden des jungen Werthers‹ seit 1800« in den Städtischen Museen in Wetzlar bei. Die Ausstellung lief vom 23. August 2024 bis zum 3. Februar 2025.

Am 19. Oktober eröffnete im Dommuseum Frankfurt die Ausstellung »Raumwunder. Frankfurter Maler entdecken das Kircheninterieur«. Die Kunstsammlung lieh die Gemälde ›Das Innere von St. Leonhard in Frankfurt am Main‹ von Johann Ludwig Ernst Morgenstern, ›Das Innere der Liebfrauenkirche in Frankfurt am Main‹ von Christian Georg Schütz d. Ä., ›Das Innere einer Kirche‹ von Christian Stöcklin sowie die Pinselzeichnung ›Gretchen im Dom‹ von Moritz Retzsch.

*Mareike Hennig, Nina Sonntag*

## Publikationen

### *Publikationen des Freien Deutschen Hochstifts*

Jahrbuch des Freien Deutschen Hochstifts 2024, hrsg. von Anne Bohnenkamp, Göttingen: Wallstein. (476 Seiten, mit Beiträgen von Hendrik Birus, Theo Elm, Timo Evers, Héctor Canal, Klaus Martin Kopitz, Gerhard Kurz, Johannes Saltzwedel, Sören Schmidtke, Joachim Seng, Peter Sprengel.)

Clemens Brentano, Sämtliche Werke und Briefe. Historisch-kritische Ausgabe, veranstaltet vom Freien Deutschen Hochstift, Bd. 23,2: Religiöse Werke II,2: Leben Mariä, Lesarten, unter Mitarbeit von Michael Grus hrsg. von Johannes Barth, [Redaktion: Michael Grus und Holger Schwinn,] Stuttgart: Kohlhammer. (552 Seiten)

Wälder. Von der Romantik in die Zukunft. Ein Thema – drei Museen – drei Perspektiven, Ausstellungskatalog Deutsches Romantik-Museum, Frankfurt am Main; Senckenberg Naturmuseum, Frankfurt am Main; Museum Sinclair-Haus, Bad Homburg, 16. März – 11. August 2024, hrsg. von Anne Bohnenkamp-Renken, Brigitte Franzen, Nicola Lepp und Kathrin Meyer, Frankfurt am Main: Freies Deutsches Hochstift – Frankfurter Goethe-Museum. (176 Seiten, mit Beiträgen u. a. von Anne Bohnenkamp, Wolfgang Bunzel, Nicola Lepp)

- Ulrike Kienzle, Winterreise. Wilhelm Müller und Franz Schubert jagen einen Liebenden durch Eis und Schnee, Frankfurt am Main: Freies Deutsches Hochstift – Frankfurter Goethe-Museum. (24 Seiten)
- Dirk von Petersdorff, Auf der Suche nach Zauberworten. Joseph von Eichendorff beim Dichten zusehen, Frankfurt am Main: Freies Deutsches Hochstift – Frankfurter Goethe-Museum. (24 Seiten)
- Armin Schlechter, »...eine Geschichte unserer Poesie und poetischen Cultur«. Die Liedersammlung ›Des Knaben Wunderhorn‹. Achim von Arnim und Clemens Brentano sammeln Volkslieder, Frankfurt am Main: Freies Deutsches Hochstift – Frankfurter Goethe-Museum. (24 Seiten)
- Christiane Wiesenfeldt, Klingende Geisterreiche. E. T. A. Hoffmann resümiert die musikalische Romantik, Frankfurt am Main: Freies Deutsches Hochstift – Frankfurter Goethe-Museum. (24 Seiten)

### *Weitere Veröffentlichungen (Auswahl)*

- Adoruno/Tseran – ōfuku shokan 1960–1968 = Adorno/Celan – Briefwechsel 1960–1968, hrsg. von Joachim Seng, übersetzt von Kazuyuki Hosomi, Tōkyō: Ikubundō.
- Anne Bohnenkamp, »Gestaltenlehre ist Verwandlungslehre«. Zur »genetischen Methode« als einem interdisziplinären Schlüsselkonzept, in: Publications of the English Goethe Society 93, S. 34–51.
- Anne Bohnenkamp, World Cultures Inspiration and Reception: Britain, in: Goethe in Context, ed. by Charlotte Lee, Cambridge (= Literature in Context), S. 254–262.
- Wolfgang Bunzel, Das Prosagedicht. Genese und Funktionslogik einer Gattung der literarischen Moderne, in: Grenzzritte zwischen Vers und Prosa / Chevauchements du vers et de la prose (1700–1900), hrsg. von Georges Felten, Hugues Marchal, Niklas Bender, Würzburg: Königshausen & Neumann (= Philologie der Kultur 19), S. 169–188.
- Mareike Hennig, »Die Freude, die wir an den Blumen haben, das ist noch ordentlich vom Paradiese her«, in: Caspar David Friedrich – wo alles begann, Ausstellungskatalog Dresden, Kupferstich-Kabinett, 24. August – 17. November 2024, Albertinum, 24. August 2024 – 5. Januar 2025, hrsg. von den Staatlichen Kunstsammlungen Dresden, bearb. von Holger Birkholz, Petra Kuhlmann-Hodick, Stephanie Buck, Hilke Wagner, Dresden: Sandstein, S. 320–325.
- Dietmar Pravida (zusammen mit Gerrit Brüning), Text als System. Hans Zeller, die Editionstheorie und der semiologische Strukturalismus, in: Editio 38, S. 163–182.

# Erwerbungen

## Kunstsammlungen

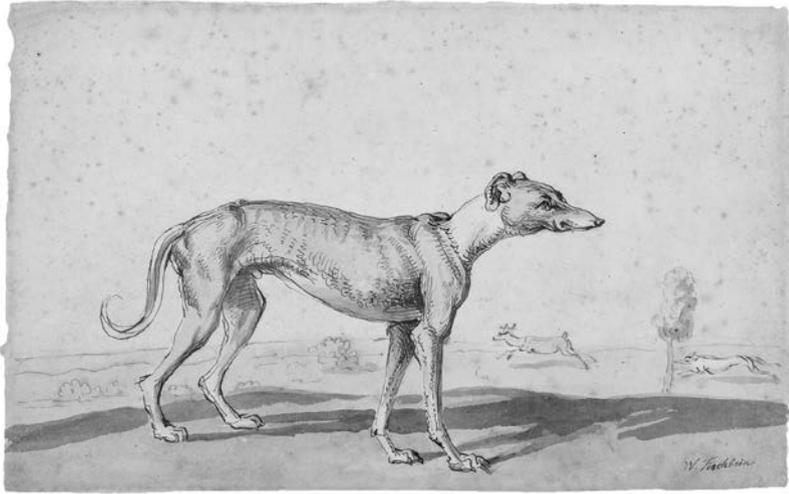
Am 30. November erhielt die Kunstsammlung aus dem Nachlass der privaten Sammlung von Dr. Jan Meißner vier Graphiken, die dem Hochstift durch seine Frau Adelheid Meißner übergeben wurden. Die Kunstsammlung ist Jan und Adelheid Meißner sehr dankbar für dies schöne Geschenk.

Von besonderer Bedeutung und Qualität ist die Zeichnung eines Windhundes von Johann Heinrich Wilhelm Tischbein (1751–1829).<sup>10</sup> Die aquarellierte Federzeichnung ist 330×200 mm groß und wurde vom Künstler signiert (Abb. 13). Der Zustand ist stabil und recht gut. Stockflecken, die über das gesamte, leicht vergilbte Blatt verteilt sind, stören den Eindruck nicht erheblich. Durch seine enge Beziehung zu Goethe ist Johann Heinrich Wilhelm Tischbein für die Sammlung des Freien Deutschen Hochstifts von zentraler Bedeutung. Nachdem im vergangenen Jahr die schöne Zeichnung der Fliehenden von Tischbein die Sammlung der Handzeichnungen bereicherte, ist der Windhund eine weitere willkommene Ergänzung dieses Bestands.

Der schlanke Hund ist ganzfigurig im Profil nach rechts gezeigt. Mit schnellem Federstrich legte Tischbein die Beine in Schrittstellung an, die hochgezogenen Ohren, der eingerollte Schwanz und die wachsamten Augen geben dem Tier Spannung. Das kurze Fell wird durch schnelle Striche und Häkchen definiert, eine graue Lasur mit weiß belassenen Partien gibt ihm Farbigkeit und Glanz. Mit sparsamen Linien legte der Zeichner einen tiefen Horizont an, wenige Büsche und ein Bäumchen definieren den Raum als freie Landschaft. Hier springt im Hintergrund ein weiterer Hund einem skizzierten Hirsch hinterher, so dass der Windhund die Assoziation »Jagdhund« erhält. Der knapp angelegte Raum wird in Grüntönen laviert, Tiefenwirkung erhält er vor allem durch den dichten dunklen Schatten, den der Windhund – von vorn links beleuchtet – auf den Boden wirft. Das Blatt ist weder eine einfache Skizze noch ein ausgearbeitetes Werk und auch als Vorlage für ein Gemälde zu konzentriert und zu reduziert angelegt. Es gehört so zu den charakteristischen Blättern, die Tischbein den Tieren widmete.

Tiere durchziehen Tischbeins Werk von seiner Jugend an. In Zeichnungen unterschiedlicher Techniken, Aquarellen und Gemälden sind sie nicht allein Begleiter des Menschen, sondern oft alleiniges Thema. Dabei kommen Hof- und Haustiere ebenso vor wie einheimisches Wild und exotische Tiere. Tisch-

<sup>10</sup> Inv.Nr. III-16128.



*Abb. 13. Johann Heinrich Wilhelm Tischbein, aquarellierte Federzeichnung eines Windhundes.*

bein zeigt sie in Skizzen, Porträts, Szenerien ihres eigenen Lebensumfeldes, aber auch in erzählerischen Bildern wie in Tierkämpfen oder Illustrationen etwa des ›Reineke Fuchs‹. Im Besitz des Hochstifts befindet sich bereits die Mappe ›Têtes des différents animaux‹, die Tischbein 1796 herausgab. Sie versammelt Radierungen von Tierporträts, für die der Künstler einen jeweils spezifischen Ausdruck suchte. Dazu kommen in unserer Sammlung eine feine Federzeichnung von nistenden Tauben und ein großes, in Gouache ausgeführtes Blatt mit Schwänen und einem Stier, zwischen dessen Hörnern drei Grazien tanzen. Der Windhund ergänzt diese Sammlung um einen Aspekt der Tierdarstellungen Tischbeins, der ihr bislang fehlte.

Ebenfalls aus der Sammlung Dr. Jan Meißners kamen zwei Radierungen von Jakob Philipp Hackert (1737–1807) in die Sammlung.<sup>11</sup> Wie Tischbein steht auch Hackert für die intensive Auseinandersetzung Goethes mit der bildenden Kunst. Zusammen mit Hackert zeichnete Goethe vor der Natur und er bewunderte dessen Landschaften. Einen besonderen Schwerpunkt in Hackerts Œuvre bilden die Bäume. Sie sind Gegenstand zahlreicher Zeichnungen und tauchen prominent in den Vordergründen seiner Landschaften auf. Dabei

<sup>11</sup> Inv.Nr. III-16130 und III-16131.

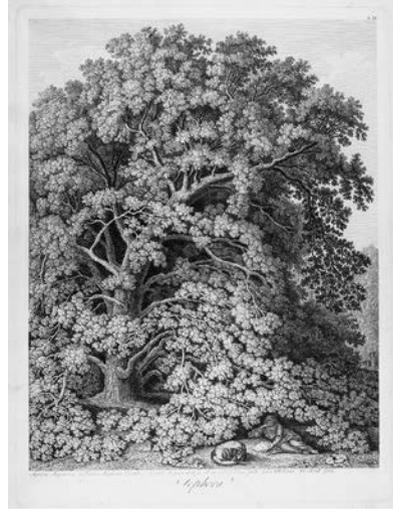
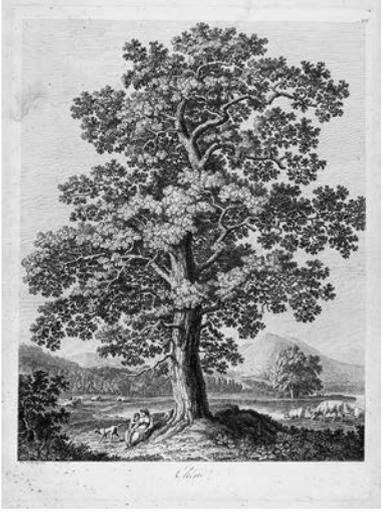


Abb. 14–15. Jakob Philipp Hackert,  
Eiche und Schnurbaum aus den »Principes pour apprendre  
à dessiner le paysage d'après nature« (1802).

war Hackert die Wiedererkennbarkeit der einzelnen Bäume besonders wichtig. 1802 erschien sein Lehrbuch »Principes pour apprendre à dessiner le paysage d'après nature«, das anhand von Umrissradierungen die grundlegenden Baum- und Blattformen vorstellt. Gleichzeitig entstand eine Serie von acht großformatigen, aufwendig ausgeführten Baumdarstellungen, eingebunden in Landschaften. Sie umfassen Kastanie, Eiche, Linde, Sophora japonica, Pappel, Buche, Tanne und Trauerweide. Diese Auswahl weicht von der des Lehrbuchs ab, das statt der Saphora japonica und der Eiche die stärker verbreiteten Formen der Pinie und des Ahorns zeigte. Die beiden Blätter der Sammlung Meißner gehören in die 1801/1803 entstandene berühmte Serie der sorgfältig ausgearbeiteten Bäume. Sie zeigen zum einen die Eiche (Abb. 14), zum anderen den Schnurbaum (Saphora japonica; Abb. 15) und sind mit 553 × 450 mm bzw. 553 × 448 mm recht groß. In der Bezeichnung gab Hackert neben der Bestimmung des Baumes auch das Datum und den Ort der Entstehung an. So heißt es bei der Eiche, bzw. »Chêne«: »Phil: Hackert f: 1802. a Firenze.« Der Japanische Schurbaum wird noch genauer eingeordnet: »Sophora Japonica au Jardin Anglais à Caserte, desiné d'après nature et gravé à l'eau par Philippe Hackert 1801.« In beiden Fällen bestimmt der Baum im Vordergrund die Darstellung, doch fügte Hackert beide in eine Landschaft ein. So sitzt unter der Eiche eine Hirtin mit Kind und Hund, hinter dem gewaltigen Baum liegen ein See, an



Abb. 16. Friedrich Wilhelm Delkeskamp, Schloss Sooneck am Rhein.

dessen Ufer Kühe grasen, eine Waldlandschaft und eine Gebirgskette. Beim Schnurbaum reichen die Zweige bis auf den Boden herab, so dass kein Durchblick möglich ist. Auch hier nutzt eine antikisch gewandete Figur mit ihrem Hund den Schatten unter den Ästen und studiert eine geometrische Zeichnung. Die genaue topographische Einordnung verdeutlicht, dass Hackert tatsächlich konkrete Baumporträts anfertigte, die er an Ort und Stelle zeichnerisch aufnahm. Beide Blätter fügen sich schön in den Kontext der Graphischen Sammlung.

Schließlich kam aus der Sammlung Meißner noch eine Zeichnung von Friedrich Wilhelm Delkeskamp (1794–1872).<sup>12</sup> Das 219×291 mm große Blatt zeigt Schloss Sooneck am Rhein (Abb. 16). Es wurde mit Feder in Schwarz über Bleistift ausgeführt und mit Pinsel in Grau laviert. Signiert und beschriftet ist die Zeichnung mit Feder unter der Darstellung links mit »nach der Natur gez. von F.W. Delkeskamp« und mittig mit »Schloß Sooneck am Rhein Besetzung der Prinzen von Preussen«. Der Maler und Kupferstecher Delkeskamp war seit 1822 für einige Jahre und seit 1830 ganz in Frankfurt ansässig. Bekannt ist er für seine Stadtansichten, vor allem für den zwischen 1858 und 1864 entstandenen übergroßen »Malerischen Plan von Frankfurt am Main und

12 Inv.Nr. III-16129.



Abb. 17. *Caroline von Heygendorff,*  
Bleistiftzeichnung von *Carl August von Sachsen-Weimar* in privater Kleidung.

seiner nächsten Umgebung, nach der Natur aufgenommen und aus geometrischer Vogelschau gezeichnet«. Für diesen hatte er zuvor alle Gebäude der Stadt skizziert. Bereits bei seinem ersten Frankfurt-Aufenthalt fertigte Delkeskamp eine Radierung des Goethe-Hauses, die weite Verbreitung erfuhr. Unser Neuzugang zeigt eine klassisch aufgebaute Landschaft. Von links fallen die bewaldeten Hügel zum Fluss auf der rechten Seite ab, das sorgfältig gezeichnete Schloss steht im Mittelgrund der Landschaft, vorn rechts bildet ein großer Baum das Gegengewicht zur Architektur und besetzt zudem den Vordergrund. Auf Delkeskamps Arbeit als Kupferstecher verweisen in dieser Arbeit die vedutenhafte Ansicht und der feinlinige Strich.

Anfang Februar kamen als Geschenk von Dr. Andreas Dietzel zwei Klebealben in die Kunstsammlung.<sup>13</sup> Die Alben wurden von Carl Wolfgang von Heygendorff (1806–1895) angelegt, dem Sohn von Caroline von Heygendorff, vormals Jagemann, und Großherzog Carl August von Sachsen Weimar-Eisenach. Die bekannte Schauspielerin und der Großherzog unterhielten eine langjährige, allgemein bekannte Liebesbeziehung, aus der vier Kinder hervorgingen. Carl Wolfgang war nach dem früh verstorbenen ersten Sohn das zweite Kind des Paares. Mit der Erhebung seiner Mutter in den Adelsstand

13 Inv.Nr. III-16138a und III-16138b.

erhielt auch er 1809 den Namen von Heygendorff. Carl Wolfgang von Heygendorff schlug eine militärische Laufbahn in der sächsischen Armee ein. Er lebte zunächst auf dem Rittergut von Heygendorff bei Weimar, später in Dresden, wohin auch seine Mutter nach dem Tod des Großherzogs zog. Er war dreimal verheiratet, zunächst mit Meta Abegg, dann mit Therese Adelaide von Watzdorff und schließlich mit Rosa Klara von Könneritz. Die von ihm zusammengestellten Klebealben haben sich im Familienbesitz erhalten. Sie wurden über Jahrzehnte geführt und versammeln hauptsächlich Amateurlkunst, wie sie zeitgenössisch als Freundschaftsgaben oder in Salons produziert wurde. Darunter finden sich Drucke, Zeichnungen, Stickereien, gepresste Pflanzen, kleine Gouachen oder Aquarelle. Auch motivisch ist die Bandbreite groß und versammelt Veduten, Porträts, Genreszenen, Tiere und Blumen. Zahlreiche Stücke stammen aus dem Umkreis der Gattinnen des Besitzers, vor allem aus dem Therese von Watzdorffs. Bemerkenswert sind im zweiten Band zwei kleine Bleistiftzeichnungen von der Hand Caroline von Heygendorffs, die den Großherzog als Brustbild in privater Kleidung zeigen (Abb. 17). Sie weisen eine erkennbare Ähnlichkeit mit Porträts Carl Augusts auf. Hervorzuheben ist im ersten Band das farbige Interieur aus dem Schloss Siebeneichen bei Meißen von der Hand eines unbekanntenen Künstlers sowie eine Bleistiftzeichnung von Moritz Retzsch. Der zweite Band birgt die kleine Gouache einer Pilgerin von oder nach Louise Seidler und die bereits erwähnten Porträtzeichnungen des Herzogs. Insgesamt umfassen die beiden Klebebände den Zeitraum von etwa 1830 bis 1860 und dokumentieren so das Umfeld Carl Wolfgang von Heygendorffs in Weimar ebenso wie in Dresden.

Ebenfalls als Geschenk gelangten im Januar drei Graphiken aus dem Besitz von Prof. Dr. Hans Aurenhammer und Frau Veronika Pirker-Aurenhammer in die Kunstsammlung. Darunter befindet sich die 367 × 270 mm große Radierung ›Bergkapelle‹ nach einem Gemälde von Ernst Ferdinand Oehme (1797–1855; Abb. 18).<sup>14</sup> Der Spätromantiker hatte das großformatige Bild im Entstehungsjahr 1842 im Sächsischen Kunstverein ausgestellt. Es zeigt eine kleine gotische Kapelle auf einer verschneiten Hügelkuppe, hinterfangen von einem langgestreckten Hügelzug. Von rechts wandern drei Figuren durch den Schnee zur Kapelle, weitere sind rechts in der Ebene sichtbar. Der Maler hatte das Gemälde in verschiedenen Zeichnungen und Aquarellen vorbereitet und nahm das Motiv 1850 noch einmal auf. Oehme gehört zu den wichtigsten Malern der Dresdener Spätromantik. Johan Christian Clausen Dahl und Caspar David Friedrich förderten den jungen Maler, befreundet war er mit Ludwig Richter. An die Motive seiner Lehrergeneration erinnern die fein ausgearbeiteten Felsblöcke, Tannen und Sträucher im Schnee, ebenso wie die einsame Kirche. Mit

14 Inv.Nr. III-16134.



Abb. 18. Wilhelm Witthöft nach Ernst Ferdinand Oehme, Bergkapelle.

der jüngeren Generation teilte Oehme das erzählerische Element. Der Dresdner Kupferstecher Wilhelm Witthöft setzte das Gemälde in eine Radierung um und veröffentlichte sie gemeinsam mit Stichen nach Gemälden von Ludwig Richter, Heinrich Bürkel, u. a. in seinem Mappenwerk ›Ausgeführte Radierungen nach Originalgemälden und Zeichnungen deutscher Künstler‹ (1842). Seine Radierung hält sich treu an das Vorbild und übersetzt den klaren kalten Farbklang von blau, weiß und schwarz in ein kontrastreiches Schwarzweiß. Unser Exemplar stammt jedoch nicht aus dem Mappenwerk, es handelt sich hier um einen über 15 Jahre später erfolgten Nachdruck der Radierung Witthöfts als Kunstbeilage der Zeitschrift ›Faust. Polygraphisch-illustrirte Zeitschrift für Kunst, Wissenschaft und geselliges Leben‹ (Jg. 5, 1858). Das Blatt ist in der Platte bezeichnet und betitelt und trägt zusätzlich unten links die Angabe »Beilage zu Aurer's Faust«.

Ein weiteres Blatt der Schenkung ist ebenfalls eine Beigabe der Zeitschrift ›Faust. Polygraphisch-illustrirte Zeitschrift für Kunst, Wissenschaft, Industrie und geselliges Leben‹, diesmal auf das Jahr 1856. Die 353 × 256 mm große Lithographie findet sich auf der Rückseite eines Kalenders.<sup>15</sup> Sie zeigt einen Knaben, der in einem mit Teppichen und Vorhängen reich ausgestatteten

15 Inv.Nr. III-16133.

Raum am Boden sitzt und aus einer großen Spanholzdose allerlei Spielzeug auspackt. Auf einem Tischchen sind bereits Zinnsoldaten aufgestellt, am Boden schwimmen Schiffchen in einem kleinen Wasserbecken, Figuren, Häuser, Eisenbahn und Reiter kommen dazu. Umgeben ist das Interieur von einer breiten arabesken Rahmung, die in einer losen Verbindung durch Ranken, Blätter und leichte Architekturelemente Allegorien der vier Jahreszeiten zeigt. Drei Genien, z. T. mit Schmetterlingsflügeln, streuen und gießen von oben Blüten und Wasser herab und werden von Schwalben begleitet. Am linken Rand hält die Personifikation des Sommers Ähren im Arm und reicht einen Fruchtekorb nach oben. Ihr gegenüber lässt sich eine junge Frau durch einen Genius Trauben in einen Kelch pressen. Den Winter symbolisiert eine große Engelsfigur mit Mohnkapseln, die einen bärtigen Alten sanft umfasst und ihm den Weg weist. Ausgeführt wurde die ungewöhnliche Lithographie durch Franz Kollarz (1825–1894), der zu jener Zeit soeben sein Studium an der Wiener Akademie der bildenden Künste beendet hatte und als Graphiker auch später oft nach eigenen Entwürfen arbeitete.

Das dritte, 225 × 163 mm große Blatt ist in Wasserfarben und Gouache ausgeführt und zeigt eine halbfigurige Darstellung, die als Faust überliefert war, aber eher Mephisto vorstellt.<sup>16</sup> Die hagere Figur ist nach links gewandt, hat die Arme vor der Brust verschränkt und blickt über die Schulter nach rechts. Geleitet ist sie in einen schwarzen Rock mit Spitzenkragen und roten Schlitzen, einen rotgefütterten Umhang und ein schwarzes Barett mit langer roter Hahnenfeder. Zwar kommt die Feder am Hut in der Faust-Ikonographie oftmals vor, doch ist diese im Gegensatz zu der seines Begleiters Mephisto gebauschter und dichter. Der Farbklang von schwarz und rot, die schmale, spitze Hahnenfeder, aber vor allem die Physiognomie mit den diagonal hochgezogenen Augenbrauen, den schmalen Augen und dem verschlagenen Lächeln deuten auf Mephisto. Die Figur steht vor einer summarisch angelegten Landschaft mit violetten Hügeln unter einem orange-violetten Himmel. Die starke Pose, das Kostüm und die undifferenzierte Landschaft lassen auf eine Theaterszene vor Kulissen denken. Stilistisch lässt sich das Blatt in das frühe 20. Jahrhundert einordnen. Ein genaues Datum und ein Künstler sind nicht bekannt, es ließe sich durchaus ein Amateurlünstler annehmen.

Ein weiterer Teil der Neuzugänge kam über die Bibliothek in die Kunstsammlung. Zunächst konnte die Sammlung der Guckkastenblätter um ein zentrales topographisches Motiv im Goethe-Kontext ergänzt werden: Der Kupferstich ›Auerbachs Hof in Leipzig‹ wurde von Johann Baptist Bergmüller (1724–1785) nach einer Zeichnung von Johann August Rosmähler (1752–



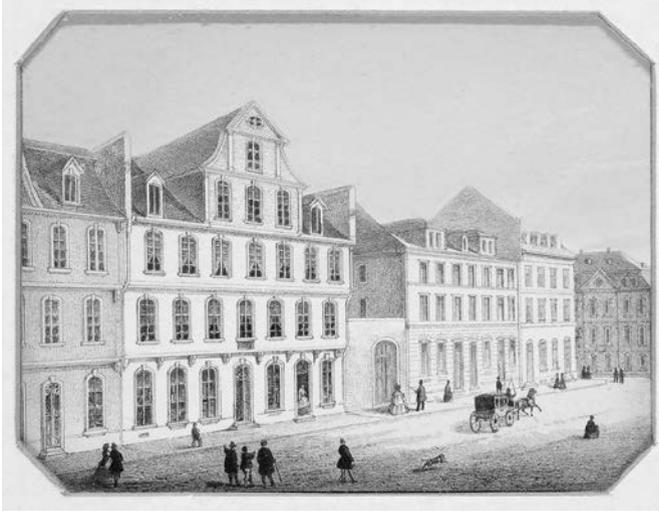
Abb. 19. Johann Baptist Bergmüller nach Johann August Rosmäsfler, Guckkastenbild zu Auerbachs Hof in Leipzig.

1783) um 1780 gefertigt (Abb. 19).<sup>17</sup> Zu sehen ist Auerbachs Hof mit dem Naschmarkt. Das 314 × 463 mm große Blatt ist, wie bei den international verwendeten Guckkastenblättern üblich, mehrsprachig betitelt, hier auf deutsch und französisch. Der französische Titel wird über der Darstellung in Spiegelschrift wiedergegeben – ein weiteres Merkmal und zugleich Hinweis auf die Betrachtungsweise, denn erst durch den Guckkasten erscheinen Schrift und Motiv seitenrichtig.

Darüber hinaus konnte die Bibliothek ein großes Konvolut von 31 Frankfurt-Ansichten für die Kunstsammlung erwerben.<sup>18</sup> In passend angefertigten Passepartouts in insgesamt neun Holzrähmchen zusammengefasst, zeigen die fein gearbeiteten kolorierten Stahlstiche Einzelgebäude und Plätze (z. B. Römer, Börse, Saalbau, Eschenheimer Turm), Denkmäler (Goethe, Schiller, Gutenberg), Kirchen (z. B. Dom, St. Leonhard, Paulskirche), Bahnhöfe und eine Gesamtansicht Frankfurts aus der Vogelschau mit Blick über den Main. Die maximal 75 × 58 mm messenden Einzeldarstellungen entstanden vermutlich in den 1850er Jahren. Rückseitig finden sich auf allen Rahmen handschriftliche Bezeichnungen des Motivs. Die aufwendige und mit Liebe zum Detail

<sup>17</sup> Inv.Nr. III-16124.

<sup>18</sup> Inv.Nr. III-16125.



*Abb. 20. Das Goethe-Haus nach dem Jahr 1857, Stahlstich.*

erdachte Rahmung spiegelt den persönlichen Wert, den die Sammlung für den Vorbesitzer gehabt haben muss. Das Arrangement wurde daher nicht aufgelöst und wird gerahmt aufbewahrt. Eine Besonderheit innerhalb des Konvoluts stellt die recht exakt datierbare Ansicht des Goethe-Hauses dar (Abb. 20): Zum einen fehlen bereits die eisernen Fenstergitter im Erdgeschoss, die 1857 von den damaligen Eigentümern entfernt wurden. Darüber hinaus verfügt das Haus hier über zwei anstatt der drei Eingänge, die uns durch ein Foto des Fotografiers Straub und Kühn aus dem Jahr 1862 überliefert sind.<sup>19</sup> Bereits im April 1857 stellten die Eigentümer beim Stadtbauamt einen positiv beschiedenen Antrag auf Einbau eines Ladengeschäfts im Erdgeschoss. Nachdem Goethes Geburtshaus 1861 in den Besitz des Tapeziermeisters Johann Georg Clauer gelangt war, stattete er es zur besseren Rentabilität mit einem weiteren Geschäft aus (es beherbergte zu diesem Zeitpunkt ein Möbelgeschäft und eine Buchhandlung). So wird mit der vorliegenden, zwischen 1857 und 1862 entstandenen Ansicht ein spezifischer Zeitabschnitt der Baugeschichte des Goethe-Hauses festgehalten, der im Hochstift bisher noch nicht bildlich dokumentiert war.

<sup>19</sup> Vgl. Inv.Nr. FA-IIb-00001.

Ende Juli hatte das Hochstift die Möglichkeit zwei Gemälde anzukaufen, die sich bereits seit 1965 als Dauerleihgaben in der Gemäldesammlung befinden. Es handelt sich um das Porträt der Caroline Freifrau von Heygendorff, geb. Jagemann von Joseph Carl Stieler,<sup>20</sup> und um das Porträt Carl Augusts von Sachsen-Weimar Eisenach von Johann Ernst Heinsius.<sup>21</sup> Beide Gemälde sind wichtige Werke unserer Dauerausstellung. Sie waren bereits in der alten Gemäldegalerie ausgestellt und hängen auch in der Galerie im Neubau an zentraler Stelle. Sie beleuchten das personelle Umfeld Goethes in Weimar. Dabei ist das Porträt der Caroline von Heygendorff qualitativ hervorzuheben. Der bayerische Hofmaler Stieler (1781–1858) malte die Weimarer Schauspielerin, die auch in Wien und Berlin gefeiert wurde, 1828/29 in der Rolle der Portia. Zu diesem Zeitpunkt war sie bereits seit über 25 Jahren mit Carl August liiert. Das repräsentative Bildnis war der letzte Auftrag, den der Großherzog an einen Maler vergab, er starb noch vor der Fertigstellung. Die Dargestellte verließ daraufhin Weimar, das Gemälde verblieb lange in Familienbesitz.

Das kleinere Porträt Carl Augusts entstand bereits um 1780. Es zeigt den Herzog im strengen Profil nach links, im Hochoval mit Machtinsignien wie Uniformrock, Orden und Leopardenfellkragen. Hervorzuheben ist die Frisur des Dargestellten: Der junge Herzog trägt kurz nach seinem Regierungsantritt keinen Zopf mehr, sondern eine sogenannte Schwedenfrisur, die für eine Abkehr von den Idealen des Ancien Régime stand und als politisches Statement in Weimar Aufsehen erregte. Maler des Porträts war der frühere Kunstlehrer des Herzogs und Weimarer Hof- und Kabinettmaler Johann Ernst Heinsius (1731–1794). Auch dieses Gemälde befand sich lange im Familienbesitz der Familie von Heygendorff.

Drei passepartouirierte und gerahmte Radierungen des Arztes und Künstlers Jean-Galbert Salvage (1770–1813) erhielt die Sammlung Anfang November von Dr. Wolfgang Cilleßen (bis Oktober 2024 Kurator am Historischen Museum Frankfurt) als Geschenk.<sup>22</sup> Die drei Blätter stammen aus einem aufgelösten Exemplar von Salvages ›Anatomie du gladiateur combattant applicable aux beaux arts, ou Traité des os, des muscles, du mécanisme de mouvements, des proportions et des caractères du corps humain‹, das er 1812 in Paris schrieb, illustrierte und publizierte. Insgesamt umfasst das Album 74 Folio-Blätter mit 22 Illustrationen. Auch wenn Salvages Kupferstichwerk nicht in Christian Schuchardts Inventar der Kunstsammlung Goethes (1848) verzeichnet ist, dürfte es durch seine inhaltlichen Bezüge zur antiken Skulptur in der Kombination mit medizinisch-anatomischen Sachverhalten für Goethe von

20 Inv.Nr. IV-1959-002.

21 Inv.Nr. IV-1959-003.

22 Inv.Nr. III-16144, III-16145, III-16146.

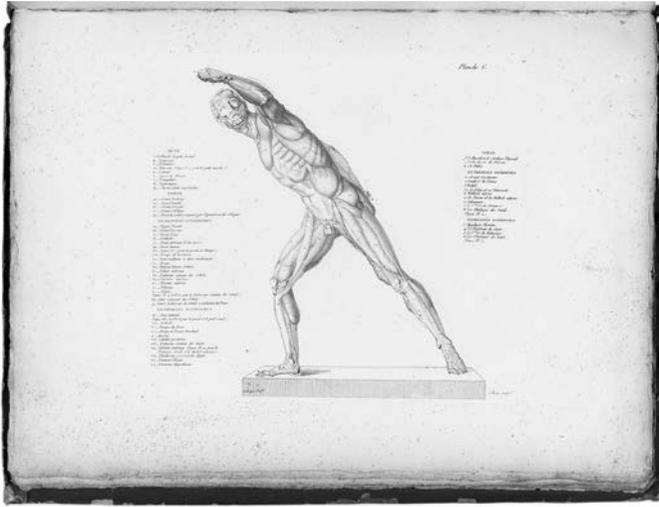


Abb. 21. Jean-Galbert Salvage, *Écorché des Borghesischen Fechters* aus ›*L'art de connaître les hommes par la physionomie*‹ (1812).

Interesse gewesen sein. So finden sich bei Schuchardt vergleichbare Werke, etwa Galleriewerke und Sammlungen, Kupfer- und lithographische Hefte zu antiker, mittelalterlicher und neuerer Skulptur, Architektur und Malerei etc.<sup>23</sup> Salvage erläutert in seiner ›Anatomie‹ mittels Rückgriff auf die antiken Skulpturen des Apollo von Belvedere und des Borghesischen Fechters (seit 1807 im Louvre) das menschliche Muskelskelett. Er entkleidet die Antiken geradezu mit einem medizinischen Skalpell, so dass die unterschiedlichen Muskelstränge und die darunterliegenden Knochen durch die farbliche Differenzierung in Rot für das Fleisch bzw. Muskelgewebe und in Schwarz für die Knochen unter dem Stein sichtbar werden. Die Tafel 6 stellt den Gladiator im Profil (Abb. 21), die Tafel 12 in Schrittstellung frontal nach vorne jeweils auf einer Plinthe dar. Die Einzelheiten sind mit lateinischen Großbuchstaben versehen und in zwei Legenden rückbezüglich in Rot oder Schwarz mit den jeweiligen Details benannt. Vor der Entstehung der ›Anatomie‹ arbeitete Salvage in Paris mit dem Mediziner Jacques-Louis Moreau de la Sarthe zusammen. Die-

23 Christian Schuchardt, *Goethes Kunstsammlungen*, 3 Bde., Jena 1848–1849, Nr. 151: »30 Bl. Physiognomik: Porträts, einzelne Gesichtstheile u. Silhouetten, mehrere aus dem Lavaterschen physiognomisch. Werk« sowie Nr. 155: »103 Bl. Zeichnungen, Kupferstiche und Lithographien (Menschliche und Tier-Anatomie)«.

ser war Professor an der École de médecine und bestrebt, eine französische Ausgabe von Johann Caspar Lavaters ›Physiognomischen Fragmenten zur Beförderung der Menschenkenntnis und Menschenliebe‹ (1775–1778) herauszugeben. In der 1806 veröffentlichten Edition ›L'art de connaître les hommes par la physionomie‹ finden sich sieben Illustrationen von Salvage. Das Frontispiz der ›Anatomie‹ nimmt das inhaltliche Programm bildlich und schriftlich vorweg. Die rahmende Inschrift um das frontal gegebene Relief auf dem Kubus legt die Ambitionen des bildenden Künstlers wie auch des potentiellen Lesers dar, in dem sie verkündet: »L'ART S'ILLUSTRE PAR LA SCIENCE« (oben) und »LA SCIENCE SE PERPETUE PAR L'ART« (unten).

Anfang Dezember machte Dr. Christian Geyer aus Frankfurt der Kunstsammlung einen Kupferstich nach Antonio Canovas *Danzatrice / Tänzerin* zum Geschenk.<sup>24</sup> Das 486 × 310 mm große Blatt ist in der Platte beschriftet und führt den Bildhauer, den Zeichner und den Kupferstecher, Titel und Materialität der Skulptur, eine Widmung und den Standort der Marmortänzerin auf. Canova (1757–1822) war der bekannteste Bildhauer des italienischen Neoklassizismus. Seine Werke wurden schon zu seinen Lebzeiten in ganz Europa gesammelt und geschätzt. Zu seinen Auftraggebern gehörten der Vatikan und Königshäuser ebenso wie adelige Reisende und reiche Bürger. Tänzerinnen kommen in seinem Werk mehrfach vor, zu den drei lebensgroßen Marmorstatuen tanzender Frauen gehört die Tänzerin mit den Händen in den Hüften, die im Auftrag von Josephine de Beauharnais, Napoleons erster Gattin, entstand. Die bekannte Statue wurde von dem Zeichner Giovanni Tognoli (1786–1862) und dem Stecher Pietro Fontana (1762–1837) in den Kupferstich umgesetzt. Canovas beliebte Werke wurden häufig als Druckgraphiken vervielfältigt.

Am 20. November gelangte ein Gemälde in unseren Bestand, das die Sammlung vor 80 Jahren erworben hatte, das jedoch nie hier ankam und eine bewegte Geschichte hinter sich hat, die nur kurz umrissen werden soll. Das Gemälde von Césarine Henriette Flore Davin-Mirvault zeigt die Marquise Sauli-Visconti, geborene de Samper, eine Ehrendame am Hof Napoleons.<sup>25</sup> Es wurde verschiedenen französischen Künstlern wie Horace Vernet und François Gérard zugeschrieben, die Dargestellte galt zeitweilig als Madame de Staël. Dr. Erhard Göpel bot Ernst Beutler das in Belgien befindliche Gemälde 1944 als Porträt der Madame de Staël am Cap Misène von François Gérard an. Göpel war von 1940 bis 1945 »Reichskommissar für die besetzten niederländischen Gebiete«. Er beschlagnahmte Vermögenswerte aller Art aus dem Besitz jüdischer Verfolgter und verkaufte sie an Institutionen und Personen im

24 Inv.Nr. III-16147.

25 Inv.Nr. IV-2024-001.

Deutschen Reich. Die Provenienz des Gemäldes ist damit problematisch. Ein weiteres Schreiben von Göpel an Beutler legt jedoch nahe, dass es sich beim Vorbesitzer nicht um einen Verfolgten, sondern um einen belgischen Kollaborateur gehandelt haben könnte. Im September 1944 ließ Göpel das Porträt gemeinsam mit Bildern für das Museum Wiesbaden in einer Kiste an die Dresdner Gemäldegalerie verschicken. Es gelangte zunächst nach Dresden, dann in den Auslagerungsort Schloss Weesenstein. Dies geschah auf Wunsch Beutlers, da das Goethe-Museum im März 1944 zerstört worden war. Auf Schloss Weesenstein wurde das Gemälde von der sowjetischen Besatzungsmacht beschlagnahmt, von einem russischen Ortskommandanten nach Pirna verbracht, doch zurückgegeben. Auf einer in Dresden erstellten Liste vom 14. Juli 1956 taucht es als »Unbekannter Künstler, Dame mit Harfe am Löwendenkmal« wieder auf. 1982 gelangte es durch das deutsch-deutsche Kulturabkommen in einem Austausch zurück nach Westdeutschland, jedoch irrtümlich ins Museum Wiesbaden. 2006 bemerkte Dr. Gerhard Kölsch, Mitarbeiter am Freien Deutschen Hochstift, dass es sich hier um Eigentum des Hochstifts handelt. Die Recherchen von Miriam Merz und Dr. Anja Heuß, Provenienzforscherinnen des Museums Wiesbaden und des Freien Deutschen Hochstifts, bestätigten dies. Im November übergab das Museum Wiesbaden das Gemälde dem Hochstift.

*Mareike Hennig, Nina Sonntag*

## Handschriften

Im Berichtsjahr 2023 wurden zahlreiche Autographen zu Hugo von Hofmannsthal erworben, die in der Jubiläumsausstellung zu dessen 150. Geburtstag gezeigt wurden. Besonders erwähnenswert ist auch ein Handschriftenband mit Aphorismen und Betrachtungen des französischen Philosophen Louis-Claude de Saint-Martin.

### *Louis-Claude de Saint-Martin*

*Louis-Claude de Saint-Martin (1743–1803),  
Manuskript ›Mon portrait historique et philosophique‹, 1789–1803<sup>26</sup>*

Als Geschenk von Margret von Conta (Düsseldorf) kam dieses eigenhändige Manuskript mit Betrachtungen des französischen Mystikers und Philosophen Louis-Claude de Saint-Martin in die Handschriftensammlung des Hauses.

<sup>26</sup> Hs-31710.

Saint-Martin, der sich selbst als »philosophe inconnu« bezeichnete, war ein Vertreter einer spirituell-theosophischen Strömung innerhalb der Gegenauflärung, die später nach Joachim Martinès de Pasqually (1727?–1774) sowie nach Saint-Martin selbst als »Martinismus« bezeichnet wurde. Seine Lehren und Schriften entfalteten im 19. Jahrhundert nachhaltigen Einfluss auf esoterische, mystische und religiös-philosophische Bewegungen. Besonders prägend war für ihn das Werk des deutschen Theosophen Jakob Böhme (1575–1624), dessen Schriften Saint-Martin studierte und ins Französische übertrug. In Kreisen der Frühromantik und der idealistischen Philosophie wurde Saint-Martin lebhaft rezipiert – unter anderem durch Friedrich Schlegel, F.W.J. Schelling und Franz von Baader, der seine theosophischen Gedanken in das deutsche Denken weitertrug.<sup>27</sup>

Das in rotes Maroquinleder gebundene Manuskript umfasst auf 491 Seiten 1137 durchnummerierte Eintragungen fragmentarischen Charakters mit Bekenntnissen, Erinnerungen und Aphorismen (Abb. 22). Etwa ein Viertel dieser Texte wurde 1807 (äußerst fehlerhaft) in Saint-Martins »Œuvres posthumes« publiziert.<sup>28</sup> Überliefert wurde der Band im Nachlass des Frankfurter Juristen Wilhelm von Gwinner (1825–1917), der am Großen Hirschgraben lebte und ihn um 1891 bei dem Antiquar Alfred Lorentz in Leipzig erwarb.<sup>29</sup> In den Handel gekommen war es 1875 bei der Verauktionierung des Nachlasses von Jules-Antoine Taschereau (1801–1874),<sup>30</sup> des ehemaligen Leiters der Französischen Nationalbibliothek. In einer »Notiz für meine Erben« schreibt Gwinner 1908:

Dieses höchst wertvolle Manuscript S. Martins habe ich durch einen glücklichen Zufall erworben. Ich würde es gern selbst herausgeben, bin aber nicht nur zu alt dazu, sondern ermangele auch der dazu erforderlichen Kenntniß der historischen und persönlichen Verhältnisse, unter welchen St. M. lebte [...].

Gwinner könnte durch Rahel Varnhagen auf das Werk aufmerksam geworden sein, die sich eingehend mit Saint-Martin beschäftigte (»Saint Martin ist mein

27 Zu Saint-Martins Werk und seiner Wirkung vgl. Wilhelm Schmidt-Biggemann, Politische Theologie der Gegenauflärung. Saint-Martin, De Maistre, Kleucker, Baader, Berlin 2004.

28 Œuvres posthumes de M. de St. Martin, 2 vols., Tours 1807.

29 Leipziger Büchermarkt No. 61 von Alfred Lorentz, Nr. 1078.

30 Catalogue des livres composant la bibliothèque de feu M. Jules Taschereau, administrateur général de la Bibliothèque nationale, ancien député d'Indre-et-Loire, Paris 1875, S. 116, Nr. 848; versteigert am 12. April 1875 in der Rue des Bons Enfants, 28, maison Silvestre, dem ausgelagerten Buchauktionssaal des noch heute existierenden Auktionshauses Drouot.



Abb. 22. Louis Claude de Saint-Martin,  
*Manuskript »Mon portrait historique et philosophique«, 1789–1803*  
 (Foto: Margret von Conta).

größter révélateur«, schrieb sie 1832<sup>31</sup>). Nach ihrem Tod gab Karl August Varnhagen von Ense zu ihrem Gedächtnis den Band »Angelus Silesius und Saint-Martin« (1833) mit Auszügen aus dem »Portrait historique et philosophique« heraus.<sup>32</sup>

Das Manuskript galt lange Zeit als verschollen, bis Robert Amadou (1924–2006) es Ende der 1950er Jahre bei Gwinners Enkelin Charlotte (Lotti) von Wedel geb. von Gwinner (1891–1972) aufspürte und 1961 edierte.<sup>33</sup> Der Briefwechsel zwischen Amadou und Charlotte von Wedel hat sich erhalten und liegt der Schenkung bei.

31 Rahel. Ein Buch des Andenkens an ihre Freunde. Dritter Theil, Berlin 1834, S. 581.

32 [Ohne Verfasserangabe,] Angelus Silesius und Saint-Martin. Auszüge. (Als Handschrift), Berlin 1833. Weitere Auflagen 1834 und vermehrt 1849: Angelus Silesius und Saint-Martin. Auszüge und Bemerkungen von Rahel. Herausgegeben von K. A. Varnhagen von Ense.

33 Louis Claude de Saint-Martin, *Mon portrait historique et philosophique* (1789–1803), publié par Robert Amadou, Paris 1961.

*26 Bücher von und über Louis-Claude de Saint-Martin (1743–1803)*

Außer Saint-Martins handschriftlichen Betrachtungen gelangten 26 Bücher von und über ihn als Geschenk der Erbegemeinschaft Charlotte von Conta ins Freie Deutsche Hochstift. Davon stammen 22 Stück ursprünglich aus dem Nachlass Wilhelm von Gwinners, darunter einige Erstausgaben von Werken Saint-Martins.

Die Bücher aus Gwinners eigenem Besitz tragen allesamt sein Exlibris und enthalten eigenhändige Anstreichungen und Anmerkungen. Besonders genannt sei der oben erwähnte Band ›Angelus Silesius und Saint-Martin‹ (1833) mit einem Begleitbrief des 92-jährigen Gwinner an seine Enkelin Charlotte. Er schreibt, es werde ihr wohl kaum gelingen, »in die Geheimnisse der Mystik einzudringen; denn es ist eine besondere Sache, die sich Niemand selbst geben kann. [...] Was Rahel davon verstanden hat, ist immer noch so viel, dass man sein ganzes Leben lang daran lernen kann.« Beigegeben ist ein aus 27 kleinformatigen Kärtchen bestehender, von Gwinner selbst angelegter Zettelkatalog, der seine Saint Martin-Sammlung erschließt.

*Goethe und Umkreis*

*Goethe an Heinrich Carl Abraham Eichstädt (1772–1848),  
Brief von Schreiberhand (Johann Jakob Ludwig Geist)  
mit eigenhändiger Grußformel und Unterschrift,  
Weimar, 12. Januar 1804, mit montiertem Zettel  
von Schreiberhand (ebenfalls Geist) am rechten Rand*<sup>34</sup>

Goethes Schreiben an Eichstädt in Jena, den Redakteur der Anfang des Jahres gegründeten ›Jenaischen Allgemeinen Literaturzeitung‹ (JALZ), betrifft diverse ausstehende Beiträge. Nach der Abwanderung der alten, seit 1785 in Jena ansässigen ›Allgemeinen Literaturzeitung‹ nach Halle war Goethe die treibende Kraft der neuen Unternehmung. Sie war gegründet worden, um der Universität Jena ein kritisches Publikationsorgan zu erhalten. Das Schreiben enthält ein »beygestecktes Zettelchen«, das sich auf eine Rezension Goethes bezieht. Goethe bittet Eichstädt, die Rezension stilistisch etwas zu glätten, weil »z. B. das Wort fein so oft wiederholt [werde], daß es seine Bedeutung zuletzt selbst aufzehrt« (Abb. 23). Zur Handschriftensammlung des Hochstifts gehören bereits mehr als 30 Briefe Goethes aus dem rund 200 Schreiben umfassenden Briefwechsel mit Eichstädt.<sup>35</sup>

<sup>34</sup> Hs-31685.

<sup>35</sup> Die Briefe im Umfeld der Gründung der Jenaischen Allgemeinen Literaturzeitung sind ediert und kommentiert von Ulrike Bayer, »Die Actenstücke jener Tage sind

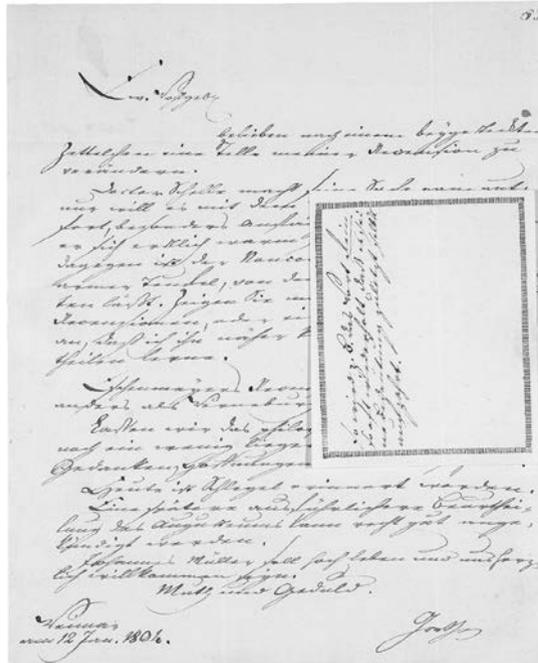


Abb. 23. Goethes Brief an Eichstädt, Weimar, 12. Januar 1804.

Der Goetheforscher Woldemar von Biedermann (1817–1903) veröffentlichte den Brief erstmals 1872.<sup>36</sup> Goethes Briefe an Eichstädt wurden bis in die 1870er Jahre hinein in Eichstädt's Archiv in Benndorf (Stadt Frohdorf, Sachsen), seinem letzten Wohnort, aufbewahrt. Dort konnte Biedermann sie einsehen. Die Paginierung der Briefe – der erworbene Brief trägt die Nummer 63 – zeugt von der ursprünglichen Ordnung in zwei von Eichstädt angelegten Aktenheften »Goethii Epistolae«. Ein großer Teil der sorgfältig archivierten Schreiben gelangte schließlich auf den Autographenmarkt.<sup>37</sup> Der Sammler

in der größten Ordnung verwahrt ...«. Goethe und die Gründung der Jenaischen Allgemeinen Literaturzeitung im Spiegel des Briefwechsels mit Heinrich Carl Abraham Eichstädt, Göttingen 2009 (= Schriften der Goethe-Gesellschaft 70), Goethes Brief vom 12. Januar 1804 findet sich auf S. 141, der Kommentar auf S. 383.

36 Goethes Briefe an Eichstädt. Mit Erläuterungen hrsg. von Woldemar von Biedermann, Berlin 1872, S. 28.

37 Vgl. Bayer (Anm. 35), S. 19 f.

Rudolf Brockhaus (1838–1898) erwarb sie (etwa 130 Stück) in den 1890er Jahren von der Firma Otto August Schulz in Leipzig sowie von einem weiteren Sammler und Händler.<sup>38</sup> Der Brief vom 12. Januar gehörte dazu. Der Weimarer Ausgabe lag das Original für den entsprechenden Briefband nicht vor, so dass der Erstdruck bei Biedermann ungeprüft als Textgrundlage verwendet werden musste.<sup>39</sup> Nach Brockhaus' Tod wurde seine Autographensammlung ab Mitte der 1920er Jahre sukzessive aufgelöst, die Briefe wurden verstreut.<sup>40</sup>

1964 kam ein Kontakt zwischen dem Hochstift und der damaligen Besitzerin des Briefes zustande. Sie sandte dem Hochstift Fotografien<sup>41</sup> des Autographs und bat um ein Kaufangebot, entschied sich dann aber doch, es dem Auktionshaus Dr. Ernst Hauswedell & Co. (Hamburg) zur Versteigerung zu übergeben.<sup>42</sup> Ob das Hochstift bei der Auktion mitbot, ist nicht bekannt, jedenfalls gelangte der Brief erneut in Privatbesitz. Nun ist es dem Hochstift gelungen, ihn bei J. A. Stargardt zu ersteigern.<sup>43</sup> Finanziert wurde der Ankauf aus Mitteln der Erich und Amanda Kress-Stiftung.

*Goethe, eigenhändige Notiz, ohne Ort, ohne Datum*<sup>44</sup>

Adelheid Meißner (Mainz) schenkte dem Hochstift aus dem Nachlass ihres Mannes Dr. Jan Meißner (1943–2022) eine eigenhändige Notiz Goethes: »Fortsetzung von No. 48. an.« Die Notiz ist in einer eigens dafür angefertigten braunen Ledermappe unter Passepartout aufbewahrt worden. Meißners Mutter Irmgard Meißner, geb. Kattein (1903–1990), war mit der Tochter des Weimarer Professors und Goethe-Forschers Max Hecker, Jutta Hecker (1904–2002), befreundet. Als junge Frau hatte sie die Familie Hecker gelegentlich in Weimar besucht. Bei einem dieser Besuche im Juli 1920 schenkte ihr Max Hecker die Goethe-Handschrift. Der Kontext der Notiz bleibt noch zu erforschen.

38 Vgl. Zum 28. August 1899, hrsg. und mit einem Vorwort von Rudolf Brockhaus, Leipzig 1899 (Privatdruck), S. 39. In Brockhaus' Besitz waren die Briefe mit den Nummern 1–127 bei Biedermann – außer Nr. 4 und 17.

39 WA IV 17, S. 9 f.

40 Vgl. Günther Mecklenburg, Vom Autographensammeln. Versuch einer Darstellung seines Wesens und seiner Geschichte im deutschen Sprachgebiet, Marburg 1963, zur Sammlung Brockhaus S. 61 f.

41 KF–524. Die alten Fotografien zeigen, dass das Zettelchen ursprünglich nicht auf dem Briefbogen montiert war, sondern diesem lediglich beilag.

42 Auktion am 28. Mai 1965, Katalog 137, Nr. 752.

43 Auktion am 9. April 2024, Katalog 712, Nr. 51.

44 Hs–31704.

*Marie von Sachsen-Meiningen geb. von Hessen-Kassel (1804–1888)  
an Helene zu Hohenlohe-Langenburg (1807–1880), Meiningen,  
7. Februar 1829*<sup>45</sup>

Das langjährige Hochstiftsmitglied Arno Fitzler (Braunfels) machte der Handschriftensammlung einen Brief von Marie von Sachsen-Meiningen zum Geschenk.

Das herzliche Schreiben ist an die Cousine ihres Ehemanns Bernhard II. von Sachsen-Meiningen (1800–1882) gerichtet. Marie gratuliert der Adressatin »von ganzen Herzen zu deiner glücklichen Niederkunft mit dem kleinen Wilhelm und zur Rückkehr deines lieben Mannes, die dich gewiß recht beglückt. Gott gebe nur, daß er noch recht lange mit dir vereint sein kann, und nicht sobald wieder in den schrecklichen Türkenkrieg muß.« Helene hatte 1827 Eugen von Württemberg (1788–1857) geheiratet und gebar im Juli 1828 ihr erstes Kind Wilhelm (1828–1896). In den Jahren 1828–1829 nahm Eugen am russisch-türkischen Krieg teil. Marie berichtet u.a. von ihrem kleinen Sohn Georg (1826–1914), dem späteren »Theaterherzog«: »Mein kleiner George nach dem Du so gütig bist Dich zu erkundigen, wächst jetzt recht heran spricht fast Alles, und macht mir daher täglich mehr Freude.« Als Georg II. übernahm er 1866 die Regentschaft und damit auch die künstlerische Leitung des seit 1831 bestehenden Meininger Hoftheaters. Gemeinsam mit seiner Frau Helene Freifrau von Heldburg, der vormaligen Schauspielerin Ellen Franz, und dem Intendanten Ludwig Chronegk erarbeitete Georg II. bis 1874 die sogenannten »Meininger Prinzipien«, die sich auf Werktreue, historisch korrekte Ausstattung und Ensemblespiel bezogen. Damit reformierte er die Schauspielkunst nicht nur auf der Meininger Bühne, sondern durch die Tournée-reisen des Ensembles in ganz Europa (1774–1790) auch an vielen europäischen Theatern.

*Jacob Grimm (1785–1863) an König Maximilian II. Joseph von Bayern  
(1811–1864), Berlin, 12. April 1861*<sup>46</sup>

Der 76-jährige Jacob Grimm wendet sich an den bayerischen König und bittet ihn um die Ausleihe des berühmten Goethe-Porträts von Joseph Carl Stieler (1781–1858) aus der Neuen Pinakothek für eine geplante Goethe-Ausstellung, die im Mai im Konzertsaal des Königlichen Schauspielhauses in Berlin gezeigt werden sollte und in deren Komitee sein Neffe Herman Grimm saß. Stieler hatte das Ölporträt im Auftrag König Ludwigs I. von Bayern im Jahr 1828 geschaffen. Goethes Tagebücher geben Auskunft über den Aufenthalt

<sup>45</sup> Hs-31707.

<sup>46</sup> Hs-31720.

des Malers in Weimar und die Porträtsitzungen mit dem Dichter. Das Gemälde zeigt Goethe als Halbfigur an seinem Schreibtisch sitzend, in der rechten Hand hält er ein Blatt, auf dem die letzten Zeilen eines von König Ludwig I. verfassten Gedichtes zu lesen sind.

Jacob Grimm schreibt als Vorsitzender des »Comités zur Errichtung eines Goethe-Denkmal in Berlin«, das die Ausstellung veranstaltete, um dem Denkmal-Projekt mehr Nachdruck zu verleihen. Der Erlös des gedruckten Exponatverzeichnisses war für die Finanzierung bestimmt.<sup>47</sup> Erst 1880 kam es zur Aufstellung des Denkmal am Ostrand des Berliner Tiergartens, Entwurf und Ausführung stammen von Fritz Schaper (1841–1919).

ALLERDURCHLAUCHTIGSTER ALLERGNÄDIGSTER KÖNIG.

Das hiesige Götze Comité, dessen vorstand ich bin, veranstaltet vom 1 Mai an eine öffentliche ausstellung, in welcher bilder des dichters, ausgaben, autographen und andere auf ihn bezügliche gegenstände den augen des publicums dargeboten werden sollen.

Da sich zu München ein berühmtes portrait Göthes von Stielers meisterhand befindet, so würde [es] unserm vornehmen einen anderswoher unerreichbaren glanz bereiten, wenn Euer Königl. Majestät uns dieses gemähldte auf einige wochen anzuvertrauen und befehl zu dessen anhersendung zu ertheilen geruhen wollten. sie könnte auf das sicherste an hiesige Königl. bibliothek, unter adresse des geh. raths [Georg Heinrich] Pertz erfolgen. diese hohe gnade werden wir dankbarst erkennen.

In tiefster ehrfurcht

Euer Königlichen Majestät

unterthänigster

Jacob Grimm.

Berlin 12 april 1861.

Am 5. April 1861, wenige Tage vor Grimms Schreiben an den König, erschien in Cottas »Allgemeiner Zeitung« folgender Aufruf des Denkmal-Komitees:

Das unterzeichnete Comité beabsichtigt im Laufe des Monats April d. J. eine Ausstellung von Handschriften, Handzeichnungen, Drucksachen, Musikalien, von Werken der Malerei, Skulptur, von Medaillen und andern

47 Verzeichnis von Goethe's Handschriften, Zeichnungen und Radierungen, Drucken seiner Werke, Compositionen und Illustrationen seiner Dichtungen, Büsten, Medaillen und Gemälden, Porträts aus seinem Freundeskreise, Andenken und Erinnerungszeichen, welche im Concertsaale des Königlichen Schauspielhauses vom 19ten Mai 1861 an ausgestellt sind. Mit zwei Schrifttafeln. (Der Ertrag ist für das in Berlin zu errichtende Goethe-Denkmal bestimmt), Berlin 1861.

nennenswerthen Gegenständen zu veranstalten, welche Goethe in dem ganzen Umfang seiner künstlerischen, wissenschaftlichen und praktischen Thätigkeit, in seinen Beziehungen zu Freunden und Freundinnen, sowie in den gelungensten Darstellungen seiner Person zur Anschauung zu bringen geeignet sind. Die Familie des Dichters hat mit der größten Zuvorkommenheit dem Comité alle für die Ausstellung wünschenswerthen Gegenstände zur Verfügung gestellt. Wir erlauben uns daher an alle Besitzer von Gegenständen der genannten Art die ergebenste Bitte zu richten, uns dieselben für die auf etwa einen Monat berechnete Dauer der Goethe-Ausstellung anvertrauen zu wollen. Die Bücher, Handschriften, Handzeichnungen, Musikalien und Medaillen werden gegen einen Garantieschein, auf dessen Vorzeigung die Rückgabe erfolgt in der hiesigen k[öniglichen] Bibliothek in Empfang genommen, die Gemälde und Skulpturwerke von dem Castellan des k[öniglichen] Schauspielhauses. Die auswärtigen Blätter ersuchen wir um gefällige Aufnahme dieses Aufrufs.<sup>48</sup>

Grimms Wunsch nach der Ausleihe des Gemäldes wurde tatsächlich entsprochen. In der Ausstellung war es ab dem 19. Mai 1861 zusammen mit 700 weiteren Exponaten zu sehen.<sup>49</sup> Bemerkenswert ist nicht nur Grimms Einsatz für Goethe in Berlin, sondern auch sein eigenwilliges Schriftbild mit lateinischer Schrift und Kleinschreibung (Abb. 24).

Der Brief stammt aus dem Handel<sup>50</sup> und konnte mit Mitteln der Erich und Amanda Kress-Stiftung erworben werden.

*Jean-Baptiste-François Gigot d'Orcy (1737–1793), Exlibris<sup>51</sup>*

Das gestochene Wappenexlibris mit der handschriftlich notierten Nummer »1114« des französischen Entomologen und Mineralogen kam als Geschenk von Dr. Wolfgang Cilleßen, ehemaliger stellvertretender Direktor des Historischen Museums in Frankfurt am Main, in die Handschriftensammlung. Gigot d'Orcy besaß eine beeindruckende Schmetterlingssammlung sowie eine dazugehörige Spezialbibliothek in seinem Pariser Wohnhaus. Er war Initiator des achtbändigen, ab 1779 erschienenen Werks »Papillons d'Europe«, eines der schönsten Werke über europäische Schmetterlinge.<sup>52</sup> Unter Gigot d'Orcys Aufsicht redigierte der Augustinermönch Jacques Louis Florentin Engramelle

48 Allgemeine Zeitung (Augsburg), Nr. 95 vom 5. April 1861, S. 1553.

49 Als Nr. 5 in: Verzeichnis (Anm. 47), S. 10.

50 Kotte Autographs, Roßhaupten.

51 Hs-31711.

52 *Papillons d'Europe peints d'après nature, par Mr. Ernest, gravées, coloriées et décrites par le R. P. Engramelle, 8 vol., Paris 1779–1792.*

ALLERDÜRCHLAUCHTIGSTER, ALLERGNÄDIGSTER KÖNIG.

Das königliche Götter-Büchlein, dessen Verstand ich bei Voranschickung vom 1. Mai  
an eine öffentliche Ausstellung, in welcher Bilder der Götter, Ausgaben, Anographien  
und andere auf ihn bezügliche Gegenstände den Augen der Publikum vorgelegt  
werden sollen.

Da sich zu München ein berühmter portrait-Götter von Stedens neuerfinden  
bekannt, so wird in unserm vornehmen, eben Anwesenden, unerschütterlichen  
glücklichen Berater, von Eurer Königl. Majestät um diesen gemachten auf einige  
Wochen dem vertrauten in Befehl an dessen Anwesenheit zu urtheilen  
geben, welche in Rücksicht auf das Interesse an königliche Bibliothek,  
unter Ansehen der geb. raths Poths erfolgen. Diese hohe Gnade  
werden im Dankbarkeit erkennen.

In tiefster Ehrfurcht  
Euer Königl. Majestät

Berlin, 12. April 1861.

autstündiges  
Jacob Grimm

Abb. 24. Jacob Grimm an König Maximilian II. Joseph von Bayern,  
Berlin, 12. April 1861.

(1734–1814) den Text, an dem auch der Frankfurter Sammler Johann Christian Gerning (1745–1802) Anteil hatte. Von ihm stammen die Beschreibungen der in seiner Sammlung befindlichen Schmetterlinge. Die Aquarelle nach der Natur stammen u. a. von der wahrscheinlich von Gerning engagierten Frankfurter Malerin Maria Eleonora Hochecker (1761–1834).<sup>53</sup> Gigot d'Orcy starb 1793, seine Sammlung sowie die Bibliothek kamen 1794 zur Versteigerung.<sup>54</sup>

53 Über die ›Papillons d'Europe‹ vgl. Blickwechsel, Frankfurter Frauenzimmer um 1800, hrsg. von Ursula Kern, Frankfurt am Main 2007, S. 149.

54 Catalogue des livres de feu citoyen Gigot d'Orcy, Paris: Veuve Tilliard et fils, an II [1794].

*Romantik und Umkreis*

*Kunigunde* (»Gunda«) von Savigny geb. Brentano (1780–1863)  
 an Jenny Elise von Schleinitz geb. von Schwedthoff (1802–1888),  
 mit einer Nachschrift von Friedrich Karl von Savigny (1779–1861),  
 Berlin, 19. Dezember 1836<sup>55</sup>

Der in herzlich-familiärem Ton gehaltene Brief von Gunda von Savigny teilt der Adressatin die neuesten Nachrichten aus dem Familienkreis mit, unter anderem von den Söhnen Franz, Carl Friedrich und Leo sowie von den Nichten Maximiliane, Armgart und Gisela, den Töchtern von Gundas Schwester Bettine von Arnim. Die Nachrichten sind jedoch überschattet von einem »schwarzen Grundton«: Am 25. August des Vorjahres war Bettina, Gundas und Friedrich Karls einzige Tochter, kurz nach ihrer Vermählung in Athen im Alter von nur 30 Jahren gestorben. Jenny Elise von Schleinitz war die Stief- und Adoptivtochter des preußischen Generalleutnants Otto August Rühle von Lilienstern (1780–1847). Mit der Familie Savigny war sie eng verbunden und hatte ein fast töchterliches Verhältnis zu Gunda und Friedrich Karl. Die beiden zeichnen den Brief an Jenny mit »dein Mütterchen« sowie »dein treues Väterchen«:

[...] Erzählen will ich Dir ein wenig. Franz ist jetzt hier, wird aber bald wieder fort gehen, und zwar wahrscheinlich ganz außer preußischen Diensten doch bleibt das noch ganz unter uns [...] Karl wird auch noch vor Sommer uns verlassen, um zu einer Regierung zu gehen. Er ist gewaltig mit seinen Arbeiten beschäftigt, deshalb sehen wir ihn abends fast gar nicht, obwohl er nicht ausgeht. Leo bleibt uns noch auf einige Zeit, aber dann liebe Jenny, stehen wir wie entblätterte Bäume, die dann wohl bald als unbrauchbares Dürholz gefällt werden um auf ewig zu ruhen, möge es im Schoose Gottes seyn.

Arnim's Mädchen sind viel bey mir, sie sind mir angenehm, weil es beliebt etwas Jugend um sich zu haben, doch für das Herz und Verstand ist es mir nichts. Ich bin verwöhnt! Sie [Bettina von Savigny] war unerreichbar an Selbstvergeßenheit und Liebe [...]

In Savignys Nachschrift heißt es:

Ich muß Dir doch noch in Erinnerung bringen, meine theure Jenny, wie sehr mein Herz an dir hängt. Du warst mir immer so lieb und nun bist du mir noch ein unschätzbares Erbstück geworden. Mein Herz ist trübe und einsam, wie an den ersten Tagen, und so wird es bleiben, so lange ich lebe. Eine besondere Gnade ist es, daß ich mit Kraft und Freude arbeiten kann,

sonst wäre mir das Leben schwer zu ertragen, denn alles Äussere ist mir, fast mehr als recht ist, gleichgültig geworden [...]

Von den Familien Brentano und Arnim sind umfangreiche Bestände in den Sammlungen des Hochstifts vorhanden, von Gunda von Savigny sind es 164 Briefe, die zum großen Teil an die beiden Nichten Maximiliane und Armgart von Arnim gerichtet sind.

Der bislang unbekannte Brief stammt aus dem Handel.<sup>56</sup>

*Friedrich de la Motte Fouqué (1777–1843), Manuskript  
›Eine Geschichte vom Träumen‹, ohne Ort und Datum [um 1840]*<sup>57</sup>

Der 2024 verstorbene Publizist Rudi Schweikert verkaufte dem Hochstift kurz vor seinem Tod Fouqués eigenhändiges Manuskript der Erzählung ›Eine Geschichte vom Träumen‹, das er selbst geerbt hatte. Der insgesamt 6 Seiten umfassende und vom Verfasser unterzeichnete Text weist zahlreiche Korrekturen und Tilgungen auf.

Der Text wurde vom 24. bis 26. Juni 1841 im ›Frankfurter Konversationsblatt‹ in Fortsetzung gedruckt, am 8. Juli erschien er nochmals im Unterhaltungsblatt ›Der Adler‹ (Nr. 161). Er handelt von dem Dichter Tristano Benedetto, der zur Zeit der Medici in Florenz lebt. Tristano hat wiederholt einen Angsttraum, in dem ein älterer, verwirrter Mann in einem Kloster Obdach findet. Im Lauf der Handlung wird deutlich, dass der Traum Tristanos Zukunft vorwegnimmt: Als ihn seine Frau mit dem gemeinsamen Sohn wegen einer Erbschaft verlässt, verliert er den Verstand, irrt umher und wird schließlich zehn Jahre von Mönchen gepflegt – bis ihn schließlich sein Sohn aufspürt und mit zu sich nach Hause nimmt.

Das Manuskript ist wahrscheinlich eines der letzten von Fouqué, der zwei Jahre später starb. Seiner Schrift ist das fortgeschrittene Alter deutlich anzusehen.

*Georg Büchner (1813–1837), Widmungsexemplar von ›Danton's Tod.  
Dramatische Bilder aus Frankreichs Schreckensherrschaft.  
Frankfurt am Main 1835‹ für Johann Wilhelm Baum (1809–1878)  
mit eigenhändigen Korrekturen Büchners, 1835*<sup>58</sup>

Als Dauerleihgabe der Georg Büchner-Gesellschaft (Frankfurt am Main) kam ein Exemplar von ›Danton's Tod‹ (1835) mit einer Widmung Georg Büchners

56 J.A. Stargardt (Berlin), Auktion am 9. April 2024, Katalog 712, Nr. 150.

57 Hs-31680.

58 Hs-31709.

an den Straßburger Theologen Johann Wilhelm Baum ins Hochstift: »Meinem lieben Freund Baum. / G. Büchner«. Büchner erwähnt Baum häufig in seinen Briefen. Als Gast nahm Baum einige Male an den Treffen der Studentenverbindung Eugenia teil, die auch Büchner besuchte.<sup>59</sup>

Es handelt sich um eines von zwei bekannten Widmungsexemplaren, das zweite verschenkte Büchner an August (und/oder Adolph?) Stoeber.<sup>60</sup> Beide Exemplare stammen vermutlich aus dem Bestand der Freiemplare, die Büchner im Juli 1835 vom Verlag erhalten hatte. Bindung, Format und Ausstattung sind identisch: braunes Halbleder, Rücken mit vier erhabenen Bänden, ornamentale Vergoldung und goldgeprägter Titel, marmorierter Deckel und grünseidenes Lesebändchen. Büchner hat die Exemplare offenbar selbst binden lassen, bevor er sie verschenkte.

Das Widmungsexemplar für Baum wurde in der Familie weitervererbt, bis es die Büchner-Gesellschaft 1981 aus dem Nachlass einer Enkelin Baums erwerben konnte. Der Forschung bekannt war es bereits vorher: Erstmals erwähnt und abgebildet wurde es von Heinrich Leippe 1951,<sup>61</sup> zwei Jahre später erfolgte die Beschreibung und Auswertung durch Richard Thieberger, der die Büchner-Marginalien der Seiten 16, 36 und 78 für seine Reproduktionen mit Bleistift nachziehen ließ.<sup>62</sup>

Büchner nahm die Korrekturen eigens für Baum vor, offenbar um beispielhaft den problematischen Zustand des Drucks zu dokumentieren – gegenüber der Druckvorlage gibt es rund 200 Abweichungen. Im zweiten Widmungsexemplar sind meist dieselben Stellen verbessert. Wahrscheinlich handelt es sich um Übertragungen aus einem (nicht überlieferten) Handexemplar oder um relativ willkürliche Korrekturen aus dem Gedächtnis. Beide Widmungsexemplare besitzen damit keine textkritische Relevanz.

Mit dieser Leihgabe wächst der Büchner-Bestand des Hauses auf insgesamt 8 Stücke (davon 7 Leihgaben).

59 Vgl. Jahrb. FDH 2019, S. 420 f.

60 Dieses Exemplar befindet sich in der Universitäts- und Landesbibliothek Darmstadt, Signatur: Hs 4261. Vgl. die Beschreibung der Widmungsexemplare in Georg Büchner, Sämtliche Werke und Schriften. Historisch-kritische Ausgabe (Marburger Ausgabe), Bd. 3.2: Danton's Tod. Text, Editionsbericht, bearb. von Burghard Dedner und Thomas Michael Mayer, Darmstadt 2000, S. 291–298.

61 Heinrich Leippe, Georg Büchners Flucht, Darmstadt 1835, in: Merian 4 (1951), H. 2, S. 41–45.

62 Richard Thieberger, Georges Büchner. La Mort de Danton. Publiée avec le texte des sources et des corrections manuscrites de l'auteur, Paris 1953. Vgl. Marburger Ausgabe, Bd. 3.2 (Anm. 60), S. 293 f.

### *Schreiben Lernen im 19. Jahrhundert*

*Hermann Robert Mann (\*1852),  
8 Schreibhefte aus den Jahren 1861–1865*<sup>63</sup>

Das Hochstiftsmitglied Regina Werther (Frankfurt am Main) übergab dem Hochstift 8 Schreibhefte ihres aus dem sächsischen Niederstrahwalde stammenden Vorfahren Hermann Robert Mann als Geschenk. Die Hefte geben Einblick in den Schreibunterricht an den Schulen im Königreich Sachsen bzw. die Umsetzung des Gelernten durch einen Schüler nach 1860. Die Hefte enthalten sowohl Schreibübungen in der Kurrent- als auch in lateinischer Schrift. H. R. Mann muss ein guter Schüler gewesen sein, trat er doch als Kopist in den Dienst des königlichen Gerichtsamtes in Herrnhut, ganz in der Nähe seines Heimatortes. Bis zu seiner Pensionierung 1916 war er bei verschiedenen sächsischen Justizbehörden als Schreiber beschäftigt.<sup>64</sup>

### *Hofmannsthal und Umkreis*

*Hugo von Hofmannsthal (1874–1929),  
5 Briefe an Karl Kraus (1874–1936),  
Wien und Rodaun, 2. Dezember 1900 bis 11. Mai 1904*<sup>65</sup>

Von dem Antiquariat Düwal (Berlin) hat das Hochstift fünf Briefe Hofmannsthals an Karl Kraus erworben. Ihre Existenz war unbekannt und auch nicht zu vermuten, zumal in Hofmannsthals Nachlass keine Gegenbriefe erhalten sind. Es war davon auszugehen, dass die beiden Autoren wegen ihrer unterschiedlichen weltanschaulichen und ästhetischen Grundeinstellungen nicht miteinander korrespondierten. Nun stellt sich heraus, dass man zu gegebenen Anlässen durchaus gemeinsame Sache machte und freundlich miteinander umging. Eine Dokumentation der Briefe und Provenienz bietet das Hofmannsthal-Jahrbuch 2025.

Der Erwerb der Briefe gelang noch rechtzeitig vor der Eröffnung der Ausstellung zu Hugo von Hofmannsthals 150. Geburtstag, ›Hofmannsthal. Szenen. Die Kunst, Erlebnisse zu erfinden‹ (siehe S. 364–367), so dass der Brief vom 12. Januar 1901 in die Ausstellung integriert werden konnte.

Finanziert wurde der Ankauf durch eine Spende der Firma Shark GmbH Business Consulting & IT Solutions, Weidling/Österreich (Christa Fürnkranz).

63 Hs-31686 bis Hs-31693.

64 Siehe die den Schreibheften beiliegenden persönlichen Dokumente (Hs-31694).

65 Hs-31682,1–5.

*Hugo von Hofmannsthal (1874–1929), ›Der Tod des Tizian‹, Bearbeitung des Urtextes von 1892, Anfang 1901, eigenhändig und maschinenschriftlich<sup>66</sup>*

Das 10 Seiten umfassende und zum großen Teil eigenhändige Manuskript befand sich seit längerer Zeit als Leihgabe des Germanisten Leonhard M. Fiedler im Hochstift, der es dem Haus nun als Geschenk überlassen hat. Es handelt sich um eine Bearbeitung des dramatischen Fragments ›Der Tod des Tizian‹ (1892) anlässlich der Aufführung im Rahmen der Trauerfeier für Arnold Böcklin (1827–1901) im Münchener Künstlerhaus am 14. Februar 1901.<sup>67</sup> Wahrscheinlich diente das Manuskript als Druckvorlage für die Publikation im Insel-Verlag (1904).<sup>68</sup> Herr Fiedler erhielt das Manuskript 1978 als Geschenk von Hofmannsthals Tochter Christiane (verh. Zimmer, 1902–1987). Die Schenkung ist auf der Rückseite des handschriftlichen Titelblattes dokumentiert: »Für Leonhard Fiedler / 13.X.78 / Christiane Zimmer«.

Das Manuskript enthält ein typiertes Personenverzeichnis, 4 handschriftliche Seiten mit dem neuen Prolog, 1 Seite mit der typierten Szenenanweisung aus der Fassung von 1892 (verso eine Anmerkung von Hofmannsthals Vater) sowie drei Seiten mit dem überarbeiteten Schluss.

Das Manuskript gehört zu einer Reihe von Überlieferungsträgern zum ›Tod des Tizian‹, die im Hochstift verwahrt werden.<sup>69</sup>

*Hugo von Hofmannsthal (1874–1929), 3 Briefe an Otto Brahm (1856–1912), Rodaun und Berlin, 1905–1912<sup>70</sup>*

Aus dem Handel (Kotte Autographs, Roßhaupten) konnten drei Briefe Hofmannsthals an den Theaterdirektor Otto Brahm erworben werden, zwei davon waren bisher unbekannt. Finanziert worden ist der Ankauf zum größten Teil durch eine großzügige Spende der langjährigen Förderin des Hochstifts Erika Lympius.

Brahm leitete von 1894 bis 1903 das Deutsche Theater in Berlin und ab 1904 das Berliner Lessingtheater. Für Hofmannsthal spielte er eine besondere

66 Hs-29324.

67 Erstdruck: Hugo von Hofmannsthal, Der Tod des Tizian (Bruchstück), in: Blätter für die Kunst, hrsg. von Carl August Klein, [Erste Folge], I. Band, Oktober 1892, S. 12–24.

68 Hugo von Hofmannsthal, Der Tod des Tizian. Ein dramatisches Fragment, Leipzig 1904.

69 Hugo von Hofmannsthal, Sämtliche Werke III: Dramen 1, hg. von Götz Eberhard Hübner, Klaus-Gerhard Pott und Christoph Michel, Frankfurt am Main 1982, S. 336–340.

70 Hs-31699 bis Hs-31701.

Rolle, da er im März 1899 erstmals die lyrischen Dramen ›Der Abenteurer und die Sängerin‹ und die ›Hochzeit der Sobeide‹ aufführte. Im Januar 1905 inszenierte Brahm Hofmannsthals Trauerspiel ›Das gerettete Venedig‹, das beim Publikum und der Presse weitgehend durchfiel. Von der schwierigen Arbeit der Texteinrichtung und Besetzung handelt Hofmannsthals Brief vom 17. Oktober 1904, von dem bisher nur der Einleitungssatz aus einer Auktionsbesprechung 1930 bekannt war. Gänzlich unbekannt war bisher sein Brief vom 18. Februar 1905, in dem er nach dem besagten Misserfolg weitere Ansinnen Brahms verhalten-freundlich zurückweist. Ebenso distanziert ist Hofmannsthals Brief von Ende Januar 1906, geschrieben während der Proben zur Berliner Uraufführung von ›Ödipus und die Sphinx‹ durch Brahms Konkurrenten Reinhardt.

*Rainer Maria Rilke (1875–1926)*

*an Hugo von Hofmannsthal (1874–1929), Prag, 19. März 1899<sup>71</sup>*

Eine besonders erfreuliche Neuerwerbung ist Rilkes erster Brief an Hofmannsthal. Am Abend zuvor hatte er gemeinsam mit Arthur Schnitzler die Wiener Uraufführung von Hofmannsthals Dramen ›Der Abenteurer und die Sängerin‹ und ›Die Hochzeit der Sobeide‹ im Burgtheater gesehen und war Hofmannsthal auch erstmals persönlich begegnet. Noch voller Eindrücke schreibt Rilke aus Prag:

Der Bahnacht zum Trotz, die mich, dunkel und ungewiss, mitten aus dem Märchen von Sobeidens Sehnsucht riss, kehre ich zu Ihnen zurück von meinem Dank und meinen besten Gedanken geführt. Sie übermäßiger, unersättlicher Verschwender! Sie haben bislang Ihre Verse, die rosenreifen, in die Andacht einsamer Leser und Lauscher wie in schöne Schalen gestreut; gestern aber warfen Sie in göttlichem Vergeuden in das Meer der Menge hinaus was der stille Stolz ihrer Gärten ist. Die Erregung des Überschütteten, Überbeschenkten, dessen Freude sich hundert Hände wünscht, fiel mich aus Ihren Versen an. Die ganze Nacht trug ich einen Duft in meinen Kleidern und wie ein anvertrautes Geheimnis nahm ich den Nachklang von Schönheit und Schicksal mit. Sooft ich Ihre Verse gelesen habe, geschah es mir, dass ich vor einer dunkeln Stelle blieb, wie man im Wald nicht weiter geht, geht irgendwo die Landschaft licht oder das lichte Aug einer einsamen Wegmadonna auf. Das Weitermüssen durch die Schönheit durch, zu dem die Verse von der Bühne zwingen: das war der neue gewaltsame Genuss, mit dem der Abend gestern mich beschenkt hat. Wenn ich Sie als den Führer oft empfand, der dunkle Worte spricht vor ernsten Bildern und

71 Hs-31684.

einen tiefern Sinn in Bäume und in Blumen senkt im Weitergehen, so hab' ich Sie gestern als den Herrn gefühlt, und Ihres Wesens Wille war mein Weg. Ich sage Ihnen das, lieber Herr von Hofmannsthal, weil ich Ihnen an jenem kurzen Abend viel verschwieg; und weil ich weiß, dass ich Ihnen seither noch näher bin; denn gestern war ich der Ihre in Angst und Andacht! Ihr Rainer Maria Rilke  
Bitte, grüßen Sie Herrn Dr. Schnitzler sehr!

An Arthur Schnitzler schreibt Rilke Ende März noch voller Freude über die Ereignisse in Wien: »Im Übrigen: was waren diese wiener Tage lieb und licht! Wie schön gesteigert klangen sie in der Premiere Loris' aus, reich und rauschend in diesen Versen schäumend über den Rand der Zeit [...] Von Prag aus hab' ich dann meine erste Freude an Hofmannsthal geschickt mit ungewisser Adresse – kam es in seine Hand? Ich glaube immer: man kann nur mit Freude danken.«<sup>72</sup> Rilke schrieb noch vier weitere Briefe an Hofmannsthal, bis dieser am 28. Februar 1902 herzlich für Rilkes Anteilnahme an seinen Arbeiten dankte und ihm einige Gedichte zusandte.<sup>73</sup>

Der wichtige Brief wurde 1978 von Rudolf Hirsch und Ingeborg Schnack mit dem Hinweis »in Privatbesitz« publiziert.<sup>74</sup> Auch er wurde im Rahmen der Jubiläumsausstellung zu Hofmannsthals 150. Geburtstag gezeigt.

Erworben wurde das Schreiben beim Auktionshaus J. A. Stargardt (Berlin).<sup>75</sup> Zahlreiche Spenden von Mitgliedern der Hofmannsthal-Gesellschaft ermöglichten den Ankauf.

*Rainer Maria Rilke (1875–1926) an Hugo von Hofmannsthal (1874–1929), Capri (Villa Discopoli), 21. März 1907*<sup>76</sup>

Ebenfalls aus dem Handel<sup>77</sup> konnte ein weiterer Brief Rilkes an Hofmannsthal erworben werden, finanziert mit einer großzügigen Spende von Erika Lympius.

Rilke reagiert in seinem Schreiben vom 21. März 1907 auf Hofmannsthals Bitte, ihm für die Wochenschrift ›Morgen‹, an deren Herausgabe er beteiligt

72 Rainer Maria Rilke – Arthur Schnitzler. Ihr Briefwechsel. Mit Anmerkungen versehen und veröffentlicht von Heinrich Schnitzler, in: Wort und Wahrheit 13 (1958), S. 283–298, hier: S. 283 f.

73 Hugo von Hofmannsthal – Rainer Maria Rilke. Briefwechsel 1899–1925, hrsg. von Rudolf Hirsch und Ingeborg Schnack, Frankfurt am Main 1978, S. 42, Erläuterungen auf S. 163 f.

74 Ebd., S. 264.

75 Auktion am 9. April 2024, Katalog 712, Nr. 141.

76 Hs-31712.

77 Auktionshaus Feltzmann, Düsseldorf, Auktion 182, 13.11.2024, Los 4110.

war, Beiträge einzuliefern: »Ließen Sie mich im Stich so würde ich gerade so gern das Ganze wieder hin.« Rilke sagt zu, wobei vor allem die einleitenden Sätze bemerkenswert sind:

Sie werden wissen, wie sehr mich das angeht und berührt, was Ihr Brief an Zustimmung zu meinen Arbeiten enthält; ich halte mich nicht dabei auf, es Ihnen zu versichern. Ergänzend will ich nur aufschreiben, daß Ihre Worte, fast wie gesprochene (mit dem ganzen Schwingen, das um Worte sein kann) zu mir kamen. Ich hatte mich in den letzten Tagen immer wieder mit Ihrem Vortrag – vom Dichter und dieser Zeit – beschäftigt, und so war ich an Ihre Stimme gewöhnt und gleichsam darauf vorbereitet, sie wieder zu hören.<sup>78</sup>

Mit diesem Ankauf besitzt das Hochstift 29 Briefe von Rilke an Hofmannsthal, ein weiterer Brief (18. Juli 1907) befindet sich noch in Privatbesitz.

*Hugo von Hofmannsthal, Widmungsexemplar des Trauerspiels  
»Der Turm«, zweite Fassung, für Ottonie Gräfin Degenfeld,  
Weihnachten 1925<sup>79</sup>*

Die erste Fassung des »Turm« erschien 1923 und 1925 als Lesedrama in Hofmannsthals Zeitschrift »Neue Deutsche Beiträge«. Noch im selben Jahr sollte das Trauerspiel mit starken Kürzungen als Luxusbuchausgabe der Bremer Presse erscheinen. Für diese zweite Fassung bat Hofmannsthal um Vorabexemplare, die er bereits im August bei den Salzburger Festspielen bereithalten wollte. So stellte die Bremer Presse im Juli auf die Schnelle 40 »Bühnenexemplare« her: »Der Turm. Ein Trauerspiel in fünf Aufzügen von Hugo von Hofmannsthal. Als Manuskript gedruckt.«

Hofmannsthal widmete das vorliegende Exemplar auf dem vorderen Vorsatzblatt seiner Freundin Ottonie Degenfeld, auf deren Gutshof Hinterhör Teile des Trauerspiels entstanden waren:

Ottonie von Hugo  
Weihnachten 1925.  
geschrieben 1920–1924  
Rodaun – Hinterhör – Aussee.

Reinhard Käisinger, der Leiter des Archivs von Schloss Neubeuern, schenkte den besonderen Band dem Hochstift anlässlich der Eröffnung der Hofmannsthal-Ausstellung am 3. Oktober 2024. Ihm sei sehr herzlich gedankt.

78 Vgl. Briefwechsel (Anm. 73), S. 49.

79 Hs-31718 / B. m. hs. Eintr. 151.

*Emmy Wellesz geb. Stross (1889–1987),  
kunsthistorische Exzerpte für Hugo von Hofmannsthal, 1929*<sup>80</sup>

In seinem letzten Lebensjahr arbeitete Hofmannsthal intensiv am Plan einer ›Sprechoperette‹, einer Art Revue mit gesangsähnlichen Rezitationen, deren Stimmung, Tonlage und Rhythmus von der Bühnenmusik vorgegeben werden sollte. Diese spezielle Mischung aus Sprechgesang und eingestreuten Couplets samt Tanz und Pantomime hatte 1926 der Regisseur Max Reinhardt entwickelt,<sup>81</sup> und er war es auch, der Hofmannsthal Ende 1928 aufforderte, in einem drastischen Zeitstück ein buntes Panorama mit Modethemen der Zwanzigerjahre zu entfalten. Der Arbeitstitel lautete nach dem Schauplatz des Geschehens: ›Das Hotel‹.<sup>82</sup>

Neben anderen skurrilen Nebenfiguren sollte auch ein »Kunstschriftsteller« auftreten.<sup>83</sup> Wie er auf der Bühne etwa hätte sprechen (oder singen) können, ist vier Typoskriptseiten mit Exzerpten zu entnehmen, unter denen sich Sätze finden wie diese: »Der unvergleichlich zarte Fluss des Leibes wirkt überall im fleischigen Raume nach, wo es nie Kante, nur Drehschwellung gibt und das metallene Gerät der Zeit den Ton fortsetzt.«

Es handelt sich um reale Bildanalysen, die der Kunsthistoriker Franz Roh 1921 dem prächtigen Band ›Holländische Malerei. 200 Nachbildungen mit geschichtlicher Einführung und Erläuterungen‹ (Jena: Diederich) beigegeben hatte – das zitierte Beispiel (dort auf S. 34) bezieht sich auf Rembrandts ›Danae‹. Roh (1890–1967) hatte soeben bei Heinrich Wölfflin in München über niederländische Malerei promoviert und von seinem Lehrer nicht nur die präzise Analyse formaler Gegensätze, sondern auch dessen pathetisch-suggestiven Stil übernommen. Ende der Zwanzigerjahre wirkte eine derart hochartifizielle Sprache ein wenig aus der Zeit gefallen, zumal wenn man sie – wie geplant – in die Atmosphäre einer Hotellounge versetzte. Zugleich wäre die Musikalität des kunsthistorischen Jargons der Gattung Sprechoperette mutmaßlich sehr entgegengekommen.

Die Exzerpte stammen von der Kunsthistorikerin Emmy Wellesz (1889–1987), die sich 1974 gegenüber Rudolf Hirsch erinnerte, Hofmannsthal habe sie im Jahr seines Todes zu dieser »Vorarbeit« aufgefordert, da er einen »karikierten, komischen Kunsthistoriker« habe darstellen wollen.<sup>84</sup> Hirsch schenkte das Typoskript (Abb. 25) samt dem besagten Brief 1992 der Kunst-

80 Hs-31751.

81 Vgl. Neues Wiener Journal, Nr. 11862 vom 30. November 1926, S. 10.

82 Hugo von Hofmannsthal, *Sämtliche Werke XXII: Lustspiele aus dem Nachlaß 2*, hrsg. von Mathias Mayer, Frankfurt am Main 1994, S. 134–166.

83 Ebd., S. 158.

84 Emmy Wellesz an Rudolf Hirsch (Fragment), 2. Februar 1974; Hs-31752.

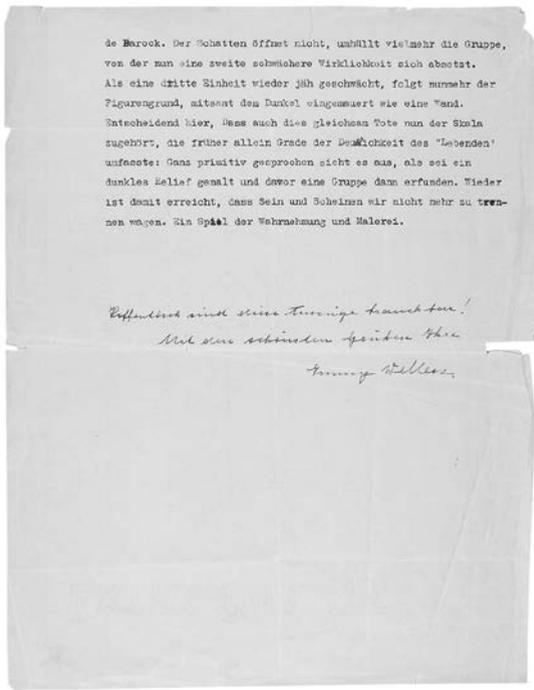


Abb. 25. Kunsthistorische Exzerpte von Emmy Wellesz  
für Hugo von Hofmannsthal, 1929 mit dem handschriftlichen Vermerk:  
»Hoffentlich sind diese Auszüge brauchbar!«

historikerin Maie Perels (Frankfurt am Main), die es nun dem Hochstift überließ – wofür ihr herzlich gedankt sei.

*Marie Alexandrine Freiin von Vetsera, genannt Mary (1871–1889),  
Porträtphotografie im weißen Kleid, Wien, o. D.*<sup>85</sup>

Die Fotografie gelangte als Schenkung von Dr. Stefan Riegel (Bad Vilbel) ins Haus. Sie zeigt Mary Vetsera im Profil von hinten und bildet das Gegenstück zu einer bereits vorhandenen Porträtphotografie von ihr im Halbprofil aus Hofmannsthals.<sup>86</sup> Beide Aufnahmen entstanden wohl am selben Tag im Studio

85 Hs-Foto-1529 / Hs-31702.

86 Hs-Foto-0186.

des k. u. k. Hoffotographen Othmar von Türk (1843 – ca. 1904) in Wien in der Breiten Gasse.<sup>87</sup>

*Rudolf Alexander Schröder (1878–1962) an Unbekannt,  
Bergen bei Traunstein/Obb., 26. Dezember 1935*<sup>88</sup>

Schröder berichtet dem unbenannten Adressaten von einem Aufenthalt in Wien, wo er erstmals das von ihm entworfene Grab seines Freundes Hugo von Hofmannsthal auf dem Kalksburger Friedhof nahe Rodaun sah:

Ich war diesen Mai in Wien, vortragender Weise & habe mich gefreut alte Freunde wieder zu sehen und das s[einer] Z[eit] von mir entworfene Grab meines Freundes Hofmannsthal endlich selber zu besuchen.

Die Familie bestimmte bald nach Hofmannsthals Tod am 15. Juli 1929 den als Architekt in Bremen tätigen Rudolf Alexander Schröder als Gestalter der Grabanlage. Als Grabspruch wählte sie die Schlussverse aus dem Gedicht »Manche freilich ...«: »Und mein Teil ist mehr als dieses Lebens | Schlanke Flamme oder schmale Leier«.

Das Grab war bereits Ende 1930 durch die Wiener Steinmetzfirma Wulkan & Neubrunn fertiggestellt worden. Der Brief wurde dem Hochstift anlässlich der Hofmannsthal-Ausstellung von Gerhard Schuster (Wetzlar) geschenkt.

*Curt Winterhalter (1911–1982) an Ernst Robert Curtius (1886–1956),  
Freiburg im Breisgau, 24. Oktober 1947*<sup>89</sup>

Nach dem »Anschluss« Österreichs an NS-Deutschland im März 1938 war Gerty von Hofmannsthal in großer Gefahr, weil sie nach den Nürnberger Rassegesetzen als »Volljüdin« galt. Spätestens ab Februar 1939 bereitete sie ihre Emigration zu ihrem in England verheirateten Sohn Raimund und der ebenfalls dorthin strebenden Familie ihrer Tochter Christiane Zimmer vor. Am 12. Juli 1939 traf sie in England ein. Christiane Zimmer reiste mit ihrer Familie 1940 weiter in die USA, wo ihr Mann 1943 unerwartet starb. Ihr weiteres Schicksal in den USA schildert der Freiburger Verlagslektor Curt Winterhalter dem Bonner Romanisten Ernst Robert Curtius:

Mein Freund, Werner Vordtriede, zuletzt Germanist an der Universität in Princeton, jetzt an der Universität in Madison, schrieb und erzählte mir,

87 Zur Bedeutung Marie Vetseras für Hofmannsthal vgl. Wilhelm Hemecker und Konrad Heumann, Hofmannsthal. Orte. 20 biographische Erkundungen, Wien 2014, S. 18–21.

88 Hs-31713.

89 Hs-31703.

dass er sehr oft mit Frau Zimmer zusammen ist, die mit ihren drei Söhnen in der Nähe von Princeton wohnt. Frau Zimmer sieht ihre Lebensaufgabe darin, das Erbe ihres Vaters und ihres Mannes zu verwalten bzw. zu veröffentlichen. Die Harvard Universität hat den gesamten Nachlass Hugo von Hofmannsthals übernommen. Frau von Hofmannsthal, die Witwe des Dichters, wurde von Herrn Professor Viëtor<sup>90</sup> mit grossen Ehren empfangen. Die Enkel Hugo von Hofmannsthals wachsen ganz amerikanisch auf. Sie sprechen schon ihre Muttersprache nicht mehr einwandfrei. Herr Vordtriede, der mit der Familie Hofmannsthal-Zimmer eine Aufführung der »Arabella« in New York besuchte, (die teilweise englisch, teilweise deutsche [!] war), musste die Enkel zwingen, das Textbuch ihres Großvaters vorher zu lesen. [...]

Der Brief kam als Geschenk von Katja Kaluga anlässlich der Hofmannsthal-Ausstellung ins Haus und ist dort präsentiert worden. Er stammt aus dem Handel.<sup>91</sup>

### *Francofurtensien aus der Sammlung Mayer-Wegelin*

Der Sammler Eberhard Mayer-Wegelin (Bad Homburg) hat der Handschriftenabteilung und der Bibliothek Dokumente aus seiner bedeutenden Sammlung geschenkt, die mit der Stadt Frankfurt in Beziehung stehen. Aus dem umfangreichen Konvolut seien die folgenden Stücke besonders hervorgehoben:

*Catharina Elisabeth Goethe, geb. Textor (1731–1808),  
Quittung mit eigenhändiger Unterschrift,  
Frankfurt am Main, 30. September 1786*<sup>92</sup>

Catharina Elisabeth Goethe übernahm nach einem Schlaganfall ihres Mannes, in dessen Folge er geschäftsunfähig wurde, im Jahr 1780 die Haushaltsführung und Vermögensverwaltung.<sup>93</sup> Sie verstand es, das Vermögen der Familie umsichtig und erfolgreich zu vermehren, etwa durch die Vergabe von Darlehen oder gezielte Geldanlagen. So investierte sie 2000 Gulden in den Mess-

90 Um seiner Zwangspensionierung als Hochschullehrer in Gießen zu entgehen, weil er eine jüdische Frau hatte, ging der Germanist Karl Viëtor (1892–1952) 1937 an die Harvard University.

91 Antiquariat Richard Hußlein (Planegg).

92 Hs-31728.

93 Zu den Finanzen der Familie Goethe vgl. Doris Hopp und Wolfgang Bunzel, Catharina Elisabeth Goethe. Mit einem Beitrag von Ulrike Prokop, Frankfurt am Main 2008, S. 33–35.

laden der Brüder Adam Valentin und Georg Sanner aus Schmalkalden. Die vereinbarten Zinsen wurden ihr regelmäßig ausgezahlt und von ihr quittiert – am 30. September 1786 etwa erhielt sie eine Zinszahlung in Höhe von 40 Gulden. Wenige Tage zuvor hatte sie schon einmal denselben Betrag von den Brüdern empfangen.<sup>94</sup>

*Marianne von Willemer (1784–1860) an Susanna (Susette)  
Hermine Ohlenschlager, geb. Andreae (1828–1902), o. O. u. o. D.*<sup>95</sup>

Marianne von Willemer schreibt hier offenbar von einem Sommeraufenthalt außerhalb Frankfurts. Susette war eine der Töchter von Johann Jakob Willemer (1760–1838) jüngster Tochter aus erster Ehe, Caroline Eleonore Maximiliane verheiratete Andreae (1792–1871). Susanna heiratete 1849 den Frankfurter Bankier Ludwig Ohlenschlager (1822–1879).

Meine liebe Susette!

Schon oft wenn ich hier in irgend einem netten Garten, die schönen Blumen sah, wünschte ich du wärest bey mir, und könntest so liebe Sträußchen binden, wie ich schon oft von dir erhielt. freilich ist auch hier die Dürre so groß daß sie nicht halb so schön sind als ich sie schon gesehen habe. wo die Sonne recht hinkommt, da sind die Bäume wie von Feuer versengt. dennoch ist es auf dem Berge und im Wald, ungemein schön. es würde dir sehr gefallen. [...]

vergiß nicht deine dich liebende Großmutter

Dem Brief liegt eine eigenhändige Notiz von Susanna vom April 1885 bei, die Marianne von Willemer als Schreiberin verifiziert:

Beifolgendes Briefchen ist seiner Zeit von meiner Großmutter Frau Geheimrath von Will[e]mer an mich geschrieben worden.

Susette verwendet nicht ohne Grund die Bezeichnung »Briefchen« – handelt es sich doch um ein sehr kleines Doppelblatt im Sedez-Format.

*Otilie von Goethe, geb. von Pogwisch (1796–1872), an Heinrich August Hermann Brenner (1806–1873), Frankfurt am Main, 10. April 1845*<sup>96</sup>

Ab Mitte März 1845 hielten sich Otilie von Goethe und ihre Söhne Walther und Wolfgang in Frankfurt auf, wo sie Erbgroßherzog Karl Alexander von Sachsen-Weimar-Eisenach trafen. Grund dieser Begegnung waren die seit

94 Hs-19584.

95 Hs-31727.

96 Hs-31723.

1842 laufenden Bemühungen des Deutschen Bundes, Goethes Nachlass zu erwerben, um in Weimar ein Goethe-Museum zu gründen. Das Haus am Frauenplan, die Goethe'schen Sammlungen und seine Bibliothek sollten den drei Universalerben – den Enkeln Walther, Wolfgang und Alma – abgekauft und zum Nationaleigentum bestimmt werden. Kanzler von Müller, Goethes Testamentsvollstrecker, äußerte sich zustimmend, und auch Erbgroßherzog Karl Alexander versuchte, die Erben von einem Verkauf zu überzeugen. Die Verhandlungen dauerten mehrere Jahre, zu unterschiedlich und wechselnd waren die Vorstellungen über die Ankaufssumme und die zu veräußernden Teile des Hauses und der Sammlungen, hinzu kamen ein Misstrauen gegenüber Kanzler von Müller sowie die emotionale Verbundenheit mit dem Haus am Frauenplan. Beim Zusammentreffen in Frankfurt versuchte Karl Alexander erneut, die Einwilligung in den Verkauf zu erreichen – vergebens. Die Familie lehnte das Angebot des Deutschen Bundes ab, die Akten wurden im Januar 1846 geschlossen.<sup>97</sup>

Ottilies wenige Tage vor der Abreise aus Frankfurt entstandenes Schreiben ist an den Weimarer Hofadvokaten Brenner gerichtet. Dieser übernahm im Januar 1844 die Vormundschaft für Ottilies noch nicht volljährige Tochter Alma von dem bisherigen Vormund Carl Vogel – bis zu Almas frühem Tod im September 1844. Auch war er Ottilies Ansprechpartner und Ratgeber in finanziellen Angelegenheiten.

Ich habe den Wechsel auch heute richtig erhalten und einkassiert, und danke sehr für die gnädige Besorgung. Ich bitte Sie Herr Fiege zu benachrichtigen, daß ich das Haus Salomo Wertheimer und Sohn in Wien<sup>98</sup> ermächtigt habe über mein Guthaben von zweitausend Fünfhundert Thaler[n] zu disponiren und man möchte mir also die Dispositionen des Wiener Hauses bis zum genannten Betrag zur Last schreiben.

Wenn Sie vielleicht Cotta veranlassen könnten das[s] wenn ich wirklich nach Michaeli [29. September] Geld zu erheben habe, es vielleicht direkt nach Wien gezahlt würde, so wäre es mir sehr lieb. Darf ich Sie bitten mir gelegentlich zu sagen, wie die einmaligen Obligationen stehen; alle Papiere scheinen in diesem Augenblick zu hoch zum Kauf, und über die Wiener Papiere will ich mich erst dort unterrichten.

97 Über die Ankaufspläne des Deutschen Bundes vgl. Johannes Schulze, Der Plan eines Goethe-Nationaldenkmals in Weimar. Der Deutsche Bund und die Erben Goethes, in: Jahrbuch der Goethe-Gesellschaft 12 (1926), S. 239–263 sowie Paul Kahl, Die Erfindung des Dichterhauses. Das Goethe-Nationalmuseum in Weimar. Eine Kulturgeschichte, Göttingen 2015, S. 55–122; Der Deutsche Bund und der Plan einer ›Weimarer National-Stiftung‹.

98 Wiener Bankhaus.

Da ich einen Wagen gekauft, der aber erst Dienstag [15. April] in Stand sein kann, so hat sich unsere Reise bis zu diesem Tag verschoben. [...]

Von Frankfurt aus reiste Ottilie wieder nach Weimar und anschließend nach Wien, wohin sie im August 1842 übersiedelt war.

*Otto Heuer (1854–1931) an Rudolf Payer von Thurn (1867–1932), Frankfurt am Main, 4. Januar 1904*<sup>99</sup>

Der seit 1888 amtierende Direktor des Freien Deutschen Hochstifts schreibt an den Germanisten und Bibliothekar Payer von Thurn in Wien und bedankt sich für eine erhaltene Sendung:

[...] Spät erst kommt unser Dank für die schöne Sendung. Aber ich wollte ihn gern durch eine eben erst fertig gewordene Gegengabe begleiten lassen. Diese ist die Photographie unserer neuesten Erwerbung, eines Öl-Porträts v. Kügelgen, wahrscheinlich Copie der Bardua. In unserem neuen Jahrbuche werden Sie einige Worte darüber finden. Etwas so schön Gelungenes, wie Ihre Reproduktion des Bildes aus der Lavatersammlung können wir freilich nicht bieten. Das ist ja ganz brillant gemacht. Welche Firma hat das ausgeführt? Also nehmen Sie für Ihre Güte unsern herzlichsten Dank. [...]

Bei dem erwähnten Gemälde handelt es sich um die gerade erst von Heuer für das Hochstift erworbene und wahrscheinlich von Caroline Bardua angefertigte Kopie des 1808/09 gemalten Goethe-Porträts ihres Lehrers Gerhard von Kügelgen.<sup>100</sup>

*Ernst Beutler (1885–1960) an Flodoard von Biedermann (1858–1934), Frankfurt am Main, 8. Juni 1931, Typoskript mit eigenhändiger Unterschrift*<sup>101</sup>

Beutler schreibt an den Sohn des Goetheforschers und ersten Herausgebers von ›Goethes Gesprächen‹ Gustav Woldemar von Biedermann (1817–1903):<sup>102</sup>

Vor mir liegt ein Bericht des jungen Alfred Nicolovius über seinen Aufenthalt im Goethehaus [Weimar] Ende August bis Anfang September 1825. In der zweiten Auflage Ihrer Gespräche ist dieser Bericht, den Sie gewiss unter

99 Hs-31726.

100 Inv.Nr. IV-00506, <https://hessen.museum-digital.de/object/5370>. Das Original befindet sich in der Universitätsbibliothek Tartu/Estland, früher Dorpat.

101 Hs-31724.

102 Goethes Gespräche, hrsg. von Woldemar Frh. von Biedermann, 9 Bde., Leipzig 1889–1891.

die Gespräche eingereiht haben würden, nicht vorhanden. Ich erlaube mir die Anfrage, ob er Ihnen bekannt ist. Er beginnt mit den Worten: »Um Mitternacht zwischen dem 27. und 28. August kam ich in Weimar an« und ist an Theodor Nicolovius, damals Regierungspräsident in Danzig, gerichtet. Falls auch nach Ihrer Ansicht der Bericht unbekannt ist, würde ich ihn veröffentlichen. Und nun noch eine zweite Bitte. Ich möchte gerne für unsere Bibliothek im Goethehaus ein weiteres Exemplar der zweiten Auflage Ihrer Gespräche [*eigenhändig am Rand*: grosse Ausgabe] anschaffen. Sie wissen unsere finanziellen Schwierigkeiten und ich bitte Sie deshalb um die Freundlichkeit, Ihrerseits an den Verlag zu schreiben, dass er uns auf Ihre Veranlassung als Herausgeber des Werkes hin ein Exemplar zum Verlegerpreis schickt. Während der Goethetagung hatte ich die Freude, Ihren Sohn und seine Gattin kennen und schätzen zu lernen [...]

Bei dem von Beutler erwähnten Bericht handelt es sich um ein Schreiben von Goethes Großneffen (Enkel seiner verstorbenen Schwester Cornelia) Alfred Nicolovius (1806–1890) an seinen Onkel Theodor Nicolovius (1768–1831) von Anfang Dezember 1825. Der 19-jährige Alfred traf zu Goethes 76. Geburtstag 1825 in Weimar ein und wohnte bis etwa 24. November im Haus am Frauenplan. Über diesen dreimonatigen Aufenthalt berichtet er ausführlich im Brief an den Onkel. Von 1909 bis 1911 erschien die von Flodoard von Biedermann herausgegebene und stark vermehrte zweite Auflage der Gespräche Goethes – jedoch ohne Nicolovius' Bericht, den Biedermann nicht kannte. Der Bericht muss Beutler im Juni 1931 im Original oder als Kopie vorgelegen haben. Möglicherweise erhielt er ihn vom damaligen Eigentümer, den er auf der im Brief erwähnten Tagung der Goethe-Gesellschaft in Frankfurt getroffen haben könnte. Beutler könnte eine Publikation zu Goethes 100. Todestag im August 1932 im Sinn gehabt haben. Dazu kam es jedoch nicht. Erstmals publiziert hat den Bericht, der »kürzlich in bisher unzugänglichem Privatbesitz aufgefunden« worden war, »Die Neue Zeitung« (Nr. 195) zu Goethes 200. Geburtstag am 28. August 1949.<sup>103</sup> Bis heute ist der Verbleib des Originals nicht bekannt.

*Konrad Heumann, Bettina Zimmermann*

103 Die Neue Zeitung (Berliner Ausgabe), Nr. 195, Sonntag 28. August 1949. Feuilleton- und Kunstbeilage: »Unbekanntes aus dem Goethe-Haus. Ein nicht veröffentlichter Bericht von Goethes Großneffen, Alfred Nicolovius«. Vgl. Goethes Gespräche. Auf Grund der Ausgabe und des Nachlasses von Flodoard Freiherrn von Biedermann ergänzt und hrsg. von Wolfgang Herwig, Zürich und Stuttgart 1971, Bd. 3/1, S. 870–876, Nr. 5751.

## Bibliothek

Die Bibliothek konnte im Jahr 2024 einen besonders reichen Zuwachs an Neuerwerbungen verzeichnen. Mit der großzügigen finanziellen Unterstützung der Carl Friedrich von Siemens Stiftung München konnten in diesem Jahr insgesamt 484 Bände Forschungsliteratur zu unseren Sammlungsschwerpunkten Goethezeit und Romantik angeschafft werden. Insgesamt betrug der Zuwachs unserer Bibliothek 1418 Bände. Der Altbestand (Bücher vor 1850) wuchs um 391 Bände und auch die Bibliothek von Johann Caspar Goethe im Frankfurter Goethe-Haus wuchs, u. a. mit Hilfe der Erich und Amanda Kress-Stiftung, um 69 Bände, darunter einige mehrbändige Werke. Der Marga Coing-Stiftung, Frankfurt am Main, verdanken wir erneut den Erwerb wichtiger Einzelstücke.

### *Bibliothek Johann Caspar Goethes*

Schon seit längerer Zeit versuchen wir, die Rekonstruktion der Bibliothek von Johann Caspar Goethe auf eine zuverlässigere Quellenbasis zu stellen. Es zeigte sich, dass die alten, noch maschinenschriftlich zusammengestellten Listen, die seit den 1940er Jahren benutzt und immer wieder ergänzt wurden, Lücken und Ungenauigkeiten aufweisen. Daher wurden schon vor längerer Zeit Digitalisate des handgeschriebenen Katalogs der Bibliothek aus dem Jahr 1794 aus Weimar angefordert sowie Digitalisate des in Frankfurt am Main erhaltenen gedruckten Verkaufskatalogs aus dem Institut für Stadtgeschichte. Die Daten wurden in mehreren Schritten in eine Datei überführt, die nun bis Ende des Jahres 2024 abgeschlossen und mit den Daten aus der Herzogin Anna Amalia Bibliothek abgeglichen werden konnte. Dort befinden sich die Bücher aus der Vaterbibliothek, die sich Goethe von seiner Mutter nach Weimar schicken ließ. Die Bände sind online ermittelbar und werden im Projekt »Goethe Bibliothek Online«, das als Projekt des Forschungsverbundes Marbach Weimar Wolfenbüttel entstand, als Sammlung: Privatbibliothek Johann Caspar Goethe angezeigt. Für die Bibliothek des Freien Deutschen Hochstifts bedeutet diese wesentlich verbesserte Quellenbasis, dass die Rekonstruktion der väterlichen Bibliothek nun effizienter vorangetrieben werden kann. Von den insgesamt 1691 Nummern im handschriftlichen Katalog (gedruckter Katalog: 1321), von denen etwa 1600 anhand der Angaben identifiziert werden können, fehlen laut Desiderata-Liste noch rund 200. Da in der neu erstellten Datei auch verzeichnet wird, ob Bände aus der Bibliothek bereits als Digitalisate vorliegen, wäre perspektivisch denkbar, diese für die Entwicklung Goethes so wichtige Bibliothek der Öffentlichkeit digital zugänglich zu machen.

Ein Nebeneffekt der Arbeit am Katalog war, dass eine Reihe neuer oder neu datierter Titel auftauchten, die bisher noch nicht dem Bestand der Bibliothek

Johann Caspar Goethes zugerechnet waren. Mit Hilfe der bereits genannten Stiftungen und privater Spenden konnte 2024 eine große Anzahl für die Bibliothek angeschafft werden. Einige wenige sollen hier im folgenden vorgestellt werden. Zu den bedeutendsten und bildstärksten Neuerwerbungen zählen sicher die beiden Bände des Zürcher Graphikverlegers David Herrliberger (1697–1777), in dessen Werkstatt größere Werke entstanden, »die für die Zürcher Buchillustration der Epoche von Bedeutung sind«. <sup>104</sup> Als Nummern 41 und 42 unter den Folio-Bänden finden sich in Liebholdts handschriftlicher Liste der väterlichen Bibliothek die Bände »David Herrlibergers Religions-Übungen der Abgöttischen Völker der Welt, in den schönsten Kupfern vorgestellt, nach Picarts Erfindung« (1748) sowie »David Herrlibergers Heilige Ceremonien und Kirchengebräuche der Christen in der gantzen Welt durchaus mit schönen Kupfern nach Picard vorgestellt« (1744). Während der zuletzt genannte Band der christlichen Kirchen mit den »Ceremonien der Lutheraner von der Augspurgischen Konfession, der Reformierten, der Holländischen u. a. Kirchen«, der »Ceremonien der Engl. Hohen Kirche«, darunter die der Quäker und Baptisten, der »Frey-Maurer«, »der Griechen, der Armenianer, der Moscoviter« und schließlich der Römisch-Katholischen Kirche, in der Bibliothek Johann Caspar Goethes bereits vorhanden war (inklusive des später erschienen Bandes zu den »Heiligen Ceremonien« der »Reformirten Kirchen der Stadt und Landschaft Zürich«), fehlten bislang die beiden anderen Hauptteile des großen Verlagswerks, die nun erworben werden konnten. Der Band *Heilige Ceremonien. Oder Religions-Uebungen der Abgöttischen Völker der Welt. In VIII Ausgaben abgetheilt: Welche alle Heidnische Völker, nach mancherley Arten der Abgötterey begreifen* (Zürich: David Herrliberger, gedruckt bey Daniel Eckstein Basel, 1748) widmet sich den »Heydnischen Völkern« und versammelt auf insgesamt 104 Tafeln (229 Kupfer) in acht Unterabteilungen, unter anderem die religiösen Bräuche von Brahmanen, Chinesen, Japanern, Tartaren, Lappen, Afrikanern, Mexikanern, Amerikanern sowie Brasilianern (Abb. 26). Dieses monumentale, zwischen 1738 und 1748 veröffentlichte Werk ist durch seinen Umfang und seine Perspektive ebenso bemerkenswert, wie durch die Fülle und Qualität seiner Illustrationen. Mit seinem Ceremonienwerk schuf Herrliberger nach dem Vorbild seines Lehrers Bernard Picart (1673–1733) eine freie deutsche Bearbeitung von dessen »Cérémonies et coutumes religieuses« (Amsterdam 1723–1743), die die religiösen Bräuche aller Völker in Wort und Bild enzyklopädisch darstellt. <sup>105</sup> 1750 er-

104 Veronica Kurth, [Art.] David Herrliberger, in: SIKART. Lexikon zur Kunst in der Schweiz, 2017 (erstmalig publiziert 1998), <https://recherche.sik-isea.ch/sik:person-4022913/in/sikart>.

105 Vgl. Hermann Spiess-Schaad, David Herrliberger – Zürcher Kupferstecher und Verleger, Zürich 1983, S. 127–136.

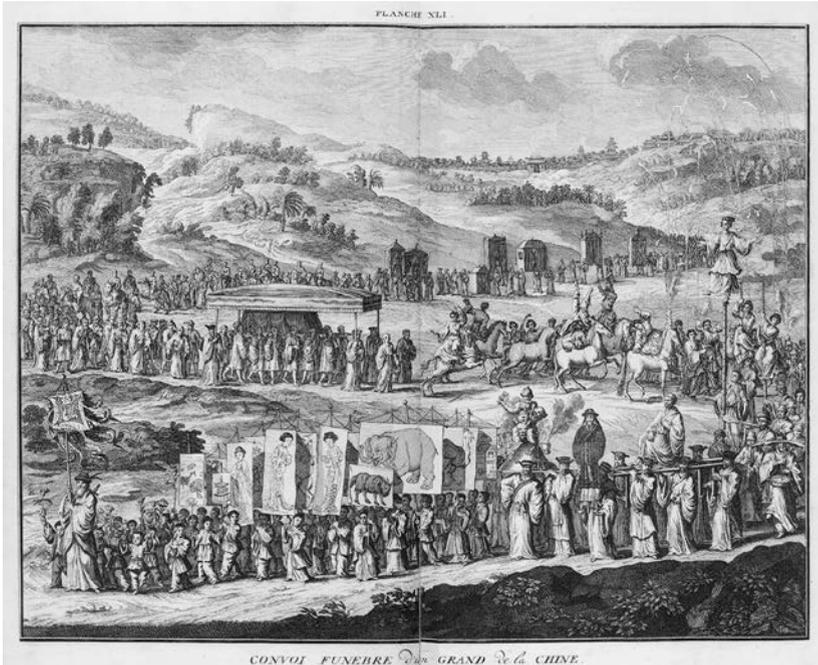


Abb. 26. Kupferstich aus David Herrliberger, *Heilige Ceremonien. Oder Religions-Uebungen der Abgöttischen Völker der Welt*, Zürich 1748.

schien noch ein Band zu den Reformierten Kirchen der Stadt und Landschaft Zürich. Picart und Herrliberger verstanden ihre Kupferstiche als Basis für einen vergleichenden Zugang zum Religiösen. Herrlibergers deutsche Ausgabe kopierte die Vorlagen Picarts sorgfältig. In den Beschreibungen der Tafeln sind die französischen Titel der ursprünglichen Ausgabe übernommen und mit einer kurzen deutschen Erklärung versehen worden. Der Text der französischen Ausgabe stammt von dem Hugenotten Jean-Frédéric Bernard (1680–1744). Sein Ehrgeiz bestand darin, über die eigentlichen Religionen hinaus, die Sitten, Zeremonien und Gebräuche aller Völker der Erde zu schildern, ohne dabei die Riten, Sekten, Hexereipraktiken und den gesamten übernatürlichen Glauben zu vergessen, der sogar die Freimaurerei mit einschließt. Sein Blickwinkel ist dabei innovativ und unabhängig, was der Publikation heftige Kritik durch den Klerus einbrachte, denn das katholische Ritual und die Verfahren der Inquisition werden in demselben neutralen Ton beschrieben wie die Riten der »Wilden« in Amerika und Afrika. Besonders interessant in dem neuerworbenen Band sind beispielsweise die Kapitel über die indiani-

schen (Nord- und Südamerika) und orientalischen Bräuche. Es ist sehr wahrscheinlich, dass auch der zweite Hauptteil des Ceremonienwerks mit den *Gottesdienstlichen Ceremonien, Oder Andachts-Uebungen und Pflichten der Juden, Türken etc. In V Ausgaben abgetheilt: Welche alle Völker, die sich durch die Beschneidung unterscheiden, begreifen* (Zürich: Zu finden bey David Herrliberger; Basel: gedruckt bey Daniel Eckenstein, 1746) in der Bibliothek Johann Caspar Goethes vorhanden war. Daher war es ein glücklicher Umstand, dass er miterworben werden konnte, so dass Herrlibergers Ceremonienwerk nun in unserer Bibliothek komplett vorhanden ist. Es wäre doch sehr verwunderlich, wenn Goethes Vater ausgerechnet jenen Band nicht besessen hätte, der sich in 23 schönen Kupfertafeln den Juden und »Mohammedanern« widmet. Insgesamt enthält das umfangreiche Folio-Werk mit den »Heiligen Ceremonien« aller Religionen 540 Abbildungen. Die zahlreichen, hervorragend gearbeiteten Kupferstiche bezeugen das unermüdliche Bestreben des Schweizer Alleinunternehmers Herrliberger, nützliche Kenntnisse in Wort und Bild zu verbreiten. Dabei überarbeitete er etliche Kupfer und kopierte sie nicht nur. Spiess-Schaad bezeichnet das umfangreiche Werk zwar als ein »eher unübersichtliches Druckerzeugnis, stellenweise ohne grosse einheitliche Linie«,<sup>106</sup> was vor allem aber damit zusammenhängt, dass die Anzahl der Kupfer und ihre Platzierung im Werk häufig variieren.

Für einen Frankfurter Bürger, der in einem Gasthof geboren und aufgewachsen war, hat Johann Caspar Goethe viel von der Welt gesehen. Wie sein Vater, der aus einfachen, kleinstädtischen Handwerkerverhältnissen stammte und sein Glück in der Fremde, in Frankreich, suchte, nutzte auch der Sohn die neuen Möglichkeiten, die sich ihm boten, besuchte das Gymnasium, studierte Juristerei und entdeckte auf seiner »Grand Tour« in den Jahren 1739/1740 Frankreich und Italien. Davon zeugt eine wichtige Neuerwerbung ganz praktischer Natur. Dass Goethes Vater auf seiner Reise auch Frankreich bereiste, dürfte auch damit zusammenhängen, dass dort sein Vater einige Jahre als Schneidermeister gelebt hatte. Dabei diente Johann Caspar zur besseren Orientierung die *Liste générale des postes de France dressée par ordre de Son Eminence Monseigneur le cardinal De Fleury ministre d'Etat* (Paris: Jaillot, 1740). Die nützliche Karte mit einem Verzeichnis der Poststellen in Frankreich erschien seit 1708 regelmäßig und erhielt eine Karte Frankreichs, die Goethes Vater bei seiner Reise gute Dienste erwies (Abb. 27).

Ebenfalls während seiner Grand Tour, aber diesmal bei seinem Aufenthalt in Venedig, erwarb Johann Caspar Goethe bei dem Buchhändler Pasquali John Woodwards *Geografia fisica ovvero saggio intorno alla storia naturale [...]. Con la giunta dell'Apologia del saggio contro le Osservazioni del Dottor Ca-*

106 Ebd., S. 127.



Abb. 27. Frankreichkarte aus ›Liste generale des postes de France‹, Paris 1740.

merario e d'un trattato de' fossili d'ogni spezie, divisi metodicamente in varie classi (Venezia: Presso Giambattista Pasquali, 1739; Abb. 28–29). Die berühmte geologische Abhandlung des Londoner Medizinprofessors John Woodward (1665–1728) erschien erstmals 1695 unter dem Titel ›An Essay toward a Natural History of the Earth‹, gilt zugleich als sein Hauptwerk. Woodward analysiert darin die Entwicklung der Erdkruste und seine These lautet, dass deren heutige Zusammensetzung das Ergebnis der Auflösung des Erdballs durch die Sintflut ist. Die fossilen Überreste sind für ihn Spuren dieses Ereignisses. Woodward war ein Arzt, Naturforscher und Geologe. Im Jahr 1692 wurde er Professor für Physik am Gresham College und bereits im Folgejahr zum Mitglied der Royal Society gewählt. Im Jahr 1695 wurde er Doktor der Medizin, 1702 Mitglied der Royal School of Physicians. Während seiner Reisen nach Gloucestershire studierte er die zahlreichen Fossilien in dieser Region und begann daraufhin, eine außergewöhnliche paläontologische Sammlung anzulegen, die im Sedgwick Museum of Earth Science in Cambridge aufbewahrt wird und noch heute seinen Namen trägt. Sie gilt als eine der ältesten erhaltenen Sammlungen von Fossilien und Mineralien im Vereinigten Königreich. In seinen Werken zeigt Woodward, dass die Erdoberfläche in Schichten gegliedert ist und dass die Muscheln, die man auf der Erde findet,

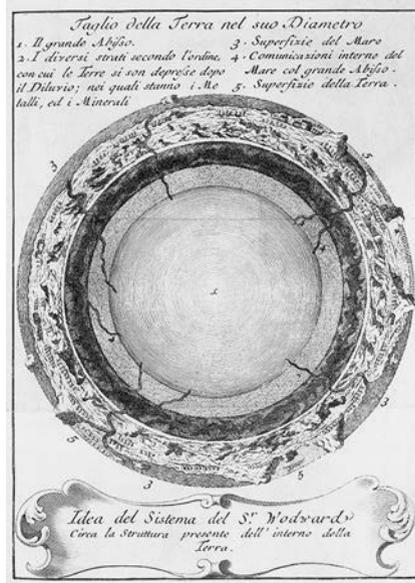


Abb. 28–29. John Woodward, *Geografia fisica*, Venezia 1739;  
Titel und Querschnittzeichnung der Erde.

aus dem Meer stammen. Woodward blieb jedoch in einem biblisch-metaphysischen Apriori gefangen: der wörtlichen Interpretation der Erzählung von der Sintflut. Die nun erworbene seltene italienische Übersetzung enthält auch andere Abhandlungen des Geologen und Naturforschers, wie z. B. die Antwort auf die Bemerkungen eines Dr. Camerarius zum Essay über die Naturgeschichte der Erde (darunter ein Brief an »Herrn Newton«), einen Beitrag über »Fossilien aller Spezies, methodisch geordnet nach ihren Verwandtschaften und Beziehungen, zusammen mit den Namen, unter denen sie den Alten bekannt waren«, »Anmerkungen über die Verwendung der wichtigsten Fossilien«, Schriften über Mineralien sowie eine kurze »Anleitung für die Durchführung von Beobachtungen und Sammlungen und für die Erstellung eines genauen Katalogs aller Arten von Fossilien«.

Einen besonderen Italienbezug hat ein schmales Bändchen von Niccolò Ciangulo (1680–1762), einem italienischen Sprachlehrer in Leipzig, die *Dialoghi Italiani e Tedeschi. Come si parla adesso comunemente in Italia. / Italiänische und Deutsche Gespräche. Wie man itzt gewöhnlich in Italien redet* (übersetzt von I. L. B. Bachenschwanz, Leipzig: Jacobi, 1757). Das Werk des in Sizilien geborenen Sprachlehrers, der in Leipzig arbeitete und vorher in England und den Niederlanden lebte, wird Johann Caspar Goethe und vielleicht auch seinem

sprachbegabten Sohn beim Erlernen der italienischen Sprache geholfen haben. Ciangulo soll ursprünglich Professor der Theologie gewesen sein und vermutlich aus Glaubensgründen Italien verlassen haben. Er wirkte als italienischer Sprachmeister an der Universität Leipzig. Auf einem Kupferstichporträt aus dem Jahr 1737 lässt sich der Sprachlehrer als Poeta laureatus mit Lorbeerkranz auf dem Kopf abbilden. Die Legende unter dem Bild lautet: »Nicolaus Ciangulo Italus. Lector Linguae Italicae. Poeta Caesaris Laureatus Goettingae.«

Zur wichtigsten Neuerwerbung der juristischen Abteilung gehört eine Francofurtensie aus der Bibliothek Johann Caspars, der Band *Der Statt Franckenfurt erneuerte Reformation* (Franckfurt am Mayn: Feyerabend & Raben, 1578; angebunden: »Etliche zum theil verpesserte, zum theil erklerte Puncten der erneuerten Reformation«, ebd. 1588) des Frankfurter Juristen Johann Fichard (1512–1581). Das Buch enthält eine breite figürliche Holzschnittbordüre auf dem Titel sowie eine Holzschnitt-Tafel von Jost Amman, die Justitia vor einer kleinen Frankfurter Stadtansicht zeigt sowie eine Holzschnitt-Druckermarke am Ende (Abb. 30–31). Die seltene erste Ausgabe der Frankfurter Reformation in der Bearbeitung von Fichard »wird als die überhaupt umfassendste von allen städtischen Reformationen angesehen«,<sup>107</sup> wegen dieser Leistung wurde Fichard von Zeitgenossen überschwenglich als Solon und Lykurg Frankfurts gepriesen. Fichard arbeitete seit 1538 als Syndikus der Stadt Frankfurt, nachdem er zuvor in Italien in der Kanzlei Karls V. tätig war und dabei auch oberitalienische Universitäten, namentlich Padua, besucht hatte. Sein Nachruhm gründet sich vor allem auf seinen bedeutenden redaktionellen Arbeiten beim Aufbereiten und systematischen Darstellen des geltenden Rechts von Frankfurt und in der Wetterau, so in dem 1571 erschienenen »Deren Gravenschafften Solms und Herrschaft Mintzenberg Gerichts-Ordnung und Landrecht« und in dem neu erworbenen »Der Statt Franckfurt erneuerte Reformation« von 1578. Beide Werke übten einen weit über ihren ursprünglichen Geltungsbereich hinaus gehenden Einfluss aus, auch weil sie wissenschaftlich und sprachlich überzeugten. Es wundert also nicht, dass Johann Caspar Goethe das wichtige Frankfurter Rechtsbuch besaß. Das Buch konnte aus Mitteln einer Privatspende erworben werden.

107 Deutsche und Europäische Juristen aus neun Jahrhunderten. Eine biographische Einführung in die Geschichte der Rechtswissenschaft, hrsg. von Gerd Kleinheyer und Jan Schröder, 6., neu bearbeitete und erweiterte Auflage, Tübingen 2017, S. 145. Siehe auch Vgl. Hans-Otto Schembs, [Art.] Fichard, Johann (von), in: Frankfurter Personenlexikon (Onlineausgabe), <https://frankfurter-personenlexikon.de/node/2592>.



Abb. 30–31. Der Statt Franckenfurt erneuerte Reformation,  
 Franckfurt am Mayn 1578, Titelblatt und Holzschnitt  
 der Justitia vor Frankfurter Stadtansicht.

### Werther-Jahr und Wertherfieber

Einen besonders erfreulichen Zuwachs im Werther-Jahr 2024 stellt das sehr seltene Periodikum *Neue philosophische Bibliothek* (Bd. I, Leipzig: Weygand, 1774) dar, das eine der frühesten Rezensionen der ›Leiden des jungen Werthers‹ enthält (Abb. 32–33). Die viermal im Jahr erscheinende Zeitschrift war ein Projekt des Jenaer Orientalisten und Hochschullehrers Johann Ernst Faber (1745–1774), wurde jedoch nach seinem überraschenden Tod im Jahr 1774 ab dem zweiten Quartal von Justus Christian Hennings (1731–1815) herausgegeben, einem deutschen Aufklärer und Moralphilosophen an der Universität Jena. Hennings zog es vor, als Herausgeber inkognito zu bleiben, damit »man nicht glauben möge, daß er sich zum Mittelpunkt mache«, wie er in einem Vorwort nach dem Tode Fabers schrieb. Ebenso blieben auch die Mitarbeiter der Zeitschrift anonym. Die Rezension der ›Leiden des jungen Werthers‹ ist mit B. v. F. unterzeichnet. Die Zeitschrift erschien über drei Jahre hinweg (1774–1776) und wurde nach dem zwölften Heft eingestellt. Die ›Neue philosophische Bibliothek‹ sollte kritische Anzeigen aller beachtenswerten Werke

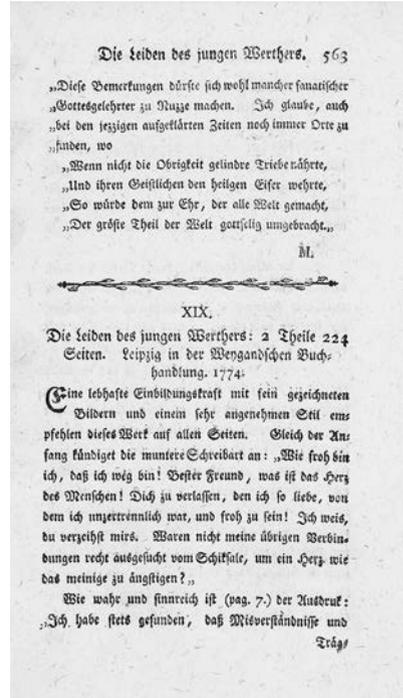


Abb. 32–33. Neue philosophische Bibliothek, Erster Band, Leipzig 1774, darin eine der frühesten Rezensionen des ›Werther‹.

im Fach der Philosophie, Ästhetik, Physik, Chemie und offenbar auch der Literatur enthalten. Die frühe ›Werther‹-Rezension auf den Seiten 563–570 ist bisher nahezu unbekannt geblieben, was auch damit zu tun haben kann, dass sich nur wenige öffentlich verfügbare Exemplare dieser philosophischen Zeitschrift erhalten haben. Ob es sich hier um die erste Rezension von Goethes Erfolgsroman handelt, lässt sich nicht eindeutig sagen. Sie erschien im IV. Stück der Zeitschrift, die im letzten Quartal des Jahres 1774 erschien, vielleicht sogar parallel zur Leipziger Messe, die am Michaelistag, einem Donnerstag, den 29. September 1774 begann. Da die Zeitschrift im gleichen Verlag wie der Roman, bei Weygand in Leipzig, erschien, wäre es denkbar, dass der Rezensent schon vorab vom Verleger ein Exemplar von Goethes ›Die Leiden des jungen Werthers‹ bekam, zumal auch Goethe seine Belegexemplare bereits am 19. September aus Leipzig erhielt. Rechnet man für das Redigieren und Drucken der Quartalsausgabe der ›Neuen philosophischen Bibliothek‹ ein Minimum an sechs bis acht Tagen, da der Umfang der Ausgabe mit rund

170 Seiten eher das Format eines schmalen Buches denn einer Wochenzeitung aufwies, könnte die Rezension schon vor oder unmittelbar nach der Präsentation des ›Werther‹ auf der Leipziger Buchmesse fertig geschrieben worden sein. Auf jeden Fall finden sich hier viele Originalzitate aus Goethes Briefroman. So schreibt der Autor gleich zu Beginn in seiner insgesamt positiven Besprechung: »Eine lebhaftere Einbildungskraft mit fein gezeichneten Bildern und einem sehr angenehmen Stil empfehlen dieses Werk auf allen Seiten.« Der Rezensent erkennt in Goethes Erstling zudem »das poetische Burleske«, »Naivität« und »empfindsam und entzückende [...] Gemälde«, meint aber auch den Verfasser gelegentlich von »der reinen deutschen Sprache« abgehen zu sehen. Der problematische Selbstmord des Helden am Ende des Romans, wird vom Verfasser pflichtschuldig kritisiert, der aber trotzdem die Vorzüge des Werkes betont:

Da endlich dieser Roman, dessen Plan sehr eingeschränkt scheint, mit einem Selbstmorde sich endiget, so kan man leicht die tiefste Melancholie und Verzweiflung der letzten Briefe vermuthen. Wir bedauern herzlich, daß der Verfasser dieses durchgängig so unterhaltenden Werkes, keine freudigere Entwicklung, und reizendern Titel dazu gewält hatte: beides würde seine Leser noch begieriger nach seinen ferneren Arbeiten machen, die ohnehin nach diesem Versuche einem jeden höchst schätzbar sein müssen.

Offenbar kannte der Rezensent den Namen des Verfassers noch nicht, denn nur wenige Seiten später findet sich in der Zeitschrift eine andere Rezension, jene von ›Clavigo, ein Trauerspiel von Göthe‹ (S. 579–581).

Neu in unsere Werther-Sammlung kam eine deutsch-französische Werther-Ausgabe aus dem Todesjahr Goethes: *Die Leiden des jungen Werther. Neue Ausgabe, von dem Dichter selbst eingeleitet* (Leipzig, Weygandsche Buchhandlung. / In Paris zu finden bei Baudry, Rue du Coq-St-Honoré Nr. 9, 1832). Unsere Ausgabe enthält ein Brustbild Goethes, das meistens auf 1832 datiert ist, hier aber auf 1831.<sup>108</sup> Das Porträt wurde 1831 für eine in Paris erschienene Ausgabe des ›Faust‹ verwendet und von dem Kupferstecher Auguste Blanchard (1766–1842) nach einer Vorlage des französischen Malers und Lithographen Achille Devéria (1800–1857) nach Pierre Jean Davids Goethe-Skulptur 1831 gestochen.<sup>109</sup> Die Ausgabe, die in deutscher Sprache gleichzeitig in Leipzig und Paris erschien, folgt dem Text der Jubiläumsausgabe von 1825.

Ebenfalls aus Frankreich stammt die Vertonung des Liedes *Romance de Charlotte au tombeau de Werther* für Guittare aus dem Jahr 1800, die von Nicolas-Jean Le Froid de Méreaux stammt. Die Notenblätter sind ein schönes

108 Jacques Sieurin, *Manuel de l'amateur d'illustrations*, Paris 1875, S. 89.

109 Vgl. Hermann Rollet, *Die Goethe-Bildnisse*, Wien 1883, S. 268.

Beispiel für das »Wertherfieber« in Europa, das auch in England herrschte, wie eine ebenfalls neu angeschaffte dramatische Wertheriade zeigt, *Werter: a tragedy, in three acts, as performed at the Theatres-Royal, Covent-Garden, Bath, Bristol, and Dublin* (London: Printed by G. Woodfall, for T.N. Longman, 1796). Das Stück stammt von Frederick Reynolds (1764–1841), einem englischen Theaterdichter, und erschien erstmals 1785 in fünf Akten. Die nun erworbene Version des vielgespielten Werks hatte nur noch drei Akte. Das Stück ist ein »dürftig zusammenhängendes und zugleich ungeheuerliches Machwerk; es herrscht darin ein entsetzlich hochgeschraubtes Pathos«. Werther werfe sich »fast in jeder Scene, worin er auftritt, halb vernichtet zu Boden oder auf ein Kissen, oder er sinkt in die Arme seines vertrauten Dieners«. Auch Charlotte sei, so Appell, »nicht minder überspannt in ihrem Gefühle für den Helden«. <sup>110</sup>

Auch Italien befand sich zur Zeit der Romantik noch im Wertherfieber. Im Jahre 1805 erlebte Ludwig Tieck eine Wertherkomödie auf einer Volksbühne innerhalb des römischen Amphitheaters zu Verona unter freiem Himmel, also auf »ächt classischem Boden und nach classischer Weise«. In einem launigen Gedicht schildert er, wie ein buntes Publikum durch besagtes Stück hingerrissen und entzückt wird, ehe ein plötzlicher Gewitterregenguss den Helden mitten im leidenschaftlichen Monolog unterbricht. <sup>111</sup> Ein vergleichbares Stück stammt von dem italienischen Anwalt und Dichter Antonio Simeone Sografi aus Padua, doch seine Komödie ›Carlotta e Verter: dramma in cinque atti‹ erschien erst 1830 in Mailand. Nun konnte von Sografi der Band *Commedie* (Milano 1831) erworben werden, in dem sich eine Komödie mit dem Titel ›Verter‹ befindet. Sografi hat sich einige Freiheiten gegenüber Goethes Roman genommen und eine Intrige mit Werthers Liebe verknüpft. Appell spricht von »kläglich platten modern-italienischen Charakteren«. Das Stück sei zwar »auf Rührung« angelegt, die Wirkung bleibe aber »doch eine rein komische«. <sup>112</sup> Dem Publikum schien es, anders als dem strengen Literaturkritiker, gut zu gefallen.

Von einer künstlerischen Auseinandersetzung mit Goethes ›Die Leiden des jungen Werthers‹ zeugt das großformatige Mappenwerk der Schriftkünstlerin, Kalligraphin und Malerin Gertraud Maria Baudy. Ihr monumantales Werk *Die Leiden des jungen Werther. Auszüge: mit Brief-Antworten von Gertraud Maria Baudy und illustrierten Kalligraphien* (Hamburg: Littera mobilis, 1990–1993). Das aufwendige Werk in einer Auflage von 43 Exemplaren besteht aus

<sup>110</sup> Johann Wilhelm Appell, *Werther und seine Zeit. Zur Goethe-Litteratur*, Oldenburg 41896, S. 23.

<sup>111</sup> Ludwig Tieck, *Schriften in 12 Bänden*, Bd. 7: *Gedichte*, hrsg. von Ruprecht Wimmer, Frankfurt am Main 1995, S. 175.

<sup>112</sup> Appell, *Werther und seine Zeit* (Anm. 110), S. 27.

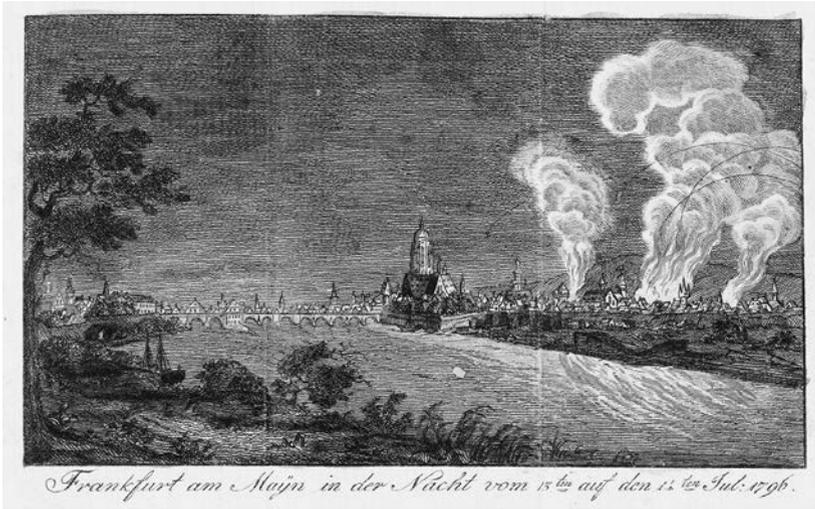


Abb. 34. Ansicht des Brandes von Frankfurt am Main in der Nacht vom 13. auf den 14. Juli 1796 im ›Calender für das Jahr 1797‹ (Offenbach 1796).

drei Leinwand-Kassetten in einem Holzschuber. Die erste enthält Auszüge aus Goethes ›Werther‹, die zweite ›Brief-Antworten‹ der Künstlerin, die dritte trägt den Titel ›Brandraketen meines Herzens‹ und enthält ›illustrative Kalligraphien‹ von Baudy.

### *Lektüren in Goethes Elternhaus*

Aus jener Zeit, als Frau Rat bereits im Haus Zum Goldenen Brunnen am Roßmarkt lebte, stammt der äußerst seltene kleine *Calender für das Jahr 1797* (Offenbach: Weis und Brede, 1796). Dieses Miniaturbuch konnte bislang in keiner öffentlichen Bibliothek nachgewiesen werden. Für uns ist das Bändchen mit gestochenem Titel und sieben Kupfertafeln auch deshalb von Bedeutung, weil es eine gefaltete und kolorierte Kupfertafel mit einer Ansicht des Brandes von Frankfurt am Main in der Nacht vom 13. auf den 14. Juli 1796 enthält (Abb. 34). Die französischen Truppen hatten die Stadt beschossen und die Frau Rat sich in Offenbach »bey Mama la Roche« in Sicherheit gebracht, wie sie ihrem Sohn in einem Brief vom 22. Juli 1796 schildert.<sup>113</sup> Der seltene Miniaturkalender liefert nun die passende Illustration dazu.

<sup>113</sup> Briefe aus dem Elternhaus, Zürich 1960, S. 704.

Die Einflüsse ausländischer Literaturen auf den jungen Goethe sind zahlreich. Ein wichtiges Buch aus der Geschichte der englischen Literatur, das in England das Interesse an der älteren Poesie neu entflammte, dürfte Goethe bekannt gewesen sein: Thomas Percys *Reliques of Ancient English Poetry: Consisting of Old Heroic Ballads, Songs, and other Pieces of our earlier Poets* (3 Bde., London: Printed for J. Dodsley, 1765). Als der Geistliche Thomas Percy um 1753 seinen Freund Humphrey Pitt in dessen Haus in Shifnal, Shropshire, besuchte, stieß er auf ein Bündel Papiere, das unter einer Kommode lag. Er bemerkte, dass es sich um ein Manuskript handelte, nahm es zum Studium mit und stellte fest, dass es aus 191 Liedern oder Fragmenten von Liedern aus der Zeit um 1650 bestand. Zu seinen Freunden gehörten Samuel Johnson und William Shenstone, die ihn veranlassten, die Lieder zu veröffentlichen. So kam im Jahr 1765 die Ausgabe ›Reliques of Ancient Poetry‹ heraus, die 176 der 191 Lieder enthielt. Diese Sammlung von Balladen, Liedern und Romanzen zog das britische Publikum in ihren Bann und beeinflusste auch viele bedeutende Autoren des folgenden Jahrhunderts. Dabei basieren von den 176 Liedern nur etwa 47 auf dem Originalmanuskript. Percy bearbeitete nicht nur die Sprache der Lieder, sondern durchforstete auch andere Quellen, um die seiner Meinung nach endgültige oder vollständigste Version eines Liedes zu finden, was oft dazu führte, dass die veröffentlichte Fassung nur wenig Ähnlichkeit mit der im Manuskript enthaltenen hatte. Das gesamte Folio-manuskript, das Percy im Haus seines Freundes in Shifnal gefunden hatte, wurde schließlich 1867 von der ›Ballad Society‹ in drei Bänden vollständig veröffentlicht, herausgegeben von Frederick Furnivall und John Hales: *Bishop Percy's Folio Manuscript: Ballads and Romances* (3 Bde., London: Trübner, 1867–1868). Auch diese Ausgabe konnte angeschafft werden.

### *Bücher aus der Zeit der Romantik*

Ein weiteres wichtiges Werk, dessen Anschaffung die Marga Coing-Stiftung ermöglichte, stellt eine schöne und seltene Erst- und Werkausgabe dar, die uns in unserem Bemühen hilft, die Romantik-Bestände unserer Bibliothek auszubauen. Es handelt sich um die Reihe *Das Kloster. Weltlich und geistlich. 1.–49. Zelle. 12 Bände. Meist aus der ältern deutschen Volks-, Wunder- Curiositäten-, und vorzugsweise komischen Literatur. Zur Kultur- und Sittengeschichte in Wort und Bild* (Stuttgart: J. Scheible, 1845–1849), die der deutsche Verleger, Herausgeber und Antiquar Johann Scheible (1809–1866) herausgegeben hat. Komplettiert wird die Sammlung durch den später erschienenen Zusatzband *Die fliegenden Blätter des XVI. und XVII. Jahrhunderts, in sogenannten Einblatt-Drucken mit Kupferstichen und Holzschnitten; zunächst aus dem Gebiete der politischen und religiösen Caricatur* (Stuttgart: J. Scheible,



Abb. 35. Tafel aus ›Die fliegenden Blätter des XVI. und XVII. Jahrhunderts, in sogenannten Einblatt-Drucken‹ (Stuttgart 1850).

1850) (Abb. 35). Scheible trat, wie die Sammlung zeigt, vor allem als Herausgeber mehrerer Reihen mit Schriften zu Themen der Magie, zur Volkskunde und mit Sammlungen deutscher Volksbücher hervor. Vor allem die Sammlung ›Das Kloster‹ wird in der Forschung – besonders auch in der ›Faust‹-Forschung – vielfach als Quelle genannt. Sie enthält bereits in Band 1 wichtige Volksbücher wie Sebastian Brandts ›Narrenschiff‹, Geilers von Kaiserberg Predigten darüber und Thomas Murners ›Schelmenzunft‹. In den Bänden 2–5 und 11 finden sich zahlreiche Schriften zum Volksbuch ›Doctor Johann Faust‹ (z. B. ›Doctor Johann Fausten's Miracul-, Kunst- und Wunderbuch‹ sowie Christoph Wagners ›Faust's Famulus‹ oder ›Die Sage von Doctor Joh. Faust‹). Die Bände sind eine unerschöpfliche Quelle über das geistige und sittliche Leben der Deutschen im 13. bis 17. Jahrhundert.<sup>114</sup> So finden sich in Band 6 un-

<sup>114</sup> Vgl. Hugo Hayn und Alfred Gotendorf, *Bibliotheca germanorum erotica & curiosa*. Verzeichnis der gesamten deutschen erotischen Literatur mit Einschluß der Übersetzungen, nebst Beifügung der Originale, Bd. 3, München 1913 (Nachdruck Hanau 1968), S. 577.

ter der Überschrift »Die gute alte Zeit« Texte »Von Alrunen oder Heckenmännchen, von Liebestränken und -Bissen« sowie »vom Nesselknüpfen und anderen magischen Mitteln« oder in Band 9 »Mythologie der Volkssagen und Volksmärchen«. Im letzten Band geht es um »Die Sitten und Gebräuche der Deutschen und ihrer Nachbarvölker«. Darüber hinaus enthalten die zwölf Bände Hunderte von Abbildungen im Text und auf 349 (teils gefalteten) Tafeln in Holzschnitt und Lithographie. Die bedeutende Sammlung ist ein wichtiges Quellenwerk zur alten deutschen Literatur, jeder Band bildet ein für sich abgeschlossenes Ganzes. Die Reihe erschien im Eigenverlag des Stuttgarter Buchhändlers und Verlegers Johann Scheible. 1850 kam noch ein Zusatzband heraus, der »Fliegende Blätter des XVI. und XVII. Jahrhunderts« enthält, sogenannte Einblatt-Drucke mit Kupferstichen und Holzschnitten, insgesamt 88 meist gefaltete Tafeln.

Die sehr seltene erste und einzige Ausgabe der *Burg- und Bergmärchen* (2 Bde., Wolfenbüttel: Holle, 1846) von Ferdinand Philipp Grimm (1788–1845) dem »unbekannten Bruder« der Brüder Grimm erschien nach dessen Tod und wurde aus dem Nachlass herausgegeben. Ferdinand Grimm war der jüngere Bruder von Jacob und Wilhelm Grimm und verfasste nicht allein eine Parallelfassung zu den »Kinder- und Hausmärchen«, sondern lieferte auch wesentliche Beiträge zu den »Deutschen Sagen«. Ab 1815 arbeitete er als Korrektor im Berliner Verlag Reimer und veröffentlichte 1820 »Volkssagen und Märchen der Deutschen und Ausländer« (Leipzig: Brockhaus, 1820). Als er 1834 entlassen wurde, lebte er bis 1836 bei seinen Brüdern in Göttingen und danach als Schriftsteller in Wolfenbüttel. Er veröffentlichte drei eigene Märchen-Sammlungen unter den Pseudonymen »Lothar«, »Philipp von Steinau« (»Volkssagen der Deutschen«, Zeitz: Schieferdecker, 1838) und »Friedrich Grimm«. Von seinen vielseitigen Veröffentlichungen in verschiedenen Zeitschriften sind heute nur die wenigsten bekannt, die Qualität seiner Märchen und Sagen wurde erst jüngst durch Heiner Boehncke und Hans Sarkowicz herausgearbeitet.<sup>115</sup>

Ein Desiderat unserer Romantik-Sammlung waren Johanna Schopenhauers (1766–1838) *Erinnerungen von einer Reise in den Jahren 1803, 1804 und 1805* (2 Bde., Rudolstadt: Hof- Buch- und Kunsthandlung, 1813–1814). Den dritten Band der Reihe mit der »Reise durch das südliche Frankreich« (ebd. 1817) besaßen wir bereits, die ersten beiden Bände fehlten und konnten nun erworben werden. Die Erstausgabe der vielgelesenen Erinnerungen an eine gemeinsame Reise mit ihrem Mann und ihrem Sohn Arthur von Mai 1803 bis 1805 durch Europa erschienen in dem Tochterunternehmen des Weimarer

115 Der fremde Ferdinand. Märchen und Sagen des unbekanntes Grimm-Bruders, Berlin 2020.

Verlegers Bertuch, im Verlag der Hof-, Buch- und Kunsthandlung in Rudolstadt. Die erste Reise endete im August 1804 und führte durch Holland, England, Frankreich, die Schweiz und Österreich. Nach dem tragischen Tod des Gatten ließ Johanna Schopenhauer sich im Mai 1806 mit Tochter Adele in Weimar nieder. Dort wurde sie zur Salondame der Weimarer Gesellschaft und zu einer berühmten Schriftstellerin im ersten Viertel des 19. Jahrhunderts. Im Vorwort ihre Reisebeschreibungen heißt es selbstbewusst, »daß Frauen die Dinge um sich her anders erblicken, anders darstellen, als Männer, und auf eine Weise, die, vielleicht weniger gründlich, doch dadurch belehrend wird, daß sie die Gegenstände aus einem ganz anderen Gesichtspunkte zeigt«. Im ersten Band beschreibt sie ihre Reisen durch England und Schottland, im zweiten folgen die Erinnerungen an eine Reise von Bremen nach Dover und ausführliche Reisebeschreibungen zu London.

In die Zeit der Napoleonischen Kriege führt auch eine andere Reisebeschreibung mit dem Titel *Pittoreske Reise am Rhein im Sommer 1809 und im Frühjahr 1810. Vom Verfasser der Einsamen Wanderungen in der Schweiz, der Ansichten von Paris* (Berlin: Kunst- und Industrie-Comptoir, 1811). Über den Verfasser des Werks, Carl Theodor von Uklanski, ist wenig bekannt, er war als Regierungsrat in Warschau tätig. Seine Reiseroute vom Rheinfluss in Schaffhausen bis ins Bistum Fulda wird mit zahlreichen detaillierten Schilderungen von Land, Leuten und Sitten dargestellt. Von besonderem Interesse ist seine ausführliche Beschreibung von Frankfurt und seiner Bevölkerung. Der Autor beschreibt »die Vorstadt Sachsenhausen, die Quadersteinbrücke über den Mayn. Das Hôtel d'Angleterre, das rothe Haus, der römische Kaiser, wo der König von Sachsen wohnte«, sowie notwendige »Visiten, die ein Fremder machen muß«. Er besucht den »Kammerherrn von Holzhausen«, »Alexander Gontard, Banquier Schönemann, Mumm«, wundert sich über die große Zahl »von Fürsten und Fürstinnen in Frankfurt« und schildert das herrliche »Vergnügen auf den Casino-Bällen« mit den »schönen blühenden Mädchen«. Auch über das Frankfurter Theater mit »schönem Orchester, mittelmäßiger Truppe« erfährt man Details, z. B. dass Schillers »Jungfrau von Orleans« und »Maria Stuart« gegeben werden. Uklanski lobt das Museum als »Anstalt zur Aufmunterung der Künste und Wissenschaften«, beschreibt die »Gemälde-Sammlung beim Bankier Städel, Kupferstich-Kabinette beim Doctor Gramsch, beim Senator Brönner« sowie das »Kabinet des Geheimen Raths von Gerning« und die »Bibliothek im Römersaal, die Kaiser-Gemälde in den Nischen« sowie das »Senkenbergische Stift und de[n] dabei befindliche[n] botanische[n] Garten«. Selbst der »Salzwedelsche botanische Garten in Sachsenhausen«, in dem Goethe Jahre später ein Ginkgo-Blatt für Marianne von Willemer finden wird, ist erwähnt. Schließlich lobt der Reisende das »Getümmel auf dem Wege am Wasserthor« und die »Fröhlichkeit des Frankfurter Publicums« und die »herrliche neue Promenade vom Allerheiligen- bis zum Bockenheimer Thore«. Zuletzt

besucht er noch Sophie La Roche in Offenbach und lässt sich »ihre Lebensgeschichte« erzählen, bevor er nach Bornheim geht, um die »Lieblingsspromenade der Frankfurter: Feste zur Zeit der ersten Weinlese« zu sehen. »Wehmüthiger Abschied von Frankfurt« heißt es am Ende des neunten Abschnitts.

### *Werke von Friedrich de la Motte Fouqué*

Im Berichtszeitraum konnten aus dem Besitz des 2024 verstorbenen Rudi Schweikert, freier Autor und wissenschaftlicher Publizist, eine Reihe von Werken des romantischen Dichters Friedrich de la Motte Fouqué (1777–1843) erworben werden. Darunter auch der seltene Band *XX Umrisse zu Undine von Friedrich Baron de la Motte Fouqué* (Leipzig: Göschen, 1816) mit 20 Kupferstichen des Künstlers Ludwig Ferdinand Schnorr von Carolsfeld (1788–1853). Arthur Rümman schreibt darüber: »Mitten in die Romantik führt eine selten gewordene Folge von 20 Umrissen zu ›Undine‹ von de la Motte Fouqué, 1816 nach Graf Clary von Ludwig Ferdinand Schnorr von Carolsfeld gestochen. Figuren und Landschaft sind im Gegensatz zu den eintönigen Klassizisten reizvoll belebt.«<sup>116</sup> Ebenfalls zum Ankauf gehört die erste Buchausgabe von Fouqués *Undine. Eine Erzählung* (Berlin: Hitzig, 1814), die ein besonderes Rezeptionszeugnis des Werkes enthält. Auf dem Vorsatzblatt hat ein Unbekannter ein handschriftliches Gedicht hinterlassen, das auf den »18. Sept. 1814« datiert ist und eine Anspielung auf Fouqués »Zueignung zur zweiten Auflage« enthält. Schön ist auch, dass mit dem Band *Blumenstrauß gewunden aus den neuesten Romanen und Erzählungen* (Reutlingen: J. J. Mäcken, 1818) ein Gemeinschaftswerk von Friedrich und Caroline de la Motte Fouqué (1773–1831) angeschafft werden konnte. Der Band enthält von ihr die beiden Erzählungen ›Der Delphin‹ und ›Der Scharffenstein‹ und von ihm die Erzählungen ›Ritter Toggenburg‹, ›Die Löwenjagd‹, ›Rosaura und ihre Verwandten‹, ›Ehrlich währt am längsten‹ und ›Die beiden Einsiedler‹.

### *Bibliothek der deutschen Classiker: Eine deutsche Buchreihe aus Schweden*

Bereits 1811 hatte der schwedische Verleger Emanuel Bruzelius (1786–1832) die neuere deutsche Literatur als Zugpferd für einen internationalen Markt ausgemacht, der von Schweden bis ins Baltikum und nach Russland reichte. In

<sup>116</sup> Arthur Rümman, *Das illustrierte Buch des XIX. Jahrhunderts in England, Frankreich und Deutschland*, Leipzig, 1930, S. 228.

Uppsala brachte er binnen zehn Jahren eine *Bibliothek der deutschen Classiker* in 76 Oktavbänden heraus. Enthalten waren Autoren von Lessing bis zu den Romantikern Schlegel, Tieck und Fouqué. Mit Amalie von Helvig (1776–1831) war auch eine Dichterin vertreten, allerdings eine, die in Schweden geheiratet hatte und aus dem Schwedischen übersetzte. Insgesamt umfasst die Reihe Werke von 22 Autoren. Dabei gab es zusätzlich zur fortlaufenden Nummerierung noch eine Zählung nach der Reihenfolge der Veröffentlichung, die nur auf den Umschlägen erscheint, so dass mancher Band auch außerhalb der Reihe vertrieben werden konnte. So wird der Inhalt zunächst nach den laufenden Nummern 1–22, dann nach der Reihenfolge der Veröffentlichung 1–76 dargestellt. Die Bibliothek des Freien Deutschen Hochstifts besaß bisher nur die Werkausgabe Goethes aus dieser Reihe, konnte aber nun ihren Bestand komplettieren. Auch mit Blick auf die Ausbreitung der Romantik in Europa ist der Erwerb von Bedeutung, denn dieser Buchreihe kommt dabei eine wichtige Rolle zu.

Bruzelius war in Stockholm geboren und hatte in Uppsala studiert, wo er im März 1809 die Kommissionsbuchhandlung von N. G. Fahlström übernahm und die Erlaubnis erhielt, eine Buchhandlung zu betreiben und eine Leihbibliothek einzurichten. Bereits im Dezember desselben Jahres kaufte er die Zeitschrift ›Elegant‹ und gab sie unter dem Namen ›Tidning i blandade ämnen‹ heraus. Weitere Projekte folgten. 1811 übernahm er eine Druckerei, veröffentlichte ›Kalender för damer‹ (1818–1822) und gründete Filialen seiner Buchhandlung in Stockholm, Karlstad, Västerås und Örebro. Bereits im April 1811 verschickte er den Prospekt für seine ›Bibliothek der deutschen Classiker‹. Das Unternehmen war von Anfang an in großem Stil geplant, und es wurden 27 Autoren aufgeführt, die mit ihren gesammelten Schriften oder größeren Teilen davon vertreten sein sollten. Als Mitarbeiter hatte Bruzelius Sven Peter Leffler gewinnen können, der für die literarische Seite der Klassiker-Bibliothek, die Auswahl und das sorgfältig geführte Lektorat verantwortlich war, während die kaufmännische Seite von Bruzelius betreut wurde. Am 24. Oktober 1811 erhielten die beiden das Privilegium, »auf fünf Jahre eine Sammlung der vornehmsten Werke der deutschen Literatur in der Originalsprache unter dem Titel: ›Bibliothek der deutschen Classiker‹« herausgeben zu dürfen. Jedem Nachdrucker drohte eine Geldstrafe. Im Dezember 1811 wurde der erste Band, Goethes ›Hermann und Dorothea‹, versandt, und bis zur Einstellung des Unternehmens im Jahr 1821 sind 76 Bände veröffentlicht worden. Als Vorbild für die Ausstattung dienten Cottas Werkausgaben von Goethe, Herder und anderen Klassikern. Der Absatz war beträchtlich. Laut der Abonnentenliste gab es in Schweden mehr als 1200 Abonnenten, acht in Norwegen und etwa hundert in Finnland. Darüber hinaus waren auch die baltischen Länder ein guter Markt, den Bruzelius durch persönliche Reisen pflegte. Wie glänzend das Geschäft anfangs lief, zeigt eine durch Abraham Bohlin überlieferte Aus-

sage von Leffler selbst, dass er, dem ein Drittel des Reingewinns zustand, im Jahr 1813/14 stattliche 14 000 Kronen verdiente. Die These, dass diese Bibliothek und ihr Erfolg eine wichtige Voraussetzung für den Durchbruch der Romantik in Schweden gewesen ist, lässt sich zwar nicht belegen, doch der schwedische Schriftsteller Carl Jonas Love Almqvist (1793–1866) vertrat in einem Artikel in ›Aftonbladet‹ (1847, no. 150) eben diese Meinung. Fest steht auf jeden Fall, dass die Bedeutung der Reihe für die Verbreitung der deutschen Literatur nicht hoch genug einzuschätzen ist.<sup>117</sup> Die Reihe enthält Werke von Friedrich Schiller, Johann Gottfried Herder, Gotthold Ephraim Lessing, Christoph Martin Wieland, Johann Heinrich Voß, Friedrich von Matthiison, Gottfried August Bürger oder Ludwig Heinrich Christoph Hölty, aber auch Werke der romantischen Autoren Friedrich de la Motte Fouqué, den Brüdern August Wilhelm und Friedrich Schlegel, Ludwig Tieck, Theodor Körner und Jean Paul. Immerhin sieben Bände entfielen auf die beiden Geschichtsschreiber Johannes von Müller und August Ludwig Heinrich Heeren.

Allen Spenderinnen und Spendern, die im Jahr 2024 die Bibliothek unterstützten, gilt unser herzlicher Dank:

Prof. Dr. Hans Aurenhammer, Dr. Jasmin Behrouzi-Rühl, Dr. Bernhard Beutler, Prof. Dr. Heiner Boehncke, Prof. Dr. Anne Bohnenkamp-Renken, Prof. Dr. Wolfgang Bunzel, Dr. Héctor Canal, Dr. med. Regina Casper, Dr. Wolfgang Cilleßen, Prof. Dr. Helena Cortés, Dr. Andreas Dietzel, Prof. Dr. Anne Feler, Karin Flechtner, Dr. Bettina Gentzcke, Goethe-Gesellschaft Hamburg e. V., Jan Großbach, Prof. Dr. Raymond Heitz, Dr. Mareike Hennig, Dr. Konrad Heumann, Dr. Anja Heuß, Dr. Katja Kaluga, Liselotte Koch (†), Prof. Dr. Roland Krebs, Prof. Dr. Gerhard Kurz, Dieter Lehnhardt, Dr. Gregor H. Lersch (Casa di Goethe), Heike Matthiesen (†), Prof. Dr. Mathias Mayer, Marrit Müller M. A., Prof. em. Dr. Peter Oesterreich, Mag. Dr. Franz Pichorner (Kunsthistorisches Museum Wien), Dr. Dietmar Pravida, Bernd Probst, Dr. Thomas Regehly, Heinz Richter, Charles Rosenmeyer, Sibylle Roth, Walter Scharwies, The Shakespeare Birthplace Trust Stratford-upon-Avon, Dr. Joachim Seng, Lukas Seng, Matthias Thoma (Eintracht Frankfurt Museum), Rolf Toyka, Frank Trende (Goethe-Gesellschaft Kiel), Stephanie Tyszak, Jaanus Vaiksoo, Dr. Olivia Varwig, Dr. Rüdiger Volhard (†), Regina Werther, Prof. Dr. W. Daniel Wilson.

*Joachim Seng*

<sup>117</sup> Vgl. B. Möller, [Art.] Emanuel Bruzelius, in: Svenskt biografiskt lexikon, Bd. 6, Stockholm 1926, S. 526; Karl Goedeke, Grundriß zur Geschichte der deutschen Dichtung aus den Quellen, 2., ganz neu bearbeitete Auflage, Bd. 15, hrsg. von Herbert Jacob, Berlin 1966, S. 426.

# Verwaltungsbericht

Die Mitgliederversammlung fand am 17. Juni 2024 statt. Sie erteilte dem Verwaltungsausschuss aufgrund der vorgelegten Bilanz sowie der Gewinn- und Verlustrechnung Entlastung. Für eine weitere Amtszeit von vier Jahren im Verwaltungsausschuss wurden Herr Stefan Fautz und Frau Selina Stihl wiedergewählt. Es schieden aus Herr Martin Mosebach, der dem Gremium seit 2004 angehörte, und Herr Hannes Hintermeier, seit 2011 im Verwaltungsausschuss. Neu in den Verwaltungsausschuss wurden gewählt Frau Elena von Metzler und Herr Till Staffeldt.

Dem *Verwaltungsausschuss* gehörten am 31. Dezember 2024 an:

Dr. Burkhard Bastuck, Rechtsanwalt Kanzlei Freshfields Bruckhaus Deringer  
Dr. Andreas Dietzel, Rechtsanwalt, ehem. Geschäftsführender Partner von  
Clifford Chance Partnergesellschaft  
Prof. Dr. Heinz Drügh, Professor an der Goethe-Universität Frankfurt am  
Main  
Stefan Fautz, Architekt, Mitglied im Familienrat der Firma Merck, Darmstadt  
Jo Franzke, Architekt  
Florian Hager, Intendant des Hessischen Rundfunks  
Dr. Gabriele C. Haid, Mitglied im Vorstand der Gesellschaft der Freunde der  
Alten Oper, Frankfurt am Main  
Prof. Dr. Joachim Jacob, Professor an der Justus-Liebig-Universität Gießen  
Prof. Christoph Mäckler, Architekt (Mitgliedschaft ruht)  
Elena von Metzler, Mitinhaberin des Bankhauses B. Metzler seel. Sohn & Co.  
KGaA  
Hartwin Möhrle, Unternehmensberater, Dozent  
Prof. Dr. Klaus Reichert, em. Professor an der Goethe-Universität Frankfurt  
am Main  
Annika Rittmeister-Murjahn, Managerin und Projektleiterin bei der Firma  
Caparol-Wandfarben  
Dr. Claudia Schmidt-Matthiesen, Mitglied des Vorstandes der Deutschen  
Bank Stiftung  
Prof. Dr. Manfred Schubert-Zsilavec, Vizepräsident der Goethe-Universität  
Frankfurt am Main  
Celina Gräfin zu Solms-Laubach, Landschaftsarchitektin  
Joachim Spill, Wirtschaftsprüfer, Steuerberater  
Till Staffeldt, Rechtsanwalt  
Dr. Klaus-Dieter Stephan, Rechtsanwalt

Selina Stihl, Beirats- und Aufsichtsratsmitglied Firma Stihl  
Prof. Dr. Gerd Weiß, ehem. Präsident des Landesamtes für Denkmalpflege in  
Hessen

*Vertreterin der Bundesregierung:*

Dr. Korinna Weichbrodt

*Vertreter des Landes Hessen:*

Staatssekretär Christoph Degen, vertreten durch Dr. Dorothee Lux, Leiterin  
des Referats für Forschung, Transfer und Gesundheitszentren

*Vertreterin der Stadt Frankfurt am Main:*

Dr. Ina Hartwig, Kulturdezernentin

*Vertreter der Stadtverordnetenversammlung der Stadt Frankfurt am  
Main:*

Christian Becker  
Sylvia Momsen

*Vorsitzender:*

Dr. Andreas Dietzel

*Stellvertretende Vorsitzende:*

Dr. Gabriele C. Haid  
Prof. Dr. Joachim Jacob

*Schatzmeister:*

Joachim Spill

*Stellvertretender Schatzmeister:*

Till Staffeldt

Dem *Wissenschaftlichen Beirat* gehörten am 31. Dezember 2024 an:

Prof. Dr. Jeremy Adler, King's College London  
Prof. Dr. Gottfried Boehm, Universität Basel  
Prof. Dr. Nicholas Boyle, Magdalene College Cambridge

Prof. Dr. Gabriella Catalano, Università degli Studi di Roma »Tor Vergata«  
 Prof. Dr. Elisabeth Décultot, Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg  
 Prof. Dr. Heinrich Detering, Georg-August-Universität Göttingen  
 Prof. Dr. Andreas Fahrmeir, Goethe-Universität Frankfurt am Main  
 Prof. Dr. Johannes Grave, Friedrich-Schiller-Universität Jena  
 Prof. Dr. Fotis Jannidis, Julius-Maximilians-Universität Würzburg  
 Prof. Dr. Klaus Reichert, Goethe-Universität Frankfurt am Main

*Ehrenmitglied:*

Prof. Dr. Konrad Feilchenfeldt

*Ewige Mitglieder:*

Boeck Stiftung – Dieter und Elisabeth Boeck, Marianne Brunnhöfer, Deutsche Bank AG, Dr. Andreas Dietzel, Ilona Fink-Kuechenhoff, Kristian Gross, Dr. Dirk Ippen, Annika Rittmeister-Murjahn, Heinrich Sikora, Prof. Dr. Matthias Steinhart, Gottfried Stephan

Im Jahr 2024 waren im Hochstift tätig:

Prof. Dr. Anne Bohnenkamp-Renken	Direktorin
Heike Fritsch	Direktionssekretärin
Dr. Jasmin Behrouzi-Rühl	Direktionsassistentin
Beatrix Humpert M. A.	Direktionsassistentin
Kristina Faber M. A.	Kommunikation und Fundraising
Dr. Dietmar Pravida	Wissenschaftliche Redaktion
Andreas Doepke M. A. <sup>1</sup>	wissenschaftlicher Mitarbeiter, Ausstellung Wälder
Clarissa Lütz <sup>1</sup>	studentische Hilfskraft, Ausstellung Wälder

*Verwaltung*

Christian Alberth	Verwaltungsleiter
Sonja Naßhan	Personalsachbearbeiterin
Jens Dichmann	Buchhalter
Camilla Stöppler	Verwaltungsangestellte (Einkauf/Verkauf)
Sigurd Wegner	Verwaltungsangestellter (EDV-Betreuung)
Andreas Crass	Haus-/Museumstechniker
Christian Müller	Hausmeister

<sup>1</sup> Diese Mitarbeiter/innen schieden im Lauf oder am Ende des Jahres 2024 aus.

Martina Falkenau	Telefonzentrale
Sonja Gehrish M. A.	Registrierin, Assistentin
Dr. Silke Weber	Registrierin, Assistentin
Batuhan Ergün M. A.	Medienbetreuung Romantik-Museum
Alemseged Gessese	Empfang, Kasse, Museumsladen
Vojislava Mitula	Empfang, Kasse, Museumsladen
Anne Simonetti	Empfang, Kasse, Museumsladen
Zoya Georgieva	Hausreinigung
Martha Gorachek	Hausreinigung
Mirsada Mosenthin	Hausreinigung

### *Handschriften-Abteilung*

Dr. Konrad Heumann	Leiter der Abteilung
Dr. Katja Kaluga	Mitarbeiterin der Abteilung
Bettina Zimmermann M. A.	Mitarbeiterin der Abteilung
Joshua Ramon Enslin M. A.	Digital Humanities
Merle Alberts <sup>2</sup>	studentische Hilfskraft
Dr. Anja Heuß <sup>1</sup>	Provenienzforschung
Dr. Olivia Varwig	Hofmannsthal-Gesellschaft

### *Bibliothek*

Dr. Joachim Seng	Leiter der Abteilung
Nora Schwarz-Ehrecke	Diplombibliothekarin
Karin Zinn <sup>1</sup>	Bibliotheksassistentin
Waltraut Grabe	Restauratorin und Buchbindemeisterin
Brita Werner	Buchbinderin
Ralf Gnosa M. A. <sup>1,2</sup>	Erschließung Hausarchiv

### *Goethe-Haus, Goethe-Museum, Kunstsammlung*

Dr. Mareike Hennig	Leiterin der Abteilung
Dr. Nina Sonntag	wissenschaftliche Mitarbeiterin
Lisa von der Höh M. A. <sup>2</sup>	Volontärin
Esther Woldemariam M. A.	Mitarbeiterin Bildstelle
Gabriela Gietl B. A.	studentische Mitarbeiterin Bildstelle
Dr. Doris Schumacher	Museumspädagogin (Kulturvermittlung)
Loreen Dalski M. A. <sup>3</sup>	Mitarbeiterin Museumspädagogik

2 Diese Mitarbeiter/innen wurden im Lauf des Jahres 2024 eingestellt.

3 Diese Mitarbeiter werden aus Spenden- bzw. Fördergeldern finanziert.

Cristina Szilly	Mitarbeiterin	Museumpädagogik
Slobodan Adanski	Gästeführer,	Museumsaufsicht
Gillian Bachmann	Gästeführerin,	Museumsaufsicht
Idris Bayram	Gästeführer,	Museumsaufsicht
Stefan Burk	Gästeführer,	Museumsaufsicht
Henning Cromm <sup>1</sup>	Gästeführer,	Museumsaufsicht
Deborah D'Angelo	Gästeführerin,	Museumsaufsicht
Eva Donner <sup>2</sup>	Gästeführerin,	Museumsaufsicht
Babett Frank, Dipl. Troph.	Dienstplanung,	Gästeführerin, Museums- aufsicht
Ayla Grunert	Gästeführerin,	Museumsaufsicht
Tobias Gutting	Gästeführer,	Museumsaufsicht
Frederic Hain	Gästeführer,	Museumsaufsicht
Annika Hedderich M. A.	Gästeführerin,	Museumsaufsicht
Sibylle Hoffmann-Merz	Gästeführerin,	Museumsaufsicht
Dr. Chana Keck	Gästeführerin,	Museumsaufsicht
Reiner Krausch <sup>1</sup>	Gästeführer,	Museumsaufsicht
Jonas Lange	Gästeführer,	Museumsaufsicht
Thorsten Lessing	Gästeführer,	Museumsaufsicht
Petra Mayer-Früauff M. A.	Gästeführerin,	Museumsaufsicht
Navnet Pal <sup>2</sup>	Gästeführerin,	Museumsaufsicht
Christopher Rüter <sup>1</sup>	Gästeführer,	Museumsaufsicht
Ute Schaldach	Gästeführerin,	Museumsaufsicht
Mei Li Weber <sup>2</sup>	Gästeführerin,	Museumsaufsicht
Anne Wietschorke	Gästeführerin,	Museumsaufsicht
Lucia Wunderlich	Gästeführerin,	Museumsaufsicht

*Romantik-Forschung / Frankfurter Brentano-Ausgabe*

Prof. Dr. Wolfgang Bunzel	Leiter der Abteilung
Dr. Michael Grus <sup>3</sup>	wissenschaftlicher Mitarbeiter
Dr. Holger Schwinn <sup>3</sup>	wissenschaftlicher Mitarbeiter
Tristan Logiewa	studentische Hilfskraft
Marie-Luise Vörös	studentische Hilfskraft

*Propyläen – Forschungsplattform zu Goethes Biographica*

Hans Clausen M. A. <sup>2,3</sup>	wissenschaftlicher Mitarbeiter
-----------------------------------	--------------------------------

*Robert Schumanns Poetische Welt*

Dr. Timo Evers <sup>3</sup>	wissenschaftlicher Mitarbeiter
-----------------------------	--------------------------------

Außerdem waren im Laufe des Jahres 2024 folgende Mitarbeiter für den Führungs- und Aufsichtsdienst an Wochenenden, Feiertagen, Abendveranstaltungen und zur Vertretung bei Urlaub und Krankheit tätig: Suzanne Bohn, Anna Hofmann, Monika Krusch, Anika Manthey,<sup>1</sup> Peter Metz, Radojka Savic, Kawa Shamel.

Gegenüber den bereits erfolgreichen Vorjahren stieg das Besucheraufkommen im Jahr 2024 noch einmal, auf 133 320 Gäste. Das Besuchsinteresse teilte sich auf das Goethe-Haus, das Romantik-Museum und die Wechsausstellungen gleichmäßig auf, wodurch eine Raumüberlastung vermieden wurde. Dank des Interesses am Romantik-Museum konnte auch die Anzahl der Führungen im Vergleich mit der Zeit vor dem Neubau auf ungefähr 2000 nahezu verdoppelt werden. Um den wachsenden Besucherzahlen und der Vielfalt der Angebote gerecht zu werden, wird es künftig eine eigenständige Abteilung »Bildung und Vermittlung« geben; die Stelle für deren Leitungsposition wurde ausgeschrieben und soll im Jahr 2025 besetzt werden.

Im Bereich Haustechnik konnten alle begonnenen Maßnahmen abgeschlossen werden, nur der Einbau einer neuen Einbruchmeldeanlage zieht sich noch ins Jahr 2025.

Im Bestandsgebäude hat der Umbau der früheren Museumsetage und des Foyers im Erdgeschoss mit dem Ladenlokal begonnen. Die frühere Ladenfläche wird um die Räumlichkeiten im Untergeschoss verkleinert und erhält im Ausgleich etwa die Hälfte der Fläche des früheren Kassenraumes, inklusive einer Toilette und einer Küchenzeile. In diese Räume soll eine Buchhandlung einziehen. Die Räume im Untergeschoss ergänzen unsere Archivflächen, im Erdgeschoss bleibt eine ausreichende Fläche für den Empfang bei künftigen Veranstaltungen.

Im 1. Obergeschoss wurden die künftige Raumaufteilung und die Haustechnik geplant. Es wird u. a. ein klimatisierter Vorlagerraum geschaffen, der auch die Bibliothek von Hugo von Hofmannsthal beherbergen soll, außerdem werden Büros und ein Sitzungsraum geschaffen. Die Fußböden, Fenster, Jalousien und so weit wie möglich die Grundrisse bleiben erhalten.

*Christian Alberth*

# Dank

Über die institutionelle Förderung durch die Bundesrepublik Deutschland, das Land Hessen und die Stadt Frankfurt hinaus erhielt das Freie Deutsche Hochstift auch großzügige und wichtige Unterstützung von Freunden und Förderern. Besonders genannt seien hier:

Adolf Christ-Stiftung  
Akademie der Wissenschaften Mainz  
Andreas und Erika Dietzel-Stiftung  
Arbeitskreis selbständiger Kultur-Institute e. V. (AsKI)  
Aventis Foundation  
Frau Marianne Bachfeld  
Berkenkamp Stiftung Essen  
Herr Dr. C. Brandt  
Carl Friedrich von Siemens-Stiftung  
Herr Dr. Wolfgang Cilleßen  
Frau Margret von Conta  
Cronstett- und Hynspergische evangelische Stiftung zu Frankfurt am Main  
Frau Rose-Marie Gräfin von Degenfeld-Schonburg  
Deutsche Bank Stiftung  
Deutsches Zentrum Kulturgutverluste  
Dieter und Elisabeth Boeck-Stiftung  
Dr. med. Elfriede Burger-Stiftung  
Dr. Andreas Dietzel  
Herr Dr. Thomas Dürbeck und Frau Laura Melara-Dürbeck  
Unterstützungskasse der Firma Glasbau Hahn e. V.  
Ernst Max von Grunelius-Stiftung  
Frankfurter Bürgerstiftung im Holzhausenschlösschen  
Herr Prof. Dr. Leonhard Fiedler  
Hessische Kulturstiftung  
Dr. Hans Feith und Dr. Elisabeth Feith-Stiftung  
Herr Dr. Volker Güdener  
Herr Alwin Hafelfinger  
Frau Charlotte Jäkel  
Erich und Amanda Kress-Stiftung  
Kulturamt der Stadt Frankfurt am Main  
Kulturfonds Frankfurt RheinMain  
Kulturstiftung des Bundes  
Herr Prof. Dr. Henning Lobin

Frau Erika Lympius  
Marga Coing-Stiftung  
Dr. Marschner Stiftung  
Herr Eberhard Mayer-Wegelin  
Rudolf-August Oetker-Stiftung  
Frau Dr. Anke Sessler  
Shark GmbH Business Consulting & IT Solutions  
Sparkassen Kulturstiftung Hessen-Thüringen  
Stiftung Polytechnische Gesellschaft  
Herr Dr. Klaus-Dieter Stephan  
S. Fischer Stiftung  
Herr Michael Triegel  
Herr Georg Linde, Wilkie Farr & Gallagher LLP  
Frau Inge Wirth

HESSEN



STADT  FRANKFURT AM MAIN



Der Beauftragte der Bundesregierung  
für Kultur und Medien

## Adressen der Verfasser

- Prof. em. Dr. Jeremy Adler, King's College London, Faculty of Arts & Humanities, Department of Languages, Literatures and Cultures, Strand, London WC2R 2LS, United Kingdom
- Prof. Dr. Wolfgang Bunzel, Freies Deutsches Hochstift – Frankfurter Goethe-Haus, Großer Hirschgraben 23–25, 60311 Frankfurt am Main
- Prof. Dr. Gabriella Catalano, Università degli Studi di Roma »Tor Vergata«, Facoltà di Lettere e Filosofia, Dipartimento di Studi filologici, linguistici e letterari, Via Columbia 1, 00133 Roma, Italien
- Dr. Konrad Heumann, Freies Deutsches Hochstift – Frankfurter Goethe-Haus, Großer Hirschgraben 23–25, 60311 Frankfurt am Main
- Prof. Dr. Aeka Ishihara, The University of Tokyo, Graduate School of Arts and Sciences, Meguro-ku, Komaba 3–8–1, 153–8902 Tokio, Japan
- Dr. Alexander Knopf, Universität Heidelberg, Germanistisches Seminar, Hauptstraße 207–209, 69117 Heidelberg
- Dr. Marina Koreneva, Andreasstraße 64, 10243 Berlin
- Prof. Dr. Marcus V. Mazzari, Universidade de São Paulo, Faculdade de Filosofia, Letras e Ciências Humanas, Teoria Literária e Literatura Comparada, Av. Luciano Gualberto 403, 05508–900 Cidade Universitária, S.P., Brasilien
- Prof. Dr. Olaf Müller, Humboldt-Universität zu Berlin, Institut für Philosophie, Unter den Linden 6, 10099 Berlin
- Dr. Johannes Saltzwedel, Woldsenweg 18, 20249 Hamburg
- Dr. Joachim Seng, Freies Deutsches Hochstift – Frankfurter Goethe-Haus, Großer Hirschgraben 23–25, 60311 Frankfurt am Main
- Dr. Raphael Stübe, Goethe-Universität Frankfurt am Main, Institut für deutsche Literatur und ihre Didaktik, Norbert-Wollheim-Platz 1, 60629 Frankfurt am Main
- Bettina Zimmermann M.A., Freies Deutsches Hochstift – Frankfurter Goethe-Haus, Großer Hirschgraben 23–25, 60311 Frankfurt am Main